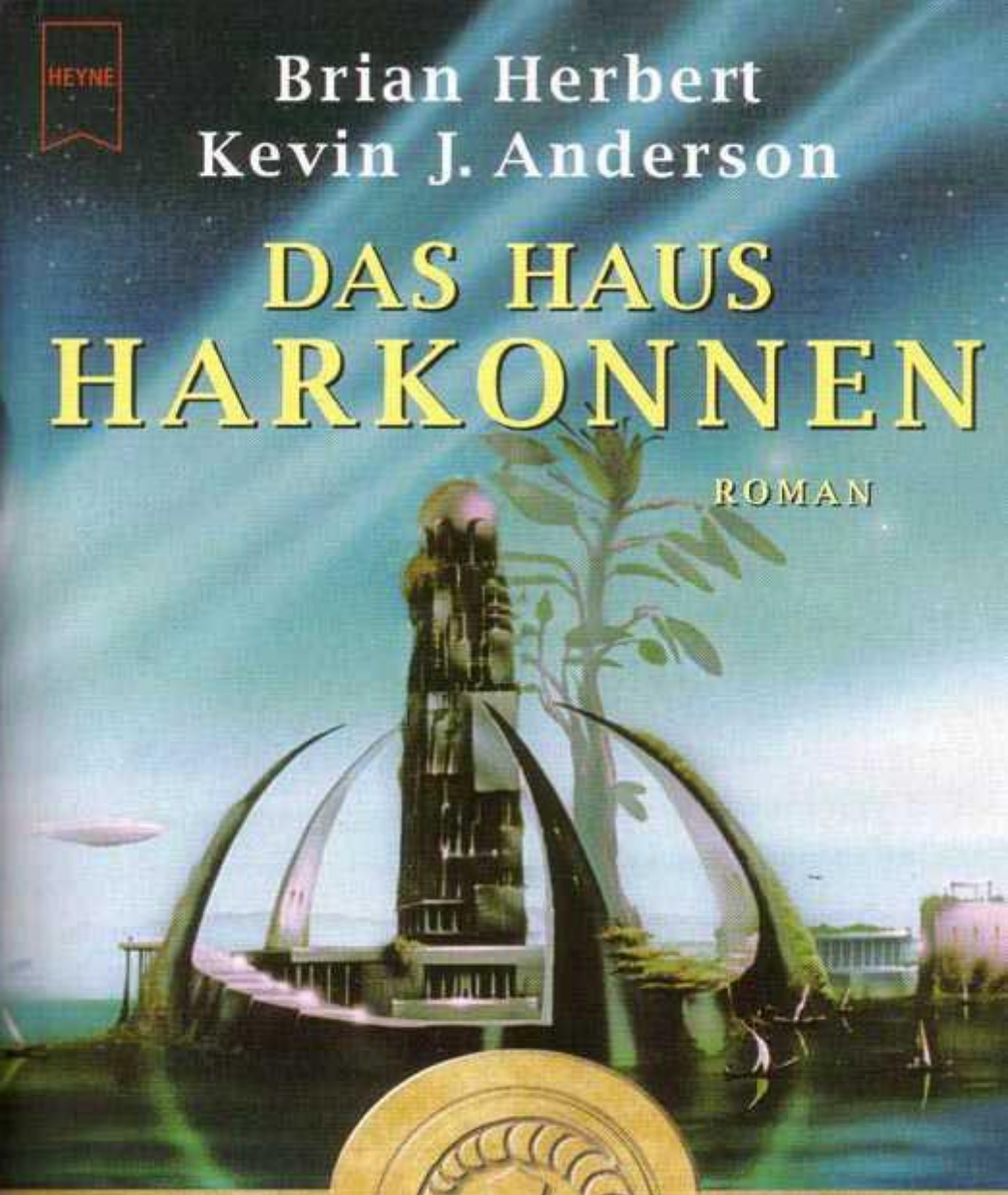
HEYNE

Brian Herbert
Kevin J. Anderson

DAS HAUS HARKONNEN

ROMAN



DER WÜSTENPLANET
Die frühen Chroniken 2

HEYNE

Brian Herbert
Kevin J. Anderson

DAS HAUS HARKONNEN

ROMAN

DER WÜSTENPLANET
Die frühen Chroniken 2

Das Buch

Mit dem Wüstenplanet-Zyklus hat Frank Herbert ein Universum geschaffen, das in der Science Fiction-Literatur einzigartig ist. Es umfasst den größten Teil unserer Galaxis und einen Zeitraum von Jahrtausenden, ja greift weit darüber hinaus: In die Vergangenheit durch die aufbewahrten Erinnerungen der Vorfahren im hochgezüchteten Geist der Atreides und dem Kollektivbewusstsein der Bene Gesserit; in die Zukunft durch die hellseherischen Kräfte Paul Muad'dibs und seines Sohnes Leto, des ›zerlegten Gottes‹. Damit hat der Autor eine Bühne geschaffen, die ihresgleichen nicht hat.

Nach dem überraschenden Tod Frank Herberts 1986 schien die Expansion des eindrucksvollen Universums endgültig zum Stillstand gekommen zu sein – zum Bedauern von Millionen von Leserinnen und Lesern rund um die Welt. Doch Brian Herbert, der Sohn Frank Herberts, sichtete den umfangreichen Nachlass seines Vaters und entschloss sich daraufhin, gemeinsam mit Kevin J. Anderson eine Trilogie zu schreiben, die unmittelbar vor dem Einsetzen der Handlung des Romans ›Der Wüstenplanet‹ spielt. Dadurch eröffnete sich die Möglichkeit, viele Ereignisse ins Bild zu setzen, die Frank Herbert in seinem Werk nur angedeutet hatte, sowie die Hauptcharaktere zu entwickeln, ihre Herkunft und ihre Jugend zu schildern und ihre Motive zu beleuchten.

In ›Das Haus Harkonnen‹ erfahren wir von den raffinierten genetischen Manipulationen der Bene Gesserit, das Erbgut der beiden verfeindeten Häuser Harkonnen und Atreides zusammen zu bringen, um die über neunzig Generationen hinweg geplante Geburt des Kwisatz Haderach sicherzustellen; wir werden Zeugen der brutalen Unterdrückung des Technikplaneten Ix durch die Tleilaxu und des heldenhaften, aber glücklosen Widerstandes seiner versklavten Bewohner sowie der unglaublich harten Ausbildung des jungen Duncan Idaho zum Schwertmeister; es wird über den feigen Anschlag auf Herzog Leto Atreides berichtet, bei dem sein kleiner Sohn Victor den Tod findet, und das teuflische Angebot der Tleilaxu, sein geliebtes Kind durch Klonen wieder zum Leben zu erwecken, wenn er dafür seinen besten Freund opfert; und schließlich wird von dem grausamen Regiment Baron Wladimir Harkonnens und seines perversen Neffen Glossu Rabban über die von ihnen beherrschten Planeten erzählt, zu denen auch Arrakis, der Wüstenplanet, gehört.

Die Autoren

Brian Herbert, der Sohn des 1986 verstorbenen Wüstenplanet-Schöpfers Frank Herbert, hat selbst SF-Romane verfasst, darunter den in Zusammenarbeit mit seinem Vater entstandenen ›Mann zweier Welten‹.

Kevin J. Anderson ist einer der meistgelesenen SF-Autoren unserer Zeit. Die Auflage seiner Bücher, darunter zahlreiche ›Star Wars‹- und ›Akte X‹-Romane, beträgt weltweit über 12 Millionen Exemplare.

Eine Liste der im WILHELM HEYNE VERLAG erschienenen Wüstenplanet-Bücher finden Sie am Ende des Bandes.

BRIAN HERBERT &
KEVIN J. ANDERSON

DAS HAUS HARKONNEN

DER WÜSTENPLANET
DIE FRÜHEN CHRONIKEN
ZWEITER ROMAN

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY
Band 06/8305

Titel der amerikanischen Originalausgabe
DUNE: HOUSE HARKONNEN
Deutsche Übersetzung von Bernhard Kempen
Das Umschlagbild ist von Frank M. Lewecke

Umwelthinweis:
Dieses Buch wurde auf chlor- und
säurefreiem Papier gedruckt

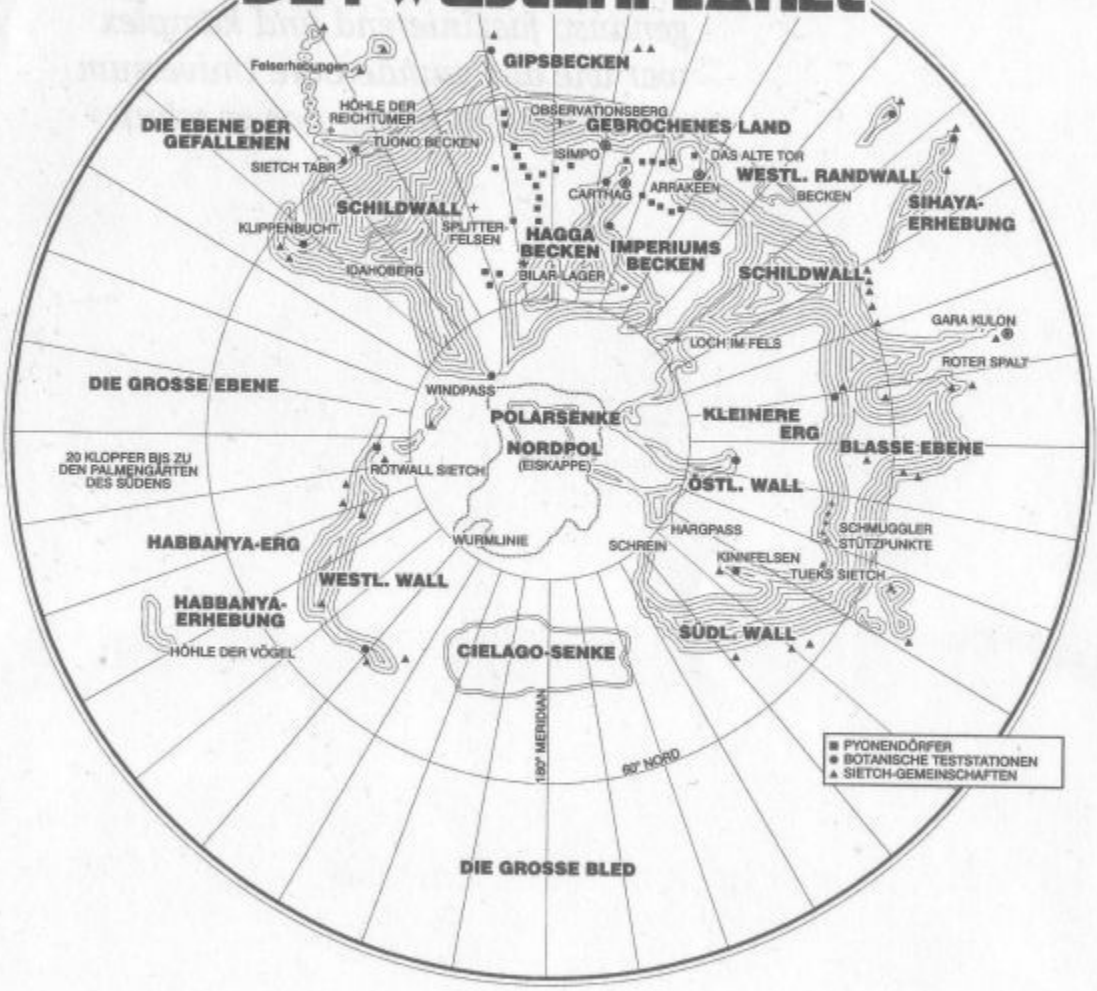
2. Auflage

Redaktion: Frank-Dietrich Grehmsbaum
Copyright © 2000 by Herbert Limited Partnership
Mit freundlicher Genehmigung der Autoren
und Paul & Peter Fritz, Literarische Agentur, Zürich
Copyright © 2001 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
http://www.heyne.de
Deutsche Erstausgabe 11/2001
Printed in Germany 2002
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Technische Betreuung: M. Spinola
Satz: Schaber, Satz- und Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: Bercker, Kevelaer

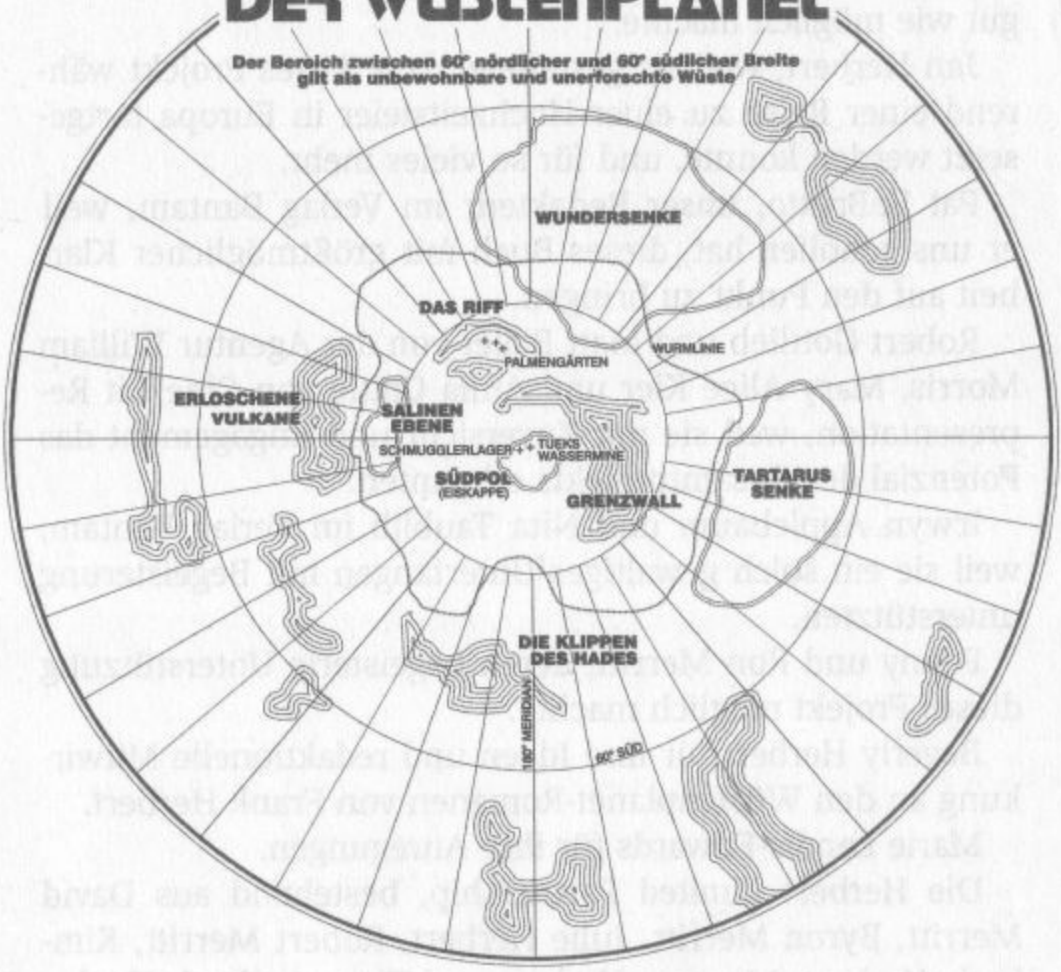
ISBN 3-453-19652-X

Für unseren gemeinsamen Freund Ed Kramer,
ohne den dieses Projekt
niemals verwirklicht worden wäre.
Er gab den Anstoß,
der uns zusammenbrachte.

ARRAKIS
DER WÜSTENPLANET



ARRAKIS
DER WÜSTENPLANET



Danksagung

Jan Herbert, in Anerkennung ihrer unerschöpflichen Hingabe und beständigen kreativen Unterstützung.

Penny Merritt, für ihre Hilfe bei der Verwaltung des literarischen Erbes ihres Vaters Frank Herbert.

Rebecca Moesta Anderson, die mit ihrer unermüdlichen Unterstützung und Begeisterung, ihren Ideen, ihrer Phantasie und ihrem scharfen Auge für eine Verbesserung dieses Projekts sorgte.

Robert Gottlieb und Matt Bialer von der Agentur William Morris, Mary Alice Kier und Anna Cottle von Cine/Lit Representation, deren Zuversicht und Engagement niemals nachließen und die das Potenzial des Projekts erkannten.

Irwyn Applebaum und Nita Taublib im Verlag Bantam, die ein solch gewaltiges Unterfangen mit Begeisterung unterstützten.

Pat LoBrutto, der mit seinem Engagement für dieses Projekt von Anfang an dafür sorgte, dass wir bei der Stange blieben. Er brachte uns zum Nachdenken über Möglichkeiten und Handlungsfäden, wodurch *Der Wüstenplanet - Das Haus Harkonnen* noch stärker und komplexer wurde.

Anne Lesley Groell und Mike Shohl, die als Redakteure die Zügel übernahmen und ausgezeichnete Vorschläge machten - sogar noch in letzter Minute.

Carolyn Caughey, unsere britische Herausgeberin, die immer noch Dinge fand, die allen anderen entgangen waren, für ihre Vorschläge zu kleineren und größeren Details.

Anne Gregory für die redaktionelle Arbeit an einer Auslandsausgabe von *Der Wüstenplanet - Das Haus Atreides*, die zu spät erschien, um sie noch in die Danksagungen aufnehmen zu können.

Wie immer danken wir Catherine Sidor von WordFire Inc., die unermüdlich zahlreiche Mikrokassetten transkri-

bierte und viele hundert Seiten tippte, um mit unserem manischen Arbeitstempo Schritt zu halten. Ihre Hilfe in allen Stadien dieses Projekts hat uns geholfen, nicht den Verstand zu verlieren. Trotzdem erzählt sie allen Leuten, wir seien sehr organisiert.

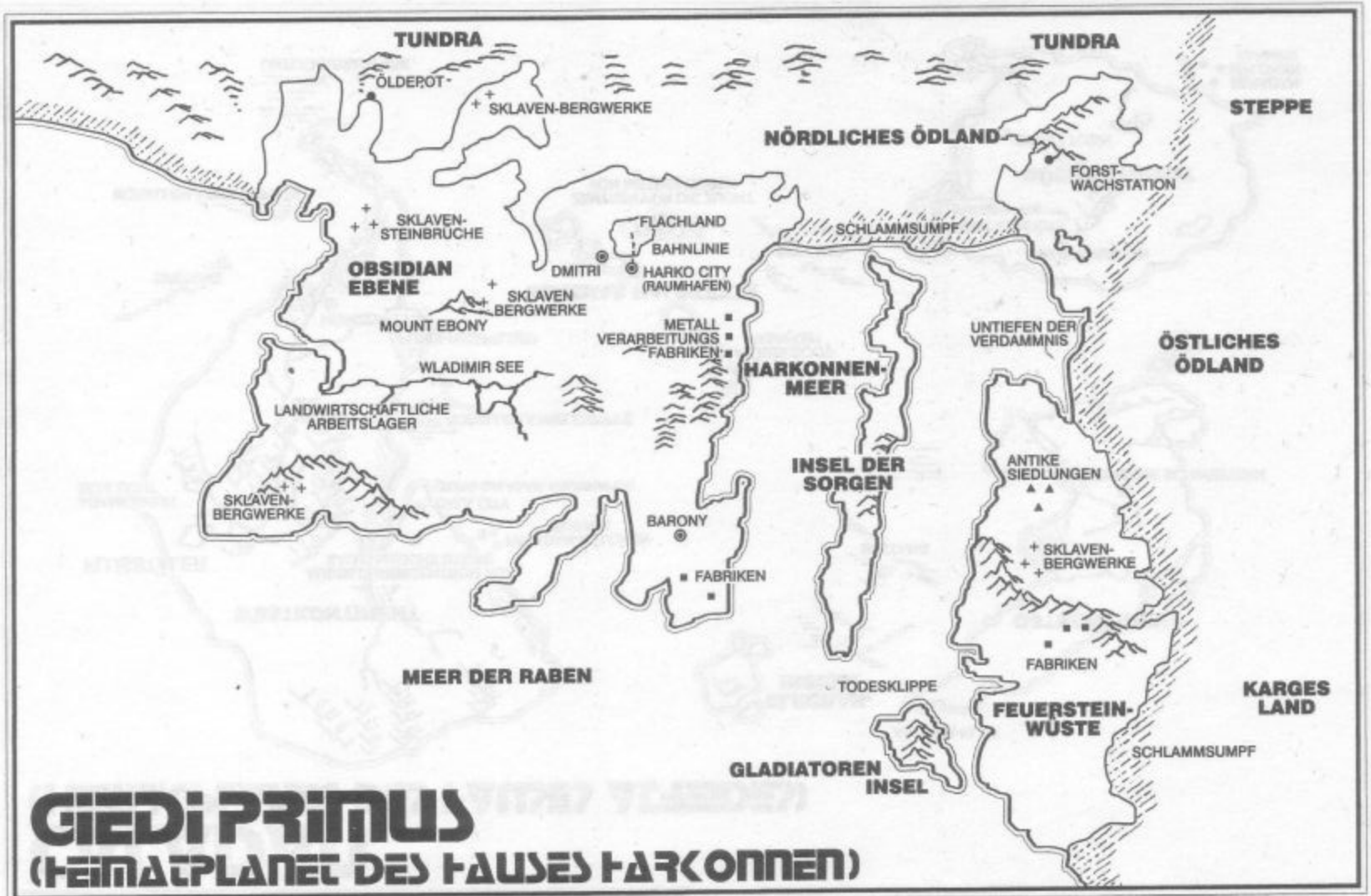
Diane E. Jones und Diane Davis Herdt, die als Testleser und Versuchskaninchen schufteten, uns ehrlich ihre Meinung sagten und zusätzliche Szenen vorschlugen, die diesem Buch zugute kamen.

Die Herbert Limited Partnership, bestehend aus Ron Merritt, David Merritt, Byron Merritt, Julie Herbert, Robert Merritt, Kimberly Herbert, Margaux Herbert und Theresa Shackelford, die uns begeistert unterstützten und uns die Fortsetzung der großartigen Vision Frank Herberts anvertrauten.

Beverly Herbert, für nahezu vierzig Jahre der treuen Unterstützung ihres Mannes.

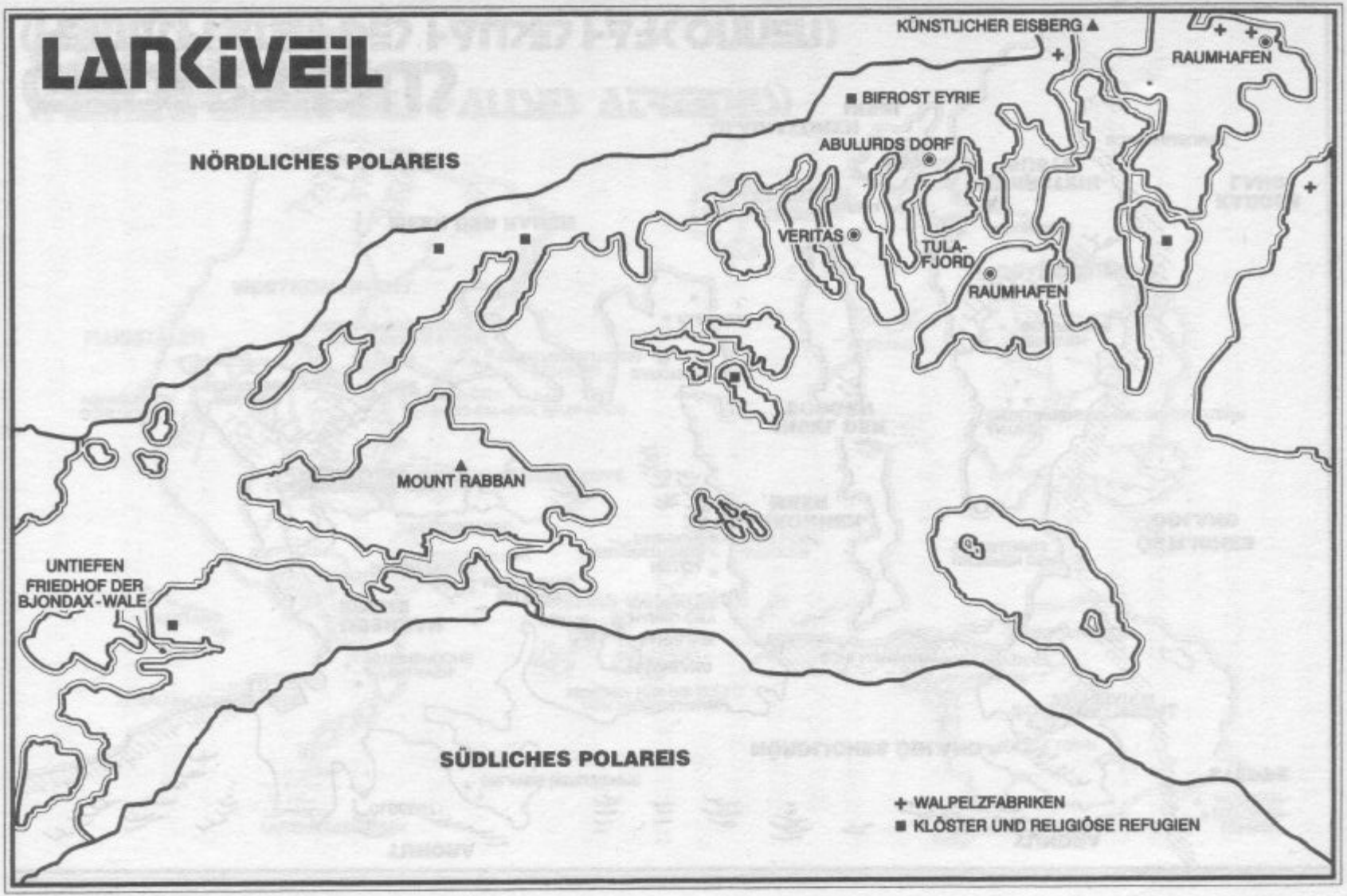
Und am meisten danken wir Frank Herbert, dessen Genie ein solch wundersames Universum schuf, das wir nun gemeinsam immer tiefer erkunden können.

CALADAN
(HEIMATPLANET DES HAUSES ATREIDES)



GIEDI PRIMUS

(HEIMATPLANET DES HAUSES HARKONNEN)


LANKIVEIL
KÜNSTLICHER EISBERG
RAUMHAFEN
BIFROST EYRIE
ABULURDS DORF
NÖRDLICHES POLAREIS
VERITAS
TULA-FJORD
RAUMHAFEN
MOUNT RABBAN
UNTIEFEN FRIEDHOF DER BJONDAX-WALE
SÜDLICHES POLAREIS
WALPELZFABRIKEN
KLÖSTER UND RELIGIÖSE REFUGIEN

1

Entdeckungen sind gefährlich... genauso gefährlich wie das Leben. Wer nicht bereit ist, Risiken einzugehen, ist dazu verdammt, niemals zu lernen, niemals zu wachsen, niemals zu leben.

Der Planetologe Pardot Kynes,
Eine Arrakis-Fibel,
geschrieben für seinen Sohn Liet

Als sich der Sandsturm heulend von Süden näherte, war Pardot Kynes mehr daran interessiert, meteorologische Daten zu sammeln, als sich in Sicherheit zu bringen. Sein Sohn Liet – erst zwölf Jahre alt, aber bereits ein erfahrenes Kind der Wüste – musterte die uralte Wetterkapsel, die sie in der verlassenen botanischen Teststation gefunden hatten. Er schien nicht davon überzeugt zu sein, dass die Maschine noch funktionstüchtig war.

Dann schaute Liet wieder über das Meer der Dünen auf den anrückenden Sturm. »Der Wind des Dämons in der offenen Wüste. *Hulasikali Wala.*« Und fast instinktiv überprüfte er die Einstellungen seines Destillanzugs.

»Ein Coriolissturm«, korrigierte Kynes die Fremen-Bezeichnung, die sein Sohn gewählt hatte, mit dem wissenschaftlichen Begriff. »Luftbewegungen über den offenen Ebenen, die durch die Rotation des Planeten verstärkt werden. Die Böen können Geschwindigkeiten bis zu siebenhundert Kilometern pro Stunde erreichen.«

Während sein Vater sprach, war der junge Mann damit beschäftigt, die eiförmige Wetterkapsel zu versiegeln, die Luftventile, die schwere Einstiegsluke und die eingelagerten Notvorräte zu überprüfen. Den Signalgenerator und Notsender beachtete er nicht weiter, da die statischen Störun-

gen des Sandsturms jede Sendung in elektromagnetische Schnipsel zerfetzen würden.

In einer behüteteren Gesellschaft hätte man Liet als kleinen Jungen betrachtet, doch das Leben unter den abgehärteten Fremen hatte ihn bereits erwachsener als manche andere gemacht, die doppelt so alt wie er waren. Er konnte besser mit einer Notsituation umgehen als sein Vater.

Der ältere Kynes kratzte sich im sandgrauen Bart. »Ein großer Sturm wie dieser kann sich über vier Längengrade erstrecken.« Er schaltete die blassen Bildschirme der Analysegeräte in der Kapsel ein. »Er befördert Staubteilchen bis in eine Höhe von zweitausend Metern und hält sie in der Atmosphäre, sodass noch lange nach dem Sturm Sand vom Himmel rieselt.«

Liet rüttelte noch einmal an der Luke, um sich zu vergewissern, dass sie dem Sturm standhalten würde. »Die Fremen bezeichnen es als *El-Sayal*, den ›Sandregen‹.«

»Wenn du eines Tages zum Planetologen geworden bist, musst du die korrekten Fachbegriffe benutzen«, sagte Pardot Kynes in dozierendem Tonfall. »Ich schicke dem Imperator immer noch Berichte, wenn auch nicht so häufig, wie ich sollte. Ich glaube ohnehin nicht, dass er sie tatsächlich liest.« Er tippte auf ein Instrument. »Ah, es scheint, dass die meteorologische Front uns beinahe erreicht hat.«

Liet nahm die Abdeckung eines Sichtfensters ab und betrachtete die näher kommende weiß-braune Wand. »Ein Planetologe muss nicht nur wissenschaftliche Begriffe, sondern auch seine Augen benutzen. Schau mal aus dem Fenster, Vater.«

Kynes blickte seinen Sohn lächelnd an. »Es ist Zeit, die Kapsel zu starten.« Er weckte die Maschinen aus ihrem langen Schlaf und schaffte es, die beiden Suspensor-Staffeln in Betrieb zu nehmen. Die Kapsel stemmte sich gegen die Schwerkraft und löste sich schließlich vom Boden.

Das Maul des Sturmes schoss auf sie zu, und Liet schob die Abdeckung zurück, in der Hoffnung, dass der uralte meteorologische Apparat nicht auseinander fiel. Er hatte

großes Vertrauen in die intuitiven Fähigkeiten seines Vaters, aber nicht in seine praktische Begabung.

Die eiförmige Kapsel stieg mithilfe der Suspensoren ohne Schwierigkeiten auf und schüttelte sich in den ersten Böen. »So!«, sagte Kynes. »Jetzt können wir mit der Arbeit beginnen...«

Der Sturm traf sie wie der Schlag einer riesigen Keule und schleuderte sie hoch in den Mahlstrom hinauf.

* * *

Einige Tage zuvor waren Pardot Kynes und sein Sohn während einer Exkursion in die offene Wüste auf eine botanische Teststation gestoßen, die vor Jahrtausenden aufgegeben worden war. Die Fremen hatten die meisten dieser Forschungseinrichtungen geplündert, doch diese Station, die sich in einer verborgenen Felsnische befand, war bislang unentdeckt geblieben.

Liet und er hatten die staubverkrustete Luke aufgebrochen, um einen Blick ins Innere zu werfen – wie Grabräuber, die im Begriff waren, in eine Totengruft hinabzusteigen. Sie hatten eine Weile in der Sonnenglut abwarten müssen, bis sich die tödliche abgestandene Luft verflüchtigt hatte. Pardot Kynes war im lockeren Sand auf und ab gegangen und hatte immer wieder den Atem angehalten, um den Kopf in das dunkle Loch zu stecken. Es hatte es kaum abwarten können, endlich einzusteigen und mit der Untersuchung zu beginnen.

Die botanischen Teststationen waren im Goldenen Zeitalter des alten Imperiums erbaut worden. Kynes wusste, dass dieser Wüstenplanet damals noch keine besondere Bedeutung gehabt hatte. Es gab keine nennenswerten Bodenschätze, und er eignete sich nicht zur Besiedelung. Als die Zensunni-Wanderer nach vielen Generationen der Sklaverei hierher gekommen waren, hatten sie gehofft, sich eine Welt zu schaffen, in der sie frei leben konnten.

Das war vor der Entdeckung der Gewürzmelange gewe-

sen, der kostbaren Substanz, die es an keinem anderen Ort des Universums gab. In diesem Moment hatte sich alles geändert.

Kynes bezeichnete diese Welt nicht mehr als Arrakis, wie sie in den imperialen Akten geführt wurde, sondern benutzte stattdessen den Namen der Fremen: *Dune*. Obwohl er inzwischen zu einem Fremen geworden war, blieb er ein Diener des Padischah-Imperators. Von Elrood IX. hatte er den Auftrag erhalten, das Geheimnis des Gewürzes zu enträtseln: woher es stammte, wie es gebildet wurde, wie es aufzufinden war. Seit dreizehn Jahren lebte Kynes nun schon unter den Wüstenbewohnern; er hatte eine Fremen-Frau geheiratet und seinen Sohn als halben Fremen aufgezogen. Er sollte einmal in seine Fußstapfen treten und zum nächsten Planetologen des Wüstenplaneten werden.

Kynes' Faszination für diese Welt hatte niemals nachgelassen. Er nutzte begeistert jede Gelegenheit, etwas Neues zu lernen, selbst wenn er sich dazu mitten in einen Sturm wagen musste.

* * *

Die uralten Suspensoren der meteorologischen Kapsel summten wie ein wütender Wespenschwarm im Coriolissturm. Das Gefährt verhielt sich wie ein Ballon mit stählerner Hülle, als es von wirbelnden Luftströmungen durchgeschüttelt wurde. Staub schliff wie ein Sandstrahlgebläse über das Metall.

»Das erinnert mich an die Aurorastürme, die ich auf Salusa Secundus erlebt habe«, sagte Kynes. »Ein erstaunliches Phänomen - sehr farbenfroh und äußerst gefährlich. Ein solcher Sturm kommt plötzlich aus dem Nichts und kann dich wie ein Hammer zermalmen. Man sollte es tunlichst vermeiden, sich draußen aufzuhalten.«

»Hier wäre ich auch nur ungern draußen«, erwiderte Liet.

Unter dem Außendruck gab eine Metallplatte nach und wurde eingedellt. Luft drang mit einem schrillen Pfeifen durch den Riss. Liet machte sich sofort über die Bruchstelle

her. Er hatte Reparaturwerkzeug und Dichtungsschaum bereitgehalten, weil er von Anfang an überzeugt gewesen war, dass die alte Kapsel dem Sturm nicht mehr standhalten würde. »Wir sind in Gottes Hand und können jeden Augenblick zerquetscht werden.«

»So hätte es auch deine Mutter ausgedrückt«, sagte der Planetologe, ohne von den Datenströmen aufzublicken, die von den Instrumenten in den Speicher flossen. »Schau nur, eine Böe wurde mit *achthundert* Stundenkilometern gemessen!« In seiner Stimme lag keinerlei Furcht, nur Faszination. »Ein gigantischer Sturm!«

Liet blickte sich zu ihm um, als der Schaum über dem Riss hart geworden war. Das Pfeifen hatte nachgelassen, sodass jetzt nur noch das dumpfe Tosen des Orkans zu hören war. »Wenn wir jetzt draußen wären, würde der Wind uns das Fleisch von den Knochen reißen.«

Kynes schürzte die Lippen. »Wahrscheinlich hast du Recht, aber du musst lernen, dich in objektiven und quantifizierbaren Begriffen auszudrücken. Eine Formulierung wie ›das Fleisch von den Knochen reißen‹ sollte man nicht in einem Bericht an den Imperator verwenden.«

Die Gewalt des Sturms und das Prasseln des Sandes steigerten sich zu einem Höhepunkt, dann fiel urplötzlich der Druck im Innern der Forschungskapsel ab, und es wurde totenstill. Liet blinzelte und schluckte, um wieder klar sehen und hören zu können. Die Stille schien in seinem Schädel zu pulsieren. Erst jetzt bemerkte er, dass die Hülle des Gefährts leise knackte und der Coriolissturm immer noch als geisterhaftes Flüstern zu hören war.

»Wir sind im Auge.« Pardot Kynes strahlte geradezu vor Begeisterung, als er von den Instrumenten zurücktrat. »Ein Sietch im Zentrum des Orkans, eine Zuflucht, wo man sie am wenigsten erwarten würde.«

Blau leuchtende statische Entladungen umzuckten sie, als sich durch die Reibung von Sand und Staub elektromagnetische Felder bildeten. »Mir wäre es lieber, jetzt in unserem Sietch zu sein«, gestand Liet.

Die meteorologische Kapsel trieb im Auge des Sturms, wo es still und verhältnismäßig sicher war. Im kleinen Fluggefährt hätten die beiden Menschen nun die Gelegenheit gehabt, als Vater und Sohn miteinander zu sprechen.

Aber sie taten es nicht...

Zehn Minuten später trafen sie auf die gegenüberliegende Wand des Sandsturms und wurden im nächsten Augenblick vom wahnsinnigen Wüten der staubgeschwängerten Luft mitgerissen. Liet stürzte, doch seinem Vater gelang es, sich festzuhalten. Die Hülle des Gefährts vibrierte im prasselnden Sand.

Kynes blickte auf die Kontrollen, auf den Boden und dann auf seinen Sohn. »Ich bin mir nicht sicher, was ich davon halten soll. Die Suspensoren...« - mit einem plötzlichen Ruck stürzten sie ab, als wäre eine Sicherheitsleine gekappt worden - »versagen!«

Liet hielt sich in der unheimlichen Schwerelosigkeit fest, während die Kapsel dem Boden entgegenstürzte, der sich unter dichten Staubschlieren verbarg. Sie überschlugen sich in der Luft, doch der Planetologe machte sich unbeirrt an den Kontrollen zu schaffen.

Die gestörten Suspensoren setzten stotternd wieder ein und fingen die Kapsel kurz vor dem Aufprall ab. Die Kräfte des Holtzman-Feldgenerators schützten sie vor der größten Wucht des Absturzes. Dann schlug die Wetterkapsel in den aufgewühlten Sand, und der Coriolissturm zog brüllend über sie hinweg, wie eine Erntemaschine, die eine Känguruhmaus unter den Raupenketten zerdrückte. Ein Sturzbach aus Staub regnete vom Himmel auf sie herab.

Pardot und Liet Kynes hatten den Zwischenfall mit einigen blauen Flecken überstanden. Sie rappelten sich auf und starrten sich an, während ihr Adrenalinspiegel allmählich sank. Der Sturm raste weiter und ließ die Kapsel im Sand zurück...

* * *

Nachdem es ihm gelungen war, einen Sandschnorchel durch die verstopfte Luftöffnung zu schieben, konnte Liet

frische Atemluft ins Innere der Kapsel pumpen. Als er die schwere Luke aufdrückte, rutschte ein Schwall Sand in die Wetterstation, doch dann konnte Liet die Wände mit statischem Schaum stabilisieren. Mit einer Schaufel aus seinem Überlebenssatz sowie seinen bloßen Händen machte er sich an die Arbeit, sich ins Freie zu graben.

Pardot Kynes setzte absolutes Vertrauen in die Fähigkeit seines Sohnes, sie aus dieser Notlage zu retten. Also konnte er sich im Zwielicht der Kapsel darauf konzentrieren, die neuen Wetterdaten in einen altertümlichen Speicher zu übertragen.

Liet blinzelte, als er ins Freie gelangte. Er fühlte sich wie ein Kind, das soeben auf die Welt gekommen war. Er blickte auf die vom Sturm verwandelte Landschaft. Die Wüste war neugeboren. Die Dünen reihten sich wie ziehende Herden aneinander, vertraute Landmarken waren völlig verändert, Fußstapfen, Zelte und selbst kleine Dörfer waren ausradiert. Das gesamte Sandbecken sah sauber und wie neu aus.

Völlig mit bleichem Staub bedeckt kroch er auf tragfähigeren Boden, von wo aus er in die Senke sah, unter der die Kapsel begraben lag. Beim Absturz hatte das Gefährt einen Krater in die aufgewühlte Wüstenoberfläche geschlagen, kurz bevor der Sturm sie unter einer Sandschicht begraben hatte.

Mit seinen Fremen-Instinkten und einem angeborenen Richtungssinn konnte Liet ihre ungefähre Position bestimmen. Sie befanden sich nicht allzu weit vom Südlichen Randwall entfernt. Er erkannte die Felsformationen mit den charakteristischen Spitzen und Furchen wieder. Wenn der Wind sie einen Kilometer weiter fortgeweht hätte, wäre die Kapsel in den ausgeglühten Bergen abgestürzt... ein unrühmliches Ende für den großen Planetologen, den die Fremen als ihren *Umma*, ihren Propheten verehrten.

Liet beugte sich über das Loch im Sand. »Vater!«, rief er nach unten. »Ich glaube, in den Felsen nicht weit von hier gibt es einen Sietch. Wenn wir uns auf den Weg machen, können die Fremen uns helfen, die Kapsel auszugraben.«

»Gute Idee«, antwortete Kynes' gedämpfte Stimme. »Geh nur. Ich bleibe hier. Um zu arbeiten. Ich... habe eine Idee.«

Mit einem Seufzer machte sich der junge Mann auf den Weg zu den ockerfarbenen Felsen. Seine Schritte hatten keinen festen Rhythmus, damit er keinen der großen Würmer anlockte. Kurzer Schritt, langer Schritt, Pause... langer Schritt, Pause, zwei kurze Schritte... langer Schritt, kurzer Schritt, Pause, kurzer Schritt...

Liets Freunde im Rotwall-Sietch, insbesondere sein Blutsbruder Warrick, beneideten ihn, dass er so viel Zeit mit dem Planetologen verbringen durfte. Umma Kynes war mit einer Vision zum Wüstenvolk gekommen – und nun glaubte es an seinen Traum von der Wiedererweckung *Dunes* und folgte ihm.

Ohne Wissen der Harkonnens – die nur auf Arrakis waren, um das Gewürz abzubauen, und die Menschen nur als auszubeutende Ressource betrachteten – leitete Kynes ganze Armeen von Arbeitern, die im Geheimen tätig waren. Die Fremen pflanzten Gras, um Wanderdünen zu verankern, sie legten in geschützten Schluchten Haine aus Kakteen und zähen Sträuchern an, sie bewässerten die Anpflanzungen mithilfe von Tausammlern. Und in der unerforschten Südpolarregion hatten sie sogar blühende Palmengärten geschaffen. Ein Demonstrationsprojekt im Gipsbecken brachte Blumen, frisches Obst und Zwergbäume hervor.

Obwohl der Planetologe grandiose Pläne dirigierte, die einen ganzen Planeten umfassten, hatte Liet nicht genug Vertrauen in den gesunden Menschenverstand seines Vaters und wollte ihn nicht für längere Zeit allein lassen.

Der junge Mann lief am Grat entlang, bis er blasse Brandspuren im Felsen bemerkte, einen beinahe natürlich wirkenden Pfad, der keinem Außenstehenden auffallen würde, und Botschaften in der Anordnung verschiedenfarbiger Steine, die Nahrung und Unterkunft versprachen, gemäß den überall respektierten Gastfreundschaftsregeln des *al'amyah*.

Mit Unterstützung kräftiger Fremen aus dem Sietch

konnten sie die Wetterkapsel freilegen und in ein Versteck schleppen, wo sie entweder ausgeschlachtet oder repariert wurde. Innerhalb einer Stunde hätten die Fremen alle Spuren beseitigt, worauf wieder lähmende Stille in der Wüste herrschen würde.

Doch als er zur Absturzstelle zurückblickte, stellte Liet erschrocken fest, dass sich das ramponierte Gefährt wieder in Bewegung gesetzt hatte. Es ragte bereits zu einem Drittel aus dem Sand hervor. Mit einem tiefen Summen kämpfte sich die Kapsel nach oben, wie ein Lasttier von Bela Tegeuse, das in ein Morastloch geraten war. Die Suspensoren entwickelten jedoch nur so viel Kraft, um das Fahrzeug zentimeterweise emporsteigen zu lassen.

Liet erstarrte, als ihm bewusst wurde, was sein Vater tat. *Suspensoren - in der offenen Wüste!*

Er rannte los, stolperte und rappelte sich immer wieder auf, während ihm eine Lawine aus Sand und Staub folgte. »Vater, halt! Schalt sie aus!« Er schrie so laut, dass ihm die Kehle schmerzte. Seine Eingeweide zogen sich vor Angst zusammen, als er über den goldenen Ozean aus Dünen blickte, bis zum Höllenofen der fernen Cielago-Senke. Er suchte nach einer verräterischen Wellenbewegung, einer Störung, die auf eine Bewegung tief unter der Oberfläche hinwies...

»Vater, steig sofort aus!« Vor der offenen Luke kam er rutschend zum Stehen, während sich die Kapsel weiter aus dem Sand hervorkämpfte. Die Suspensorfelder wimmerten. Liet packte eine Kante der Einstiegsluke und zog sich hinauf. Kynes erschrak, als sein Sohn plötzlich ins Innere der Wetterkapsel rollte.

Der Planetologe grinste ihn an. »Es ist irgendein automatisches System. Ich weiß selbst nicht, gegen welchen Schalter ich gestoßen bin, aber die Kapsel könnte sich in weniger als einer Stunde von selbst befreit haben.« Er wandte sich wieder den Instrumenten zu. »Jedenfalls hatte ich jetzt Zeit, alle gewonnenen Daten in einen einzigen Speicher...«

Liet packte seinen Vater und zerrte ihn von den Kontrol-

len weg. Er schlug mit der flachen Hand auf die Notabschaltung, worauf die Suspensoren erstarben. Kynes wollte protestieren, aber sein Sohn drängte ihn zur offenen Luke. »Raus, sofort! Lauf, so schnell du kannst! Zu den Felsen!«

»Aber...«

Liets Nasenflügel bebten wütend. »Suspensoren erzeugen ein Holtzman-Feld, genauso wie Schilde. Du weißt, was geschieht, wenn man draußen in der Wüste einen Schutzschild aktiviert?«

»Die Suspensoren arbeiten wieder?« Kynes blinzelte verblüfft, dann hellte sich seine Miene auf, als er den Zusammenhang verstand. »Ja, dann kommt ein Wurm.«

»Dann kommt *immer* ein Wurm. Jetzt lauf!«

Der ältere Kynes schob sich schwankend durch die Luke und ließ sich in den Sand fallen. Dann stand er auf und orientierte sich im gleißenden Sonnenschein. Als er in etwa einem Kilometer Entfernung die Felsformation entdeckte, von der Liet gesprochen hatte, marschierte er los. Auch er bewegte sich mit unregelmäßigen Schritten und vollführte einen komplizierten hüpfenden Tanz mit unterschiedlich langen Pausen. Der junge Fremen sprang ebenfalls aus der Luke und folgte ihm auf dem Weg in die Sicherheit der Felsen.

Nur wenig später hörten sie hinter sich ein zischendes, scharrendes Geräusch. Liet blickte sich um, dann drängte er seinen Vater eine Düne hinauf. »Schneller! Ich weiß nicht, wie viel Zeit uns noch bleibt!« Sie erhöhten ihre Geschwindigkeit. Pardot stolperte und kämpfte sich wieder hoch.

Wellen liefen über den Sand direkt auf die halb im Sand vergrabene Kapsel zu. Und auf *sie* zu. Dünen wölbten sich auf, gerieten ins Rutschen und wurden eingeebnet, als sich darunter ein Wurm an die Oberfläche schob.

»Lauf um dein Leben!« Gehetzt rannten sie auf die Felsen zu, überquerten einen Dünenkamm, glitten auf der anderen Seite hinunter und stürmten weiter, während der weiche Sand an ihren Füßen zerrte. Liet fasste neuen Mut, als er sah, dass die sicheren Felsen nur noch hundert Meter entfernt waren.

Das Zischen wurde immer lauter, je näher der Wurm kam. Der Boden unter ihren Stiefeln bebte.

Endlich hatte Kynes die ersten Felsen erreicht und hielt sich keuchend daran fest. Doch Liet drängte ihn weiter, höher den Abhang hinauf, damit das Monstrum sie nicht erreichen konnte, wenn es sich aus dem Sand erhob.

Als sie wenige Augenblicke später auf einem Felsvorsprung saßen und wortlos in der heißen Luft nach Atem schnappten, beobachteten Pardot Kynes und sein Sohn, wie sich ein kochender Wirbel rund um die halb vergrabene Wetterkapsel bildete. Die Viskosität des aufgelockerten Staubs änderte sich, die Kapsel bewegte sich und begann langsam zu versinken.

Dann erhob sich aus dem Zentrum des Trichters ein gewaltiges Maul. Das Ungeheuer der Wüste verschlang das Ärgernis zusammen mit etlichen Tonnen Sand. Die Trümmer der Kapsel verschwanden in einem tiefen Schacht, der mit kristallenen Zähnen gespickt war. Schließlich tauchte der Wurm wieder in den trockenen Ozean, und Liet verfolgte die Wellen, die jetzt langsamer über den Sand liefen und anzeigten, auf welchem Weg das Monstrum in die offene Ebene zurückkehrte...

In der betäubenden Stille, die darauf folgte, machte Pardot Kynes nicht den Eindruck, als wäre er froh, dem Tod entronnen zu sein. »Wir haben alle Daten verloren«, sagte er niedergeschlagen und tat einen schweren Atemzug. »Mit diesen Informationen hätte ich ein besseres Verständnis der Stürme gewinnen können.«

Liet griff in eine Tasche auf der Brust seines Destillanzugs und hielt den altertümlichen Datenspeicher hoch, den er aus der Instrumentenkonsole der Wetterkapsel gezogen hatte. »Selbst wenn ich versuche, unser Leben zu retten, vergesse ich nicht die Bedeutung wissenschaftlicher Forschungen.«

Kynes strahlte voller väterlichem Stolz.

Unter der Wüstensonne folgten sie dem zerklüfteten Pfad, bis sie die Sicherheit des Sietchs erreichten.

2

Erkenne, Mensch, dass du Leben erschaffen kannst. Und dass du Leben zerstören kannst. Doch du hast keine Wahl, als das Leben zu erfahren. Und darin liegt sowohl deine größte Stärke als auch deine größte Schwäche.

Orange-Katholische Bibel,
Buch Kimla Septima, 5:3

Auf der ölverseuchten Welt Giedi Primus verließ die Arbeitermannschaft am Ende eines typischen, scheinbar endlosen Tages die Felder. Verschwitzt und verdreckt schleppten sich die Arbeiter über von Gräben gesäumten Parzellen nach Hause, während die rote Sonne tief am Himmel stand.

Mitten unter ihnen ging Gurney Halleck. Sein blondes Haar klebte ihm wirr am Kopf, und er klatschte rhythmisch in die Hände. Nur so konnte er sich zum Weitermachen antreiben, nur auf diese Weise konnte er das Joch der Harkonnens ertragen, die in diesem Moment nicht in Hörweite waren. Er improvisierte ein Arbeiterlied ohne allzu kunstvolle Verse und drängte seine Kameraden, mitzusingen oder zumindest den Refrain mitzusummen.

Wir mühen uns jeden Tag, wie es der Harkonnen mag,
Nach Stunden um Stunden sind wir zerschunden,
Wir schuften und schuften, schuften und schuften…

Die Männer trotteten stumm weiter. Nach elf Stunden auf den steinigen Feldern waren sie zu müde, um sich vom wackeren Troubadour animieren zu lassen. Schließlich gab Gurney mit einem resignierten Seufzer auf, doch sein Gesicht zeigte nach wie vor ein verschmitztes Grinsen. »Wir

haben in der Tat ein hartes Leben, meine Freunde, aber deswegen müssen wir nicht in Trübsinn verfallen.«

Vor ihnen lag ein kleines Dorf aus vorgefertigten Gebäuden. Die Siedlung nannte sich Dmitri – zu Ehren des vormaligen Harkonnen-Patriarchen, des Vaters von Baron Wladimir. Als der Baron vor einigen Jahrzehnten zum Herrscher des Hauses Harkonnen geworden war, hatte er die Landkarten von Giedi Primus studiert und verschiedene Orte nach seinem Geschmack umbenannt. Dadurch hatten einige hervorstechende Merkmale der Landschaft einen melodramatischeren Anstrich gewonnen: Insel der Sorgen, Untiefen der Verdammnis, Todesklippe...

Zweifellos würde in einigen Generationen irgendjemand kommen und all diese Orte erneut umbenennen.

Doch über solche Dinge machte sich Gurney Halleck keine Sorgen. Obwohl er keine gute Ausbildung genossen hatte, wusste er, dass das Imperium gewaltig war, dass es aus Millionen Planeten und Trillionen Menschen bestand. Dennoch war es nicht sehr wahrscheinlich, dass er jemals weiter als bis Harko City kommen würde, der wimmelnden, rauchenden Metropole, die dem östlichen Horizont einen ewigen rötlichen Schein verlieh.

Gurney musterte die Arbeitergruppe, die Männer, die er jeden Tag sah. Mit gesenktem Blick marschierten sie wie Maschinen zu ihren ärmlichen Häusern. Sie wirkten so missmutig, dass er laut lachen musste. »Wenn ihr euch etwas Suppe in die Bäuche gekippt habt, erwarte ich von euch, dass ihr heute Abend singt. Heißt es nicht in der O.-K.-Bibel: ›Schöpfe Freude aus deinem Herzen, denn die Sonne geht auf und unter, gemäß deiner Perspektive auf das Universum‹?«

Ein paar Arbeiter brummten ohne allzu große Begeisterung. Immerhin besser als gar nichts. Wenigstens war es ihm gelungen, sie ein klein wenig aufzumuntern. In einem so tristen Leben war selbst der winzigste Farbklecks die Mühe wert.

Gurney war einundzwanzig und hatte bereits eine harte

und ledrige Haut, nachdem er auf den Feldern gearbeitet hatte, seit er acht Jahre alt geworden war. Wie immer nahmen seine hellblauen Augen begierig jedes Detail auf – obwohl es im Dorf Dmitri und den umliegenden Feldern nur wenig gab, das sich anzusehen lohnte. Mit dem kantigen Kinn, der zu runden Nase und dem flachen Gesicht wirkte er schon jetzt wie ein alter Bauer und würde zweifellos irgendwann eins der früh ausgelaugten Mädchen aus dem Dorf heiraten.

Gurney hatte den Tag in einem tiefen Graben verbracht, aus dem er mit einem Spaten steinige Erde geschaufelt hatte. Nachdem viele Jahre lang derselbe Boden bestellt worden war, mussten die Dorfbewohner tief graben, um noch nährstoffhaltige Ackererde zu finden. Der Baron wäre niemals auf die Idee gekommen, auch nur einen Solari für Düngemittel zu verschwenden – zumindest nicht für diese Menschen.

In den Jahrhunderten, die sie Giedi Primus verwalteten, hatten es sich die Harkonnens angewöhnt, alles aus dem Land herauszuwringen, was es hergab. Es war ihr Recht – nicht etwa ihre Pflicht –, diese Welt auszubeuten und die Dörfer umzusiedeln, wenn das alte Land keine Ernte mehr hervorbrachte. Wenn Giedi Primus eines Tages eine leblose Wüste war, würde der Herrscher des Hauses Harkonnen zweifellos um ein neues Lehen ersuchen, nach einer neuen Möglichkeit, dem Padischah-Imperator dienen zu können. Schließlich gab es zahllose Planeten im Imperium, die der Ausbeutung harrten.

Doch die galaktische Politik interessierte Gurney nicht besonders. Seine Gedanken kreisten ausschließlich um den bevorstehenden Abend, an dem er sich ein wenig entspannen und unterhalten wollte. Morgen erwartete ihn ein weiterer Tag der Schinderei.

Nur faserige, stärkehaltige Krall-Knollen gediehen einigermaßen auf diesem Ackerboden. Der größte Teil der Ernte wurde als Tierfutter exportiert, doch die geschmacklosen Knollen waren immerhin nahrhaft genug, um menschliche

Arbeitskraft zu erhalten. Gurney aß die Knollen jeden Tag, genauso wie jeder andere. *Karge Krume, karge Küche.*

Seine Eltern und Arbeitskollegen kannten zahlreiche Sprichwörter, von denen viele aus der Orange-Katholischen Bibel stammten. Gurney hatte alle auswendig gelernt und viele mit einer Melodie versehen. Musik war der einzige Genuss, der ihm erlaubt war, und er teilte ihn großzügig mit allen anderen.

Die Arbeiter verteilten sich auf ihre einzeln stehenden, aber völlig identischen Behausungen. Es waren baufällige Fertighäuser, die das Haus Harkonnen billig eingekauft und hier abgestellt hatte. Gurney blickte auf die Baracke, in der er zusammen mit seinen Eltern und seiner jüngeren Schwester Bheth lebte.

Ihr Haus wirkte etwas freundlicher als die anderen. In alten, verrosteten Kochtöpfen mit Erde wuchsen farbenfrohe Blumen: rotbraune, blaue und gelbe Stiefmütterchen, ein Büschel Gänseblümchen und sogar eine geradezu nobel wirkende Calla. Vor den meisten Häusern gab es kleine Gärten, in denen die Menschen Kräuter und Gemüse anbauten – obwohl jederzeit die Gefahr bestand, dass allzu appetitlich aussehende Gewächse von Patrouillen der Harkonnens konfisziert und gegessen wurden.

Es war ein warmer Tag, und Rauch hing in der Luft, aber die Fenster ihres Hauses standen offen. Gurney hörte Bheths Stimme, die eine fröhliche Melodie sang. Er stellte sich ihr Gesicht mit dem langen, strohfarbenen Haar vor. Er bezeichnete es gerne als ›flachsblond‹. Dieses Wort kannte er aus altterranischen Gedichten, die er auswendig gelernt hatte, doch er hatte niemals in seinem Leben gesponnenen Flachs zu Gesicht bekommen. Mit ihren siebzehn Jahren war Bheth ein hübsches Mädchen und hatte ein angenehmes Wesen, das noch nicht durch lebenslange Arbeit zerstört worden war.

Gurney benutzte den Wasserhahn an der Außenwand, um sich die Dreckschicht von Gesicht, Armen und Händen zu waschen. Er hielt den Kopf unter den kalten Wasser-

strahl und bemühte sich, die verfilzten Haarsträhnen mit stumpfen Fingern wieder einigermaßen in Ordnung zu bringen. Er schüttelte das Wasser ab und trat ins Haus, küsste Bheth auf die Wange und tropfte sie dabei nass. Sie kreischte auf und flüchtete vor ihm, um sich wieder ihrer Küchenarbeit zu widmen.

Ihr Vater hatte sich bereits in seinen Stuhl fallen lassen. Die Mutter beugte sich über große Holzfässer, die neben der Hintertür standen, und bereitete Krall-Knollen für den Verkauf auf dem Markt vor. Als sie sah, dass Gurney heimgekommen war, trocknete sie sich die Hände ab und kam herein, um Bheth beim Decken des Tisches zu helfen. Dann stellte sie sich an den Tisch und las mit ehrfurchtsvoller Stimme mehrere Verse aus einer zerfledderten O.K.-Bibel vor. Sie hatte sich zum Ziel gesetzt, ihren Kindern den kompletten Inhalt des dicken Bandes vorzulesen, bevor sie starb. Schließlich nahmen sie Platz, um zu essen. Gurney unterhielt sich mit seiner Schwester, während er die Suppe mit dem zähen Gemüse löffelte, die nur mit Salz und ein paar getrockneten Kräutern gewürzt war. Während der Mahlzeit sprachen ihre Eltern kaum miteinander, und wenn, dann nur in einsilbigen Bemerkungen.

Als er fertig war, trug er das Geschirr zum Spülbecken, wo er es sauber schrubbte und stehen ließ, damit es bis zum nächsten Tag trocknen konnte. Mit feuchten Händen schlug er seinem Vater auf die Schulter. »Hast du Lust, mit mir ins Gasthaus zu kommen? Heute ist Gemeinschaftsabend.«

Der ältere Mann schüttelte den Kopf. »Ich würde lieber schlafen gehen. Deine Lieder machen mich manchmal einfach zu müde.«

Gurney zuckte die Achseln. »Dann ruh dich eben aus.« In seinem kleinen Zimmer öffnete er den wackligen Schrank und holte seinen kostbarsten Besitz hervor: ein altes Baliset, normalerweise ein neunsaitiges Instrument, doch Gurney hatte gelernt, es mit nur sieben Saiten zu spielen, da zwei gerissen waren und es keinen Ersatz gab.

Er hatte das weggeworfene Instrument in unbrauchbarem Zustand gefunden, doch nach sechs Monaten geduldiger Arbeit, nachdem er geklebt, geschliffen und lackiert hatte, gab das Baliset die schönste Musik von sich, die er je gehört hatte, auch wenn es nicht in vollem Tonumfang spielbar war. Gurney verbrachte viele Nächte damit, die Saiten zu zupfen und an den Wirbeln zu drehen. Er brachte sich selbst bei, bekannte Melodien zu spielen oder neue zu komponieren.

Als sich die Dunkelheit über das Dorf senkte, ließ sich seine Mutter erschöpft in einen Stuhl sinken. Sie legte die kostbare Bibel in den Schoß und fühlte sich eher durch ihr Gewicht als durch die Worte getröstet. »Komm nicht zu spät heim«, sagte sie mit matter, kraftloser Stimme.

»Keine Sorge.« Gurney fragte sich, ob es ihr überhaupt auffallen würde, wenn er die ganze Nacht fortblieb. »Ich brauche meine Kräfte, um morgen wieder in den Gräben zu ackern.« Er hob einen muskulösen Arm und tat so, als freue er sich auf die Arbeit, die, wie jeder wusste, niemals enden würde. Dann machte er sich über die staubigen Straßen auf den Weg zum Gasthaus.

Nach einer tödlichen Fieberepidemie vor einigen Jahren hatten vier der Fertighäuser leer gestanden. Die Dorfbewohner hatten sie zusammengerückt, die Zwischenwände herausgerissen und daraus ein großes Gemeinschaftshaus errichtet. Obwohl es eigentlich keiner der zahlreichen von den Harkonnens erlassenen Vorschriften widersprach, hatten die Gesetzeshüter angesichts dieser Demonstration von Eigeninitiative die Stirn gerunzelt. Aber das Gasthaus stand immer noch.

Gurney gesellte sich zur kleinen Gruppe von Männern, die sich bereits zum Gemeinschaftsabend eingefunden hatten. Einige waren mit ihren Frauen gekommen. Ein Mann lag bereits auf einem Tisch, aber er war wohl eher erschöpft als betrunken, da sein Krug mit wässrigem Bier erst halb geleert war. Gurney näherte sich ihm von hinten, hob sein Baliset und schlug einen klirrenden Akkord an, worauf der Mann wieder hellwach war.

»Ich habe ein neues Stück für euch, Freunde. Nicht gerade eine Hymne, an die sich eure Mütter erinnern werden, aber ich bringe euch das Lied trotzdem bei.« Er grinste verschmitzt in die Runde. »Damit ihr alle mitsingen und mir den Musikgenuss verderben könnt.« Die Männer des Dorfes waren keine begabten Sänger, aber die Lieder waren die einzige Unterhaltung, die etwas Farbe in ihr Leben brachte.

Mit kräftiger Stimme sang er die süffisanten Worte zu einer bekannten Melodie:

O Giedi Primus!
Deine finstren Schatten sind unvergleichlich,
Von den rußdunklen Ebenen bis zum pechschwarzen Meer,
Und zur düstersten Nacht im Auge des Imperators.

Kommt her von fern und nah
Und seht, was sich in unsren Herzen verbirgt,
Habt Teil an unsrem Überfluss
und schwingt die Spitzhacke,
um alles noch schöner zu machen.

O Giedi Primus!
Deine finstren Schatten sind unvergleichlich,
Von den rußdunklen Ebenen bis zum pechschwarzen Meer,
Und zur düstersten Nacht im Auge des Imperators.

Als das Lied zu Ende war, hatte Gurney ein breites Grinsen auf dem derben Gesicht und verbeugte sich zu dem dürftigen Applaus. Einer der Männer rief heiser: »Pass gut auf, Gurney Halleck! Wenn die Harkonnens deine liebliche Stimme hören, werden sie dich bestimmt nach Harko bringen – damit du vor dem Baron höchstpersönlich singst.«

Gurney schnaufte verächtlich. »Der Baron hat keinen Sinn für Musik und schon gar nicht für fröhliche Lieder wie meine.« Lautes Gelächter erscholl. Er nahm sich einen Krug und kippte das säuerliche Bier hinunter.

Dann flog die Tür auf, und Bheth stürmte herein. Ihr flachsblondes Haar war lose, ihr Gesicht gerötet. »Eine Patrouille kommt! Wir haben die Suspensorlampen gesehen. Es ist ein Gefangenentransporter mit mindestens einem Dutzend Wachleute.«

Die Männer sprangen sofort auf. Zwei liefen zu den Türen, doch die anderen blieben wie erstarrt stehen, als hätten sie sich längst mit ihrem Schicksal abgefunden.

Gurney schlug einen beruhigenden Akkord auf dem Baliset. »Immer mit der Ruhe, meine Freunde! Haben wir irgendetwas Illegales getan? ›Die Schuldigen kennen und offenbaren ihre Verbrechen.‹ Wir haben uns lediglich in geselliger Runde getroffen. Dafür können uns die Harkonnens nicht verhaften. Im Gegenteil, wir demonstrieren sogar, wie zufrieden wir mit unseren Lebensbedingungen sind, wie glücklich wir sind, für den Baron und seine Günstlinge arbeiten zu dürfen. Stimmt's?«

Mehr als ein schwaches Brummen der Zustimmung konnte er den Leuten nicht entlocken. Gurney stellte sein Baliset ab und ging zum trapezförmigen Fenster des Gemeinschaftshauses, als gerade ein Gefangenentransporter mitten im Dorf landete. Mehrere menschliche Gestalten waren in den Schatten hinter den Plazfenstern des Gefährts zu erkennen. Offenbar hatten die Harkonnens bereits fleißig Verhaftungen vorgenommen – allesamt Frauen, wie es schien. Obwohl er die Hand seiner Schwester tätschelte und sich bemühte, seine gute Laune zu wahren, wusste Gurney, dass die Soldaten immer einen Grund für weitere Verhaftungen fanden.

Grelle Scheinwerfer waren auf das Dorf gerichtet. Dunkle bewaffnete Gestalten rannten durch die Straßen und hämmerten gegen Türen. Dann wurde mit lautem Krachen die Tür zum Gemeinschaftshaus aufgestoßen.

Sechs Männer stürmten das Gebäude. Gurney erkannte Hauptmann Kryubi von der Leibwache des Barons. Er war für die Sicherheit im Haus Harkonnen verantwortlich. »Nicht von der Stelle rühren, damit wir Sie inspizieren kön-

nen!«, befahl Kryubi. Ein kleiner Schnurrbart zierte seine Oberlippe. Sein Gesicht war schmal, und seine Wangen wirkten eingefallen, als würde er zu häufig die Zähne zusammenbeißen.

Gurney blieb am Fenster stehen. »Wir haben hier nichts Unrechtes getan, Hauptmann. Wir halten uns an die Vorschriften der Harkonnens. Wir tun unsere Arbeit.«

Kryubi wandte sich ihm zu. »Und wer hat Sie zum Sprecher dieses Dorfes ernannt?«

Gurney vergaß in der Aufregung, seinen Sarkasmus zu zügeln. »Und wer hat Ihnen gestattet, unschuldige Dorfbewohner zu schikanieren? Sie sind verantwortlich, wenn wir morgen unsere Arbeit nicht tun können.«

Seine Gefährten im Gasthaus waren entsetzt über Gurneys Dreistigkeit. Bheth hielt seine Hand fest und versuchte ihm irgendwie klarzumachen, dass er den Mund halten sollte. Die Harkonnen-Wachen vollführten drohende Gesten mit ihren Waffen.

Gurney deutete mit einer brüsken Bewegung des Kopfes auf den Gefangenentransporter draußen vor dem Fenster. »Was haben diese Leute getan? Welche Verbrechen rechtfertigen ihre Verhaftung?«

»Dazu bedarf es keines Verbrechens«, sagte Kryubi, der offenbar keine Hemmungen hatte, die Wahrheit auszusprechen.

Gurney trat einen Schritt vor, doch sogleich packten ihn drei Wachen an den Armen und warfen ihn zu Boden. Er wusste, dass der Baron seine Wachleute häufig aus den Bauerndörfern rekrutierte. Wenn die neuen Soldaten einem tristen Leben entkommen waren und plötzlich Uniformen, Waffen, Unterkunft und Frauen hatten, entwickelten sie häufig eine tiefe Verachtung für ihr früheres Leben und gingen grausamer vor als ihre professionellen Kollegen von anderen Planeten. Gurney hoffte, dass er jemanden aus einem benachbarten Dorf erkannte, damit er ihm ins Gesicht spucken konnte. Sein Kopf schlug auf den harten Boden, aber er war schon im nächsten Moment wieder auf den Beinen.

Bheth eilte zu ihrem Bruder. »Hör auf, sie noch mehr zu provozieren.«

Es war denkbar unklug von ihr, so etwas zu tun. Kryubi zeigte auf sie. »Gut. Nehmt die da auch mit!«

Bheths schmales Gesicht erbleichte, als zwei Wachen sie an den Armen packten. Sie wehrte sich, als man sie zur offenen Tür schleifte. Gurney warf sein Baliset beiseite und wollte ihr folgen, aber der dritte Wachmann hob seine Waffe und versetzte dem jungen Mann einen schmerzhaften Schlag mit dem Kolben auf Stirn und Nase.

Gurney taumelte, dann stürmte er wieder los und schwang die geballten Fäuste wie Hämmer. »Lasst sie in Ruhe!« Er schlug einen Wachmann nieder und riss den zweiten von seiner Schwester fort. Bheth schrie, als die drei Männer sich gleichzeitig auf Gurney stürzten und ihn so brutal mit ihren Waffen verprügelten, dass seine Rippen brachen. Seine Nase war bereits blutig.

»Helft mir!«, rief Gurney den Dorfbewohnern zu, die mit Angst geweiteten Augen zusahen. »Zusammen sind wir viel mehr als diese Hunde!«

Doch niemand kam ihm zu Hilfe.

Er schlug um sich, konnte sich aber nicht gegen das Trommelfeuer der Stiefel und Kolben durchsetzen. Als es ihm gelang, den Kopf zu heben, sah er, wie Kryubis Männer Bheth zur Tür hinauszerrten. Gurney strengte sich an, endlich die schweren Männer abzuschütteln, die ihn festhielten.

Zwischen den Armen und Beinen der Wachen sah er die Dorfbewohner, die reglos wie eine erschrockene Schafherde dastanden. Sie beobachteten ihn mit entsetzten Mienen, kamen aber nicht auf die Idee, auch nur einen Finger zu rühren. »Helft mir, verdammt noch mal!«

Ein Wachmann versetzte ihm einen Schlag in den Solarplexus, worauf er würgend nach Atem rang. Die Stimme versagte ihm, und er bekam keine Luft mehr. Schwarze Punkte tanzten vor seinen Augen. Endlich zogen sich die Wachen zurück.

Er stemmte sich mit einem Ellbogen hoch und sah gerade noch Bheths verzweifeltes Gesicht, als die Harkonnens sie in die Dunkelheit davonschleppten.

Wütend und verzweifelt kämpfte er sich wieder hoch und bemühte sich mit aller Kraft, nicht das Bewusstsein zu verlieren. Er hörte die Motoren des Gefangenentransporters aufbrüllen. Im Streulicht der blendenden Scheinwerfer stieg das Gefährt vor den Fenstern des Gemeinschaftshauses auf und flog heulend zum nächsten Dorf, um weitere Gefangene aufzunehmen.

Gurney blinzelte die anderen Männern mit geschwollenen Augen an. *Fremde.* Er hustete und spuckte Blut, das er sich achtlos von den Lippen wischte. Als er schließlich wieder ein paar keuchende Atemzüge getan hatte, sagte er: »Ihr Mistkerle habt einfach nur zugesehen. Ihr habt keinen Finger gerührt.« Er klopfte sich den Staub von der Kleidung und funkelte die Dorfbewohner finster an. »Wie konntet ihr zulassen, dass sie uns so etwas antun? *Sie haben meine Schwester mitgenommen!*«

Aber sie hatten niemals größere Initiative als eine Schafherde entwickelt. Mehr konnte er einfach nicht von ihnen erwarten.

Mit tiefster Verachtung spuckte er eine Mischung aus Speichel und Blut auf den Boden und wankte durch die Tür nach draußen.

3

Geheimnisse sind ein wichtiger Aspekt der Macht. Der fähige Herrscher setzt sie geschickt ein, um seine Leute unter Kontrolle zu halten.

Kronprinz Raphael Corrino,
Diskurse über die Regierung
eines Galaktischen Imperiums, 12. Auflage

Der wieselgesichtige Mann stand wie eine neugierige Krähe auf der Galerie der Residenz von Arrakeen und blickte in den großen Innenhof hinunter. »Und Sie sind sich ganz sicher, dass alle von unserer kleinen Soirée wissen, hmmäh?« Seine Lippen waren in der trockenen Luft aufgesprungen – eine Unannehmlichkeit, unter der er schon seit Jahren litt. »Wurden sämtliche Einladungen persönlich zugestellt? Die gesamte Bevölkerung in Kenntnis gesetzt?«

Graf Hasimir Fenring beugte sich zu Geraldo Willowbrook hinüber, dem schlanken Anführer seiner Wachtruppen. Der Mann mit dem faltigen Kinn und der rot-goldenen Uniform nickte, blinzelte im grellen Licht, das durch die mit Schilden verstärkten Prismenfenster hereinströmte. »Es wird eine großartige Feier anläßlich Ihres Jahrestages werden, Herr. Die Bettler haben sich bereits massenweise am vorderen Eingangstor versammelt.«

»Hmm-äh, gut, sehr gut. Meine Frau wird sehr zufrieden sein.«

Unten im Hof trug ein Koch ein silbernes Kaffeeservice in die Küche. Essensgerüche wehten zu ihnen herauf; es duftete nach exotischen Suppen und Soßen, die für das extravagante Fest dieses Abends zubereitet wurden, nach gegrillten Fleischspießen von Tieren, die niemals auf Arrakis gelebt hatten.

Fenring hielt sich am geschnitzten Geländer aus Eisenholz fest. Über ihnen erhob sich ein zwei Stockwerke hohes gotisches Gewölbe mit Tragbalken aus Elacca-Holz und Plaz-Dachfenstern. Der Graf war muskulös, aber keineswegs groß, und die wuchtige Architektur dieses Hauses schien ihn noch kleiner zu machen. Das Deckengewölbe hatte er persönlich in Auftrag gegeben, ebenso wie das im Speisesaal. Auch den neuen Ostflügel mit den eleganten Gästezimmern und den opulenten Bädern hatte er selbst entworfen.

In den zehn Jahren als Imperialer Beobachter auf dem Wüstenplaneten hatte er für eine ständige Bautätigkeit gesorgt. Nach seiner Verbannung von Shaddams Hof auf Kaitain empfand er das Bedürfnis, sichtbare Zeichen zu hinterlassen.

Von der Baustelle des Treibhauses in der Nähe der Privatgemächer, die er mit Lady Margot teilte, hörte er das Summen von Energiewerkzeugen und die Gesänge der Arbeiter. Sie schnitten Durchgänge in die Mauern, installierten Springbrunnen in Nischen und schmückten die Wände mit farbenfrohen geometrischen Mosaiken. Einem der Scharniere, die eine schwere verzierte Tür hielten, hatte man die Glück bringende symbolische Form der Hand Fatimahs verliehen, der geliebten Tochter eines Propheten auf Altterra.

Fenring wollte Willowbrook soeben entlassen, als ein lautes Krachen das obere Stockwerk erzittern ließ. Beide Männer rannten sofort den gekrümmten Gang voller Bücherregale entlang. Aus Zimmern und Liftröhren streckten neugierige Hausangestellte den Kopf in den Korridor.

Die ovale Tür zum Treibhaus stand offen, sodass die chaotische Masse aus Metall und Plaz sofort zu erkennen war. Einer der Arbeiter rief im Lärm nach einem Arzt. Ein voll beladenes Suspensorgerüst war zusammengebrochen. Fenring schwor sich, mit eigener Hand für die angemessene Bestrafung zu sorgen, sobald die Untersuchung einen Fingerzeig auf die mutmaßlichen Übeltäter erbracht hatte.

Fenring drängte sich in den Raum und blickte nach oben. Durch das offene Metallgitter des gewölbten Daches sah er einen zitronengelben Himmel. Bislang waren nur wenige der Filterglasfenster eingesetzt worden, deren Scherben sich nun über die Trümmer des Gerüsts verteilten. »Schlechtes Timing, hmm?«, sagte er voller Abscheu. »Ich wollte unseren Gästen heute Abend die Räumlichkeiten zeigen.«

»Ja, es ist höchst bedauerlich, Graf Fenring.« Willowbrook sah zu, wie die Arbeiter die Trümmer wegräumten, um an die Verletzten zu gelangen.

Hausärzte in khakifarbenen Uniformen eilten an ihnen vorbei. Einer widmete sich einem Mann mit blutigem Gesicht, den man gerade unter den Trümmern hervorgezogen hatte. Zwei weitere halfen den Arbeitern, eine schwere Plazplatte wegzutragen, unter der sich mehrere Opfer befanden. Der Bauleiter war vom eingestürzten Gerüst zerquetscht worden. *Idiot,* dachte Fenring. *Aber er hat Glück gehabt, wenn man bedenkt, was ich mit ihm angestellt hätte.*

Fenring blickte auf sein Armbandchrono. In zwei Stunden würden die Gäste eintreffen. Er winkte Willowbrook heran. »Sorgen Sie dafür, dass von hier während der Party kein Lärm nach außen dringt. Das wäre keine besonders nette Begleitmusik, nicht wahr, hmm? Lady Margot und ich haben die Festlichkeiten des heutigen Abends sehr sorgfältig und bis ins letzte Detail geplant.«

Willowbrook runzelte die Stirn, aber er war klug genug, keinen Protest einzulegen. »Wie Sie wünschen, Herr. In weniger als einer Stunde ist alles fertig.«

Fenring kochte vor Wut. In Wirklichkeit lag ihm überhaupt nichts an exotischen Pflanzen, und ursprünglich hatte er nur in diese kostspieligen Umbauten eingewilligt, um seiner Bene-Gesserit-Frau Lady Margot ein Zugeständnis zu machen. Sie hatte sich lediglich einen bescheidenen, isolierten Raum mit Pflanzen gewünscht, doch Fenrings Ehrgeiz hatte nicht eher Ruhe gegeben, bis daraus etwas wesentlich Beeindruckenderes geworden war. Er hatte ver-

anlasst, dass seltene Vertreter der Flora aus dem gesamten Imperiums herangeschafft wurden.

Doch es war fraglich, ob das Treibhaus jemals fertig wurde...

Er riss sich zusammen und begrüßte Margot, die soeben aus dem Labyrinth der Souk-Märkte in der Stadt zurückgekehrt war. Sie war eine gertenschlanke, blonde Frau mit graugrünen Augen, perfekter Figur und makellosen Zügen und überragte Fenring um fast einen Kopf. Der Stoff der Aba-Robe, die ihre weiblichen Formen positiv zur Geltung brachte, war mit Straßenstaub bepudert.

»Gab es Ecazi-Rüben, meine Liebe?« Der Graf starrte hungrig auf zwei schwere, in braunes Gewürzpapier gehüllte Pakete, die von männlichen Dienern getragen wurden. Margot hatte gehört, dass an diesem Nachmittag ein Gemüsehändler mit dem Heighliner eingetroffen war, und war sofort nach Arrakeen geeilt, um die seltene Delikatesse zu erwerben. Fenring versuchte, einen Blick auf den Inhalt der Pakete zu werfen, aber Margot schlug ihm lächelnd auf die Finger.

»Und ist hier alles in Ordnung, Liebster?«

»Hmm-hmm, alles läuft wie am Schnürchen«, versicherte er. »Nur dass wir heute Abend nicht das neue Treibhaus besichtigen können. Ein solches Durcheinander können wir unseren Gästen einfach nicht zumuten.«

* * *

Im Innenhof ihres Anwesens wartete Lady Margot Fenring darauf, die wichtigen Gäste begrüßen zu können, die bei Sonnenuntergang eintreffen sollten. Die holzvertäfelten Wände des unteren Geschosses waren mit Porträts von Padischah-Imperatoren geschmückt, die bis zum legendären General Faykan Corrin zurückreichten, der in Butlers Djihad gekämpft hatte. Auch der erleuchtete Herrscher Kronprinz Raphael Corrino sowie ›der Jäger‹ Fondil III. und sein Sohn Elrood IX. waren vertreten.

Im Zentrum des Innenhofs stand eine goldene Statue, die den derzeitigen Imperator Shaddam IV. in Sardaukar-Uniform und mit erhobenem Schwert darstellte. Es war eins von vielen kostspieligen Kunstwerken, die der Imperator während des ersten Jahrzehnts seiner Herrschaft in Auftrag gegeben hatte. Überall in der Residenz gab es zahlreiche weitere Beispiele, Geschenke vom Jugendfreund ihres Ehemannes. Obwohl sich die beiden Männer in der Zeit von Shaddams Thronbesteigung zerstritten hatten, waren sie sich im Laufe der Jahre wieder näher gekommen.

Durch die doppelten Staubschutztüren strömten elegant gekleidete Damen, begleitet von Männern in Smokings der Nach-Butler-Ära und unterschiedlichsten militärischen Uniformen. Margot trug ein knöchellanges Gewand aus Seidentaft mit smaragdgrünen Pailletten auf dem Oberteil.

Margot begrüßte die Gäste, die von einem uniformierten Ausrufer angekündigt wurden. Sie zogen weiter in den großen Saal, aus dem Gelächter, Gespräche und Gläserklirren zu hören waren. Unterhaltungskünstler aus dem Haus Jongleur führten Kunststücke vor und sangen witzige Lieder, um das zehnjährige Jubiläum der Fenrings auf Arrakis zu feiern.

Ihr Gatte kam soeben über die große Treppe nach unten stolziert. Graf Fenring trug einen dunkelblauen historischen Smoking mit scharlachroter Schärpe über der Brust. Die Kleidung war ihm auf Bifkar maßgeschneidert worden. Sie beugte sich herab, damit der kleinere Mann sie auf die Lippen küssen konnte. »Jetzt geh und begrüße unsere Gäste, bevor der Baron alle Gespräche an sich reißt.«

Mit beschwingten Schritten wich Fenring einer energischen älteren Herzogin aus, die von einer der Corrino-Randwelten kam. Sie hielt einen Miniatur-Giftschnüffler über ihr Weinglas, bevor sie daraus trank, dann ließ sie das Gerät unauffällig in einer Tasche ihres Ballkleids verschwinden.

Margot beobachtete, wie ihr Mann zum Kamin ging, um sich mit Baron Harkonnen zu unterhalten, dem gegenwärti-

gen Verwalter des Lehens Arrakis und des lukrativen Gewürzmonopols. Das durch Prismen verstärkte Licht des Feuers verlieh den aufgedunsenen Zügen des Barons einen unheimlichen Anschein. Er sah überhaupt nicht gut aus.

Seit sie und Fenring auf dieser Welt residierten, hatte der Baron sie immer wieder zum Essen in seine Burg oder zu Gladiatorenwettkämpfen mit Sklaven von Giedi Primus eingeladen. Er war ein gefährlicher Mann, der zu sehr von sich selbst überzeugt war. Der Baron stützte sich auf einen vergoldeten Gehstock, dessen Griff wie das Maul eines großen Sandwurms von Arrakis geformt war.

Margot hatte verfolgt, wie sich die Gesundheit des Barons in den vergangenen zehn Jahren dramatisch verschlechtert hatte. Er litt unter einer geheimnisvollen Muskel- und Nervenkrankheit, die dazu führte, dass er immer mehr an Gewicht zunahm. Ihre Bene-Gesserit-Schwestern hatten ihr den Grund für seine Probleme verraten. Die Ehrwürdige Mutter Gaius Helen Mohiam hatte ihn mit einem heimtückischen Erreger infiziert, als er sie vergewaltigt hatte. Der Baron hatte jedoch nie etwas über den wahren Anlass seiner Erkrankung erfahren.

Mohiam gehörte ebenfalls zu den handverlesenen Gästen dieses Empfangs und trat nun in Margots Blickfeld. Die grauhaarige Ehrwürdige Mutter trug eine Aba-Robe mit diamantenbesetztem Kragen. Zur Begrüßung lächelte sie mit dünnen Lippen. Eine unscheinbare Bewegung ihrer Finger übermittelte Margot eine Botschaft und eine Frage. »Neuigkeiten für Mutter Oberin Harishka? Ich muss ihr alles berichten.«

Margots Finger antworteten: »Fortschritt in der Sache Missionaria Protectiva. Nur Gerüchte, keine Gewissheiten. Vermisste Schwestern noch nicht aufgefunden. Viel Zeit vergangen. Vielleicht alle tot.«

Mohiam wirkte nicht gerade begeistert. Sie hatte selbst einmal für die Missionaria Protectiva gearbeitet, eine wichtige Abteilung der Bene Gesserit, die infektiösen Aberglauben auf abgelegenen Welten säte. Mohiam hatte Jahrzehnte

ihres Lebens damit verbracht, als einheimische Frau aufzutreten und Informationen auszustreuen, um Vorstellungen zu fördern, die der Schwesternschaft dienlich sein konnten. Mohiam war es niemals gelungen, in die isolierte Gesellschaft der Fremen einzudringen, aber im Laufe der Jahrhunderte hatten sich immer wieder Schwestern in die Wüste gewagt, um sich unter die Fremen zu mischen – und waren spurlos verschwunden.

Seit sie sich als Gattin des Grafen auf Arrakis aufhielt, hatte Margot im Auftrag der Schwesternschaft Nachforschungen über die subtile Arbeit der Missionaria angestellt. Bislang hatte sie nur von unbestätigten Gerüchten erfahren, nach denen Ehrwürdige Mütter sich den Fremen angeschlossen hatten und untergetaucht waren. Außerdem sollte es in den Stämmen religiöse Rituale geben, die an Praktiken der Bene Gesserit erinnerten. Ein abgelegener Sietch verehrte angeblich eine heilige Frau, während Reisende in einem Kaffeezelt in der Stadt von einer Messiaslegende gesprochen hatten, die eindeutig von der Panoplia Propheticus inspiriert war. Doch keine dieser Informationen hatte sie aus erster Hand von den Fremen erfahren. Die Menschen der Wüste schienen genauso unzugänglich wie ihr Planet zu sein.

Vielleicht haben die Fremen die Schwestern einfach ermordet, um sich das Wasser ihrer Körper anzueignen.

»Alle anderen wurden vom Sand verschluckt«, teilten Margots Finger mit.

»Such trotzdem weiter nach ihnen.« Mit einem Nicken deutete Mohiam das Ende der stummen Konversation an und strebte quer durch den Raum zu einem Seitenausgang.

»Rondo Tuek«, kündigte der Ausrufer an, »der Wasserhändler.«

Als Margot sich umdrehte, sah sie einen drahtigen Mann mit breitem Gesicht, der das Foyer mit seltsam wiegenden Schritten betrat. Sein Kopf wurde von einem Kranz aus rostgrauem Haar gesäumt, der den oberen Teil der Schädeldecke frei ließ, und er hatte weit auseinander liegende

graue Augen. Sie streckte die Arme aus, um ihn zu begrüßen. »Ah – der Schmuggler!«

Tueks Wangen nahmen eine dunklere Färbung an, dann verzog sich sein Gesicht zu einem breiten Grinsen. Er hob mahnend einen Zeigefinger, als wäre er ein Lehrer, der seine Schüler zur Ordnung rufen wollte. »Ich bin ein ehrenhafter Wasserlieferant, der hart arbeitet, um Feuchtigkeit aus den schmutzigen Eiskappen dieses Planeten zu gewinnen.«

»Ich bin überzeugt, dass das Imperium ohne die fleißige Arbeit Ihrer Familie zu Grunde gehen würde.«

»Sie sind zu freundlich, Mylady.« Tuek verbeugte sich und betrat den großen Saal.

Draußen vor der Residenz hatten sich Bettler versammelt, die auf eine seltene Geste der Großzügigkeit seitens des Grafen hofften. Weitere Zuschauer waren gekommen, um die Bettler zu beobachten und sehnsüchtig zur kunstvoll verzierten Fassade des Anwesens aufzublicken. Wasserverkäufer in grell gefärbten traditionellen Gewändern schwangen ihre Glocken und stießen ihren unheimlichen Ruf aus: »Soo-Soo Sook!« Wachleute, die sich die Fenrings von den Harkonnens ausgeborgt hatten und die zu diesem Ereignis imperiale Uniformen tragen mussten, standen vor den Eingängen, um die Unerwünschten abzuweisen und für die Eingeladenen den Weg frei zu machen. Es ging zu wie auf einem Jahrmarkt.

Als die letzten der erwarteten Gäste eingetroffen waren, schaute Margot auf eine antike Uhr an der Wand, die mit mechanischen Figuren und lieblichem Spielwerk verziert war. Sie waren fast eine halbe Stunde zu spät dran. Sie eilte an die Seite ihres Mannes und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Er schickte einen Boten zu den Artisten, die sofort verstummten – ein Zeichen, das den Gästen vertraut war.

»Darf ich um Ihre Aufmerksamkeit bitten, hmm?«, rief Fenring. Prächtig gekleidete Lakaien erschienen, um den Gästen den Weg zu zeigen. »Wir werden jetzt im Speisesaal Platz nehmen!« Traditionsgemäß bildeten Graf und Gräfin Fenring die Nachhut des Zuges.

Auf beiden Seiten des breiten Durchgangs zum Speisesaal standen Waschbecken aus vergoldeten Kacheln mit kunstvollen Mosaiken, die die Wappen der Häuser Corrino und Harkonnen darstellten, um den politischen Notwendigkeiten Genüge zu tun. Das Wappen des Hauses Richese, der vorigen Verwalter von Arrakis, war sorgfältig herausgemeißelt und durch den blauen Greifen der Harkonnens ersetzt worden. Die Gäste hielten vor den Becken an, tauchten die Hände ins Wasser und ließen es auf den Boden tropfen, bevor sie sich abtrockneten und die nassen Handtücher auf einen Haufen warfen.

Baron Harkonnen hatte diese Sitte eingeführt, um zu demonstrieren, dass ein planetarischer Gouverneur keine Rücksicht auf Wasserknappheit nehmen musste. Fenring war von dieser Idee, unbekümmert mit Reichtum zu prahlen, sehr angetan gewesen und hatte die Sitte übernommen - allerdings mit einer wohltätigen Abwandlung. Lady Margot hatte darin eine Möglichkeit erkannt, den Bettlern zumindest auf symbolische Weise etwas Gutes zu tun. Mit der widerstrebenden Einwilligung ihres Ehemannes hatte sie bekannt gegeben, dass im Anschluss an jedes Bankett die Bettler das Wasser in Empfang nehmen durften, das sich aus den benutzten Handtüchern wringen ließ.

Mit feuchten Händen betraten die Fenrings gemeinsam den langen Saal. Antike Gobelins schmückten die Wände. Frei schwebende Leuchtgloben drifteten durch den Raum, allesamt in gleicher Höhe über dem Fußboden und im gleichen Gelbton schimmernd. Über dem Tisch aus poliertem Holz hing ein Kronleuchter aus funkelndem blaugrünem Hagal-Quarz; an der tragenden Kette verbarg sich ein empfindlicher Giftschnüffler.

Eine kleine Armee von Dienern hielt die Stühle bereit und legte jedem Gast, der sich gesetzt hatte, eine Serviette auf den Schoß. Irgendjemand stolperte und stieß einen kristallenen Tafelaufsatz um, der am Boden zersplitterte. Sofort eilten Diener herbei, um die Scherben aufzuräumen und Er-

satz zu bringen. Alle anderen gaben vor, nichts von diesem Zwischenfall bemerkt zu haben.

Margot, die an einem Ende des langen Tisches Platz genommen hatte, nickte freundlich dem Planetologen Pardot Kynes und seinem zwölfjährigen Sohn zu, die gemäß der Sitzordnung links und rechts von ihr saßen. Sie hatte mit Überraschung festgestellt, dass der Wüstenforscher, der sich ansonsten sehr rar machte, ihre Einladung angenommen hatte. Nun hoffte sie zu erfahren, welche der vielen Gerüchte, die über ihn in Umlauf waren, den Tatsachen entsprachen. Nach ihrer Erfahrung herrschten auf gesellschaftlichen Empfängen belanglose und unehrliche Gespräche vor, doch eine geschulte Bene Gesserit konnte auf diese Weise trotzdem viele interessante Dinge in Erfahrung bringen. Sie beobachtete den hageren Mann sehr aufmerksam, bemerkte einen Flicken auf dem grauen Kragen seines schlichten Kittels und die markanten Züge seines bärtigen Kinns.

Zwei Plätze weiter ließ sich die Ehrwürdige Mutter Mohiam auf einen Stuhl sinken. Hasimir Fenring setzte sich ans gegenüberliegende Ende des Tisches, direkt neben Baron Harkonnen. Da Margot wusste, wie sehr der Baron und Mohiam sich verabscheuten, hatte sie ihnen möglichst weit entfernte Plätze zugewiesen.

Fenring schnippte mit den Fingern, und durch die Seitentüren kamen Diener mit Tabletts voller exotischer Delikatessen herein. Sie verteilten sich rund um den Tisch, beschrieben das Angebot und verteilten Kostproben.

»Vielen Dank für Ihre Einladung, Lady Fenring«, sagte Kynes' Sohn. Der Planetologe hatte ihn als *Weichih* vorgestellt, ein Name, der soviel wie ›lieber Verwandter‹ bedeutete. Sie erkannte die Ähnlichkeiten zwischen dem jungen Mann und seinem Vater, doch der ältere Mann hatte etwas Verträumtes in den Augen, während dieser Weichih einen viel härteren Blick hatte, der vermutlich darauf zurückzuführen war, dass er auf Arrakis aufgewachsen war.

Sie lächelte ihn an. »Einer unserer Köche ist ein Fremen,

der eine Sietch-Spezialität für das Bankett zubereitet hat – Gewürzkuchen mit Honig und Sesam.«

»Ist die Fremen-Cuisine im Imperium salonfähig geworden?«, fragte Pardot Kynes mit ironischem Lächeln. Er machte den Eindruck, als hätte er Mahlzeiten niemals unter anderen Gesichtspunkten als dem der Nahrungsaufnahme betrachtet und als wäre ein Bankett in seinen Augen lediglich etwas, das ihn von wichtigeren Dingen abhielt.

»Die Cuisine ist eine Frage des... Geschmacks«, bemühte sie sich um eine diplomatische Erwiderung. Ihre Augen funkelten.

»Ihre Antwort lautet also Nein«, sagte er.

Groß gewachsene Kellnerinnen von anderen Planeten gingen von Gast zu Gast und schenkten blauen, mit Melange gewürzten Wein aus Flaschen mit schlankem Hals ein. Zum Erstaunen der Einheimischen wurden Platten voller Fisch aufgefahren, der zwischen klaffenden Buzzell-Muscheln angeordnet war. Selbst die reichsten Bewohner von Arrakeen kamen nur selten in den Genuss von Meeresfrüchten.

»Ah!«, rief Fenring entzückt vom anderen Ende des Tisches, als ein Diener die Abdeckung eines Tabletts fortnahm. »Ich werde diese Ecazi-Rüben genießen, hmmmm! Vielen Dank, mein Lieber.« Der Diener goss eine dunkle Soße auf das Gemüse.

»Für unsere geschätzten Gäste ist uns nichts zu teuer«, sagte Margot.

»Lassen Sie mich erklären, warum dieses Gemüse so kostspielig ist«, meldete sich ein Diplomat von Ecaz zu Wort, der sofort die Aufmerksamkeit aller Anwesenden hatte. Bindikk Narvi war ein kleiner Mann mit tiefer, volltönender Stimme. »Sabotageakte in den Anbaugebieten haben unsere Vorräte für das Imperium drastisch reduziert. Wir haben diesem Ärgernis den Namen ›Grumman-Geißel‹ gegeben.«

Er blickte quer über den Tisch zum Botschafter von Grumman, einem schwergewichtigen Mann mit runzliger

dunkler Haut und kräftigem Durst. »Außerdem haben wir Hinweise auf biologische Sabotage in unseren Nebelholz-Wäldern auf dem Kontinent Elacca entdeckt.« Die Nebelholzskulpturen der Ecazi, die durch die Kraft menschlicher Gedanken in die gewünschte Form wuchsen, wurden im gesamten Imperium geschätzt.

Trotz seiner massigen Gestalt sprach der Moritani-Vertreter namens Lupino Ord mit piepsiger Stimme. »Wieder einmal täuschen die Ecazi eine Verknappung vor, um die Preise in die Höhe zu treiben. Ein uralter Trick, den Sie immer wieder einsetzen, seit Ihre raffgierigen Vorfahren in Ungnade von Altterra vertrieben wurden.«

»Das entspricht nicht den Tatsachen...«

»Bitte, meine Herren!«, rief Fenring. Die Grummaner waren schon immer ein aufbrausendes Volk gewesen, das beim leisesten Anschein einer Beleidigung in Wut geriet. Für Fenring war es eine dünnhäutige und langweilige Angewohnheit. Er warf seiner Frau einen Blick zu. »Haben wir einen Fehler in der Sitzordnung übersehen, meine Liebe?«

»Vielleicht schon in der Gästeliste«, gab sie schlagfertig zurück.

Die Gesellschaft reagierte mit höflichem und verlegenem Gelächter. Die Streithähne verstummten, obwohl sie sich immer noch böse Blicke zuwarfen.

»Wie schön, dass unser berühmter Planetologe seinen prächtigen Sohn mitgebracht hat«, sagte Baron Harkonnen in schmierigem Tonfall. »Ein hübscher Bursche. Ihnen gebührt die Ehre des jüngsten anwesenden Gastes.«

»Ich fühle mich aufs Höchste geehrt«, erwiderte der Junge, »mich in so erlauchter Gesellschaft bewegen zu dürfen.«

»Wie ich höre, sollen Sie eines Tages in die Fußstapfen Ihres Vaters treten«, fuhr der Baron fort. Margot registrierte den Anflug von sorgsam unterdrücktem Sarkasmus in der Bassstimme. »Ich wüsste nicht, wie wir ohne unseren Planetologen zurechtkommen würden.« In Wirklichkeit ließ sich Kynes nur äußerst selten in der Stadt blicken und

schickte nur sehr sporadisch Berichte an den Imperator ab. Andererseits hatte Shaddam niemals in irgendeiner Weise darauf reagiert. Margot hatte Andeutungen ihres Gatten entnommen, dass der Imperator mit anderen Angelegenheiten beschäftigt war - die er ihr jedoch nicht offenbart hatte.

Die wachen Augen des jungen Mannes leuchteten auf. Er hob einen Wasserkrug. »Darf ich einen Trinkspruch auf unsere Gastgeber ausbringen?« Pardot zuckte angesichts der Kühnheit seines Sohnes zusammen - und fragte sich im nächsten Moment, warum er nicht selbst auf diese Idee gekommen war.

»Ein ausgezeichneter Vorschlag«, tönte der Baron. Margot bemerkte seine leicht schleppende Aussprache, deren Ursache im übermäßigen Konsum von Melangewein liegen musste.

Der zwölfjährige Junge sprach mit fester Stimme, bevor er einen Schluck nahm: »Möge der Reichtum, den Sie uns hier demonstrieren, all das Essen und der Überfluss an Wasser, nur ein matter Widerschein der Reichtümer in Ihrem Herzen sein!«

Die versammelten Gäste stimmten dem Trinkspruch begeistert zu, obwohl Margot in vielen Augen puren Neid aufblitzen sah. Der Planetologe wand sich eine Weile, dann sprach er endlich aus, was er auf dem Herzen hatte, während immer noch mit den Krügen angestoßen wurde. »Graf Fenring, wie ich hörte, errichten Sie in Ihrem Haus ein komplexes Feuchtbiotop. Ich wäre sehr daran interessiert, es zu besichtigen.« Plötzlich verstand Margot, warum Kynes die Einladung angenommen hatte, warum er aus der Wüste zurückgekehrt war. In seinem einfachen, aber praktischen Kittel und den Bundhosen unter einem sandbraunen Umhang hatte er größere Ähnlichkeit mit einem Fremen als einem Diener des Imperiums.

»Sie haben also von unserem kleinen Geheimnis erfahren, hmm-äh?« Fenring reagierte mit offensichtlichem Unbehagen. »Ich hatte in der Tat vorgesehen, meinen Gästen heute Abend das Treibhaus zu zeigen, doch bedauerlicher-

weise kam es bei den Arbeiten zu... äh-hmm... *Verzögerungen*, die eine Besichtigung unmöglich gemacht haben. Vielleicht ein andermal.«

»Durch dieses Treibhaus wollen Sie nicht mit Dingen prahlen, die das Volk von Arrakis nicht haben kann?«, fragte der junge Weichih.

»*Noch* nicht«, fügte Pardot Kynes leise hinzu.

Margot hatte es gehört. *Interessant.* Sie erkannte, dass es ein großer Fehler wäre, diesen Mann oder seinen Sohn zu unterschätzen. »Es ist doch sicher ein lobenswertes Vorhaben, Pflanzen aus dem gesamten Imperium sammeln zu wollen, oder?«, gab sie geduldig zu bedenken. »Ich betrachte es als Demonstration der Reichtümer, die das Universum zu bieten hat – und nicht dessen, was das Volk *nicht* hat.«

Mit leiser, aber fester Stimme wies Pardot Kynes den jungen Mann zurecht. »Wir sind nicht hergekommen, um anderen unsere Sichtweise aufzuzwingen.«

»Im Gegenteil. Bitte erklären Sie uns Ihre Sichtweise«, drängte Margot, während sie die bösen Blicke zu ignorieren versuchte, die immer noch zwischen den Botschaftern von Ecaz und Grumman ausgetauscht wurden. »Ich verspreche Ihnen, dass wir uns nicht angegriffen fühlen.«

»Ja«, sagte ein Waffenimporteur aus Carthag, der in der Mitte des Tisches saß. An den Fingern trug er so viele juwelenbesetzte Ringe, dass er kaum die Hände heben konnte. »Erklären Sie uns, wie die Fremen denken. Das interessiert uns alle.«

Kynes nickte bedächtig. »Ich lebe jetzt schon viele Jahre bei ihnen. Um die Fremen zu verstehen, muss man sich bewusst machen, dass ihr Leben eine Überlebensfrage ist. Sie verschwenden nichts. Alles wird bewahrt und wiederverwertet.«

»Bis zum letzten Wassertropfen«, sagte Fenring. »Einschließlich des Wassers in Leichen, hmm?«

Kynes warf seinem Sohn einen kurzen Blick zu, bevor er sich wieder Margot zuwandte. »Und Ihr privates Treib-

haus wird eine große Menge dieses kostbaren Wassers benötigen.«

»Sicher, aber als hiesiger Imperialer Beobachter kann ich natürliche Ressourcen verwenden, wie ich möchte«, sagte Fenring. »Ich betrachte das Treibhaus meiner Frau als lohnende Investition.«

»Niemand stellt Ihre Rechte in Frage«, sagte Kynes, dessen Stimme so fest wie der Schildwall klang. »Und ich bin der Planetologe des Imperators Shaddam IV., genauso wie ich es zuvor für Elrood IX. war. Wir alle haben unsere Rechte und Pflichten, Graf Fenring. Ich werde Ihnen keine Vorträge über ökologische Themen halten. Ich habe lediglich auf eine Frage von Lady Fenring geantwortet.«

»Nun, dann erzählen Sie uns etwas, das wir noch nicht über Arrakis wissen, Planetologe«, sagte der Baron und blickte ihn quer über den Tisch hinweg an. »Sie haben sich schließlich lange genug hier aufgehalten. Auf diesem Planeten sterben mehr meiner Männer als auf allen anderen Gütern der Harkonnens. Der Gilde gelingt es nicht einmal, ein funktionierendes System von orbitalen Wettersatelliten zu errichten, mit denen zuverlässige Daten für Vorhersagen gewonnen werden könnten. Das ist sehr frustrierend.«

»Gleichzeitig ist Arrakis durch das Gewürz ein äußerst profitables Gut«, sagte Margot. »Insbesondere für Sie, Baron.«

»Dieser Planet entzieht sich jedem Verständnis«, sagte Kynes. »Obwohl ich es zu meiner Lebensaufgabe gemacht habe, werde ich bestenfalls in Ansätzen ergründen können, was hier vor sich geht. Ich weiß nur soviel: Wir müssen lernen, mit der Wüste zu leben – und nicht gegen sie.«

»Hassen uns die Fremen?«, fragte Herzogin Caula, eine Cousine des Imperators. Sie hatte etwas Bries in Weinbrandsauce auf ihre Gabel gehäuft und auf halbem Wege zum Mund geführt.

»Sie bleiben unter sich und misstrauen jedem, der kein Fremen ist. Aber es sind ehrliche, freimütige Menschen mit

einem Ehrencodex, den niemand an diesem Tisch – mich selbst eingeschlossen – je zur Gänze verstehen wird.«

Margots Augenbrauen hoben sich auf anmutige Weise, als sie ihre nächste Frage stellte und sorgfältig auf Kynes' Reaktion achtete. »Stimmt es, was wir gehört haben, dass Sie einer von ihnen geworden sind, Planetologe?«

»Ich bin und bleibe ein Imperialer Diener, Mylady, obwohl ich noch viel von den Fremen lernen kann.«

Von da und dort kam leises Raunen, während anderswo lauter diskutiert wurde, als der erste Gang des Desserts eintraf.

»Unser Imperator hat immer noch keinen Erben«, bemerkte Lupino Ord, der Botschafter von Grumman. Jetzt sprach der große Mann in schrillem, singendem Tonfall, nachdem er sich weiter eifrig betrunken hatte. »Nur zwei Töchter, Irulan und Chalice. Nicht dass Frauen wertlos wären...« – er sah sich verschmitzt mit rabenschwarzen Augen am Tisch um und fing die tadelnden Blicke mehrerer anwesender Damen auf –, »aber ohne einen männlichen Erben müsste das Haus Corrino zugunsten eines anderen Großen Hauses abtreten.«

»Wenn er so lange wie Elrood lebt, hat unser Imperator noch ein gutes Jahrhundert Zeit, sich um Nachwuchs zu bemühen«, warf Margot ein. »Vielleicht haben Sie noch nicht gehört, dass Lady Anirul erneut schwanger sein soll.«

»Meine Verpflichtungen hindern mich gelegentlich daran, sämtliche Nachrichten zu verfolgen«, räumte Ord ein und hob sein Weinglas. »Lassen Sie uns hoffen, dass das nächste Kind ein Junge wird.«

»Hört, hört!«, riefen mehrere Gäste.

Doch Bindikk Narvi, der Ecazi-Diplomat, reagierte mit einer obszönen Geste. Margot hatte von der langjährigen Feindseligkeit zwischen dem Erzherzog Armand Ecaz und dem Grafen Moritani von Grumman gehört, aber ihr war nicht bewusst gewesen, wie ernst der Konflikt geworden war. Sie wünschte sich, sie hätte die beiden Rivalen nicht so nahe beieinander platziert.

Ord schnappte sich eine Flasche und goss sich blauen Wein nach, bevor ein Diener es für ihn tun konnte. »Graf Fenring, Sie besitzen viele Kunstwerke, die unseren Imperator darstellen – Gemälde, Statuen, Reliefs. Investiert Shaddam zu viel Geld in Eitelkeiten? Diese Dinge breiten sich unaufhaltsam im ganzen Imperium aus.«

»Und irgendwer ist ständig damit beschäftigt, sie zu schänden oder zu beschädigen«, sagte der Waffenimporteur aus Carthag schnaufend.

Margot dachte an den Planetologen und seinen Sohn, als sie aus dem Dessertangebot einen süßen Melangekuchen auswählte. Vielleicht hatten die Gäste noch nichts von ganz anderen Gerüchten gehört – dass die großzügig verschenkten Kunstwerke nämlich Abhöreinrichtungen enthielten, die alles aufzeichneten, was sich im Imperium abspielte. Zum Beispiel das Relief an der Wand genau hinter Ord.

»Shaddam möchte Zeichen setzen, damit wir niemals vergessen, dass er unser Herrscher ist«, sagte Fenring. »Ich kenne ihn seit vielen Jahren. Er möchte sich von der Politik seines Vaters distanzieren, der sehr lange als Imperator geherrscht hat.«

»Das mag sein, aber er vernachlässigt die Ausbildung der Sardaukar-Truppen, während er zulässt, dass die Ränge der Generäle... wie werden sie noch gleich genannt?«

»Bursegs«, sagte jemand.

»Ja, während die Bursegs immer zahlreicher und ihre Pensionen und sonstigen Privilegien immer exorbitanter werden. Das muss dazu führen, dass die Moral unter den Sardaukar immer schlechter wird, wenn sie mit immer weniger Mitteln zurechtkommen müssen.«

Margot bemerkte, dass ihr Mann besorgniserregend ruhig geworden war. Er hatte die großen Augen zu winzigen Schlitzen zusammengekniffen und starrte den betrunkenen Dummkopf an.

Eine Frau flüsterte dem Botschafter von Grumman etwas zu. Er strich mit einem Finger über den Rand seines Weinglases. »Ach ja, ich muss mich entschuldigen, dass ich vor

jemandem, der den Imperator so gut kennt, über offenkundige Tatsachen rede.«

»Sie sind ein Idiot, Ord!«, brüllte Narvi, als hätte er nur auf die Gelegenheit zu einer Beleidigung gewartet.

»Und Sie ein Narr und ein toter Mann!« Der Grumman-Botschafter stand auf und warf dabei seinen Stuhl um. Er bewegte sich sehr schnell und präzise. War seine Trunkenheit nur gespielt gewesen, nur ein Vorwand, um den anderen zu provozieren?

Lupino Ord zog eine funkelnde Pistole, die vergiftete Scheibenklingen verschoss, und feuerte sie mit ohrenbetäubendem Lärm mehrmals auf seinen Widersacher ab. Hatte er diesen Ausgang geplant und seinen Rivalen von Ecaz nur deshalb provoziert? Die scharfen Klingen zerfetzten Narvi das Gesicht und den Brustkorb und hatten ihn längst getötet, bevor das Gift irgendeine Wirkung entfalten konnte.

Die Gäste schrien auf und flüchteten in alle Richtungen. Lakaien packten den wankenden Botschafter und nahmen ihm die Waffe ab. Margot saß wie erstarrt da – eher erstaunt als erschrocken. *Was ist mir entgangen? Wie tief geht die Feindschaft zwischen Ecaz und dem Haus Moritani wirklich?*

»Sperren Sie ihn in einen der unterirdischen Tunnel!«, befahl Fenring. »Er soll rund um die Uhr bewacht werden.«

»Ich genieße diplomatische Immunität!«, protestierte Ord, dessen Stimme nun wieder piepsiger klang. »Sie werden es nicht wagen, mich festzuhalten.«

»Sie sollten meinen Wagemut nicht unterschätzen.« Der Graf blickte in die schockierten Gesichter der Anwesenden. »Andererseits könnte ich es einfach meinen Gästen überlassen, Sie zu bestrafen. Vielleicht wage ich es nicht, mich ihrem gerechten Zorn entgegenzustellen... hmm?« Fenring gab ein Zeichen, worauf der tobende Mann fortgeschafft wurde. Später würde man für ihn eine sichere Rückkehr nach Grumman arrangieren.

Ärzte eilten in den Saal, dieselben, die Fenring vor kurzem beim Desaster im Treibhaus gesehen hatte. Doch es

war offensichtlich, dass sie nichts mehr für den übel zugerichteten Ecazi-Botschafter tun konnten.

Ein Tag mit einer beträchtlichen Anzahl von Todesopfern, dachte Fenring. *Und ich habe kein einziges davon auf dem Gewissen.*

»Hmm-äh«, sagte er zu seiner Frau, die neben ihn getreten war. »Ich fürchte, dieser Zwischenfall wird nicht ohne Folgen bleiben. Erzherzog Ecaz reicht zweifellos eine offizielle Beschwerde ein, und niemand weiß, wie Graf Moritani reagiert.«

Er befahl den Dienern, Narvis Leiche aus dem Saal zu schaffen. Viele Gäste hatten sich in andere Räume des Hauses begeben. »Sollen wir die Leute zurückrufen?« Er drückte die Hand seiner Frau. »Es gefällt mir nicht, dass der Abend auf diese Weise ausklingt. Vielleicht können wir noch einmal die Artisten holen, damit sie unterhaltsame Geschichten erzählen.«

Baron Harkonnen gesellte sich zu ihnen und stützte sich auf den Wurmkopf seines Gehstocks. »Diese Angelegenheit fällt in Ihre Gerichtsbarkeit, Graf Fenring, nicht in meine. Schicken Sie dem Imperator einen Bericht.«

»Ich kümmere mich darum«, sagte Fenring kurz angebunden. »Ich werde demnächst ohnehin in einer anderen Angelegenheit nach Kaitain reisen und Shaddam über alle Einzelheiten informieren. Und die angemessenen Entschädigungen.«

4

In den Tagen von Altterra gab es Experten für Gifte, kluge und verschlagene Menschen, die sich mit der so genannten chemischen Erbschaftsregelung befassten.

Auszug aus einem Filmbuch,
Imperiale Bibliothek Kaitain

Mit stolzem Grinsen schritt Kammerherr Beely Ridondo durch die Tür. »Kaiserliche Hoheit, Sie sind soeben Vater einer weiteren Tochter geworden. Ihre Gattin hat ein hübsches und gesundes Mädchen entbunden.«

Doch Imperator Shaddam IV. freute sich nicht, sondern fluchte leise und schickte den Mann fort. *Damit wären es drei! Was nützt mir eine weitere Tochter?*

Er war in sehr schlechter Stimmung. So schlecht hatte er sich nicht mehr gefühlt, seit er sich bemüht hatte, seinen altersschwachen Vater vom Goldenen Löwenthron zu entfernen. Mit schnellen Schritten betrat Shaddam sein privates Arbeitszimmer und kam an einer Tafel mit der Aufschrift ›Das Gesetz ist die letzte Wissenschaft‹ vorbei – irgendein Unsinn von Kronprinz Raphael Corrino, einem Mann, der nie danach gestrebt hatte, die imperiale Krone zu tragen. Shaddam schloß die Tür hinter sich und warf sich in den hochlehnigen Suspensorsessel an seinem Schreibtisch.

Shaddam war von mittlerer Größe, hatte einen kantigen, einigermaßen trainierten Körper und eine Adlernase. Seine langen Fingernägel waren sorgfältig manikürt, und das rote Haar war mit Pomade gestärkt und streng zurückgekämmt. Er trug eine graue Uniform im Sardaukar-Stil mit Epauletten und Abzeichen in Silber und Gold, aber die militärische Aufmachung spendete ihm nicht mehr so viel Trost wie früher.

Die Geburt einer weiteren Tochter war nicht seine einzige Sorge. Während eines Galakonzerts in einem Pyramidenstadion auf Harmonthep hatte jemand vor kurzem eine riesige aufblasbare Puppe mit den Zügen von Shaddam IV. aufsteigen lassen. Mit der knallbunten Karikatur hatte man die eindeutige Absicht verfolgt, ihn zum Clown zu machen. Das Gebilde hatte über der riesigen, lachenden Menge geschwebt, bis die Drachengarde von Harmonthep es zu brennenden Fetzen zerschossen hatte. Jeder Narr konnte die Symbolik dieser Tat verstehen! Trotz härtesten Durchgreifens und gründlichster Untersuchungen durch die Sardaukar hatte man nicht in Erfahrung bringen können, wer für diese aufblasbare Karikatur verantwortlich gewesen war.

Bei einem anderen Zwischenfall hatten plötzlich hundert Meter hohe Lettern an der Granitwand der Monumentalschlucht auf Canidar II gestanden: »Hat Shaddam noch alle Zacken in der Krone?« Auf verschiedensten Welten überall im Imperium hatte man seine frisch errichteten Denkmäler geschändet. Niemand wusste etwas über die Täter.

Irgendjemand hasste ihn aus tiefstem Herzen. *Wer war es?* Diese Frage ließ ihm keine Ruhe, genauso wie seine anderen Sorgen... einschließlich eines bevorstehenden Besuches durch Hasimir Fenring, der über den Stand der Tleilaxu-Experimente zur synthetischen Gewürzherstellung berichten wollte.

Das Projekt Amal.

Diese Forschungen waren noch von seinem Vater initiiert worden und nur wenigen Menschen bekannt. Das möglicherweise bestgehütete Geheimnis des ganzen Imperiums konnte, wenn sich der Erfolg einstellte, dem Haus Corrino eine zuverlässige Quelle künstlicher Melange verschaffen, der kostbarsten Substanz des Universums. Aber die verdammten Experimente der Tleilaxu zogen sich über Jahre hin, und dieser Umstand erfüllte ihn von Monat zu Monat mit zunehmender Sorge.

Und jetzt... eine dritte verfluchte Tochter! Er wusste

nicht, wann - oder ob - er sich dieses nutzlose neue Kind anschauen sollte.

Shaddams Blick glitt an der getäfelten Wand entlang und hielt am Bücherregal inne, wo ein Holofoto von Anirul in ihrem Hochzeitskleid stand, direkt neben einem dicken Nachschlagewerk über große historische Katastrophen. Ihre Rehaugen - mal haselnussbraun, mal dunkler, je nach Beleuchtung - schienen ein Geheimnis zu wahren. Es hätte ihm schon viel früher auffallen müssen.

Es war bereits das dritte Mal, dass diese Bene Gesserit von ›Verborgenem Rang‹ ihm den benötigten männlichen Erben verweigerte. Für diese Eventualität hatte Shaddam noch keinen Ausweichplan geschmiedet. Er spürte, wie sich sein Gesicht erhitzte. Er könnte jederzeit irgendwelche Konkubinen schwängern und auf einen Sohn hoffen, doch da Anirul seine gesetzliche Ehegattin war, stünde er vor immensen politischen Schwierigkeiten, falls er versuchen sollte, einen Bastard zum Erben des imperialen Throns zu erklären.

Er könnte Anirul töten und sich eine neue Frau nehmen - sein Vater hatte dergleichen häufig genug praktiziert -, doch damit würde er sich vermutlich den Zorn der Bene-Gesserit-Schwesternschaft zuziehen. Alle Probleme wären gelöst, wenn Anirul ihm einfach nur einen Sohn schenken würde, ein gesundes männliches Kind, das seine Nachfolge antreten konnte.

All die Monate des Wartens, und nun das...

Er hatte gehört, dass die Hexen in der Lage waren, das Geschlecht ihrer Nachkommen zu bestimmen, indem sie ihre Körperchemie manipulierten. Also konnte diese Serie von Töchtern kein Zufall sein. Die Bene Gesserit hatten ihn hintergangen, als sie ihm Anirul aufgedrängt hatten. Wie konnten sie es wagen, eine solche Intrige gegen den Herrscher über eine Million Welten anzuzetteln! Worin bestand Aniruls wahre Aufgabe im kaiserlichen Haushalt? Sammelte sie Informationen, mit denen er erpresst werden sollte? Wäre es das Beste, sie so schnell wie möglich fortzuschicken?

Er klopfte mit einem Stift auf das gemaserte Elacca-Holz seines Schreibtischs und starrte auf das Porträt seines Großvaters väterlicherseits, Fondil III. Er war auch unter dem Namen ›der Jäger‹ bekannt, aufgrund seiner Neigung, jedes Aufflackern einer Rebellion im Keim zu ersticken. In seinem eigenen Haushalt war er nicht weniger gefürchtet gewesen. Obwohl der alte Mann lange vor Shaddams Geburt gestorben war, kannte sich Shaddam recht gut mit Fondils Launen und Methoden aus. Hätte der Jäger Schwierigkeiten mit einer arroganten Gattin bekommen, hätte er zweifellos einen Weg gefunden, sich ihrer zu entledigen...

Als Shaddam einen Knopf in seinem Schreibtisch drückte, betrat sein persönlicher Kammerherr das Zimmer. Ridondo verbeugte sich und zeigte ihm die schimmernde Kopfhaut seiner hohen Stirn. »Herr?«

»Ich möchte Anirul sehen. Sofort. Hier.«

»Die Lady hat sich zur Ruhe begeben, Herr.«

»Zwingen Sie mich nicht, meinen Befehl zu wiederholen!«

Ohne ein weiteres Wort setzte sich Ridondo mit langen, spinnengleichen Schritten in Bewegung und verschwand durch eine Seitentür in der getäfelten Wand.

Kurz darauf erschien eine bleiche und übermäßig parfümierte Hofdame. »Hoheit«, sagte sie mit zitternder Stimme, »ich soll Ihnen im Auftrag von Lady Anirul mitteilen, dass sie durch die Geburt Ihres Kindes geschwächt ist. Sie bittet um Ihr Verständnis und Ihre Erlaubnis, im Bett bleiben zu dürfen. Könnten Sie vielleicht in Erwägung ziehen, sie und das Kind zu besuchen, Hoheit?«

»So. Sie bittet um mein Verständnis? Ich bin nicht daran interessiert, mir eine weitere nutzlose Tochter anzusehen oder mir weitere Ausflüchte anzuhören. Der Imperator hat befohlen, dass Anirul *hier* erscheinen soll. Und sie soll sich allein auf den Weg machen, ohne die Hilfe eines Dieners oder irgendeines mechanischen Geräts. *Haben Sie mich verstanden?*«

Wenn er Glück hatte, brach sie vielleicht unterwegs tot zusammen.

Eingeschüchtert verbeugte sich die Hofdame. »Wie Sie wünschen, Herr.«

Schließlich stand seine grauhäutige Ehefrau im Eingang zu seinem privaten Arbeitszimmer und hielt sich an der kannelierten Stützsäule fest. Sie trug einen zerknitterten rot-goldenen Morgenmantel, der ihr Nachthemd nicht völlig verbarg. Obwohl sie schwankte, hatte sie den Kopf hoch erhoben.

»Was hast du zu deiner Entschuldigung vorzubringen?«, wollte er von ihr wissen.

»Ich habe gerade eine schwierige Geburt hinter mich gebracht und fühle mich sehr erschöpft.«

»Ausreden. Ausflüchte. Du bist intelligent genug, um zu begreifen, was ich wirklich meine. Zumindest warst du schlau genug, mich all die Jahre zum Narren zu halten.«

»Zum Narren? Dich?« Sie blinzelte mit ihren großen Rehaugen, als hätte er plötzlich den Verstand verloren. Dann deutete sie eine höfliche Verbeugung an. »Verzeihen Sie mir, Majestät, aber ich bin sehr müde. Warum besitzen Sie die Grausamkeit, mich hierher zu bestellen und sich zu weigern, unsere Tochter zu sehen?«

Seine Lippen waren blutleer und farblos, seine Augen wie stille Seen. »Weil du mir einen männlichen Erben gebären könntest, dich aber weigerst, es zu tun.«

»Das ist nicht wahr. Das sind nur Gerüchte.« Sie benötigte all ihre Selbstbeherrschung, die sie bei den Bene Gesserit gelernt hatte, um sich auf den Beinen zu halten.

»Ich gebe nichts auf Gerüchte, sondern nur auf Berichte meines Geheimdienstes.« Der Imperator musterte sie mit einem Auge, als könnte er sie auf diese Weise besser durchschauen. »Möchtest du sterben, Anirul?«

Anirul wurde sich bewusst, dass dieser Gedanke möglicherweise gar nicht so abwegig war. *Wir lieben uns zwar nicht, aber würde er wirklich den Zorn der Schwesternschaft in Kauf nehmen, um sich meiner zu entledigen?* Als Shad-

dam seinerzeit den Thron bestiegen hatte, war er einverstanden gewesen, sie zu heiraten, weil ihm der stabilisierende Einfluss einer Allianz mit den Bene Gesserit im unbeständigen politischen Klima sehr nützlich gewesen war. Doch nachdem ein Jahrzehnt vergangen war, fühlte sich Shaddam viel zu sicher in seiner Position. »Jeder wird irgendwann sterben«, sagte sie.

»Aber nicht so, wie ich es für dich arrangieren könnte.«

Anirul bemühte sich, keine Regung zu zeigen, und erinnerte sich daran, dass sie nicht allein war, dass sich in ihrem Geist die kollektiven Erinnerungen von Bene-Gesserit-Schwestern befanden, die vor ihr gelebt hatten und in die Weitergehenden Erinnerungen eingegangen waren. Ihre Stimme blieb ruhig und gefasst. »Wir sind nicht die undurchschaubaren, intriganten Hexen, als die wir gerne dargestellt werden.« Das war natürlich nicht wahr, aber sie wusste, dass Shaddam das Gegenteil bestenfalls mit Mutmaßungen belegen konnte.

Seine Miene blieb hart. »Was ist für dich wichtiger... deine Schwestern oder ich?«

Sie schüttelte bestürzt den Kopf. »Du hast kein Recht, mir eine solche Frage zu stellen. Ich habe dir niemals einen Grund gegeben, an meiner Treue zur Krone zu zweifeln.«

Anirul hob stolz den Kopf und erinnerte sich an ihre wichtige Stellung innerhalb der langen Geschichte der Schwesternschaft. Unter keinen Umständen würde sie ihm gegenüber eingestehen, dass die Bene Gesserit ihr befohlen hatten, niemals einen Sohn der Familie Corrino zu gebären. Eine Weisheit der Schwestern hallte durch ihren Geist: *Liebe macht schwach. Sie ist gefährlich, denn sie trübt die Vernunft und lenkt uns von unseren Pflichten ab. Sie ist eine Abweichung, eine Schande, eine unverzeihliche Verirrung. Wir dürfen nicht lieben.*

Sie unternahm einen weiteren Versuch, Shaddams Zorn zu zerstreuen. »Akzeptiere deine Tochter, denn du kannst sie benutzen, um wichtige politische Allianzen zu knüpfen.

Wir sollten darüber reden, wie wir sie nennen wollen. Was hältst du von Wensicia?«

Sie erschrak, als sie plötzlich etwas Warmes und Feuchtes an den Innenseiten ihrer Schenkel spürte. Blut? Hatten sich ihre genähten Wunden wieder geöffnet? Rote Tröpfchen fielen auf den Teppich.

Anirul sah, dass er zwischen ihre Füße starrte. Neuer Zorn verzerrte die Züge des Imperators. »Dieser Teppich ist seit Jahrhunderten im Besitz meiner Familie!«

Zeig keine Schwäche. Er ist ein Tier... er wird Schwäche angreifen und vor Stärke zurückweichen. Sie drehte sich langsam um und spürte, wie einige weitere Tropfen zu Boden fielen, dann ging sie schwankend fort. »Angesichts der Geschichte des Hauses Corrino bin ich der festen Überzeugung, dass nicht zum ersten Mal Blut auf diesen Teppich getropft ist.«

5

Es heißt, dass es nichts Festes, nichts Ausgeglichenes, nichts Dauerhaftes im Universum gibt - dass nichts im ursprünglichen Zustand bleibt, dass jeder Tag, jede Stunde, jeder Augenblick einen Wechsel bringt.

Panoplia Propheticus der Bene Gesserit

An der zerklüfteten Küste vor Burg Caladan stand am Ende eines langen Piers eine einsame Gestalt, die sich als Schattenriss vor dem Meer und der aufgehenden Sonne abzeichnete. Der Mann hatte ein schmales Gesicht mit olivfarbener Haut und ausgeprägter Nase, die an den Schnabel eines Falken erinnerte.

Eine kleine Fischerbootflotte fuhr aufs Meer hinaus und zog eine lange Spur aus Wellenkämmen hinter sich her. Männer in dicken Pullovern, Mänteln und Strickmützen arbeiteten auf den engen Decks und machten die Ausrüstung bereit. Im Dorf am Ufer stiegen Rauchfäden von den Schornsteinen auf. Die Einheimischen bezeichneten es als ›Alte Stadt‹, weil an dieser Stelle vor Jahrhunderten die ursprüngliche Siedlung gestanden hatte, bevor die elegante Hauptstadt und der Raumhafen auf der Ebene hinter der Burg gebaut worden waren.

Herzog Leto Atreides, der die blauen Latzhosen eines Fischers und eine weiße Jacke mit rotem Falkenwappen trug, nahm einen tiefen Atemzug der belebenden salzigen Luft. Obwohl er der Herr des Hauses Atreides war und Caladan vor dem Landsraad und dem Imperator repräsentierte, stand Leto gerne im Morgengrauen mit den Fischern auf. Viele von ihnen kannte er mit Vornamen, und manchmal luden sie den Herzog sogar in ihre Häuser ein. Trotz der

Einwände Thufir Hawats, seines stets misstrauischen Sicherheitsbeauftragen, mischte er sich gelegentlich zu einer guten Mahlzeit unter die Leute.

Der salzige Wind frischte auf und ließ weiße Schaumkronen auf dem Meer tanzen. Leto wünschte sich, er hätte die Männer begleiten können, aber es warteten zu bedeutende andere Aufgaben auf ihn. Sein Verantwortungsbereich umfasste nicht nur diese Welt, sondern er hatte auch zahlreiche Pflichten gegenüber dem Imperium. Und er hatte sich mit großen Ereignissen auseinander zu setzen.

Die schockierende Ermordung eines Ecazi-Diplomaten durch einen Botschafter von Grumman war keineswegs eine unbedeutende Angelegenheit, nicht einmal auf dem fernen Planeten Arrakis, doch Graf Moritani schien sich nicht im Geringsten um die öffentliche Meinung zu scheren. Die Großen Häuser hatten bereits nach einer Intervention seitens des Imperiums gerufen, um einen größeren Konflikt zu unterbinden. Am Tag zuvor hatte Leto eine Botschaft an den Landsraad auf Kaitain geschickt und seine Dienste als Vermittler angeboten.

Er war erst sechsundzwanzig Jahre alt, aber nach einem Jahrzehnt als Oberhaupt eines Großen Hauses bereits ein Veteran. Seinen Erfolg führte er auf die Tatsache zurück, dass er niemals die Verbindung zu seinen Wurzeln verloren hatte. Das hatte er seinem verstorbenen Vater Paulus zu verdanken. Auf den ersten Blick war der alte Herzog ein bescheidener Mann gewesen, der stets den Kontakt zum Volk gesucht hatte, genauso wie Herzog Leto es jetzt tat. Obwohl er es Leto gegenüber nie zugegeben hatte, musste seinem Vater bewusst gewesen sein, dass es gleichzeitig eine kluge politische Taktik war, durch die der Herzog seine Beliebtheit im Volk garantierte. Dieses Amt erforderte eine komplizierte Mischung charakterlicher Eigenschaften; manchmal wusste Leto gar nicht mehr, wo seine private Persönlichkeit aufhörte und seine offizielle begann.

Kurz nachdem er so unverhofft die Last der Verantwortung übernehmen mußte, hatte Leto Atreides den Lands-

raad mit einem dramatischen Verwirkungsverfahren in Erstaunen versetzt. Durch ein wagemutiges Glücksspiel hatte er vermeiden können, dass man ihn für den Angriff auf zwei Tleilaxu-Schiffe innerhalb eines Gilde-Heighliners verantwortlich machte. Viele der Großen Häuser waren von ›Letos Gambit‹ tief beeindruckt gewesen, und er hatte sogar einen Glückwunschbrief von Hundro Moritani bekommen, dem koboldhaften und unsympathischen Grafen von Grumman, der sich häufig weigerte, der Politik des Imperiums zu folgen oder sie auch nur zu unterstützen. Der Graf hatte bewundert, wie sich Leto ›kühn über die Regeln hinwegsetzte‹, wodurch er bewiesen hatte, dass ›Macht von starken Männern mit starken Prinzipien gemacht wird, nicht von Beamten, die jedes Komma eines Gesetzestextes studieren‹. Leto war nicht völlig überzeugt, das Moritani an seine Unschuld glaubte; den Grafen schien es vielmehr zu freuen, dass Herzog Atreides ungestraft davongekommen war, obwohl seine Chancen denkbar schlecht standen.

Gleichzeitig hatte Leto gute Beziehungen zum Haus Ecaz. Sein Vater, der alte Herzog, war einer der großen Helden im Ecazi-Konflikt gewesen, als er an der Seite von Dominic Vernius einen gewaltsamen Aufstand von Sezessionisten niedergeschlagen und die vom Landsraad autorisierten Herrscher des Waldplaneten verteidigt hatte. Paulus Atreides war persönlich bei der Siegesfeier zugegen gewesen, als der dankbare junge Erzherzog Armand Ecaz wieder den Mahagoni-Thron bestiegen hatte. Irgendwo in den Kisten mit den persönlichen Dingen des alten Herzogs befand sich die Tapferkeitskette, die Paulus von Armand Ecaz um den kräftigen Hals gelegt worden war. Und die Anwälte, die Leto während seines Prozesses vor dem Landsraad vertreten hatten, waren vom Kontinent Elacca auf Ecaz gekommen.

Da er von beiden Parteien dieser Fehde respektiert wurde, glaube Leto, dass er ihnen möglicherweise den Weg zu einer friedlichen Lösung ebnen konnte. Politik! Sein Vater hatte ihn gelehrt, stets sorgsam das Gesamtbild im

Auge zu behalten, von den großen Zügen bis zu den winzigsten Details.

Aus einer Jackentasche zog Leto einen Stimmschreiber hervor und diktierte einen Brief an seinen Cousin Shaddam IV., um ihm zur freudigen Geburt eines weiteren Kindes zu gratulieren. Die Botschaft würde von einem offiziellen Kurier mit dem nächsten Gilde-Heighliner nach Kaitain gebracht werden.

Als Leto genug vom Tuckern der Fischerboote hatte, stieg er über den steilen, gewundenen Pfad die Klippe hinauf.

* * *

Im Hof nahm er sein Frühstück gemeinsam mit dem zwanzigjährigen Duncan Idaho ein. Der junge Mann mit dem runden Gesicht trug eine Soldatenuniform der Atreides in Grün und Schwarz. Sein borstiges dunkles Haar war kurz geschnitten, damit er während seines intensiven Kampftrainings die Augen frei hatte. Thufir Hawat verbrachte viel Zeit mit ihm, da er ihn für einen besonders begabten Schüler hielt. Doch Duncan hatte längst die Grenzen dessen erreicht, was der Kriegermentat ihm beibringen konnte.

Als kleiner Junge war er aus der Knechtschaft der Harkonnens entflohen und hatte sich in Burg Caladan der Gnade des alten Herzogs ausgeliefert. Im Laufe der Jahre war Duncan zu einem der treuesten Mitglieder des Atreides-Haushalts geworden und zweifellos zum besten Schüler an den Waffen. Die Schwertmeister von Ginaz, langjährige militärische Verbündete des Hauses Atreides, hatten Duncan Idaho vor kurzem die Zulassung zu ihrer berühmten Akademie gewährt.

»Ich werde dich vermissen, wenn du fort bist, Duncan«, sagte Leto. »Acht Jahre sind eine lange Zeit...«

Duncan saß kerzengerade da und zeigte keine Furcht. »Aber wenn ich zurückkehre, mein Herzog, werde ich Ihnen in jeder Hinsicht ein besserer Diener sein. Ich werde

immer noch jung sein, und niemand wird es wagen, Sie zu bedrohen.«

»Ach, man wird mich trotzdem bedrohen, Duncan. Mach dir deswegen nur keine Illusionen.«

Der junge Mann zögerte einen Moment, bevor er lächelte. »Dann machen sich diese Leute Illusionen, wenn sie glauben, Sie trotzdem bedrohen zu können.« Er nahm die Scheibe einer Paradan-Melone in die Finger, biss ein Stück vom gelben Fruchtfleisch ab und wischte sich den salzigen Saft vom Kinn. »Ich werde diese Melonen vermissen. Kein Vergleich mit Kantinenessen.« Dann schnitt er die Scheibe in kleinere Stücke.

An den Steinwänden rundum rankten sich Bougainvilleen empor, aber da es noch Winter war, trugen sie keine Blüten. Doch an den Bäumen hatten sich bereits die ersten Knospen geöffnet, nachdem es für die Jahreszeit ungewöhnlich warm war und sich ein zeitiger Frühling angekündigt hatte. Leto stieß einen zufriedenen Seufzer aus. »Im gesamten Imperium kenne ich keinen schöneren Ort als Caladan im Frühling.«

»Ja, Giedi Primus ist kein Vergleich.« Duncan erhöhte seine Wachsamkeit, als er bemerkte, wie entspannt und unbesorgt Leto wirkte. »Trotzdem müssen wir ständig auf der Hut sein, mein Herzog, und dürfen uns nicht die leiseste Schwäche erlauben. Vergessen Sie niemals die uralte Fehde zwischen den Häusern Atreides und Harkonnen.«

»Jetzt redest du wie Thufir!« Leto nahm einen Löffel von seinem süßen Pundi-Reispudding. »Ich bin überzeugt, dass kein besserer Mann als du in den Diensten der Atreides steht, Duncan. Aber ich fürchte, wir könnten ein Monstrum schaffen, wenn wir dich acht Jahre lang zur Ausbildung fortschicken. Wie wirst du sein, wenn du zurückkehrst?«

Stolz flammte in den tief liegenden blaugrünen Augen des jungen Mannes auf. »Ich werde ein Schwertmeister von Ginaz sein!«

Eine Weile dachte Leto über die großen Gefahren an der Schule nach. Fast ein Drittel aller Schüler verlor während

der Ausbildung das Leben. Duncan hatte nur über die Statistiken gelacht und erwidert, dass er unter den Harkonnens schon viel schlechtere Chancen überlebt hatte. Womit er eindeutig Recht hatte.

»Ich weiß, dass du es schaffen wirst«, sagte Leto. Er spürte einen dicken Kloß in der Kehle, eine tiefe Trauer, dass er Duncan gehen lassen musste. »Aber du darfst niemals vergessen, Mitgefühl zu haben. Ganz gleich, was du dort lernst, komm nicht mit der Überzeugung zurück, du seist etwas Besseres als andere Menschen.«

»Das werde ich nicht, mein Herzog.«

Leto griff unter den Tisch und holte ein längliches Paket hervor, das er Duncan reichte. »Dies ist der Grund, warum ich dich bat, mir beim Frühstück Gesellschaft zu leisten.«

Überrascht öffnete Duncan das Paket, in dem sich ein kunstvoll geschmiedetes und verziertes Schwert befand. Er schloß die Finger um den Knauf, in den ein Seilmuster eingearbeitet war. »Das Schwert des alten Herzogs! Sie wollen es mir leihen?«

»Ich *schenke* es dir, mein Freund. Weißt du noch, wie ich dich im Waffensaal überrascht habe, kurz nachdem mein Vater in der Stierkampfarena starb? Du hattest dieses Schwert aus der Halterung genommen. Damals warst du kaum größer als die Waffe, aber jetzt bist du erwachsen genug, um es benutzen zu können.«

Duncan fand keine Worte, mit denen er seiner Dankbarkeit Ausdruck verleihen konnte.

Leto musterte den jungen Mann von oben bis unten. »Ich glaube, wenn mein Vater lange genug gelebt hätte, um zu sehen, wie du zum Mann wirst, hätte er es dir selbst geschenkt. Du bist jetzt erwachsen, Duncan Idaho – und des Schwertes eines Herzogs würdig.«

»Guten Morgen«, sagte eine fröhliche Stimme. Prinz Rhombur Vernius kam in den Hof geschlendert. Seine Augen wirkten verschlafen, aber er war bereits angekleidet. Der Feuerjuwel im Ring an seiner rechten Hand fing funkelnd die Sonnenstrahlen auf. Seine Schwester Kailea ging neben ihm.

Ihr kupferrotes Haar wurde durch eine goldene Klammer zusammengehalten. Rhombur blickte vom Schwert auf die Tränen, die in Duncans Augen standen. »Was ist denn hier los?«

»Ich habe Duncan ein Abschiedsgeschenk gemacht.«

Rhombur pfiff. »Recht opulent für einen ordinären Stalljungen.«

»Vielleicht ist das Geschenk wirklich zu groß für mich«, sagte Duncan, den Blick auf Herzog Leto gerichtet. Dann starrte er das Schwert und schließlich Prinz Vernius an. »Allerdings werde ich nie wieder in den Ställen arbeiten, Prinz Vernius. Wenn wir uns das nächste Mal sehen, werde ich ein Schwertmeister sein.«

»Das Schwert gehört jetzt dir«, sagte Leto mit fester Stimme. Diesen Tonfall hatte er von seinem Vater kopiert. »In dieser Angelegenheit gibt es keine weiteren Diskussionen.«

»Wie Sie wünschen, mein Herzog.« Duncan verbeugte sich. »Ich möchte mich jetzt entschuldigen, damit ich mich auf die Reise vorbereiten kann.« Dann ging der junge Mann über den Hof davon.

Rhombur und Kailea nahmen am Tisch mit dem Frühstücksgedeck Platz. Kailea lächelte Leto an, aber es war nicht ihr übliches warmherziges Lächeln. Seit Jahren schlichen sie umeinander her, ohne dass sie sich wirklich näher kamen. Der Herzog war nicht bereit, sich auf eine romantische Affäre einzulassen, da er politische Rücksichten nehmen musste und eines Tages die Tochter eines Großen Hauses heiraten würde. Seine Gründe waren genau jene, die sein Vater ihm eingedrillt hatte – die Verantwortung eines Herzogs gegenüber dem Volk von Caladan. Nur ein einziges Mal hatten sich Leto und Kailea an den Händen gehalten, doch sie hatten sich niemals geküsst.

»Das Schwert deines Vaters?«, fragte Kailea mit gesenkter Stimme. »War das wirklich nötig, Leto? Es ist sehr wertvoll.«

»Aber es ist nur ein Gegenstand, Kailea. Das Schwert bedeutet Duncan viel mehr als mir. Ich brauche kein Schwert, um meinen Vater in guter Erinnerung zu behalten.« Dann

bemerkte Leto die blonden Stoppeln auf dem Gesicht seines Freundes, die Rhombur größere Ähnlichkeit mit einem Fischer als mit einem Prinzen verliehen. »Wann hast du dich zum letzten Mal rasiert, Rhombur?«

»Zinnoberrote Hölle! Wen interessiert es, wie ich aussehe?« Er nahm einen Schluck Cidritsaft und verzog die Lippen über den sauren Geschmack. »Schließlich habe ich keine repräsentativen oder sonstigen wichtigen Aufgaben.«

Kailea, die schnell und schweigend aß, warf ihrem Bruder einen abschätzenden Blick zu. Ihre grünen Augen waren durchdringend, und ihr katzenhafter Mund hatte einen missbilligenden Ausdruck angenommen.

Als Leto über den Tisch zu Rhombur schaute, bemerkte er, dass das Gesicht seines Freundes immer noch jugendlich glatt wirkte, auch wenn die braunen Augen nicht mehr so hell strahlten. Darin stand seine tiefe Trauer über den Verlust seiner Heimat, den Mord an seiner Mutter und das spurlose Verschwinden seines Vaters. Von ihrer einstmals großen Familie waren nur noch er und seine Schwester übrig geblieben.

»Wahrscheinlich hast du Recht«, sagte Leto. »Heute liegen weder Staatsangelegenheiten noch eine Reise nach Kaitain an. Also hättest du sogar auf die morgendliche Dusche verzichten können.« Leto rührte mit dem Löffel in seiner Schale mit Pundi-Reispudding, dann wurde seine Stimme überraschend streng. »Nichtsdestoweniger bist du ein Mitglied meines Hofs – und einer meiner vertrautesten Berater. Ich hatte gehofft, dass du inzwischen vielleicht einen Plan entwickelt hast, wie du deinen verlorenen Status und Besitz zurückgewinnen könntest.«

Zur ständigen Erinnerung an die ruhmreichen Tage von Ix, als das Haus Vernius vor dem Coup der Tleilaxu über die Maschinenwelt geherrscht hatte, trug Rhombur immer noch das purpur- und kupferrote Helixsymbol am Kragen seiner Hemden. Und das Hemd, das Rhombur trug, war deutlich zerknittert und musste dringend gewaschen werden.

»Leto, wenn ich irgendeine Idee hätte, was ich *tun* könnte, würde ich mich in den nächsten Heighliner schwingen und es versuchen.« Er wirkte unruhig. »Die Tleilaxu haben rund um Ix unüberwindliche Barrieren errichtet. Möchtest du, dass Thufir Hawat noch mehr Spione hineinschickt? Die ersten drei haben nie einen Weg in die unterirdische Stadt gefunden, und die letzten zwei sind spurlos verschwunden.« Er verschränkte die Finger. »Ich kann nur hoffen, dass loyale Ixianer den Kampf von innen fortsetzen und die Invasoren bald besiegen. Ich gehe davon aus, dass sich die Dinge irgendwie regeln werden.«

»Mein Freund, der Optimist«, sagte Leto.

Kailea blickte stirnrunzelnd auf ihr Frühstück und meldete sich endlich zu Wort. »Es ist jetzt zwölf Jahre her, Rhombur. Wie lange soll es noch dauern, bis sich alles auf wundersame Weise von selbst auflöst?«

Ihrem Bruder schien das Thema unangenehm zu sein, da er übergangslos zu einem anderen wechselte. »Habt ihr gehört, dass Shaddams Frau soeben eine dritte Tochter zur Welt gebracht hat?«

Kailea schnaufte. »Ich wette, Shaddam ist gar nicht begeistert, dass es wieder kein männlicher Erbe ist.«

Leto weigerte sich, so schlecht von seinem Cousin zu denken. »Wahrscheinlich freut er sich wie jeder andere Vater, Kailea. Außerdem hat seine Frau noch viel Zeit, um weitere Kinder zu gebären.« Er wandte sich an Rhombur. »Das bringt mich auf eine Idee, alter Freund – *du* solltest dir endlich eine Frau nehmen.«

»Die dafür sorgt, dass ich jeden Morgen geduscht und frisch rasiert bin?«

»Und die vielleicht auch für die Weiterexistenz deines Hauses im Exil sorgt.«

Kailea hätte beinahe etwas gesagt, überlegte es sich dann jedoch anders. Sie hatte eine Melone gegessen und knabberte nun an einem Toast. Schließlich stand sie auf, entschuldigte sich und ging.

Während des folgenden Schweigens glitzerten Tränen in

den Augen des ixianischen Prinzen, bis sie ihm über die Wangen liefen. Verlegen wischte er sie ab. »Ja. Ich habe selbst schon darüber nachgedacht. Wie hast du es geahnt?«

»Du selbst hast gelegentlich darüber geredet, wenn wir ein paar Flaschen Wein intus hatten.«

»Genau das ist es – eine Schnapsidee. Mein Haus ist tot, und Ix ist in den Händen von Fanatikern.«

»Dann gründe ein neues Kleines Haus auf Caladan, ein Familienunternehmen. Wir könnten die Liste der Gewerbe durchgehen und schauen, was noch gebraucht wird. Kailea ist eine gute Geschäftsfrau. Ich stelle euch die Mittel zur Verfügung, die ihr als Starthilfe benötigt.«

Rhombur erlaubte sich ein bittersüßes Lachen. »Mein Geschick wird stets aufs Engste mit deinem verbunden bleiben, großer Herzog. Nein, ich bleibe lieber hier, um auf dich aufzupassen, damit du nicht irgendwann deine ganze Burg verschenkst.«

Leto nickte, ohne zu lächeln, dann reichten sie sich die Hände zum imperialen Gruß.

6

Die Natur begeht keine Fehler; Richtig und Falsch sind rein menschliche Kategorien.

Pardot Kynes, Arrakis-Vorträge

Tage der Monotonie. Die aus drei Männern bestehende Patrouille der Harkonnens flog über die gewellten goldenen Dünen dahin. Der vorgegebene Kurs führte über etwa tausend Kilometer. In der unerbittlichen Wüstenlandschaft war selbst ein winziger Staubwirbel eine willkommene Abwechslung.

Die Soldaten flogen einen weiten Bogen mit ihrem gepanzerten Ornithopter, sie wichen Bergen aus und setzten den Weg südwärts über große Becken und Ebenen fort. Glossu Rabban, der Neffe des Barons und derzeitiger Verwalter von Arrakis, hatte ihnen befohlen, regelmäßig Patrouille zu fliegen, um sichtbar zu bleiben. Damit die verwahrlosten Siedlungen sahen, dass die Harkonnens die Augen aufhielten. Jederzeit.

Kiel, der Bordschütze, dachte über den Auftrag nach, die Jagd auf jeden Fremen zu eröffnen, der sich in der Nähe einer legalen Gewürzernteaktion herumtrieb. Wie konnten sich diese dreckigen Landstreicher erlauben, Harkonnen-Territorium zu betreten, ohne zuvor eine Genehmigung vom Aufsichtsamt in Carthag einzuholen? Aber nur wenige Fremen wurden jemals bei Tageslicht erwischt, sodass der Auftrag langweilig geworden war.

Garan war der Pilot des Thopters. Er nutzte die Thermik über der Wüste und stieg auf und ab, sodass der Flug wie die Fahrt in einer Achterbahn verlief. Seine Miene blieb meistens ausdruckslos, bis auf ein gelegentliches Grinsen, wenn sich das Gefährt in einer besonders heftigen Turbu-

lenz schüttelte. Auch während des fünften Tages ihres Patrouillenfluges notierte er die Widersprüche zu den Landkarten und brummte jedes Mal verärgert, wenn er einen weiteren Fehler entdeckte. Hier gab es die schlechtesten Karten, mit denen er jemals gearbeitet hatte.

Hinten im Passagierabteil saß Josten, der erst vor kurzem von Giedi Primus nach Arrakis versetzt worden war. Bisher hatte er nur dreckige Städte, Industrieanlagen und einen grauen Himmel kennen gelernt, und nun starrte er gebannt auf die sandige Einöde und studierte Dünenmuster von hypnotischer Monotonie. Er entdeckte die kleine Staubwolke im Süden, tief in der weiten Ebene der Gefallenen. »Was ist das? Wird dort Gewürz geerntet?«

»Vergiss es«, sagte Kiel. »Erntefabriken schießen eine gerade und dünne kegelförmige Staubwolke in die Luft.«

»Zu tief für einen Staubteufel. Und zu klein.« Mit einem Achselzucken zog Garan an der Steuerung des Thopters und nahm Kurs auf die niedrige, rötlich-braune Wolke. »Schauen wir mal nach.« Nach so vielen langweiligen Tagen hätten sie sich sogar voller Neugier auf jeden Felsen gestürzt, der aus dem Sand ragte...

Als sie die Stelle erreichten, fanden sie weder Maschinen noch Spuren vor. Es gab nicht den geringsten Hinweis auf die Anwesenheit von Menschen. Trotzdem machte eine mehrere Hektar große Sandfläche den Eindruck der Verwüstung. Eine rostfarbene Sprenkelung gab dem Sand eine dunklere ockergelbe Färbung, als wäre eine blutende Wunde in der heißen Sonne getrocknet.

»Sieht aus, als hätte jemand eine Bombe abgeworfen«, sagte Kiel.

»Vielleicht hat es hier eine Gewürzeruption gegeben«, meinte Garan. »Ich gehe runter, damit wir uns die Sache aus der Nähe ansehen können.«

Als der Thopter auf dem glühenden Sand aufsetzte, stieß Kiel die Luke auf. Die von der Klimaanlage aufbereitete Luft entwich zischend und wurde durch einen heißen Schwall ersetzt. Er hustete von dem Staub.

Garan beugte sich im Pilotensitz nach hinten. »Riecht ihr es auch?« Der Geruch nach verbranntem Zimt drang ihm in die Nase. »Ganz klar eine Gewürzeruption.«

Josten drängte sich an Kiel vorbei und sprang auf den weichen Boden. Atemlos ging er in die Knie, hob eine Handvoll ockerfarbenen Sand auf und kostete mit der Zunge davon. »Wir könnten etwas vom frischen Gewürz einsammeln und mitnehmen. Es muss ein Vermögen wert sein.«

Kiel hatte genau denselben Gedanken gehabt, doch dem Vorschlag des Neulings brachte er nur Verachtung entgegen. »Wir haben keine entsprechende Ausrüstung dabei. Man braucht Maschinen, um das Gewürz vom Sand zu trennen. Mit den Fingern schaffst du es nie.«

»Wenn du nach Carthag gehst«, sagte Garan in ruhigem, festem Tonfall, »und versuchst, einem Straßenhändler das Rohgewürz anzubieten, wirst du sofort gepackt und vor Gouverneur Rabban geschleift. Oder – was noch viel schlimmer wäre – du müsstest Graf Fenring erklären, wieso ein Teil des Gewürzes, das dem Imperator gehört, in den Taschen eines Wachmanns gelandet ist.«

Als die Soldaten auf die Sandfläche hinaustraten und sich dem aufgewühlten Zentrum der verwehenden Staubwolke näherten, blickte sich Josten besorgt um. »Ist es hier auch sicher für uns? Heißt es nicht, dass die großen Würmer zum Gewürz kommen?«

»Hast du Angst, Kleiner?«, fragte Kiel.

»Wenn wir einen Wurm sehen, werfen wir ihm Josten zum Fraß vor«, schlug Garan vor. »Das gibt uns genügend Zeit zu verschwinden.«

Kiel sah, dass sich etwas in der Senke bewegte, sich durch den Sand grub und ihn aufwühlte, wie wimmelnde Maden in verwesendem Fleisch. Josten öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch dann schloß er ihn wieder.

Ein Wesen, das an eine Peitsche erinnerte, tauchte aus dem Sand auf, zwei Meter lang und mit segmentierter, fleischfarbener Haut. Es hatte die Ausmaße einer größeren

Schlange, und das Maul war ein runder offener Schlund, der mit nadelscharfen Zähnen besetzt war.

»Ein Sandwurm!«, rief Josten.

»Nur ein Baby«, höhnte Kiel.

»Ein Junges? Meinst du wirklich?«, fragte Garan.

Der augenlose Kopf des Wurmes pendelte hin und her. Weitere dieser schlüpfrigen Wesen wanden sich im Sand. Es war ein ganzes Nest, als wäre der Nachwuchs in der Eruption gezeugt worden.

»Wie kommen die Viecher hierher?«, fragte Kiel.

»Davon stand nichts in meinen Anweisungen«, sagte Garan.

»Könnten wir... eines fangen?«, fragte Josten.

Kiel verschluckte im letzten Moment eine schroffe Erwiderung, als ihm bewusst wurde, dass die Idee des jungen Rekruten gar nicht so übel war. »Na los!« Er marschierte los, mitten in den aufgewühlten Sand.

Der Wurm spürte die Bewegung und bäumte sich auf, als wäre er sich nicht sicher, ob er angreifen oder fliehen sollte. Dann krümmte er sich wie eine Seeschlange und grub sich mit windenden Bewegungen in den Sand.

Josten rannte los und warf sich einfach auf den Wurm. Er packte das hintere Viertel des segmentierten Körpers. »Er ist zu stark!« Der Bordschütze folgte ihm und griff sich den wild peitschenden Schwanz.

Der Wurm versuchte sich tiefer einzugraben, doch Garan hatte den Sand aufgewühlt und ihn hinter dem Kopf gepackt. Alle drei Männer zerrten und kämpften mit dem Geschöpf, das wie ein Aal auf dem Trockenen zappelte.

Auf der anderen Seite der Sandgrube erhoben sich die Köpfe mehrerer Sandwürmer, als wäre im Meer der Dünen plötzlich ein kleiner Wald aus Periskopen gewachsen. Ihre runden Mäuler waren wie schwarze Augen den Männern zugewandt. Kiel erschauderte, als er sich vorstellte, sie könnten wie ein Schwarm Blutegel angreifen, doch die Jungwürmer tauchten kurz darauf wieder unter den Sand.

Garan und Kiel hatten ihre Beute ans Tageslicht gezerrt

und schleppten sie nun zum Ornithopter. Als Harkonnen-Patrouille verfügten sie über die nötige Ausrüstung, um Kriminelle dingfest zu machen, einschließlich altertümlicher Fesseln, mit denen sie einen Gefangenen wie ein Stück Vieh anketten konnten. »Josten, hol die Fesseln aus dem hinteren Fach!«, sagte der Pilot.

Der Rekrut kehrte kurz darauf mit den Stricken zurück und knüpfte eine Schlinge, die er um den Kopf des Wurmes legte und zuzog. Garan ließ den gummiartigen Körper los und packte das Seil, während Josten eine zweite Schlinge am hinteren Teil des Wurmes anbrachte.

»Was machen wir damit?«, fragte Josten.

Ganz zu Anfang seiner Dienstzeit auf Arrakis hatte Kiel den Neffen des Barons auf einer gescheiterten Wurmjagd Rabbans begleitet. Sie hatten einen Fremen-Führer, gut bewaffnete Männer und sogar einen Planetologen dabeigehabt. Sie hatten den Fremen als Köder benutzt, um einen der riesigen, ausgewachsenen Sandwürmer anzulocken, und das Tier dann mit Sprengstoff getötet. Doch bevor Rabban seine Trophäe bergen konnte, hatte sich das Monstrum einfach aufgelöst, war in amöbenartige Wesen zerfallen, die im Sand verschwunden waren und nur ein knorpeliges Skelett und lose Kristallzähne zurückgelassen hatten. Rabban hatte vor Wut getobt.

Kiels Eingeweide krampften sich zusammen. Rabban mochte es als Kränkung empfinden, wenn drei einfache Wachsoldaten einen Wurm fingen, während er nicht dazu in der Lage gewesen war. »Wir sollten ihn ertränken.«

»Ertränken?«, fragte Josten. »Wieso das? Und warum sollte ich meine Wasserration für so etwas verschwenden?«

Garan blieb plötzlich wie angewurzelt stehen. »Ich habe gehört, dass die Fremen es tun. Wenn man ein Wurmbaby ertränkt, soll es irgendein Gift ausscheiden, das sehr selten ist.«

Kiel nickte. »Ja. Das verrückte Wüstenvolk benutzt es für religiöse Rituale. Das Gift versetzt die Leute in wilde, orgiastische Raserei, bei der viele sterben.«

»Aber... wir haben nur noch zwei Literjons Wasser im Thopter«, sagte Josten nervös.

»Dann benutzen wir nur einen. Außerdem weiß ich, wo wir ihn wieder auffüllen können.« Der Pilot und der Bordschütze tauschten einen vielsagenden Blick. Sie waren lange genug im gemeinsamen Patrouillendienst, um zu wissen, dass sie beide dasselbe dachten.

Als hätte er verstanden, welches Schicksal ihm drohte, schlug der Wurm wieder um sich, doch seine Kräfte ließen bereits nach.

»Wenn wir die Droge haben«, sagte Kiel, »kann der Spaß losgehen.«

* * *

In der Nacht flog der Patrouillenthopter im Tarnmodus über rasiermesserscharfe Berggipfel hinweg, näherte sich in der Deckung eines Grats und landete auf einem felsigen Plateau über einem armseligen Dorf namens Bilar-Lager. Die Bewohner lebten in Höhlen, die sie tiefer ins Gestein getrieben hatten, und in oberirdischen Behausungen, die sich bis in die Ebene erstreckten. Windmühlen erzeugten Elektrizität, an Vorratsbehältern glommen winzige Lichter, die vereinzelte Motten und Fledermäuse, die sich von ihnen ernährten, anlockten.

Im Gegensatz zu den zurückgezogenen Fremen waren die Bewohner dieses Dorfes etwas zivilisierter, aber nicht so unabhängig. Die Männer arbeiteten als Wüstenführer und in den Erntefabriken. Sie hatten vergessen, wie sie auf ihrer Welt überleben konnten, ohne sich von den planetarischen Gouverneuren ausbeuten zu lassen.

Auf einem früheren Patrouillenflug hatten Kiel und Garan eine verborgen angelegte Zisterne voller Wasser auf dem Plateau entdeckt. Kiel hatte keine Ahnung, wie die Dorfbewohner an eine solche Menge der kostbaren Flüssigkeit gelangt waren. Höchstwahrscheinlich durch Betrug, indem sie falsche Zahlen über die Einwohnerschaft angaben, sodass sie mehr von den Harkonnens erhielten, als ihnen eigentlich zustand.

Die Bewohner des Bilar-Lagers hatten die illegale Zisterne mit Steinen abgedeckt, damit sie wie ein natürlicher Felsvorsprung aussah, doch auf Wachen hatten sie verzichtet. Diebstahl war in der Wüstenkultur ein viel größeres Verbrechen als Mord. Sie schienen einfach darauf zu vertrauen, dass ihr kostbarer Wasservorrat vor Banditen oder nächtlichen Dieben sicher war.

Natürlich hatten die Harkonnen-Soldaten nicht die Absicht, das Wasser zu *stehlen* – jedenfalls nicht mehr, als sie für ihre eigenen Zwecke benötigten.

Gehorsam trug Josten den Behälter, in dem die zähe, giftige Flüssigkeit schwappte, die der ertränkte Wurm abgesondert hatte, nachdem er aufgehört hatte, wild um sich zu schlagen. In einem Anfall von schlechtem Gewissen hatten sie den erschlafften Kadaver in der Nähe der Gewürzeruption abgeworfen und waren weitergeflogen. Kiel hatte sich Sorgen gemacht, dass die giftigen Ausscheidungen des Wurms sich durch den Literjohn fressen könnten.

Garan bediente den verborgenen Hahn der Bilar-Zisterne und füllte den einen ihrer Wasserbehälter wieder auf. Es hatte keinen Sinn, sämtliches Wasser für einen bösen Streich an den Dorfbewohnern zu vergeuden. Dann hob Kiel den Behälter mit dem Wurmgift auf und kippte ihn in die Zisterne. Wenn die Leute das nächste Mal von ihrem illegalen Wasservorrat tranken, erwartete sie eine böse Überraschung. »Geschieht ihnen recht.«

»Weißt du, was die Droge mit ihnen anstellt?«, fragte Josten.

Garan schüttelte den Kopf. »Darüber habe ich schon die verrücktesten Geschichten gehört.«

»Vielleicht sollten wir es zuerst an unserem Neuling ausprobieren«, schlug der Bordschütze vor.

Josten wich zurück und hob abwehrend die Hände. Garan warf einen letzten Blick auf die kontaminierte Zisterne. »Ich wette, sie reißen sich die Kleidung vom Leib, tanzen nackt in den Straßen und krähen wie Hähne.«

»Wir sollten hierbleiben und den Spaß beobachten«, sagte Kiel.

Garan runzelte die Stirn. »Möchtest du derjenige sein, der Rabban erklärt, warum wir zu spät von unserer Patrouille zurückkehren?«

»Gehen wir«, erwiderte Kiel hastig.

Während sich das Wurmgift in der Zisterne verteilte, eilten die Harkonnen-Soldaten zu ihrem Ornithopter zurück, auch wenn sie gerne beobachtet hätten, wie die Dorfbewohner feststellten, welchen Streich man ihnen gespielt hatte.

7

Bevor wir kamen, hatten alle Methoden des Lernens den Makel des Instinkts. Bevor wir kamen, hatten instinktgetriebene Forscher nur eine begrenzte Aufmerksamkeitsspanne – die oftmals nur ein einziges Leben umfasste. Projekte, die sich über fünfzig oder mehr Generationen erstrecken, kamen ihnen niemals in den Sinn. Die Vorstellung des totalen Muskel-Nerven-Trainings war noch nicht in ihr Bewusstsein vorgedrungen. Wir haben gelernt zu lernen.

Das Azhar-Buch der Bene Gesserit

Ist dies wirklich ein besonderes Kind? Die Ehrwürdige Mutter Gaius Helen Mohiam beobachtete das Mädchen mit den perfekten Proportionen, das auf dem Hartholzboden der Mütterschule seine Muskeln und Nerven mit Prana-Bindu-Übungen trainierte.

Mohiam, die vor kurzem vom vorzeitig abgebrochenen Bankett auf Arrakis zurückgekehrt war, bemühte sich, ihre Schülerin unvoreingenommen zu beobachten und die Wahrheit zu unterdrücken. *Jessica, meine leibliche Tochter...* Das Mädchen durfte nie etwas über seine Herkunft erfahren, es durfte niemals auch nur den leisesten Verdacht hegen. Selbst in den geheimen genealogischen Listen der Schwesterschaft war Mohiam nicht mit ihrem Bene-Gesserit-Namen, sondern ihrem Geburtsnamen ›Tanidia Nerus‹ aufgeführt.

Die zwölfjährige Jessica stand kerzengerade mit herabhängenden Armen da und versuchte sich zu entspannen, die Bewegung jedes Muskels in ihrem Körper zum Stillstand zu bringen. Sie hielt eine nicht vorhandene Klinge in

der rechten Hand und starrte auf einen ebenso imaginären Gegner. Sie zapfte tiefe Quellen des inneren Friedens und der Konzentration an.

Doch Mohiams scharfe Augen bemerkten ein minimales Muskelzucken in Jessicas Waden, an ihrem Hals und über einer Augenbraue. Sie würde noch viel Übung benötigen, um die Technik zu perfektionieren, aber das Kind hatte bereits große und vielversprechende Fortschritte gemacht. Jessica besaß große Geduld, die Fähigkeit, zur Ruhe zu kommen und auf das zu hören, was man ihr sagte.

Sie ist so konzentriert... und hat so viel Potenzial. Wie es vom Zuchtprogramm vorhergesagt wurde.

Jessica führte einen Scheinangriff nach links aus, wirbelte herum – und erstarrte wieder zu einer Statue. Ihre Augen blickten zwar in Mohiams Richtung, sahen ihre Meisterin und Mentorin jedoch nicht.

Die Ehrwürdige Mutter betrat ernst das Trainingsmodul, schaute dem Mädchen in die klaren grünen Augen und sah darin eine Leere – als wären es die Augen einer Leiche. Jessica hatte sich völlig zurückgezogen und sich zwischen ihren Nerven- und Muskelfasern verloren.

Mohiam befeuchtete einen Finger und hielt ihn dem Mädchen unter die Nase. Sie spürte nur eine winzige Luftbewegung. Die knospenden Brüste des schlanken Oberkörpers waren völlig reglos. Jessica stand kurz vor der vollständigen Bindu-Suspension...

Aber es war noch viel harte Arbeit nötig.

In der Schwesternschaft gab man sich nur mit absoluter Perfektion zufrieden. Als Jessicas Ausbilderin würde Mohiam immer wieder die uralte Routine mit ihr durchgehen und alle nötigen Schritte kritisch überprüfen.

Die Ehrwürdige Mutter zog sich zurück und musterte Jessica, ohne sie aus ihrer Konzentration zu reißen. Im Gesicht des Mädchens versuchte sie ihre eigenen Züge oder die ihres Vaters, Baron Wladimir Harkonnen, wiederzuerkennen. Der lange Hals und die kleine Nase waren Mohiams Erbe, aber der hohe Haaransatz, der breite Mund, die

vollen Lippen und die helle Haut erinnerten an den Baron... als er noch gesund und attraktiv gewesen war. Jessicas weit auseinander liegende grüne Augen und das bronzefarbene Haar stammten aus entfernteren genetischen Quellen.

Wenn du nur wüsstest... Mohiam erinnerte sich an das, was man ihr über den Plan der Bene Gesserit verraten hatte. Jessicas Tochter sollte eines Tages den Kwisatz Haderach zur Welt bringen – den Kulminationspunkt jahrtausendelanger sorgfältiger Zuchtwahl. Mohiam blickte dem Mädchen ins Gesicht und suchte nach einem verräterischen Zucken, nach irgendeinem Hinweis auf ihre historische Bedeutung. *Du bist noch nicht für die Wahrheit bereit.*

Dann sprach Jessica. Ihr Mund gab den Worten Gestalt, als sie ein Mantra aufsagte, das so alt wie die Bene-Gesserit-Schule war: »Jeder Angreifer ist eine Feder, die auf ihrer Bahn entlangschwebt. Wenn die Feder näher kommt, wird sie abgelenkt und entfernt. Meine Reaktion ist wie ein Lufthauch, der die Feder fortbläst.«

Mohiam trat zurück, als ihre Tochter plötzlich blitzschnelle Bewegungen ausführte. Aber Jessica musste ihre Muskeln immer noch *zwingen*, sich mit reflexhafter Leichtigkeit zu bewegen, während sie einfach *zulassen* sollte, dass es geschah.

Die Bewegungen des Mädchens waren besser als beim letzten Mal, konzentrierter und präziser. Jessicas jüngste Fortschritte waren beeindruckend, als hätte sie eine Erleuchtung gehabt, die ihren Geist geklärt und sie auf die nächste Stufe gehoben hatte. Doch Mohiam spürte immer noch zu viel jugendliche Energie und ungezügelte Intensität in ihr.

Dieses Mädchen war das Ergebnis einer niederträchtigen Vergewaltigung durch Baron Harkonnen, nachdem die Schwesternschaft ihn dazu erpresst hatte, eine Tochter für sie zu zeugen. Mohiam hatte noch während der Attacke ihre Rache vorbereitet und ihn mit einer schmerzhaften Krankheit infiziert, die ihn allmählich dahinsiechen ließ. Eine entzückend langsame Folter. Während des vergange-

nen Standardjahres hatte der Baron bereits einen Gehstock benötigt. Auf Fenrings Bankett war sie in großer Versuchung gewesen, dem fetten Mann zu erzählen, was sie ihm angetan hatte.

Aber wenn Mohiam es wirklich getan hätte, wäre es im Speisesaal der Residenz von Arrakeen zu einer zweiten Gewalttat gekommen. Und sie wäre viel heftiger als der Streit zwischen den Botschaftern von Ecaz und Grumman ausgefallen. Vielleicht hätte sie sogar ihre tödlichen Fähigkeiten gegen den Baron einsetzen müssen. Selbst Jessica hätte sich schnell und ohne große Mühe gegen den Mann – ihren eigenen Vater – durchsetzen können, obwohl ihre Ausbildung noch nicht abgeschlossen war.

Mohiam hörte das Surren einer Mechanik und sah, wie sich eine lebensgroße Puppe aus dem Boden schob. Die nächste Phase der Trainingsroutine. Blitzschnell wirbelte das Mädchen herum und enthauptete die Puppe mit einem einzigen Fußtritt.

»Mehr Finesse. Die tödliche Berührung muss eleganter und präziser sein.«

»Ja, Ehrwürdige Mutter.«

»Trotzdem bin ich stolz auf deine Leistungen.« Mohiam sprach in ungewöhnlich sanftem Tonfall, wofür ihre Vorgesetzten sie gerügt hätten, wären sie anwesend gewesen. Liebe, in welcher Form auch immer, war strikt untersagt.

»Die Schwesternschaft hat große Pläne mit dir, Jessica.«

8

›Xuttuh‹ ist ein Wort mit vielen Bedeutungen. Jeder Bene Tleilax weiß, dass es der Name des ersten Meisters war. Doch genauso wie dieser Mann mehr als ein einfacher Sterblicher war, ist auch diese Bezeichnung von großer Tiefe und Komplexität. ›Xuttuh‹ kann je nach Betonung ›hallo‹ oder ›sei gesegnet‹ bedeuten. Es kann auch in einem Wort ein vollständiges Gebet enthalten, wenn sich ein Getreuer bereit macht, für den Großen Glauben zu sterben. Aus diesen Gründen haben wir dieses Wort als neuen Namen für den eroberten Planeten gewählt, der früher als Ix bekannt war.

Instruktionstext der Tleilaxu

Ein Ausweichplan ist immer nur so gut wie der Geist, der ihn entwirft.

Hidar Fen Ajidica, der sich tief im Labyrinth des Forschungspavillons befand, kannte diese Maxime nur zu gut. Eines Tages würde der Mann des Imperators versuchen, ihn zu töten. Also musste er gründlich geplante Verteidigungsmaßnahmen ergreifen.

»Bitte hier entlang, Graf Fenring«, sagte Ajidica in freundlichstem Tonfall, während er dachte: *Unreiner Powindah!* Sein Blick streifte den Mann. *Ich sollte dich hier und jetzt töten!*

Aber es war derzeit nicht möglich, dieses Vorhaben auf sichere Weise in die Tat umzusetzen. Vielleicht erhielt der Forschungsmeister niemals eine günstige Gelegenheit. Und selbst wenn er Erfolg hatte, würde der Imperator andere Leute schicken, um den Fall zu untersuchen, und noch mehr Sardaukar-Truppen, die die empfindlichen Arbeiten störten.

»Es freut mich sehr, dass Sie mit dem Projekt Amal endlich Fortschritte machen. Es ist nun schon mehr als zwölf Jahre her, seit Elrood IX. es in Auftrag gegeben hat, hmm?« Fenring schlenderte durch einen schmucklosen Korridor in der unterirdischen Stadt. Er trug eine scharlachrote imperiale Jacke und enge goldene Hosen. Sein dunkles Haar war kurz geschoren und stand an einigen Stellen ab, um seinen übergroßen Kopf zu betonen. »Wir waren in dieser Zeit sehr geduldig.«

Ajidica trug einen weißen Laborkittel mit großen Taschen. Der Stoff, sein Haar und seine leichengraue Haut rochen nach Chemikalien. »Ich habe Sie von Anfang an gewarnt, dass es viele Jahre dauern könnte, bis ein brauchbares Produkt entwickelt wird. Ein Dutzend Jahre sind nicht mehr als ein Lidschlag, um eine Substanz zu synthetisieren, nach der das Imperium viele Jahrhunderte lang vergeblich gesucht hat.« Er zwang sich zu einem dünnen Lächeln.

»Trotzdem kann ich Ihnen nun mitteilen, dass unsere modifizierten Axolotl-Tanks ausgewachsen sind, dass vorläufige Experimente durchgeführt und die Ergebnisse ausgewertet wurden. Auf dieser Grundlage haben wir unpraktikable Ansätze ausgeschlossen und damit die Möglichkeiten deutlich eingeschränkt.«

»Der Imperator ist nicht an der Einschränkung von Möglichkeiten interessiert, Forschungsmeister, sondern nur an Resultaten!« Fenrings Stimme war wie gefrorene Säure. »Sie haben ein immenses Budget verschlungen, ganz zu schweigen von unserer Finanzierung Ihrer Eroberung der ixianischen Einrichtungen.«

»Unsere Aufzeichnungen halten jeder Überprüfung stand, Graf Fenring«, sagte Ajidica. Er wusste genau, dass Fenring niemals einem Bankier der Gilde Einsicht in die entsprechenden Bücher gewähren würde. Insbesondere die Raumgilde durfte niemals einen Hinweis erhalten, welchem wahren Zweck dieses Projekt diente. »Alle finanziellen Mittel wurden ordentlich verbucht, genauso wie die Gewürzvorräte, gemäß unseren ursprünglichen Vereinbarungen.«

»Diese Vereinbarungen haben Sie mit Elrood getroffen, nicht mit Shaddam, hmm? Der Imperator kann Ihre Experimente jederzeit beenden.«

Wie alle Tleilaxu war es Ajidica gewöhnt, von Dummköpfen beleidigt und provoziert zu werden, sodass es ihm leicht fiel, keinen Anstoß zu nehmen. »Eine interessante Drohung, Graf Fenring, wenn man bedenkt, dass Sie höchstpersönlich den ersten Kontakt zwischen Elrood und meinem Volk hergestellt haben. Alles wurde dokumentiert; die Aufzeichnungen befinden sich auf unseren Heimatwelten.«

Fenring schnaufte und marschierte weiter, tiefer ins Innere des Forschungspavillons. »Durch simple Beobachtung habe ich etwas Interessantes über Sie erfahren, Forschungsmeister«, sagte er mit schmieriger Stimme. »Sie haben eine Phobie gegenüber unterirdischen Räumen entwickelt, hmm? Sie haben diese Ängste erst seit kurzer Zeit; es kam wie ein plötzlicher Anfall über Sie.«

»Unsinn!«, stritt Ajidica ab. Trotzdem brach ihm der Schweiß auf der Stirn aus.

»So? Aber ich registriere Anzeichen der Lüge in Ihrer Stimme und Mimik. Sie nehmen deswegen Medikamente... ein Fläschchen mit Pillen in Ihrer rechten Jackentasche. Ich kann die Ausbuchtung erkennen.«

»Ich bin... bei bester Gesundheit«, stammelte Ajidica, der sich bemühte, seinen Ärger zu verbergen.

»Hmm-äh... ich würde sagen, Ihre künftige Gesundheit hängt davon ab, wie gut sich hier alles entwickelt. Je eher Sie das Projekt Amal abschließen, desto früher werden Sie wieder die Gelegenheit erhalten, frische Luft auf ihrer wunderschönen Heimatwelt zu atmen. Wann waren Sie das letzte Mal auf Tleilax?«

»Es ist schon lange her«, gab Ajidica zu. »Sie können sich nicht vorstellen, wie es dort ist. Keinem *Powin*...« Er räusperte sich. »Keinem Fremden wurde jemals gestattet, mehr als den Raumhafen zu sehen.«

Fenrings Antwort bestand in einem aufreizenden, wis-

senden Lächeln. »Zeigen Sie mir einfach, was Sie hier geleistet haben, damit ich Shaddam Bericht erstatten kann.«

Vor einer Tür hob Ajidica den Arm, um Fenring zurückzuhalten. Der Tleilaxu schloss die Augen und küsste ehrfürchtig die Tür. Dieses knappe Ritual schaltete die tödlichen Sicherheitssysteme ab, worauf sich die Tür fließend in schmale Ritzen in der Wand zurückzog.

»Jetzt können Sie ohne Gefahr passieren.« Ajidica trat beiseite, um Fenring den Vortritt zu lassen. Im weißen Raum aus Weichplaz hatte der Forschungsmeister mehrere Demonstrationsobjekte aufgebaut, die den Fortschritt der Experimente veranschaulichen sollten. Im Zentrum des riesigen ovalen Raums befanden sich ein hochauflösendes Mikroskop, ein Metallregal mit Glasbehältern und ein roter Tisch, auf dem ein halbkugelförmiges Objekt stand. Ajidica bemerkte die intensive Neugier in Fenrings übergroßen Augen, als er sich den Versuchsaufbauten näherte. »Bitte berühren Sie nichts.«

Über dem Ganzen hing der feine Schleier des Betrugs, doch dieser imperiale Powindah würde ihn nicht erkennen oder erst, wenn es zu spät war. Ajidica beabsichtigte, das Rätsel der künstlichen Gewürzherstellung zu lösen, um dann mit den heiligen Axolotl-Tanks zu einem sicheren Planeten in einer fernen Region des Imperiums zu fliehen. Er hatte eine Reihe Vorkehrungen getroffen, ohne seine Identität zu offenbaren, hatte Versprechungen und Bestechungen eingesetzt und Geldmittel abgezweigt... ohne das Wissen seiner Vorgesetzten auf den Heimatwelten der Bene Tleilax. Es war einzig und allein sein Werk.

Er war zu der Überzeugung gelangt, dass es in seinem eigenen Volk Häretiker gab, Tleilaxu, die sich so gut in ihre öffentliche Rolle als unterdrückte Sündenböcke gefügt hatten, dass sie vom Großen Glauben abgefallen waren. Sie waren wie Gestaltwandler, die sich so perfekt getarnt hatten, dass sie gar nicht mehr wussten, wer sie wirklich waren. Wenn Ajidica solchen Leuten den Zugang zum Amal, zu seiner großartigen Entdeckung gestattete, würden sie

das Einzige aufgeben, das ihnen die Überlegenheit garantierte, die den Tleilaxu zustand.

Ajidica plante, seine Rolle weiterzuspielen, bis er bereit war. Dann konnte er über die Verwendung des künstlichen Gewürzes bestimmen und seinem Volk bei der Erfüllung seiner Mission helfen... ob die Tleilaxu es wollten oder nicht.

Graf Fenring murmelte leise, als er sich der Halbkugel auf dem Tisch näherte. »Faszinierend. Da ist etwas drin, vermute ich, hmm-äh?«

»In allem ist etwas verborgen«, erwiderte Ajidica.

Er stellte sich mit stiller Befriedigung vor, wie er eine Flut künstlicher Melange auf den interstellaren Markt losließ und die MAFEA und den Landsraad in eine tiefe Wirtschaftskrise stürzte. Wie ein winziges Leck in einem Staudamm würde selbst eine geringe Menge billigen Gewürzes irgendwann zu einem reißenden Strom werden, der die Fundamente des Imperiums unterspülen und einstürzen lassen würde. Wenn er es richtig anstellte, würde Ajidica zum Dreh- und Angelpunkt der neuen ökonomischen und politischen Ordnung werden – natürlich nicht aus Eigennutz, sondern um Gott zu dienen.

Die Magie unseres Gottes ist unsere Erlösung.

Ajidica entblößte seine scharfen Zähne und lächelte Graf Fenring an. »Ich kann Ihnen versichern, Graf, dass wir in dieser Angelegenheit die gleichen Ziele verfolgen.«

Wenn Ajidica eines Tages unvorstellbar reich war, würde er Tests entwickeln, um seine Untergebenen auf ihre Loyalität zu prüfen, und dann würde er damit beginnen, die Bene Tleilax zu assimilieren. Obwohl es zu gefährlich war, sie schon jetzt in seinen Plan einzuweihen, hatte er längst mehrere Kandidaten ins Auge gefasst. Mit angemessener militärischer Unterstützung – vielleicht konnte er sogar einige der hier stationierten Sardaukar dafür gewinnen – gelang es ihm möglicherweise, sein Hauptquartier in der schönen Hauptstadt Bandalong aufzuschlagen...

Fenring musterte die Demonstrationsobjekte. »Kennen

Sie das Sprichwort ›Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser‹? Es stammt noch aus den Zeiten von Altterra. Sie wären überrascht, wenn Sie wüssten, was ich hier und dort aufgeschnappt habe. Meine Bene-Gesserit-Frau sammelt Dinge, Nippsachen und anderen Krimskrams. Ich sammle Informationen, selbst winzigste Fragmente.«

Das schmale Gesicht des Tleilaxu verzog sich zu einem Stirnrunzeln. »Ich verstehe.« Er musste diese ärgerliche Inspektion so schnell wie möglich hinter sich bringen. »Wenn Sie sich bitte das hier anschauen würden...« Ajidica nahm eine undurchsichtige Plazphiole vom Regal und öffnete sie, worauf sich ein intensiver Duft nach Ingwer, Minze und süßem Klee verbreitete. Er gab das Fläschchen an Fenring weiter, der einen Blick auf die zähflüssige, orangefarbene Substanz warf.

»Es ist noch keine Melange«, sagte Ajidica, »obwohl sie bereits viele Ausgangsstoffe des Gewürzes enthält.« Er goß etwas von der Flüssigkeit auf einen Objektträger, schob ihn in das Mikroskop und forderte Fenring auf, durch das Okular zu schauen. Der Graf sah lange Molekülketten, die an dicke Kabelstränge erinnerten.

»Eine ungewöhnliche Proteinkette«, sagte der Forschungsmeister. »Wir stehen kurz vor dem Durchbruch.«

»Wie kurz?«

»Die Tleilaxu haben ebenfalls Sprichworte, Graf Fenring. Eins lautet: ›Je näher man einem Ziel kommt, desto ferner erscheint es.‹ Wenn es um wissenschaftliche Forschungen geht, scheint sich die Zeit zu dehnen. Nur Gott besitzt exakte Kenntnisse über die Zukunft. Der Durchbruch könnte eine Angelegenheit von Tagen oder Jahren sein.«

»Doppelzüngiges Gerede«, murmelte Fenring. Er verstummte, als Ajidica einen Knopf neben der Halbkugel drückte.

Die trübe Plazoberfläche klärte sich, worauf erkennbar wurde, dass der Boden des Behälters mit Sand bedeckt war. Der Tleilaxu-Forscher drückte einen zweiten Knopf, worauf sich feiner Staub im Innern verteilte. Dann bewegte sich der

Sand und bildete einen kleinen Hügel, als würde ein Fisch aus dem Wasser auftauchen. Es war ein Wurm in der Größe einer kleinen Schlange, etwas mehr als einen halben Meter lang, mit winzigen Kristallzähnen.

»Ein junger Sandwurm«, erklärte Ajidica. »Er wurde vor neunzehn Tagen auf Arrakis gefangen. Wir rechnen nicht damit, dass er noch lange überlebt.«

Ein kleinerer Behälter in der Spitze der Halbkugel fiel in den Sand und setzte etwas von der orangefarbenen Gelatine frei. »Amal 1522.26«, sagte Ajidica. »Eine unserer zahlreichen Varianten – die beste, die wir bislang herstellen konnten.«

Fenring beobachtete, wie das Maul des kleinen Wurms hin und her pendelte und offenbarte, dass die glitzernden Zähne bis tief in den Schlund reichten. Das Geschöpf glitt auf die glänzende Substanz zu, doch dann hielt es kurz davor verwirrt an, ohne sie zu berühren. Schließlich machte es kehrt und grub sich wieder in den Sand.

»In welcher Beziehung stehen die Sandwürmer und das Gewürz zueinander?«, fragte Fenring.

»Wenn wir das wüssten, hätten wir das größte Rätsel gelöst. Wenn wir echtes Gewürz in diesen Behälter geben würden, hätte der Wurm es gierig verschlungen. Obwohl der Wurm den Unterschied bemerkte, hat er sich der Probe zumindest genähert. Wir haben das Tier in Versuchung geführt, es aber nicht befriedigt.«

»Mich hat Ihre kleine Demonstration ebenso wenig befriedigt. Wie ich höre, gibt es immer noch eine ixianische Widerstandsbewegung, die Ihnen Schwierigkeiten bereitet. Shaddam macht sich Sorgen wegen dieser Störung seines wichtigsten Plans.«

»Ein paar Störenfriede, Graf Fenring. Sie verfügen weder über genügend Geld noch Ausrüstung. Kein Grund zur Besorgnis.« Ajidica rieb die Hände aneinander.

»Aber sie haben Ihr Kommunikationssystem sabotiert und verschiedene Einrichtungen zerstört, hmm?«

»Die Todeszuckungen des Hauses Vernius, mehr nicht.

Sie werden bald aufhören, nachdem die Eroberung nun schon über ein Jahrzehnt zurückliegt. Sie kommen niemals in die Nähe dieses Forschungspavillons.«

»Wie dem auch sei, Ihre Sicherheitsprobleme werden demnächst gelöst. Der Imperator hat eingewilligt, zwei weitere Sardaukar-Legionen als Friedenshüter zu Ihnen zu schicken, angeführt vom Bashar Cando Garon, einem unserer besten Männer.«

Die Miene des kleinwüchsigen Tleilaxu zeigte Überraschung und Erschrecken. Sein verhärmtes Gesicht rötete sich. »Aber das ist nicht notwendig, Herr. Die halbe Legion, die bereits stationiert ist, reicht völlig aus.«

»Der Imperator ist anderer Meinung. Die Truppen werden Ihnen ständig ins Gedächtnis rufen, wie wichtig Ihre Experimente für ihn sind. Shaddam wird alles tun, um das Amal-Projekt zu schützen, doch seine Geduld hat sich nun erschöpft.« Der Graf kniff leicht die Augen zusammen. »Sie sollten es als gute Nachricht betrachten.«

»Warum sollte ich das tun?«

»Weil der Imperator noch nicht Ihre Exekution angeordnet hat.«

9

Das Zentrum für die Koordination einer Rebellion kann mobil sein; es muss kein permanenter Ort sein, an dem sich die Beteiligten treffen.

Cammar Pilru, Ixianischer Botschafter im Exil,
Über den Sturz ungerechter Regime

Die Tleilaxu hatten eine strenge Ausgangssperre über alle verhängt, die nicht zu den Arbeitern der Spätschicht gehörten. Für C'tair Pilru war dies eine weitere Gelegenheit, die Vorschriften der Eroberer zu umgehen, wenn er sich davonschlich, um an den heimlichen Treffen der Rebellen teilzunehmen.

Auf den unregelmäßig stattfindenden Versammlungen der Freiheitskämpfer konnte C'tair endlich seine Masken und Verkleidungen ablegen. Hier wurde er wieder zu dem Menschen, der er einmal gewesen war, der er im Innern stets geblieben war.

Während sich der kleine, dunkelhaarige Mann dem Treffpunkt näherte, war ihm bewusst, dass er nicht mit dem Leben davonkommen würde, wenn man ihn erwischte. Er hielt sich vorwiegend in den nächtlichen Schatten zwischen den klobigen Gebäuden auf und gab kein Geräusch von sich. Die Tleilaxu hatten die Projektion an der Höhlendecke repariert, aber sie hatten das Bild der funkelnden Sterne so modifiziert, dass es die Konstellationen ihrer Heimatwelten zeigte. Auf Ix stimmte selbst der Himmel nicht mehr.

Es war nicht mehr die einstmals großartige Welt, sondern ein Gefängnis, eine Hölle unter der Oberfläche des Planeten. *All das werden wir ändern. Irgendwann wird es so weit sein.*

Während der vergangenen Dekade der Unterdrückung

hatten Schwarzmarkthändler und Revolutionäre ihr geheimes Netzwerk aufgebaut. Die verstreuten Widerstandsgruppen tauschten Nahrung, Ausrüstung und Informationen aus. Doch vor allem die Versammlungen machten C'tair sehr nervös. Wenn sie dabei erwischt wurden, konnte die zarte Pflanze der Rebellion mit einer Lasgun-Salve eingeäschert werden.

Nach Möglichkeit arbeitete er lieber allein - wie er es schon immer getan hatte. Da er niemandem vertraute, erging er sich niemals in Einzelheiten seines heimlichen Lebens, nicht einmal gegenüber anderen Rebellen. In der Raumhafenschlucht hatte er vorsichtige Kontakte zu seltenen Besuchern von außen hergestellt - an den Höhlen und Landeplattformen in der steilen Felswand, wo sorgsam bewachte Schiffe Produkte der Tleilaxu zu den Heighlinern im Orbit brachten.

Das Imperium benötigte lebenswichtige Erzeugnisse der ixianischen Technik, die nun unter den Tleilaxu produziert wurden. Und die Eroberer benötigten die Gewinne, um ihre eigene Arbeit zu finanzieren, die sie sorgfältig vor neugierigen Blicken abschirmten. Obwohl sie Ix nicht vollständig vom Rest des Imperiums isolieren konnten, beschränkten die Tleilaxu den Kontakt mit Fremden auf ein Minimum.

Unter schwierigsten Bedingungen und größter Lebensgefahr gelang es C'tair gelegentlich, einen Transportarbeiter zu bestechen, damit er einen Teil der Ladung abzweigte oder ihm ein wichtiges Ersatzteil besorgte. Andere Schwarzmarkthändler hatten eigene Kontakte geknüpft, ohne diese Informationen weiterzugeben. So war es sicherer.

Während er durch die klaustrophobische Nacht schlich, kam er an einer aufgegebenen Fabrik vorbei, bog in eine noch dunklere Straße ein und lief schneller. Das Treffen sollte in Kürze beginnen. Vielleicht würden sie heute Abend...

Auch wenn es aussichtslos schien, suchte C'tair weiterhin nach Möglichkeiten, den Tleilaxu-Sklavenherren empfindliche Schläge zu versetzen, genauso wie es die anderen Rebel-

len taten. In ihrer Wut, dass sie nie einen Saboteur schnappten, verlegten sich die Eroberer darauf, ›Exempel zu statuieren‹, indem sie unschuldige Suboiden bestraften. Der Sündenbock wurde gefoltert und verstümmelt und schließlich vom Balkon des Großen Palais auf den Höhlenboden geworfen, wo einst riesige Heighliner gebaut worden waren. Jeder Ausdruck des Schreckens auf dem Gesicht des Opfers und jede blutende Wunde wurde an den Holohimmel projiziert, während gleichzeitig seine Schreie übertragen wurden.

Doch letztlich bewiesen die Tleilaxu damit nur, dass sie nichts von der Psychologie der Ixianer verstanden. Ihre Brutalität führte nur zu größerer Unruhe und weiteren gewalttätigen Zwischenfällen. C'tair hatte beobachtet, dass die Tleilaxu im Laufe der Jahre ermüdeten, auch wenn sie immer wieder versuchten, den Widerstand durch Überwachungstechnik auszuspionieren und mit Gestaltwandlern zu infiltrieren. Die Rebellen setzten ihren Kampf fort.

Die wenigen Freiheitskämpfer, die Zugang zu unzensierten Nachrichten von außen hatten, berichteten über die jüngsten Ereignisse im Imperium. Durch sie erfuhr C'tair von den leidenschaftlichen Reden seines Vaters vor dem Landsraad. Doch die Bemühungen des ixianischen Botschafters im Exil waren nicht mehr als fruchtlose Gesten. Von Graf Dominic Vernius, der gestürzt und zum Renegaten geworden war, fehlte jede Spur, und sein Erbe, Prinz Rhombur Vernius, lebte im Exil auf Caladan. Doch ohne militärische Streitkräfte oder die Unterstützung des Landsraads war er machtlos.

Die Rebellen konnten sich nicht darauf verlassen, dass sie Hilfe von außen erhielten. *Wir müssen den Sieg aus eigener Kraft erringen. Wir haben nur Ix.*

Er bog um eine weitere Ecke und trat in einer engen Gasse auf ein Metallgitter. Misstrauisch blickte er sich um, als erwartete er, dass jemand plötzlich aus den Schatten auftauchen könnte. Er bewegte sich schnell und verstohlen – ganz anders als das demütige und willige Verhalten, das er in der Öffentlichkeit an den Tag legte.

Er nannte das Passwort, worauf sich das Gitter senkte. Unter der Straße eilte er einen dunklen Korridor entlang.

Während der Tagesschicht trug C'tair einen grauen Arbeitskittel. Im Laufe der Jahre hatte er gelernt, die simplen, abgestumpften Suboiden zu imitieren. Er ging gebeugt, mit eingezogenem Kopf und starrem, desinteressiertem Blick. Er besaß fünfzehn verschiedene Identitätsausweise, und niemand machte sich die Mühe, die Gesichter der dumpfen Arbeitermassen genauer zu studieren. Es war leicht, sich unsichtbar zu machen.

Die Rebellen hatten ihr eigenes System der Identitätsüberprüfung entwickelt. Unter Infrarot-Leuchtgloben hatten sie außerhalb der aufgegebenen Fabrik heimliche Wachen postiert. Trans-Augen und akustische Detektoren bildeten einen weiteren Schutzwall. Doch nichts davon würde den Freiheitskämpfern wirklich helfen, wenn sie entdeckt wurden.

In diesem Abschnitt waren die Wachen sichtbar. Als C'tair sein Passwort murmelte, winkten sie ihn herein. Es war viel zu leicht. Doch er musste sich mit diesen Leuten und ihren unzureichenden Sicherheitsspielen abfinden, wenn er die Ausrüstung bekommen wollte, die er brauchte. Trotzdem fühlte er sich hier nicht wohl.

C'tair musterte den Treffpunkt – zumindest war der Raum gut gewählt worden. In dieser geschlossenen Fabrik waren einst Kampfmaschinen gebaut worden, an denen man zahlreiche Taktiken trainieren konnte. Doch die Tleilaxu-Herren hatten einseitig verfügt, dass derartige ›intelligente‹ Maschinen gegen die Gebote von Butlers Djihad verstießen. Obwohl sämtliche Denkmaschinen vor zehntausend Jahren vernichtet worden waren, galten die strengen Verbote nach wie vor. Und das Thema ließ immer noch die Gefühle hochkochen. Diese und andere Produktionsstätten waren nach der Revolte auf Ix stillgelegt und dem allmählichen Verfall preisgegeben worden. Einige Anlagen hatte man ausgeschlachtet, um die Einzelteile für andere Zwecke zu nutzen, die übrigen hatten nur noch Schrottwert.

Die Tleilaxu waren mit anderen Dingen beschäftigt. *Geheime Projekte*, ein gewaltiges Unternehmen, an dem nur ihre eigenen Leute beteiligt waren. Niemand, nicht einmal die Mitglieder von C'tairs Widerstandsgruppe, hatte bislang in Erfahrung bringen können, woran die Eroberer arbeiteten.

Die Widerstandskämpfer mit den unruhigen Augen sprachen in dem hallenden Raum nur im Flüsterton miteinander. Es gab weder eine offizielle Tagesordnung noch einen Moderator oder Redezeiten. C'tair roch den Schweiß der nervösen Menschen ringsum und hörte den ängstlichen Unterton der Stimmen. Ganz gleich, wie viele Sicherheitsvorkehrungen sie trafen, wie viele Fluchtpläne sie entwarfen – es blieb gefährlich, sich in so großer Anzahl an einem Ort zu versammeln. C'tair blieb ständig wachsam und behielt stets den nächsten Ausgang im Auge.

Er hatte Geschäfte zu erledigen. Er hatte einen getarnten Beutel mit den wertvollsten Stücken mitgebracht, die er gehortet hatte. Im Tauschhandel mit den anderen Plünderern wollte er die Komponenten erwerben, die er für seine innovative, aber äußerst fehleranfällige Erfindung benötigte, den Rogo-Sender. Mithilfe des Prototyps konnte er durch den Faltraum mit seinem Zwillingsbruder D'murr kommunizieren, einem Navigator der Gilde. Doch C'tair gelang es nur selten, einen Kontakt herzustellen, entweder weil sein Bruder zu einem nicht mehr menschlichen Wesen mutiert war... oder weil der Sender wieder einmal den Geist aufgab.

Auf einem verstaubten Metalltisch breitete er Waffenteile, Energiezellen, Kommunikationseinheiten und Scanner aus – alles Dinge, die seine unverzügliche Hinrichtung zur Folge gehabt hätten, wenn irgendein Tleilaxu ihn damit erwischt hätte. Aber C'tair war ebenfalls gut bewaffnet und hatte schon mehrere der kleinwüchsigen Menschen getötet.

C'tair präsentierte sein Warenangebot und studierte die Gesichter der Rebellen, die sich mit Schmutz und anderen unzureichenden Mitteln unkenntlich gemacht hatten. Dann entdeckte er eine Frau mit großen Augen, ausgeprägten

Wangenknochen und schmalem Kinn. Das Haar war verschnitten und zerzaust, um jeden Anschein von Schönheit zu zerstören. Er kannte sie als Miral Alechem, obwohl das bestimmt nicht ihr wirklicher Name war.

In ihrem Gesicht sah C'tair einen fernen Widerhall von Kailea Vernius, der hübschen Tochter von Graf Vernius. Er und sein Zwillingsbruder hatten gleichzeitig für Kailea geschwärmt und mit ihr geflirtet... damals, als sie noch geglaubt hatten, dass sich niemals etwas an ihrem Leben ändern würde. Jetzt war Kailea im Exil auf Caladan, und D'murr war Gilde-Navigator geworden. Die Mutter der Zwillinge, die in der Gildebank gearbeitet hatte, war während der Invasion von Ix ums Leben gekommen. Und C'tair führte nun das Leben einer Ratte, die von einem Versteck zum nächsten huschte...

»Ich habe die Kristalle gefunden, die Sie brauchen«, sagte er zu Miral.

Sie zog ein Paket aus einer Umhängetasche. »Und ich habe die Module, die Sie haben wollten. Sie sind exakt kalibriert... hoffe ich zumindest. Ich hatte leider keine Möglichkeit, mich zu vergewissern.«

C'tair nahm das Paket an und verzichtete darauf, die Ware zu überprüfen. »Das kann ich selber machen.« Er reichte Miral die Kristalle, fragte sie aber nicht, was sie damit vorhatte. Jeder Anwesende versuchte auf seine Weise, etwas gegen die Tleilaxu zu unternehmen. Das allein zählte. Als er einen nervösen Blick mit ihr tauschte, fragte er sich, ob sie dasselbe wie er dachte, dass sie beide unter anderen Voraussetzungen vielleicht eine viel engere Beziehung eingehen würden. Aber er durfte nicht zulassen, dass sie ihm so nahe kam. Weder sie noch sonstwer. Eine Liebesbeziehung würde seine Entschlossenheit schwächen und ihn von seinem Ziel ablenken. Er musste sich auf das Wesentliche konzentrieren, zum Wohl von Ix.

Einer der Wachtposten an der Tür zischte. Bei diesem Alarmsignal verfielen alle in ängstliches Schweigen und

duckten sich unwillkürlich. Die Leuchtgloben wurden gedimmt. C'tair hielt den Atem an.

Ein summendes Geräusch war zu hören, als eine Überwachungskapsel die stillgelegten Gebäude überflog und nach Bewegungen oder Erschütterungen forschte. Tiefe Dunkelheit umfing die versteckten Rebellen. C'tair konzentrierte sich auf die Lage aller Ausgänge dieser Fabrik, falls er in der Finsternis die Flucht ergreifen musste.

Doch die Maschine setzte summend ihren Weg durch die unterirdische Höhlenstadt fort. Kurz darauf rührten sich die Rebellen wieder, wischten sich den Schweiß von der Stirn und lachten nervös.

C'tair war die Sache zu brenzlig geworden, sodass er beschloss, nicht länger zu bleiben. Er prägte sich die Koordinaten des nächsten Treffpunkts der Gruppe ein, packte seine Sachen ein und blickte sich um. Er wollte sich ihre Gesichter merken, falls sie in der Zwischenzeit geschnappt wurden und er sie nie wiedersah.

Er nickte Miral Alechem ein letztes Mal zu und schlich sich wieder in die ixianische Nacht unter dem künstlichen Sternenhimmel hinaus. Er hatte längst beschlossen, wo er den Rest dieser Ruheschicht verbringen würde – und welche Identität er am folgenden Tag annehmen wollte.

10

Es heißt, die Fremen hätten kein Gewissen, weil sie es in ihrem brennenden Wunsch nach Rache verloren haben. Das ist Unsinn. Nur der primitivste Unhold und der Soziopath haben kein Gewissen. Die Fremen besitzen eine hoch entwickelte Weltanschauung, die auf dem Wohlergehen ihres Volkes basiert. Ihr Gemeinschaftsgefühl ist stärker als ihr Selbsterhaltungstrieb. Nur auf Außenseiter wirken diese Wüstenbewohner unzivilisiert und brutal - genauso wie Außenweltler auf sie wirken.

Pardot Kynes, Die Menschen von Arrakis

»Der Luxus ist dem Adel vorbehalten, Liet«, sagte Pardot Kynes, während das Fahrzeug rumpelnd über den unebenen Boden rollte. Wenn sie unter sich waren, konnte er den geheimen Sietch-Namen seines Sohnes verwenden und musste nicht auf die unverfängliche Bezeichnung *Weichih* zurückgreifen. »Auf diesem Planeten musst du dir stets deiner Umgebung bewusst sein und darfst niemals in deiner Wachsamkeit nachlassen. Wenn du diese Lektion nicht lernst, wirst du nicht lange überleben.«

Kynes bediente die Kontrollen und deutete auf das buttergelbe Morgenlicht, das über die Dünen floss. »Aber das Leben hier hat auch seine Vorzüge. Ich bin auf Salusa Secundus aufgewachsen, und sogar jene verwüstete und verwundete Welt hatte ihre Schönheit - obwohl sie natürlich keinem Vergleich mit der *Reinheit* des Wüstenplaneten standhält.« Kynes stieß einen schweren Atemzug zwischen den harten, aufgesprungenen Lippen hervor.

Liet starrte durch das zerkratzte Plazfenster. Im Gegensatz zu seinem Vater, der sich in wahllosen gedanklichen

Abschweifungen ergehen konnte und Weisheiten von sich gab, die die Fremen wie religiöse Offenbarungen behandelten, zog Liet es vor zu schweigen. Er kniff die Augen leicht zusammen, um die Landschaft zu studieren, nach dem winzigsten Anzeichen einer Unregelmäßigkeit Ausschau zu halten. Er war stets wachsam.

In einer so lebensfeindlichen Umwelt war man auf eine sehr bewusste Wahrnehmung angewiesen, wenn man überleben wollte. Obwohl sein Vater viel älter als er war, hegte Liet gewisse Zweifel, ob der Planetologe diese Welt genauso gut verstand wie er. Pardot Kynes' Geist enthielt mächtige Ideen, aber der Mann behandelte sie wie esoterische Daten. Er hatte die Wüste weder mit dem Herzen noch mit der Seele verstanden...

Kynes lebte nun schon viele Jahre bei den Fremen. Es hieß, das sich Imperator Shaddam IV. kaum für seine Aktivitäten interessierte, und da Kynes nie um Geld und nur selten um Ausrüstung bat, ließ man ihn in Frieden. Mit jedem Jahr entfernte er sich weiter von der Aufmerksamkeit des imperialen Hofs. Shaddam und seine Berater erwarteten längst nicht mehr, dass die Berichte des Planetologen epochale Enthüllungen enthielten.

Das kam Pardot Kynes keineswegs ungelegen - genauso wie seinem Sohn.

Im Verlauf seiner Streifzüge hatte Kynes häufig entlegene Dörfer besucht, wo die Menschen ein armseliges Leben in der Einöde führten. Wahre Fremen mischten sich nur selten unter die Stadtbewohner und begegneten ihnen mit Verachtung, weil sie zu weich und zu zivilisiert waren. Liet hätte nicht für alle Solaris des Imperiums in einer dieser erbärmlichen Siedlungen leben wollen. Doch Pardot schaute sich dort immer wieder um.

Sie mieden Straßen und häufig befahrene Wege, wenn sie mit dem Bodenfahrzeug unterwegs waren. Stattdessen überprüften sie meteorologische Stationen und sammelten Daten, auch wenn Pardots treu ergebene Heere ihrem ›Umma‹ diese einfachen Arbeiten gerne abgenommen hätten.

Liet-Kynes' Züge wiesen viele Gemeinsamkeiten mit denen seines Vaters auf, obwohl sein Gesicht schmaler war und er die eng beieinander stehenden Augen seiner Fremen-Mutter hatte. Sein Haar war bleich und sein Kinn noch glatt, obwohl er später vermutlich einen ähnlichen Bart wie der große Planetologe tragen würde. Liets Augen hatten die tiefblaue Färbung der Gewürzabhängigkeit, da jeder Bissen der Mahlzeiten und jeder Atemzug der Sietch-Luft mit Melange geschwängert war.

Liet hörte, wie sein Vater plötzlich keuchte, als sie um die Biegung einer Schlucht kamen, wo getarnte Windfallen Feuchtigkeit gewannen, um Goldastern und Mangelgräser zu bewässern. »Siehst du? Hier entwickelt sich eigenes Leben. Wir werden den Planeten im Verlauf mehrerer Generationen von der ›Präriephase‹ in den bewaldeten Zustand bringen. Der Sand hat einen hohen Salzgehalt, was auf ehemalige Ozeane hindeutet, und das Gewürz ist alkalisch.« Er kicherte leise. »Die Bevölkerung des Imperiums wäre entsetzt, wenn sie erfahren würde, dass wir Melange als Rohstoff für etwas so Ordinäres wie Dünger benutzen.« Er lächelte seinem Sohn zu. »Aber wir kennen den wahren Wert dieser Dinge, nicht wahr? Wenn wir das Gewürz aufspalten, können wir die Proteinverdauung anregen. Wenn wir hoch genug fliegen würden, könnten wir sogar von hier aus grüne Stellen erkennen, wo dichter Pflanzenbewuchs die Dünen festhält.«

Der junge Mann seufzte. Sein Vater war ein großer Mann mit großartigen Visionen für den Wüstenplaneten – und doch war Kynes so sehr auf seinen Traum fixiert, dass er das übrige Universum völlig vergaß. Liet wusste, dass die Anpflanzungen zerstört und die Fremen bestraft würden, falls Patrouillen der Harkonnens sie entdeckten.

Obwohl er erst zwölf war, hatte Liet bereits mit seinen Fremen-Brüdern an Überfällen teilgenommen und mehrere Harkonnens getötet. Seit über einem Jahr gingen er und seine Freunde – angeführt vom kühnen Stilgar – gegen Ziele vor, die andere nicht einmal in Erwägung zogen. Erst vor

einer Woche hatten Liets Gefährten in einer Vorratsbasis ein Dutzend Patrouillenthopter gesprengt. Bedauerlicherweise hatten die Harkonnen-Truppen sich für ihre Vergeltung ein armes Dorf ausgesucht, da sie keine Unterschiede zwischen Siedlern und unabhängigen Fremen machten.

Er hatte seinem Vater nichts von seinen Guerilla-Aktionen erzählt, da der kein Verständnis dafür gehabt hätte. Für den Planetologen war vorsätzliche Gewalt, ganz gleich aus welchem Grund, ungerechtfertigt. Aber Liet würde weiterhin tun, was notwendig war.

Nun näherte sich das Fahrzeug einem Dorf, das in den Felsausläufern des Gebirges lag. Auf ihren Landkarten war es als Bilar-Lager verzeichnet. Pardot dozierte immer noch über die besonderen Eigenschaften der Melange. »Man hat das Gewürz viel zu früh auf Arrakis entdeckt. Es entzieht sich jedem wissenschaftlichen Verständnis. Es war von Anfang an so nützlich, dass sich niemand die Mühe machte, die Geheimnisse der Melange zu ergründen.«

Liet blickte ihn an. »Ich dachte, aus diesem Grund hätte man dich überhaupt nach *Dune* geschickt – um das Gewürz zu erforschen.«

»Ja... aber jetzt gibt es für uns viel wichtigere Arbeit zu tun. Ich schicke dem Imperator nach wie vor genügend Berichte, um ihn zu überzeugen, dass ich meinen Auftrag erledige... wenn auch nicht sehr erfolgreich.« Dann erzählte er von seinem ersten Besuch in dieser Region und fuhr auf eine Ansammlung schmutziger, sandfarbener Gebäude zu.

Das Gefährt kämpfte sich heftig schaukelnd über festes Gestein, doch Liet achtete gar nicht darauf. Stattdessen starrte er auf das Dorf und blinzelte im grellen Morgenlicht. Die Luft wirkte so klar wie Kristall. »Irgendetwas stimmt nicht«, unterbrach er den Redefluss seines Vaters.

Kynes sprach noch ein paar Sekunden lang weiter, dann brachte er das Fahrzeug zum Stehen. »Was hast du gesagt?«

»Irgendetwas stimmt hier nicht«, wiederholte Liet und zeigte auf das Dorf.

Kynes beschattete seine Augen. »Ich sehe nichts.«

»Trotzdem... lass uns vorsichtig sein.«

* * *

Im Zentrum des Dorfes stießen sie auf ein Schreckensfest.

Die noch lebenden Opfer wankten wie Geistesgestörte umher, während sie wie Tiere schrien und knurrten. Der Lärm war grauenerregend, genauso wie der Geruch. Sie hatten sich das Haar in blutigen Büscheln ausgerissen. Manche kratzten mit langen Fingernägeln an ihren Augen, bis sie die Augäpfel in den Händen hielten. Blind rannten sie gegen die braunen Wände ihrer Behausungen und hinterließen feuchte, rote Flecken.

»Beim Shai-Hulud!«, flüsterte Liet, und sein Vater stieß einen lauteren Fluch in Galach aus, der Umgangssprache des Imperiums.

Ein Mann mit blutigen Löchern anstelle der Augen stieß mit einer kriechenden Frau zusammen. Beide verfielen sofort in wilde Raserei und rissen sich gegenseitig mit bloßen Händen die Haut auf. Auf der Straße hatten sich an mehreren Stellen schlammige Pfützen gebildet, die von umgestürzten Wasserbehältern stammten.

Die Leichen lagen wie zertretene Insekten herum, die Arme und Beine merkwürdig verrenkt. Einige Gebäude waren zum Schutz vor den Wahnsinnigen verriegelt, die gegen die Wände hämmerten oder mit verständlichen Worten um Einlass flehten. Liet sah das entsetzte Gesicht einer Frau an einem staubigen Fenster im oberen Geschoss eines Hauses. Andere hatten sich versteckt und schienen nicht von der mörderischen Raserei betroffen zu sein.

»Wir müssen diesen Menschen helfen, Vater.« Liet sprang aus dem Fahrzeug, bevor sein Vater es vollständig zum Stehen gebracht hatte. »Nimm deine Waffen mit. Vielleicht müssen wir uns verteidigen.«

Sie hatten alte Maula-Pistolen und Messer dabei. Pardot Kynes war mit Leib und Seele Wissenschaftler, aber gleich-

zeitig war er ein guter Kämpfer. Diese Fähigkeit setzte er nur ein, wenn es galt, seine Vision für den Wüstenplaneten zu verteidigen. In den Sietchs erzählte man sich die Legende, wie er mehrere Harkonnen-Soldaten getötet hatte, die drei junge Fremen abschlachten wollten. Diese geretteten Fremen waren heute seine loyalsten Statthalter: Stilgar, Turok und Ommun. Doch gegen etwas wie das hier hatte Pardot Kynes noch nie gekämpft...

Die rasenden Dorfbewohner bemerkten sie und stöhnten qualvoll auf. Dann rückten sie langsam vor.

»Töte nur, wenn es unbedingt sein muss«, sagte Kynes, der erstaunt feststellte, wie schnell sich sein Sohn mit einem Crysmesser und einer Maula-Pistole bewaffnet hatte. »Sei vorsichtig.«

Liet wagte sich auf die Straße. Als Erstes bemerkte er den furchtbaren Gestank – als wäre der üble Atem eines sterbenden Leprakranken in einer Flasche aufgefangen und langsam wieder freigesetzt worden.

Pardot blickte sich fassungslos um und entfernte sich weiter vom Fahrzeug. Im Dorf konnte er nirgendwo Brandspuren von Lasguns oder Narben von Projektilwaffen erkennen, nichts, was auf einen offenen Angriff durch die Harkonnens hingedeutet hätte. War es eine Krankheit? In diesem Fall war es möglicherweise ansteckend. Wenn hier eine Seuche oder irgendeine übertragbare Form von Wahnsinn am Werk war, durfte er nicht zulassen, dass die Fremen die Leichen zu ihren Totendestillen brachten.

Liet wich nicht zurück. »Für Fremen wäre dies das Werk von Dämonen.«

Zwei der Opfer stießen ein wildes Kreischen aus und stürmten mit blutüberströmten Gesichtern auf sie zu, die Finger wie Raubvogelkrallen ausgestreckt, den Mund wie ein bodenloser Abgrund aufgerissen. Liet zielte mit der Maula-Pistole auf sie, stieß ein kurzes Gebet aus und feuerte zweimal. Beide Angreifer gingen in der Brust getroffen zu Boden.

Liet verbeugte sich. »Vergib mir, Shai-Hulud.«

Pardot beobachtete ihn. *Ich habe versucht, meinem Sohn viele Dinge beizubringen, aber zumindest hat er gelernt, Mitgefühl zu empfinden. Alles andere lässt sich aus Büchern lernen... nur nicht Mitgefühl. Diese Fähigkeit ist ihm angeboren.*

Der junge Mann beugte sich über die beiden Toten und studierte sie aufmerksam, während er seine abergläubische Furcht unterdrückte. »Ich glaube nicht, dass es eine Seuche ist.« Er blickte sich zu Pardot um. »Ich habe den Sietch-Heilern assistiert, wie du weißt, und...«

»Was und?«

»Ich glaube, sie wurden vergiftet.«

Einer nach dem anderen stürzten die Dorfbewohner auf der staubigen Straße zu Boden und wanden sich schreiend und zuckend auf dem Rücken, bis nur noch drei am Leben waren. Liet erlöste die letzten Opfer mit seinem Crysmesser von ihren Qualen. Auch wenn sie sich wieder erholten, würde kein Stamm oder Dorf sie noch aufnehmen, aus Angst, sie könnten von Dämonen besessen sein. Selbst ihr Wasser würde man als verseucht betrachten.

Liet fand es erstaunlich, wie mühelos er in Gegenwart seines Vaters die Initiative übernommen hatte. Er deutete auf zwei der verriegelten Gebäude. »Überzeuge die Leute, die sich dort verbarrikadiert haben, dass wir ihnen nichts Böses wollen. Wir müssen herausfinden, was hier geschehen ist.« Seine Stimme wurde tiefer und kälter. »Und wir müssen herausfinden, wer dafür verantwortlich ist.«

Pardot Kynes näherte sich dem schmutzigen Gebäude. Kratzer von Fingernägeln und blutige Handabdrücke verunzierten die Lehmziegelwände und rostigen Metalltüren, wo die Opfer des Wahnsinns versucht hatten, ins Innere zu gelangen. Er schluckte schwer und konzentrierte sich auf seine Aufgabe, die entsetzten Überlebenden davon zu überzeugen, dass der Wahnsinn vorbei war. Er drehte sich zu seinem Sohn um. »Was hast du vor, Liet?«

Der junge Mann deutete auf die umgestürzten Wasserbehälter. Er kannte nur eine Möglichkeit, wie sich so viele

Menschen gleichzeitig eine Vergiftung zuziehen konnten. »Ich überprüfe die Wasservorräte.«

Pardot nickte mit tief besorgter Miene.

Liet untersuchte die Umgebung des Dorfes und entdeckte einen wenig benutzten Pfad, der zu einem Plateau über der Ansiedlung führte. Er bewegte sich mit der Geschwindigkeit einer von der Sonne gewärmten Eidechse und huschte die Felsen hinauf, bis er die Zisterne erreicht hatte. Die Dorfbewohner hatten sich bemüht, sie geschickt zu tarnen, aber aus Nachlässigkeit oder Unwissenheit viele Fehler begangen. Selbst einer Harkonnen-Patrouille wäre das illegale Reservoir aufgefallen. Er verschaffte sich einen schnellen Überblick und untersuchte die Spuren im Sand.

Als er einen bitteren alkalischen Geruch an der Öffnung der Zisterne wahrnahm, bemühte er sein Gedächtnis, um ihn genauer zu bestimmen. Er hatte bisher nur selten damit zu tun gehabt, und zwar ausschließlich während großer Feste im Sietch. *Das Wasser des Lebens!* Die Fremen benutzten diese Substanz nur, nachdem eine Sayyadina die Absonderung eines ertränkten Wurms umgewandelt hatte. Sie benutzte ihren Körper als biochemischen Katalysator, um eine genießbare Droge zu erzeugen, die den gesamten Sietch in ekstatische Raserei versetzte. Vor der Umwandlung war die Substanz für normale Menschen ein tödliches Gift.

Die Bewohner des Bilar-Lagers hatten das Wasser des Lebens in purer, unverwandelter Form getrunken. Jemand hatte es ihnen absichtlich verabreicht... um sie zu vergiften.

Dann sah er die Abdrücke der Kufen eines Ornithopters in der feinen Sandschicht auf dem Plateau. Es konnte sich nur um einen Thopter der Harkonnens handeln. Vielleicht eine der regelmäßigen Patrouillen... die sich einen bösen Streich erlaubt hatte?

Mit grimmiger Miene kehrte Liet ins verwüstete Dorf zurück, wo es seinem Vater inzwischen gelungen war, die Überlebenden aus den Häusern zu holen. Diese Menschen hatten einfach nur Glück gehabt, weil sie nicht vom vergif-

teten Wasser getrunken hatten. Jetzt fielen sie auf die Knie und starrten entsetzt auf die Leichen in den Straßen. Ihre Trauerklage wehte wie ein geisterhaftes Heulen über die Wüste.

Es war das Werk der Harkonnens.

Pardot Kynes ging vom einen zum anderen, um sie zu trösten, aber an den verwirrten Mienen der Dorfbewohner erkannte Liet, dass sein Vater vermutlich etwas ganz Falsches sagte, dass er sein Mitgefühl in abstrakte Begriffe fasste, die diese Leute überhaupt nicht verstanden.

Liet setzte seinen Weg fort und schmiedete bereits vage Pläne. Sobald sie in den Sietch zurückgekehrt waren, würde er sich mit Stilgar und seinen Kämpfern treffen.

Dann würden sie ihre Rache an den Harkonnens planen.

11

Ein Imperium, das sich auf Macht stützt, erweckt niemals Zuneigung und Loyalität, wie Menschen sie bereitwillig gegenüber einem Regime der Ideen und der Schönheit entwickeln. Ein Herrscher muss sein Großes Imperium mit Schönheit und Kultur schmücken.

Aus einer Rede des Kronprinzen Raphael Corrino,
Archivinstitut Kaitain

Die Jahre waren sehr unfreundlich zu Baron Wladimir Harkonnen gewesen.

In einem Wutanfall hatte er seinen Gehstock mit dem Sandwurmkopf quer über den Tresen des Therapieraums geschwungen. Töpfe mit Salben, Fläschchen mit Pillen und Injektoren zerschellten klirrend auf dem Boden. »Nichts hilft!« Jeden Tag ging es ihm schlechter, jeden Tag wurde er abstoßender. Im Spiegel sah er ein aufgedunsenes, gerötetes Gesicht, das eine Karikatur des ehemaligen Adonis war und kaum noch an den Mann erinnerte, der er einmal gewesen war.

»Ich sehe nicht wie ein Mensch, sondern wie ein wandelnder Tumor aus!«

Piter de Vries kam hereingehuscht, um seine Hilfe anzubieten. Der Baron schlug mit dem schweren Stock nach ihm, doch der Mentat wich ihm mit der Eleganz einer Kobra aus.

»Geh mir aus den Augen, Piter!« Der Baron wankte und bemühte sich, nicht das Gleichgewicht zu verlieren. »Sonst fällt mir diesmal wirklich eine Methode ein, dich zu töten.«

»Wie mein Baron es wünscht«, sagte de Vries mit übertriebener Glattheit. Er verbeugte sich und zog sich zurück.

Der Baron hatte nur für wenige Menschen Sympathie übrig, doch er schätzte die verschlungenen Gedankenwege seines verderbten Mentaten sehr - seine komplexen Intrigen, seine langfristigen Extrapolationen... auch wenn er häufig viel zu aufdringlich war und zu wenig Respekt an den Tag legte.

»Warte, Piter! Ich brauche dein Mentatenhirn.« Er bewegte sich schwerfällig in seine Richtung, auf seinen Gehstock gestützt. »Ich habe nur eine einzige Frage. Finde heraus, was mit meinem Körper geschieht. Sonst werde ich dich in die tiefste Sklavengrube werfen lassen.«

Der dürre Mann wartete, bis der Baron ihn eingeholt hatte. »Ich werde mein Bestes tun, Baron. Mir ist durchaus bewusst, was mit all Ihren Ärzten geschehen ist.«

»Nichtskönner!«, knurrte er. »Keiner hatte auch nur einen Anhauch von Kompetenz!«

Einst war der Baron gesund und voller Energie gewesen, doch nun litt er an einer Krankheit, deren Symptome ihn anwiderten und ängstigten. Er hatte stark an Gewicht zugenommen. Dagegen halfen weder sportliche Aktivitäten noch medizinische Therapien oder chirurgische Eingriffe. In den vergangenen Jahren hatte er jede mögliche Behandlung und die bizarrsten medizinischen Experimente über sich ergehen lassen - allesamt ohne Erfolg.

Aufgrund ihres Versagens hatten zahlreiche Ärzte des Hauses einen qualvollen Tod durch Piter de Vries erlitten. Häufig hatte er zu diesem Zweck ihre eigenen Instrumente auf phantasievolle Weise eingesetzt. Infolgedessen gab es auf Giedi Primus keine hochqualifizierten Mediziner mehr - oder zumindest hatte es den Anschein. Wer noch nicht hingerichtet worden war, hatte vermutlich eine falsche Identität angenommen oder sich auf eine andere Welt geflüchtet.

Noch ärgerlicher war der Umstand, dass gleichzeitig immer mehr Diener verschwanden - und nicht nur, weil der Baron ihre Exekution angeordnet hatte. Sie hatten sich heimlich aus der Burg geschlichen und sich in Harko City unter die namenlose Masse der Arbeiter gemischt. Wenn

sich der Baron in Begleitung seines Wachhauptmanns Kryubi auf die Straßen hinauswagte, hielt er ständig nach Leuten Ausschau, die den Dienern, die ihn im Stich gelassen hatten, auch nur ähnlich sahen. Stets hinterließ er eine blutige Spur in der Stadt. Doch diese Morde bereiteten ihm nur wenig Vergnügen; viel lieber wären ihm *Antworten* gewesen.

De Vries begleitete den Baron, der in den Korridor humpelte. Sein Gehstock schlug klackend auf den Fußboden. Bald, so dachte der füllige Mann, würde er einen Suspensormechanismus tragen müssen, um seine schmerzenden Gelenke vom übermäßigen Gewicht zu entlasten.

Eine Arbeitergruppe erstarrte, als sich die beiden näherten. Der Baron bemerkte, dass sie einen Schaden an der Wand reparierten, den er selbst einen Tag zuvor während eines Wutanfalls verursacht hatte. Alle verbeugten sich tief, als der Baron vorbeihumpelte, und stießen hörbare Seufzer der Erleichterung aus, nachdem er hinter der nächsten Biegung verschwunden war.

Schließlich erreichten de Vries und er einen Ankleideraum mit himmelblauen Vorhängen, wo sich der Baron auf einem schwarzen Sofa aus Schwurmleder niederließ. »Setz dich neben mich, Piter.« Die tintenschwarzen Augen des Mentaten blickten sich wie die eines gefangenen Tieres um, und der Baron schnaufte ungeduldig. »Ich werde dich heute vielleicht nicht töten, wenn du mich gut berätst.«

Der Mentat ließ sich nicht aus der Fassung bringen und gab keinen Hinweis auf seine Gedanken. »Sie zu beraten ist der einzige Zweck meiner Existenz, Baron.« Er wahrte die Ruhe und sogar eine gewisse Arroganz, weil er wusste, dass es viel zu kostspielig für das Haus Harkonnen wäre, ihn zu ersetzen, auch wenn die Bene Tleilax jederzeit einen neuen Mentaten aus dem gleichen genetischen Material züchten konnten. Möglicherweise hielten sie schon längst Ersatz bereit.

Der Baron trommelte mit den Fingern auf der Armlehne des Sofas. »Das ist wahr, aber leider kannst du mich nicht

immer so beraten, wie ich es mir wünsche.« Er musterte de Vries aufmerksam und setzte hinzu: »Du bist ein sehr hässlicher Mann, Piter. Selbst als Kranker sehe ich immer noch besser aus als du.«

Die echsengleiche Zunge des Mentaten fuhr über Lippen, die vom Sapho-Saft scharlachrot gefärbt waren. »Aber mein lieber Baron, mein Anblick war Ihnen doch stets eine Freude!«

Das Gesicht des Barons verhärtete sich, dann beugte er sich näher an den großen, dürren Mann heran. »Ich habe genug von Amateuren. Ich möchte, dass du mir einen Suk-Arzt beschaffst.«

Überrascht sog de Vries den Atem ein. »Aber Sie haben darauf bestanden, dass absolutes Stillschweigen über die Natur Ihrer Krankheit gewahrt werden soll. Ein Suk-Arzt muss all seine Aktivitäten dem Inneren Kreis melden – und ihm den größten Teil seines Honorars überweisen.«

Wladimir Harkonnen hatte versucht, bei verschiedenen Mitgliedern des Landsraads den Eindruck zu erwecken, dass er durch seine Exzesse korpulenter geworden war – was für ihn ein akzeptabler Grund war, da er keine Schwäche implizierte. Und angesichts der Vorlieben des Barons klang diese Erklärung sogar recht glaubwürdig. Er wollte sich vor anderen Adligen nicht lächerlich machen. Ein großer Baron sollte nicht an einer simplen, peinlichen *Krankheit* leiden.

»Lass dir etwas einfallen. Benutze nicht die offiziellen Kanäle. Wenn ein Suk mich heilen kann, habe ich nichts mehr zu verbergen.«

* * *

Mehrere Tage später erfuhr Piter de Vries, dass ein talentierter, aber auch recht narzisstisch veranlagter Suk-Arzt für das Haus Richese arbeitete, einen Verbündeten der Harkonnens. Im Geist des Mentaten setzten sich die Zahnräder in Bewegung. In der Vergangenheit hatten die Richesianer immer wieder Intrigen unterstützt, die von den Harkonnens

angeregt worden waren, einschließlich des Attentats auf Herzog Paulus Atreides in der Stierkampfarena. Dennoch waren die Verbündeten hinsichtlich der Prioritäten häufig unterschiedlicher Auffassung gewesen. In dieser äußerst delikaten Situation lud de Vries den richesischen Premierminister Ein Calimar ein, die Burg des Barons auf Giedi Primus zu besuchen, um über ein ›profitables Geschäft zu beiderseitigem Nutzen‹ zu reden.

Calimar war ein älterer, elegant gekleideter Mann, der sich seine jugendliche Sportlichkeit bewahrt hatte. Er hatte dunkle Haut und eine breite Nase, auf der er ein drahtiges Brillengestell trug. Als er am Raumhafen von Harko City eintraf, war er in einen weißen Anzug mit goldenen Revers gekleidet. Vier Wachmänner in blauer Harkonnen-Uniform eskortierten ihn in die Privatgemächer des Barons.

Unmittelbar nachdem er die Räume betreten hatte, zuckte die Nase des Premierministers, als er einen unangenehmen Geruch bemerkte, was sein Gastgeber amüsiert zur Kenntnis nahm. Die nackte Leiche eines männlichen Jugendlichen hing nur zwei Meter entfernt in einem Schrank. Der Baron hatte die Tür absichtlich einen Spalt weit offen gelassen. Der faulige Gestank vermischte sich mit älteren Duftnoten, die sich auch durch stärkste Parfümierung nicht mehr aus den Räumen vertreiben ließen.

»Bitte setzen Sie sich.« Der Baron zeigte auf eine Couch mit getrockneten Blutflecken. Er hatte das Treffen sorgfältig geplant und die unterschwelligen Drohungen gezielt eingesetzt, damit sich der Politiker von Richese nicht zu sicher fühlte.

Calimar zögerte – ein entzückender Augenblick für den Baron –, bevor er den Platz einnahm. Das Angebot eines Kirana-Brandys lehnte er ab, doch sein Gastgeber genehmigte sich ein Gläschen. Der Baron ließ sich in einen schaukelnden Suspensorsessel sinken. Hinter ihm stand sein nervöser Mentat, der nun erklärte, aus welchem Grund das Haus Harkonnen um dieses Gespräch gebeten hatte.

Calimar schüttelte überrascht den Kopf. »Sie möchten,

dass ich Ihnen meinen Suk-Arzt schicke?« Seine Nase zuckte immer noch, und sein Blick suchte den Raum nach der Quelle des Verwesungsgeruchs ab, bis er die Schranktür bemerkte. Er rückte seine goldene Brille zurecht. »Es tut mir Leid, aber diesen Gefallen kann ich Ihnen nicht tun. Das Verhältnis zu einem persönlichen Suk-Mediziner ist von Verantwortung und Verpflichtung geprägt... ganz zu schweigen von den enormen Kosten.«

Der Baron verzog die Lippen. »Ich habe schon viele andere Ärzte ausprobiert, und ich würde es vorziehen, wenn die Behandlung vertraulich bleibt. Ich kann unmöglich auf dem normalen Weg einen dieser arroganten Profis anfordern. Ihr Suk-Arzt dagegen wäre durch seinen Eid der Verschwiegenheit gebunden, und niemand muss erfahren, warum er vorübergehend Ihren Haushalt verlassen hat.« Er bemerkte den flehenden Tonfall in seiner eigenen Stimme. »Ich bitte Sie – wo bleibt Ihr Mitgefühl?«

Calimar wandte den Blick vom dunklen Schrank ab. »Mitgefühl? Das ist ein interessanter Appell, den ich da aus Ihrem Munde vernehme, Baron. Ihr Haus war jedenfalls nicht bereit, uns bei unseren Problemen zu helfen, obwohl wir Sie in den letzten fünf Jahren immer wieder darauf angesprochen haben.«

Der Baron beugte sich vor. Seinen Gehstock hatte er sich schräg über den Schoß gelegt, sodass die Spitze, die mit Schlangengift präparierte Pfeile verschießen konnte, genau auf den Mann im weißen Anzug zielte. Eine Versuchung, der er kaum widerstehen konnte... »Vielleicht könnten wir in dieser Angelegenheit zu einer Einigung gelangen.« Mit einem Blick auf seinen Mentaten forderte er de Vries auf, ihm eine Erklärung zu liefern.

»Um es in einem Wort zusammenzufassen, Baron«, sagte de Vries, »es geht um *Geld*. Die richesische Wirtschaft steckt in einer Krise.«

»Wie unser Botschafter wiederholt Ihren Abgesandten erläutert hat«, fügte Calimar hinzu. »Seit unser Haus das Monopol des Gewürzhandels verloren hat – vergessen Sie nicht,

dass *Sie* uns abgelöst haben –, sind wir damit beschäftigt, unsere Wirtschaft auf eine neue Grundlage zu stellen.« Der Premierminister hielt den Kopf hoch erhoben und gab vor, noch nicht seinen ganzen Stolz verloren zu haben. »Anfänglich war der Niedergang von Ix ein Segen für uns, weil unser größter Konkurrent ausgeschaltet war. Doch unsere Finanzlage ist nach wie vor recht... ungünstig.«

Die pechschwarzen Augen des Barons blitzten auf, als er sich an Calimars Verlegenheit weidete. Das Haus Richese stellte exotische Waffen und komplexe Maschinen her, es war auf Miniaturisierung und richesische Spiegel spezialisiert. Während der Revolte auf Ix hatte es einen kleinen, aber durchaus nennenswerten Marktanteil erobern können, der zuvor von ixianischen Firmen besetzt war.

»Vor fünf Jahren haben die Tleilaxu begonnen, wieder ixianische Produkte auszuliefern«, sagte de Vries mit eiskalter Logik. »Sie haben die Anteile schon wieder verloren, die Sie vor zehn Jahren dazugewonnen haben. Sie konnten sich nicht auf Dauer gegen die Konkurrenz ixianischer Technik durchsetzen, die nun wieder verfügbar ist.«

Calimar antwortete mit ruhiger Stimme. »Sie sehen also, dass wir in neue Produktionsanlagen investieren müssen.«

»Richese, Tleilax, Ix... wir versuchen uns nicht in die Streitereien zwischen anderen Häusern einzumischen«, sagte der Baron seufzend. »Ich wünschte, der Landsraad könnte durchsetzen, dass endlich Frieden herrscht.«

Ärger belebte die Gesichtszüge des Premierministers. »Hier geht es um mehr als nur *Streitereien*, Baron. Es geht um unser *Überleben*. Viele meiner Agenten sind auf Ix verschollen und vermutlich nicht mehr am Leben. Es widert mich an, wenn ich nur daran denke, zu welchen Zwecken die Tleilaxu ihre Leichen benutzen könnten.« Erneut rückte er seine Brille zurecht. Schweiß glänzte auf seiner Stirn. »Außerdem sind die Bene Tleilax kein Haus. Der Landsraad würde sie niemals aufnehmen.«

»Dieser Unterschied tut nichts zur Sache.«

»Damit stecken wir in der Sackgasse«, gab Calimar be-

kannt und tat, als wollte er aufstehen. Gleichzeitig warf er einen weiteren Blick auf die ominöse Schranktür. »Ich habe ohnehin nicht geglaubt, dass sie bereit sind, den hohen Preis für unseren Suk-Arzt zu zahlen, ganz gleich, wie kompetent er ist.«

»Warten Sie...« Der Baron hob die Hand. »Handelsvereinbarungen und militärische Bündnisse sind eine Sache – Freundschaft ist etwas ganz anderes. Sie und Ihr Haus waren in der Vergangenheit unser zuverlässiger Verbündeter. Vielleicht habe ich nur noch nicht das Ausmaß Ihrer Probleme verstanden.«

Calimar neigte den Kopf zur Seite und blickte den Baron abschätzend an. »Das Ausmaß unserer Probleme besteht in zu vielen Nullen und zu vielen Minuszeichen.«

Die schwarzen Augen zwischen den dicken Fettwülsten nahmen einen listigen Ausdruck an. »Wenn Sie mir Ihren Suk-Arzt schicken, Premierminister, werden wir die Sache noch einmal überdenken. Ich bin überzeugt, dass Sie mit großer Zufriedenheit auf unser finanzielles Angebot reagieren werden. Betrachten Sie es als Anzahlung.«

Calimar rührte sich nicht. »Ich würde das Angebot gerne jetzt hören.«

Als der Baron den unnachgiebigen Blick des Premierministers bemerkte, nickte er. »Was hatten wir beschlossen, Piter?«

De Vries nannte eine beträchtliche Summe als Entschädigung für den Dienstausfall des Suks, zahlbar in Form von Melange. Ganz gleich, welche Kosten dieser Arzt verschlang, das Haus Harkonnen konnte die zusätzlichen Mittel jederzeit aus den illegalen Gewürzvorräten bestreiten – notfalls auch durch eine Steigerung der Produktion auf Arrakis.

Calimar gab vor, über das Angebot nachzudenken, doch der Baron wusste, dass der Mann keine andere Wahl hatte, als es anzunehmen. »Der Suk wird sich unverzüglich auf den Weg nach Giedi Primus machen. Dieser Arzt, Wellington Yueh ist sein Name, hat Kybernetik studiert und ein

Mensch-Maschine-Interface entwickelt, mit dem sich amputierte Gliedmaßen durch künstliche Teile ersetzen lassen. Eine Alternative zu den Ersatzorganen, die die Tleilaxu in ihren Axolotl-Tanks züchten.«

»»Du sollst keine Maschine nach deinem geistigen Ebenbilde machen««, zitierte de Vries das wichtigste Gebot, das auf Butlers Djihad zurückging.

Calimar erstarrte. »Unsere Patentanwälte haben die Angelegenheit gründlich geprüft und keine Verletzung der Bestimmungen feststellen können.«

»Es ist mir gleichgültig, worauf er spezialisiert ist«, sagte der Baron ungeduldig. »Alle Suk-Ärzte können auf ein großes Wissensreservoir zurückgreifen. Sie verstehen, dass diese Angelegenheit streng vertraulich behandelt werden muss?«

»Ihre Befürchtungen sind unbegründet. Der Innere Kreis der Suk-Schule besitzt peinliche medizinische Informationen über sämtliche Familien des Landsraads. Machen Sie sich deswegen keine Sorgen.«

»Ich mache mir eher Sorgen, dass jemand von *Ihren* Leuten etwas ausplaudert. Können Sie mir versprechen, dass Sie keine Einzelheiten über unsere Abmachung weitergeben? Das könnte auch für *Sie* zu peinlichen Situationen führen.« Die dunklen Augen des Barons schienen noch tiefer in seinem aufgequollenen Gesicht zu versinken.

Der Premierminister nickte steif. »Es freut mich, dass ich Ihnen behilflich sein konnte, Baron. Ich besitze das außergewöhnliche Privileg, einen engen Kontakt zu diesem Dr. Yueh zu haben. Ich möchte Ihnen versichern, dass er in der Tat eine beeindruckende Kapazität ist.«

12

Militärische Siege sind bedeutungslos, wenn sie nicht dem Willen des Volkes entsprechen. Ein Imperator kann nur dann existieren, wenn er diesen Willen zu ergründen versucht. Er muss den Willen des Volkes ausführen, ansonsten ist seine Herrschaft von kurzer Dauer.

Principium, Akademie für Imperiale Politologie

Unter einer schwarzen Sicherheitshaube saß der Imperator in seinem prächtigen Suspensorsessel, als er die Informationen des ridulianischen Kristalls abhörte. Hasimir Fenring, der ihm den verschlüsselten Bericht überbracht hatte, stand wartend daneben, während die Worte durch Shaddams Geist strömten.

Der Imperator war nicht von den Neuigkeiten erbaut.

Als der Bericht zu Ende war, räusperte sich Fenring. »Hidar Fen Ajidica hält vieles vor uns geheim, Hoheit. Wenn er nicht so wichtig für das Projekt Amal wäre, würde ich vorschlagen, ihn zu *terminieren*. Hmm?«

Der Imperator nahm die Sicherheitshaube vom Kopf und entfernte den glitzernden Kristall aus dem Leseschlitz. Seine Augen mussten sich erst wieder an den hellen morgendlichen Sonnenschein gewöhnen, der durch ein Dachfenster in das private Turmzimmer drang. Dann sah er Fenring an. Der Mann hatte am Schreibtisch des Imperators aus goldenem Chusuk-Holz mit eingelegten milchweißen Soosteinen Platz genommen, als würde er ihm gehören.

»Ich verstehe«, sagte Shaddam nachdenklich. »Der Gnom ist gar nicht begeistert, dass ich ihm zwei weitere Sardaukar-Legionen schicken will. Kommandant Garon setzt ihn

unter Leistungsdruck, und er spürt, wie sich die Schlinge um seinen Hals immer enger zusammenzieht.«

Fenring stand auf und ging vor einem Fenster auf und ab, durch das der Blick auf die üppigen orange- und lavendelfarbenen Blüten eines Dachgartens fiel. Er entfernte etwas, das sich unter einem Fingernagel befand, und schnippte es fort. »Geht es nicht uns allen so, hmm?«

Shaddam bemerkte, dass der Blick des Grafen zu den Holofotos seiner drei jungen Töchter gewandert war, die Anirul an der Wand aufgehängt hatte – eine ärgerliche Erinnerung an die Tatsache, dass er immer noch keinen männlichen Erben hatte. Irulan war vier Jahre alt, Chalice anderthalb, und Wensicia zählte noch keine zwei Monate. Indigniert schaltete er die Porträts ab und wandte sich wieder seinem Freund zu.

»Du bist mein Auge in der Wüste, Hasimir. Es beunruhigt mich, dass die Tleilaxu junge Sandwürmer von Arrakis schmuggeln konnten. Ich dachte, so etwas sei unmöglich.«

Fenring hob die Schultern. »Was macht es schon, wenn sie ein paar kleine Würmer mitnehmen? Außerhalb der Wüste sterben diese Geschöpfe schnell, auch wenn sie bestens versorgt werden.«

»Vielleicht sollte man nicht in das Ökosystem eingreifen.« Das rot-goldene Gewand des Imperators hing über den Rand des Suspensorsessels und berührte den Boden. Er knabberte an einer scharlachroten Obstscheibe, die er aus einer Schale genommen hatte. »In seinem letzten Bericht behauptet unser Wüstenplanetologe, dass die Dezimierung bestimmter Spezies gravierende Auswirkungen auf die Nahrungskette haben könnte. Er sagt, dass künftige Generationen den Preis für Fehler werden zahlen müssen, die heute begangen werden.«

Fenring machte eine wegwerfende Geste. »Sie sollten sich nicht unnötig mit diesen Berichten belasten, Majestät. Wenn Sie mich aus dem Exil zurückholen würden, könnte ich Ihnen diese Sorgen sehr schnell vertreiben. Ich würde Ihnen das Denken abnehmen, hmm-äh?«

»Deine Mission als Imperialer Beobachter ist alles andere als ein Exil. Du bist ein Graf und mein Gewürzminister.« Für einen Moment dachte Shaddam daran, etwas zu trinken zu bestellen, vielleicht mit Musik, exotischen Tänzerinnen oder gar einer Militärparade im Freien. Er musste nur den Befehl dazu geben. Aber eigentlich interessierten ihn diese Dinge im Augenblick gar nicht besonders. »Möchtest du einen zusätzlichen Titel, Hasimir?«

Fenring wandte den Blick seiner übergroßen Augen ab. »Das würde viel zu viel Aufmerksamkeit auf mich lenken«, sagte er. »Es fällt mir schon jetzt schwer, vor der Gilde zu verheimlichen, wie häufig ich nach Xuttuh reise. Außerdem halte ich nichts von belanglosen Titeln.«

Der Imperator warf den Kern der Frucht in die Schüssel und runzelte die Stirn. Er nahm sich vor, den Verantwortlichen zu sagen, dass sie die Kerne aus dem Obst schneiden sollten, bevor sie es ihm servierten. »Ist der ›Padischah-Imperator‹ auch ein belangloser Titel?«

Als es dreimal piepte, blickten die Männer zur Decke hinauf, von der sich eine Röhre aus Klarplaz zu einem Behälter im Schreibtisch des Imperators herabsenkte. Ein Zylinder mit einer dringenden Nachricht schoss durch die Röhre und landete an seinem Bestimmungsort. Fenring nahm den Zylinder aus dem Empfangsbehälter, brach das Kuriersiegel und holte zwei Blätter aus zusammengerolltem Kristallpapier heraus, die er an den Imperator weiterreichte – ohne vorher einen Blick darauf zu werfen. Shaddam entrollte die Botschaft und überflog die Seiten mit dem Ausdruck zunehmender Besorgnis.

»Hmmmm?«, machte Fenring, ungeduldig wie immer.

»Wieder ein offizieller Beschwerdebrief von Erzherzog Ecaz und die Erklärung der Kanly gegen das Haus Moritani auf Grumman. Eine ernste Angelegenheit.« Er bemerkte, dass er Sapho-Saft an den Fingern hatte, und wischte sie sich an seinem scharlachroten Gewand sauber, bevor er weiterlas. »Wie bitte? Herzog Leto Atreides hat dem Landsraad seine Dienste als Vermittler angeboten,

aber die Ecazi haben es vorgezogen, die Sache selbst in die Hand zu nehmen.«

»Interessant«, sagte der Graf.

Wütend gab Shaddam den Brief an Fenring weiter. »Herzog Leto hat vor mir davon erfahren! Wie ist das möglich? Ich bin der Imperator!«

»Majestät, diese Eskalation kommt keineswegs überraschend, wenn man den unangenehmen Zwischenfall während meines Banketts bedenkt.« Als er Shaddams verständnislosen Blick bemerkte, fuhr er fort. »Als der Botschafter von Grumman seinen Rivalen an meiner Tafel angriff und tötete. Sie erinnern sich an meinen Bericht? Ich habe ihn vor einigen Monaten an Sie persönlich geschickt, hmm?«

Shaddam suchte angestrengt in seinem Gedächtnis, dann deutete er lässig auf ein Regal aus Schwarzplaz neben seinem Schreibtisch. »Wahrscheinlich liegt er irgendwo da drüben. Ich kann unmöglich alle Berichte lesen.«

Fenrings dunkle Augen blitzten verärgert auf. »Sie haben Zeit, die völlig irrelevanten Berichte eines Planetologen zu lesen, aber nicht meine? Sie wären auf diese Fehde vorbereitet gewesen, wenn Sie meiner Nachricht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt hätten. Ich habe Sie gewarnt, dass die Grummaner gefährlich sind und wir sie im Auge behalten müssen.«

»Ich verstehe. Sag mir einfach, was in diesem Bericht steht, Hasimir. Ich bin sehr beschäftigt.«

Fenring erzählte ihm, wie er den arroganten Lupino Ord freilassen musste, da er aufgrund seiner diplomatischen Immunität nicht belangt werden konnte. Mit einem Seufzer rief der Imperator seine Diener und arrangierte eine dringende Besprechung mit seinen Beratern.

* * *

Im Konferenzraum neben Shaddams imperialem Büro beschäftigten sich mehrere juristische Mentaten, Sprecher des Landsraads und Beobachter der Gilde mit den Bestimmun-

gen der Kanly, der peniblen Choreografie der Kriegsführung, die gewährleisten sollte, dass nur die tatsächlichen Widersacher zu Schaden kamen und Kollateralschäden an der Zivilbevölkerung auf ein Minimum reduziert wurden.

Die Große Konvention verbot den Einsatz von nuklearen und biologischen Waffen und verlangte, dass verfeindete Häuser ihre Fehde mit anerkannten direkten und indirekten Methoden austrugen. Diese strengen Regeln bildeten seit Jahrtausenden die Grundlage des Imperiums. Die Berater erklärten den Hintergrund des gegenwärtigen Konflikts, wie die Ecazi den Moritanis biologische Sabotage an ihren empfindlichen Nebelholzwäldern vorgeworfen hatten, wie der Botschafter von Grumman seinen Kollegen von Ecaz bei Fenrings Bankett ermordet hatte, wie Erzherzog Ecaz dem Grafen Moritani die offizielle Kanly erklärt hatte.

»Es gibt noch einen Aspekt«, sagte der Handelsminister des Imperiums und fuchtelte mit seinem dicken Finger in der Luft herum. »Ich habe erfahren, dass eine komplette Schiffsladung Gedenkmünzen – die, wie Sie sich vielleicht erinnern, Hoheit, zur Feier des zehnten Jahrestages Ihrer Thronbesteigung geprägt wurden – bei einem dreisten Überfall auf eine kommerzielle Fregatte geraubt wurden. Angeblich von Weltraumpiraten, wenn man den Berichten Glauben schenken darf.«

Shaddam verzog ungeduldig das Gesicht. »Inwiefern soll ein unbedeutender Diebstahl für unsere Situation relevant sein?«

»Diese Lieferung war für Ecaz bestimmt, Hoheit.«

Fenring wurde hellhörig. »Hmmm, wurde noch etwas anderes gestohlen? Kriegsgerät, Waffen oder dergleichen?«

Der Handelsminister konsultierte seine Unterlagen. »Nein. Die so genannten Piraten beschlagnahmten *nur* die imperialen Gedenkmünzen und ließen alle anderen Wertgegenstände unbeachtet.« Er setzte mit gesenkter Stimme hinzu, als würde er ein Selbstgespräch führen: »Da wir minderwertige Rohstoffe für die Prägung der Münzen verwendet haben, hält sich der finanzielle Verlust in Grenzen...«

»Ich empfehle, Imperiale Beobachter nach Ecaz und Grumman zu entsenden«, sagte Kammerherr Ridondo, »um die Einhaltung der Formalien zu gewährleisten. Das Haus Moritani ist dafür bekannt... nun... die Regeln gelegentlich sehr eigenwillig zu interpretieren.« Ridondo war ein beinahe skeletthaft dürrer Mann mit gelblicher Haut, der die nützliche Fähigkeit besaß, Aufgaben zu erledigen, die schließlich Shaddam gutgeschrieben wurden. Er hatte sich in seiner Stellung als Kammerherr am imperialen Hof ausgezeichnet bewährt.

Doch bevor Ridondos Vorschlag diskutiert werden konnte, traf ein weiterer Nachrichtenzylinder für den Imperator ein. Nachdem er die Botschaft überflogen hatte, knallte Shaddam sie auf den Konferenztisch. »Graf Hundro Moritani hat auf die Provokation geantwortet und die gesamte Halbinsel mit dem Ecazi-Palast flächendeckend bombardiert! Der Mahagoni-Thron ist zerstört. Einhunderttausend Zivilisten sind tot, und mehrere Wälder stehen in Flammen. Erzherzog Ecaz und seine drei Töchter konnten sich mit knapper Not in Sicherheit bringen.« Er beobachtete, wie sich das Kristallpapier wieder zusammenrollte, und warf Fenring einen kurzen Blick zu, fragte ihn aber nicht nach seinem Rat.

»Er hat die Regeln der Kanly missachtet?«, rief der Handelsminister schockiert. »Wie kann er so etwas tun?«

Die teigige Haut auf der Stirn des Kammerherrn runzelte sich besorgt. »Graf Moritani besitzt nicht die Ehre seines Großvaters, der ein guter Freund des Jägers war. Was sollen wir mit Hunden wie ihm machen?«

»Den Grummanern hat es noch nie gefallen, ein Teil des Imperiums zu sein, Majestät«, gab Fenring zu bedenken. »Sie suchen ständig nach Gelegenheiten, uns ins Gesicht zu spucken.«

Die Diskussion rund um den Tisch nahm einen erregteren Tonfall an. Während Shaddam zuhörte und versuchte, die imperiale Würde zu wahren, dachte er daran, wie sehr sich das Leben als Imperator von seinen ursprünglichen

Vorstellungen unterschied. Die Wirklichkeit war entschieden komplizierter, es gab zu viele gegensätzliche Kräfte zu berücksichtigen.

Er erinnerte sich an die Kriegsspiele, die er mit dem jungen Hasimir ausgetragen hatte, und erkannte, wie sehr er die Gesellschaft und den Rat seines Jugendfreundes vermisste. Doch ein Imperator konnte wichtige Entscheidungen nicht ohne weiteres zurücknehmen. Fenring sollte seine Arrakis-Mission fortsetzen und weiterhin das Projekt Amal beaufsichtigen. Es war besser, wenn Spione an die Geschichte glaubten, dass es Reibungen zwischen ihnen gab. Andererseits konnte Shaddam vielleicht dafür sorgen, dass er seinen alten Gefährten häufiger sah...

»Die Formen müssen gewahrt bleiben, Hoheit«, sagte Ridondo. »Das Imperium wird durch Gesetz und Tradition zusammengeschweißt. Wir können nicht zulassen, dass ein Adelshaus die Vorschriften nach Belieben ignoriert. Offensichtlich traut Moritani Ihnen nicht zu, dass Sie sich in den Streit einmischen. Er tanzt Ihnen auf der Nase herum.«

Das Imperium soll mir nicht aus den Fingern gleiten, schwor sich Shaddam. Er beschloss, ein Exempel zu statuieren. »Lassen Sie im gesamten Imperium bekannt geben, dass eine Sardaukar-Legion für die Dauer von zwei Jahren auf Grumman stationiert wird. Wir werden diesem Grafen die Zügel anlegen.« Er wandte sich an den Beobachter der Raumgilde, der am Ende des Tisches Platz genommen hatte. »Außerdem möchte ich, dass die Gilde hohe Zölle auf alle Güter erhebt, die nach und von Grumman transportiert werden. Das Geld soll für Reparationszahlungen an Ecaz verwendet werden.«

Der Gildevertreter saß für längere Zeit in kaltem Schweigen da, als würde er über die »Verfügung« nachdenken, die in Wirklichkeit nicht mehr als ein Antrag war. Die Gilde stand außerhalb der Befehlsgewalt des Padischah-Imperators. Endlich nickte er. »So wird es geschehen.«

Einer der Mentaten setzte sich kerzengerade auf. »Sie werden Beschwerde einlegen, Hoheit.«

Shaddam schniefte. »Wenn Moritani etwas zu sagen hat, soll er sein Anliegen vorbringen.«

Fenring trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte, als er über die Konsequenzen nachdachte. Shaddam hatte bereits zwei Sardaukar-Legionen entsandt, um die Tleilaxu auf Ix zu überwachen, und jetzt schickte er weitere Soldaten nach Grumman. Auch an anderen Krisenherden überall im Imperium hatte er für eine sichtbare Präsenz seiner Elitetruppen gesorgt, in der Hoffnung, jeden Gedanken an Aufruhr zu ersticken. Er hatte die Zahl der Bursegs in den gesamten Streitkräften erhöht, ebenso wie die Offiziere mittleren Rangs, um sie nötigenfalls mit eigenen Truppenteilen einsetzen zu können.

Dennoch kam es immer wieder an den verschiedensten Orten zu kleinen und ärgerlichen Sabotageakten – der Diebstahl der für Ecaz bestimmten Gedenkmünzen, die Ballonpuppe über dem Harmonthep-Stadium, die Beleidigung an den Klippen der Monumentalschlucht...

Infolgedessen hatte sich die imperiale Streitmacht zu sehr verdünnt, und wegen des kostenintensiven Projekts Amal waren in der Staatskasse nicht mehr genügend Mittel vorhanden, um neue Truppen auszuheben und zu unterhalten. Da die militärischen Reserven somit nahezu ausgeschöpft waren, sah Fenring unruhige Zeiten voraus. Wie die Aktionen des Hauses Moritani bewiesen, spürten manche Kräfte im Landsraad die Schwäche und witterten Morgenluft...

Fenring überlegte, ob er Shaddam auf diese Umstände hinweisen sollte, doch stattdessen behielt er seine Erkenntnisse für sich, während die Konferenz weiterging. Sein alter Freund schien zu glauben, dass er die Angelegenheit ohne seine Hilfe regeln konnte – also sollte er es ihm beweisen.

Der Imperator würde in immer größere Schwierigkeiten geraten, bis er schließlich seinen »Gewürzminister« aus dem Exil nach Kaitain zurückrufen musste. Wenn das geschah, würde Fenring Shaddam zwingen, vor ihm zu Kreuze zu kriechen... bevor er schließlich einwilligte.

13

Organisationsstrukturen sind entscheidend für den Erfolg einer Bewegung. Gleichzeitig sind sie ein hervorragendes Angriffsziel.

Cammar Pilru, Ixianischer Botschafter im Exil,
Über den Sturz ungerechter Regime

Vor dem nächsten Treffen der Widerstandsgruppe tarnte C'tair sich als unscheinbarer Suboide. So verbrachte er mehrere Tage damit, die Räume des unterirdischen Labyrinths zu erkunden, in denen sich die Rebellen versammeln wollten.

Der holografisch projizierte Himmel mit den vereinzelten Stalaktit-Gebäuden wirkte falsch, weil er das Licht einer Sonne imitierte, die nicht zu Ix gehörte. C'tairs Arme schmerzten, nachdem er den ganzen Tag schwere Kisten auf steuerbare Paletten geladen hatte, die Vorräte, Ausrüstung und Rohstoffe in den abgeschirmten Forschungspavillon brachten.

Die Eroberer hatten einen Fabrikkomplex beschlagnahmt und ihn umgebaut. In den Zeiten des Hauses Vernius waren die Anlagen ein meisterhaftes Beispiel einer zweckmäßigen und gleichzeitig schönen Konstruktion gewesen. Nun erinnerten sie an die Nester von Nagetieren – überall schräge Barrikaden und gepanzerte Giebel, die unter Schutzschilden schimmerten. Die abgedeckten Fenster wirkten wie blinde Augen.

Was machen die Tleilaxu da drinnen?

C'tair trug schlichte Kleidung, seine Gesichtszüge waren schlaff und sein Blick stumpf. Er konzentrierte sich ganz auf seine monotone und langweilige Arbeit. Wenn er seine Finger oder Wangen mit Staub und Schmiere beschmutzte,

unternahm er nichts, um sich zu säubern. Er tickte einfach wie ein Uhrwerk weiter.

Obwohl die Tleilaxu keine hohe Meinung von den Suboiden hatten, waren sie sich nicht zu schade gewesen, diese Arbeiterheere während der Eroberung von Ix für ihre Zwecke zu mobilisieren. Damals hatten sie ihnen bessere Arbeits- und Lebensbedingungen versprochen, was sie nicht daran hinderte, sie jetzt zu knechten – noch mehr als unter der Herrschaft von Dominic Vernius.

In seiner arbeitsfreien Zeit lebte C'tair in einer Felskammer innerhalb des Suboiden-Labyrinths. Die Arbeiter pflegten kaum gesellschaftliche Kontakte und sprachen selten miteinander. Nur wenige bemerkten den Neuen in ihrer Mitte oder fragten ihn nach seinem Namen, und niemand machte Anstalten, sich mit ihm anzufreunden. Hier fühlte sich C'tair unsichtbarer als im abgeschirmten Versteck, wo er sich in den Monaten unmittelbar nach der Revolte verborgen hatte.

C'tair zog es vor, unsichtbar zu bleiben. Auf diese Weise konnte er mehr erreichen.

Er schlich sich allein davon, um den geheimen Treffpunkt im Voraus zu erkunden. Er nahm illegal beschaffte Instrumente in den leeren Lagerraum mit, um ihn auf Überwachungseinrichtungen zu überprüfen. Er wollte die Tleilaxu auf keinen Fall unterschätzen – insbesondere seit zwei weitere Legionen imperialer Sardaukar auf Ix stationiert worden waren, um für Ordnung zu sorgen.

Er stand mitten im Raum und drehte sich langsam im Kreis. Vor allem die fünf Tunnel, die von hier ausgingen, machten ihm Sorgen. *Zu viele Eingänge, zu viele Möglichkeiten für einen Hinterhalt.* Er dachte eine Weile nach, dann lächelte er, als ihm eine Idee kam.

Am folgenden Nachmittag stahl er einen kleinen Holoprojektor, mit dem er die Illusion einer glatten Felswand erzeugte. Vorsichtig stellte er den Projektor in einem der Tunnel auf und schaltete ihn ein. Jetzt war ein Ausgang durch eine scheinbar solide Felsbarriere blockiert – eine perfekte Täuschung.

C'tair hatte so lange in Misstrauen und Furcht gelebt, dass er nie Großes von seinen Plänen erwartete. Aber das bedeutete nicht, dass er die Hoffnung aufgegeben hatte...

* * *

Die Freiheitskämpfer trafen einer nach dem anderen ein, als der verabredete Zeitpunkt näher rückte. Niemand ging das Risiko ein, sich zusammen mit einem anderen Rebellen auf den Weg zu machen. Jeder kam in Verkleidung, jeder hatte eine Ausrede, warum er sich hier unten in der Suboiden-Stadt aufhielt.

C'tair kam spät – aber nicht zu spät. Die misstrauischen Widerstandskämpfer tauschten überlebenswichtige Dinge aus und diskutierten in energischem Flüsterton. Niemand verfolgte eine größere Strategie. Manche ihrer Pläne waren so abwegig, dass C'tair sich zusammenreißen musste, um nicht laut zu lachen, während andere mit Vorschlägen kamen, die er sich vielleicht zu eigen machen konnte.

Er benötigte weitere Kristallstäbe für seinen Rogo-Sender. Nach jedem Versuch, mit seinem Bruder irgendwo in den Weiten des Alls zu kommunizieren, waren mehrere der Kristalle gesprungen oder zersplittert, was ihm bohrende Kopfschmerzen verursachte.

Als er den Rogo das letzte Mal ausprobiert hatte, war C'tair nicht in der Lage gewesen, Kontakt mit D'murr aufzunehmen. Er hatte seinen Zwillingsbruder gespürt und einige Gedankenfetzen aufgefangen, ohne dass es zu einer richtigen Verbindung gekommen war. Als er anschließend stundenlang in seiner dunklen Kammer wach gelegen hatte, war er sich verloren und völlig einsam vorgekommen. Ihm war bewusst geworden, wie sehr er vom Wohlergehen seines Bruders abhängig war – zu wissen, dass andere von Ix entkommen und am Leben waren.

Manchmal fragte sich C'tair, was er in all den Jahren seines Kampfes eigentlich erreicht hatte. Er wollte mehr bewirken, wollte mächtige Schläge gegen die Tleilaxu füh-

ren – aber was konnte er tun? Er betrachtete die versammelten Rebellen, die viel redeten, aber wenig bewerkstelligten. Er blickte in ihre Gesichter, erkannte Habgier in denen der Schwarzmarkthändler und Nervosität in denen der anderen. C'tair fragte sich, ob das die Verbündeten waren, die er wirklich brauchte. Er hegte zumindest gewisse Zweifel.

Miral Alechem war ebenfalls anwesend und feilschte energisch um weitere Komponenten für ihren mysteriösen Plan. Sie machte einen anderen Eindruck als die übrigen Rebellen; sie schien bereit, notwendige Maßnahmen zu ergreifen.

Unauffällig ging er zu Miral hinüber und fing den Blick ihrer großen, wachsamen Augen auf. »Ich habe mir Gedanken über die Komponenten gemacht, die Sie kaufen.« Er deutete mit einem Nicken auf die Stücke, die sie in den Händen hielt. »Aber ich komme nicht darauf, welchen Plan Sie verfolgen. Ich könnte... ich könnte Ihnen vielleicht helfen. Ich habe selbst schon etliche Dinge zusammengebastelt.«

Sie trat einen halben Schritt zurück, wie ein misstrauisches Kaninchen, und versuchte die Bedeutung hinter seinen Worten zu erkennen. Schließlich sprach sie mit blassen Lippen, ohne dass ihr Mund den verhärmten Ausdruck verlor. »Ich habe eine... Idee. Ich will mit der Suche...«

Bevor sie zu Ende sprechen konnte, hörte C'tair ein Geräusch in den Tunneln – leise Schritte, die allmählich lauter wurden. Die Wachen gaben Alarm. Ein Mann lief geduckt in den Raum, als Schüsse durch den Gang peitschten.

»Wir wurden verraten!«, rief einer der Rebellen.

Dann sah C'tair, wie Sardaukar-Soldaten und Tleilaxu-Kämpfer in allen vier Eingängen erschienen. Sie feuerten in die Menge der Widerstandskämpfer, als sollte ein Wettschießen veranstaltet werden.

Schreie, Rauch und Blut erfüllten die Luft. Sardaukar liefen mit gezogenen Handwaffen, andere benutzten nur ihre Fäuste und Finger zum Töten. C'tair wartete ab, bis der

Rauch dichter geworden war, bis das Chaos unter den Rebellen noch größer geworden war, dann sprintete er los.

Miral hatte sich auf den Boden gekauert und die Hoffnung auf einen Ausweg aufgegeben. C'tair packte sie an den Schultern. Sie wehrte sich gegen ihn, prügelte auf ihn ein, als wäre er ihr Feind, doch C'tair drängte sie rückwärts gegen die Felswand.

Sie fiel einfach hindurch. Er folgte ihr in den holografisch getarnten Eingang. Er hatte ein schlechtes Gewissen, weil er den anderen nicht geholfen hatte, aber wenn sämtliche Rebellen den gleichen Fluchtweg wählten, wären die Sardaukar ihnen in wenigen Augenblicken auf den Fersen.

Miral blickte sich verwirrt um. C'tair griff ihren Arm und zerrte sie mit sich. »Ich habe rechtzeitig einen Fluchtweg vorbereitet. Ein Hologramm.« Sie liefen durch den Tunnel.

Miral fiel ein wenig zurück. »Unsere Gruppe ist tot.«

»Es war nie *meine* Gruppe«, sagte C'tair keuchend. »Es sind Amateure.«

Sie sah ihn an, während sie liefen. Ihre dunklen Augen schienen sich in seine zu bohren. »Wir müssen uns trennen.«

Er nickte, dann setzten sie ihren Weg durch unterschiedliche Tunnel fort.

Weit hinter sich hörte er Rufe der Sardaukar, die offenbar die getarnte Öffnung entdeckt hatten. C'tair lief schneller, bog nach links ab, nahm eine nach oben führende Abzweigung und machte einen längeren Umweg. Schließlich erreichte er eine Liftröhre, die ihn in die große unterirdische Höhle bringen würde.

Wie ein Suboide, der für die Spätschicht eingeteilt war, suchte er nach einer Identitätskarte und zog sie durch den Leseschlitz. Der Aufzug brachte ihn rasch zu den hängenden Gebäuden hinauf, in denen einst Beamte und Adlige gewohnt hatten, die in den Diensten des Hauses Vernius standen.

In den Stockwerken der Höhlendecke lief er durch Verbindungsgänge, schlüpfte zwischen Gebäuden hindurch

und blickte auf die funkelnden Lichter ehemals bedeutender Fabriken hinunter. Schließlich kam er in einen Teil des früheren Großen Palais, wo es einen Zugang zum abgeschirmten Versteck gab, das er vor vielen Jahren aufgegeben hatte.

Er schlüpfte in die Kammer und verriegelte sie. Er hatte sich nie für längere Zeit hier aufhalten müssen - aber heute war er nur mit Mühe der Verhaftung oder Schlimmerem entronnen. In der Stille und Dunkelheit legte sich C'tair auf die muffig riechende Pritsche, die an vielen Nächten voller Angst sein Bett gewesen war. Keuchend starrte er zur niedrigen Decke hinauf, die pechschwarz über ihm hing. Sein Herz pochte. Er konnte sich nicht entspannen.

Er stellte sich vor, er könnte die Sterne sehen, einen Schneesturm aus winzigen Lichtern, der über den klaren Nachthimmel von Ix strich. Als seine Gedanken von der unberührten Oberfläche des Planeten in die Weiten der Galaxis hinausstrebten, stellte er sich D'murr vor, wie er sein Gildeschiff navigierte... weit fort von hier und in Sicherheit.

C'tair musste bald Verbindung mit ihm aufnehmen.

14

Wir machen uns ein Bild vom Universum. Nur die Unreifen glauben, der Kosmos sei wirklich so, wie er ihnen erscheint.

Sigan Visee, Leitender Ausbilder,
Navigatorenschule der Gilde

D'murr, sagte eine Stimme im Hintergrund seines Bewusstseins. *D'murr...*

In der versiegelten Navigationskammer seines Heighliners schwamm D'murr im Gewürzgas und paddelte mit den flossenartigen Füßen. Orangefarbene Schleier umhüllten ihn. In seiner Navigationstrance waren die Sterne mit ihren Planetensystemen ein großer Bilderteppich, und er konnte nach Belieben an jedem Faden entlangreisen. Es bereitete ihm ein überwältigendes Vergnügen, in den Mutterleib des Universums einzutauchen und seine Geheimnisse zu ergründen.

Es war so friedlich im weiten, freien Weltraum. Sonnen wurden heller und verblassten wieder... eine unermessliche, ewige Nacht, die von winzigen Lichtpunkten durchsetzt war.

D'murr führte die mehrdimensionalen Berechnungen aus, die nötig waren, um einen sicheren Kurs durch die Sternenkonstellationen zu erkennen. Er führte das große Schiff durch die grenzenlose Leere. Sein Geist erfasste die fernsten Regionen des Universums, und er konnte Passagiere und Fracht an jeden gewünschten Ort befördern. Er sah in die Zukunft und passte sich ihr an.

Wegen seiner außergewöhnlichen Fähigkeiten gehörte D'murr zu den wenigen mutierten Menschen, die die Karriere eines Navigators sehr schnell durchlaufen hatten.

Menschen. Dieses Wort war nur noch eine vage Erinnerung für ihn.

Seine Gefühle – ein fremdartiges Überbleibsel seiner früheren körperlichen Erscheinungsform – hatten ihn in eine völlig unerwartete Richtung getrieben. In den siebzehn Standardjahren, die er gemeinsam mit seinem Zwillingsbruder C'tair auf Ix aufgewachsen war, hatte er nie die Zeit, die Weisheit oder den Wunsch gehabt, zu verstehen, was es wirklich bedeutete, *Mensch* zu sein.

Und in den vergangenen zwölf Jahren hatte er sich – angeblich in freier Entscheidung – weit von dieser zweifelhaften Realität entfernt und eine andersartige Existenzform angenommen, die traumhaft und alptraumhaft zugleich war. Zweifellos würden viele Menschen vor seiner veränderten Gestalt erschrecken, wenn sie nicht auf seinen Anblick vorbereitet waren.

Doch dieser Umstand wurde durch die Vorteile, die Gründe, aus denen er sich überhaupt für eine Karriere in der Gilde entschieden hatte, mehr als nur aufgewogen. Er erlebte die Schönheit des Kosmos auf eine Weise, die anderen Lebensformen versagt blieb. Er *sah* und *wusste*, was sie sich bestenfalls vorstellen konnten.

Warum hatte die Raumgilde ihn überhaupt akzeptiert? Sie nahm nur sehr wenige Kandidaten von außen auf, da sie lieber auf eigenes Personal zurückgriff. Die meisten Kandidaten waren im Weltraum geboren, von Angestellten und Mitarbeitern der Gilde. Viele von ihnen hatten sich niemals auf der Oberfläche eines Planeten aufgehalten.

Bin ich nur ein Experiment, eine Missgeburt unter Missgeburten? Wenn D'murr auf einer großen Reise viel Gelegenheit zum Nachdenken hatte, schweifte sein Geist häufig ab. *Werde ich in diesem Augenblick überwacht? Werden auch meine abwegigen Gedanken irgendwo aufgezeichnet?* Immer wenn ihn das Bewusstsein seiner ungestümen früheren menschlichen Existenz überkam, fühlte sich D'murr, als würde er an einem tiefen Abgrund stehen und überlegen, ob er springen sollte. *Die Gilde sieht alles.*

Während er in der Navigationskammer schwebte, unternahm er eine Reise durch die Überreste seiner Emotionen. Er empfand das ungewöhnliche Gefühl einer intensiven Melancholie. Er hatte so viel geopfert, um zu dem zu werden, was er nun war. Er konnte sich nie mehr auf einer Planetenoberfläche bewegen, höchstens in einem isolierten, mit Gewürzgas gefüllten Tank...

Er konzentrierte sich, zwang seine Gedanken zur Ordnung. Wenn er zuließ, dass seine menschliche Persönlichkeit zu stark wurde, konnte es geschehen, dass der Heighliner vom Kurs abkam.

»D'murr«, sagte die Stimme wieder, hartnäckig wie das Pochen eines einsetzenden Kopfschmerzes. »D'murr...«

Er ignorierte sie. Er versuchte sich einzureden, dass solche Gedanken für einen Navigator völlig normal sein mussten, dass andere sie ebenso häufig wie er erlebten. Aber warum hatten die Ausbilder ihn nicht davor gewarnt?

Ich bin stark. Ich kann diese Anfälle überwinden.

Auf einem Routineflug nach Wallach IX, der Welt der Bene Gesserit, navigierte er einen der letzten Heighliner, der von den Ixianern gebaut worden war, bevor die Tleilaxu die Produktion übernommen hatten und zu einer früheren, weniger effizienten Konstruktion zurückgekehrt waren. Er ging mental die Passagierliste durch und sah die Worte, als wären sie an die Wand seines Navigationstanks gedruckt.

Ein Herzog war an Bord – Leto Atreides. Und sein Freund Rhombur Vernius, der verbannte Erbe des verlorenen Adelshauses von Ix. Vertraute Gesichter und Erinnerungen...

In seinem früheren Leben war D'murr dem jungen Leto im Großen Palais vorgestellt worden. Navigatoren schnappten immer wieder Neuigkeiten aus dem Imperium auf und konnten alles mithören, was über die Kommunikationskanäle ausgetauscht wurde, aber sie schenkten diesen trivialen Angelegenheiten nur wenig Beachtung. Dieser Herzog hatte ein Verwirkungsverfahren überstanden, und das gesamte Imperium zollte ihm wegen dieses kühnen Unternehmens Respekt.

Warum war Herzog Leto nach Wallach IX geflogen? Und warum hatte er den Verbannten von Ix mitgenommen?

Wieder meldete sich die ferne, verrauschte Stimme: »D'murr... antworte mir...«

Mit plötzlicher Klarheit erkannte er, dass es eine Manifestation aus seinem früheren Leben war. Der gute und treue C'tair bemühte sich, den Kontakt zu ihm zu halten, obwohl D'murr seit Monaten nicht in der Lage gewesen war, ihm zu antworten. Vielleicht war es nur eine Verzerrung, die durch die kontinuierliche Evolution seines Gehirns verursacht wurde, eine Folge der Vergrößerung des Abgrunds zwischen ihm und seinem Bruder.

Die verkümmerten Stimmbänder eines Navigators konnten noch Worte formulieren, obwohl er den Mund hauptsächlich benötigte, um immer mehr Melange zu konsumieren. Die Bewusstseinserweiterung durch die Gewürztrance entfernte D'murr immer weiter von seiner früheren Existenz und allem, was dazugehört hatte. Zur Liebe war er nicht mehr fähig, sie war nur noch eine vage Erinnerung. Er konnte nie wieder ein menschliches Wesen berühren...

Mit einer stummeligen Schwimmflossenhand nahm er eine Pille mit konzentrierter Melange aus einem Behälter und schob sie sich in den kleinen Mund. Doch auch die zusätzliche Gewürzdosis konnte die Schmerzen der Vergangenheit und des mentalen Kontakts nicht betäuben. Diesmal waren seine Gefühle zu stark und zu überwältigend.

Schließlich hörte sein Bruder auf, ihn zu rufen, aber er würde es bald erneut versuchen. Er versuchte es immer wieder.

Jetzt hörte D'murr nur noch das stetige Zischen, mit dem das Gas in seine Kammer gepumpt wurde. *Melange, Melange.* Sie durchströmte ihn und überschwemmte seine Sinne. Er besaß kaum noch eine individuelle Persönlichkeit und konnte es nicht mehr ertragen, mit seinem Bruder zu sprechen.

Er konnte nur zuhören und sich erinnern...

15

Krieg ist ein organisches Verhalten. Armeen dienen dem Überleben einer ausschließlich männlichen Gruppe. Eine ausschließlich weibliche Gruppe hingegen ist traditionell auf die Religion orientiert. Frauen sind die Bewahrer heiliger Mysterien.

Lehre der Bene Gesserit

Nachdem sie den Heighliner im Orbit verlassen hatten und durch die ausgefeilten atmosphärischen Verteidigungssysteme geschleust worden waren, stiegen Herzog Leto Atreides und Rhombur Vernius auf dem Raumhafen der Mütterschule aus, wo sie von einer Delegation dreier Frauen in schwarzen Gewändern empfangen wurden.

Die blauweiße Sonne von Wallach IX war von der Oberfläche aus nicht zu sehen. Ein eiskalter Wind pfiff durch den offenen Säulengang, in dem die Gruppe stand. Leto spürte die Kälte durch die Kleidung und beobachtete, wie sein Atem weiße Wölkchen bildete. Rhombur zog den Kragen seiner Jacke bis zum Kinn hinauf.

Die Sprecherin des Begrüßungskomitees stellte sich als Mutter Oberin Harishka vor – eine Ehre, mit der Leto nicht gerechnet hatte. *Womit habe ich diese Aufmerksamkeit verdient?* Während seiner Zeit im Gefängnis auf Kaitain, als er auf den Beginn des Verwirkungsverfahrens gewartet hatte, waren die Bene Gesserit im Geheimen an ihn herangetreten und hatten ihm Unterstützung angeboten, ohne dass sie eine Erklärung über ihre Beweggründe abgegeben hätten. *Die Bene Gesserit tun nichts ohne eindeutige Absicht.*

Harishka hatte dunkle Mandelaugen und war alt, aber voller Energie – und wenn sie sprach, kam sie gleich zur Sache. »Prinz Rhombur Vernius.« Sie verbeugte sich vor

dem jungen Mann, der die Geste mit einem schneidigen Schwung seines purpur- und kupferroten Umhangs erwiderte. »Es ist eine bedauerliche und schreckliche Tragödie, die Ihrem Großen Haus widerfahren ist. Selbst die Schwesternschaft findet das Verhalten der Bene Tleilax... unbegreiflich.«

»Vielen Dank, aber... äh... ich bin mir sicher, dass alles wieder gut werden wird. Erst neulich hat unser Botschafter im Exil ein neues Gesuch an den Landsraad eingereicht.« Er lächelte mit gezwungenem Optimismus. »Ich brauche kein Mitleid.«

»Sie brauchen lediglich eine Konkubine, richtig?« Die alte Frau wandte sich um und führte die Gruppe aus der Säulenhalle auf das Gelände der Mütterschule. »Wir freuen uns, dass eine unserer Schwestern in Burg Caladan leben wird. Ich bin überzeugt, dass Sie und die Atreides von ihr profitieren werden.«

Sie folgten einem gepflasterten Weg zwischen zusammenhängenden Gebäuden. Sie waren mit Stuck verziert und mit Dachziegeln aus Terrakotta gedeckt, die wie die Schuppen einer Riffechse angeordnet waren. In einem blühenden Hof hielten sie kurz vor einer stilisierten schwarzen Quarzstatue einer knienden Frau an. »Die Gründerin unserer uralten Schule«, sagte Harishka, »Raquella Berto-Anirul. Durch die Beherrschung ihrer Körperchemie konnte Raquella eine normalerweise tödliche Vergiftung überleben.«

Rhombur beugte sich vor, um die Inschrift auf dem Messingschild zu lesen. »Hier heißt es, dass alle schriftlichen und bildlichen Aufzeichnungen über diese Frau vor langer Zeit verloren gingen, als bei einem Angriff das Bibliotheksgebäude abbrannte und die Originalstatue zerstört wurde. Äh... woher wissen Sie, wie sie ausgesehen hat?«

Mit einem runzligen Lächeln erwiderte Harishka geheimnisvoll: »Weil wir Hexen sind.« Ohne ein weiteres Wort führte die alte Frau sie über eine kurze Treppe in ein feuchtes Treibhaus, wo sich Akoluthen und Schwestern um exo-

tische Pflanzen kümmerten – vielleicht medizinische Kräuter, vielleicht sogar Giftpflanzen.

Die Mütterschule war ein von Mythen und Legenden umrankter Ort, den nur wenige Menschen jemals zu Gesicht bekamen, sodass Leto über das herzliche Entgegenkommen überrascht war, mit dem man seine erste forsche Anfrage beantwortet hatte. Er hatte die Bene Gesserit gebeten, eine talentierte, intelligente Partnerin für Rhombur auszusuchen, und sein Freund hatte sich einverstanden erklärt, mit ihm einen ›Einkaufsbummel‹ zu unternehmen.

Mit schnellen Schritten überquerte Harishka eine Rasenfläche, auf der Frauen in kurzen, leichten Gewändern unmöglich erscheinende Streckübungen ausführten. Die Kommandos kamen von einer gebeugten alten Frau, die jede der Übungen mitmachte. Leto staunte über die Körperbeherrschung der Schwestern.

Als sie schließlich in ein großes verziertes Gebäude mit dunklen Holzbalken und auf Hochglanz polierten Holzfußböden traten, war Leto froh, nicht mehr dem schneidenden Wind ausgesetzt zu sein. Im Gebäude roch es nach Staub und Kalk, da die Putzschicht an den Wänden schon sehr alt war. Vom Foyer gelangten sie in einen Trainingssaal, wo sich ein Dutzend junger Frauen in weißen Roben aufgestellt hatte – in tadelloser Haltung, wie Soldaten, die zum Appell angetreten waren. Die Kapuzen hingen ihnen über die Schultern.

Die Mutter Oberin trat vor die Akoluthen. Die zwei Ehrwürdigen Mütter, die sie begleiteten, stellten sich hinter den jungen Frauen auf. »Wer ist gekommen, um eine Konkubine zu suchen?«, fragte Harishka gemäß dem traditionellen Ritual.

Rhombur trat vor. »Ich... äh... Prinz Rhombur, erstgeborener Sohn und Erbe des Hauses Vernius. Vielleicht suche ich sogar eine Ehefrau.« Er blickte sich zu Leto um und senkte die Stimme. »Da mein Haus abtrünnig geworden ist, muss ich mich nicht mehr an dumme politische Spielregeln halten. Im Gegensatz zu manch anderen Personen, die mir bekannt sind.«

Leto errötete, als er sich an die Lektionen seines Vaters erinnerte. *Genieße die Liebe nach Herzenslust, aber heirate niemals aus Liebe. Nutze deinen Status für das bestmögliche Geschäft.*

Er war erst vor kurzem zum Waldplaneten Ecaz gereist, um sich mit Erzherzog Armand in der provisorischen Hauptstadt zu treffen, nachdem sein Familiensitz bei der Bombardierung durch die Moritanis zerstört worden war. Als der Imperator hart durchgegriffen und eine Sardaukar-Legion nach Grumman geschickt hatte, um den tobenden Grafen in Schach zu halten, waren die offenen Feindseligkeiten zwischen den zwei Häusern eingestellt worden. Zumindest vorübergehend.

Erzherzog Armand Ecaz hatte eine offizielle Untersuchung der angeblichen Sabotage gegen die berühmten Nebelholzwälder von Ecaz und anderer Plantagen gefordert, was Shaddam jedoch abgelehnt hatte. »Schlafende Hunde soll man nicht wecken«, hatte es in der offiziellen Begründung geheißen. Und dass er davon ausging, das Problem sei damit erledigt.

In Anerkennung der Bemühungen Letos, für eine Entspannung der nach wie vor schwierigen Situation zu sorgen, hatte der Erzherzog inoffiziell erwähnt, dass seine älteste Tochter Sanyá möglicherweise als Heiratskandidatin für das Haus Atreides in Frage käme. Leto hatte sich daraufhin ein genaueres Bild vom Stand des Hauses Ecaz gemacht, die wirtschaftliche, politische und militärische Macht abgewogen und überlegt, wie sich diese Aktivposten mit denen von Caladan ergänzten. Er hatte sich das fragliche Mädchen noch nicht einmal angesehen. *Studiere die politischen Vorteile einer Heiratsallianz.* Sein Vater wäre mit ihm sehr zufrieden gewesen...

Jetzt sagte die Mutter Oberin: »Diese jungen Frauen sind hervorragend darin ausgebildet, den Bedürfnissen des Adels auf vielfältigste Weise gerecht zu werden. Alle wurden gemäß Ihren Vorgaben ausgewählt, Prinz Rhombur.«

Rhombur näherte sich den Frauen und blickte jeder auf-

merksam ins Gesicht. Es waren Blondinen, Brünette, Rothaarige, manche mit alabasterweißer Haut, andere so dunkel wie Ebenholz. Alle waren hübsch und intelligent... und alle musterten ihn gelassen und erwartungsvoll.

Da Leto seinen Freund recht gut kannte, war er nicht überrascht, als Rhombur vor einem eher unscheinbar wirkenden Mädchen stehen blieb. Sie hatte sepiafarbene Augen und mausbraunes Haar, das männlich kurz geschnitten war. Sie erwiderte Rhomburs prüfenden Blick, ohne die Augen niederzuschlagen und ohne Schüchternheit vorzutäuschen, wie es einige der anderen getan hatten. Leto bemerkte, dass die Andeutung eines Lächelns um ihre Lippen spielte.

»Ihr Name ist Tessia«, sagte die Mutter Oberin. »Eine sehr intelligente und begabte junge Frau. Sie kann die alten Klassiker auswendig zitieren und spielt mehrere Musikinstrumente.«

Rhombur legte die Finger an ihr Kinn und hob ihren Kopf, um ihr in die dunkelbraunen Augen zu blicken. »Aber kann sie auch über einen Witz lachen? Und vielleicht sogar einen noch besseren erzählen?«

»Bevorzugen Sie witzige Wortspiele, Herr?«, erwiderte Tessia. »Lachen Sie lieber über schrecklich schlechte Witze oder über derbe Zoten, bei denen selbst Ihre Wangen erröten?«

Rhombur prustete begeistert. »Die nehme ich!« Als er Tessias Arm berührte, trat sie aus der Reihe und folgte ihm. Leto freute es, dass sein Freund fündig geworden war, doch gleichzeitig war sein Herz schwer, weil er selbst immer noch keine Frau hatte. Rhombur handelte oft aus einem spontanen Impuls heraus, aber er hatte die Begabung, stets etwas Gutes aus seinen Entscheidungen zu machen.

»Kommt zu mir, Kinder«, sagte Harishka in feierlichem Tonfall. »Tretet vor mich und verbeugt euch.« Sie nahmen sich an den Händen und gehorchten ihr.

Leto trat mit einem väterlichen Stirnrunzeln vor, um Rhomburs Kragen zurechtzurücken und eine Knitterfalte in

seinem Schulterumhang glatt zu streichen. Der ixianische Prinz wurde rot und bedankte sich murmelnd.

Harishka fuhr fort: »Mögt ihr beiden ein langes, produktives Leben führen und euch an der gemeinsamen Partnerschaft erfreuen. Ihr seid jetzt miteinander verbunden. Wenn ihr eines Tages beschließt, zu heiraten und eure Verbindung nicht nur auf das Konkubinat zu beschränken, habt ihr den Segen der Bene Gesserit. Wenn du mit Tessia nicht zufrieden sein solltest, darf sie in die Mütterschule zurückkehren.«

Leto war überrascht, mit welcher Feierlichkeit dieses Ereignis begangen wurde, obwohl es im Grunde nur eine geschäftliche Vereinbarung war. Per Kurier hatte er längst die Einzelheiten der Bezahlung ausgehandelt. Trotzdem verliehen die Worte der Mutter Oberin dieser Beziehung eine gewisse Ernsthaftigkeit und bildeten eine günstige Grundlage für die Zukunft.

»Prinz Rhombur, dies ist eine ganz besondere Frau, die in vielen Disziplinen ausgebildet wurde. Unterschätze sie nicht und höre auf ihren Rat, denn Tessia ist weiser, als ihre Jugendlichkeit vermuten lässt.« Damit trat die Mutter Oberin zurück.

Tessia beugte sich vor, um Rhombur etwas ins Ohr zu flüstern, worauf der Prinz lachte. Er blickte sich zu Leto um und sagte: »Tessia hat eine interessante Idee. Warum suchst du dir nicht ebenfalls eine Konkubine aus, Leto? Die Auswahl ist beträchtlich.« Er deutete auf die übrigen Akoluthen. »Dann musst du meiner Schwester keine verstohlenen Blicke mehr zuwerfen!«

Leto errötete verärgert. Seine langjährige Zuneigung zu Kailea schien recht offenkundig zu sein, obwohl er sich alle Mühe gegeben hatte, seine Gefühle zu verbergen. Er hatte sich geweigert, mit ihr ins Bett zu gehen, um seinen Pflichten als Herzog und den Ermahnungen seines Vaters Genüge zu tun.

»Ich habe keinen Mangel an Geliebten, Rhombur. Das weißt du. Die Mädchen aus der Stadt und den Dörfern

mögen ihren Herzog. Das ist keine Schande – und ich kann meine Ehre auch ohne deine Schwester wahren.«

Rhombur verdrehte die Augen. »Also ist die Tochter irgendeines Fischer gut genug für dich, nicht jedoch meine Schwester?«

»Darum geht es nicht. Auf diese Weise zeige ich meinen Respekt vor dem Haus Vernius und vor dir.«

Harishka meldete sich zu Wort. »Ich fürchte, dass die Frauen, die wir hier versammelt haben, ohnehin nicht für Herzog Atreides geeignet sind. Sie wurden danach ausgesucht, wie gut sie zu Prinz Rhombur passen.« Ihre trockenen Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. »Dennoch ließe sich zweifellos etwas arrangieren...« Sie blickte zu einer Galerie hinauf, als würde sich dort jemand verbergen.

»Ich bin nicht wegen einer Konkubine hier«, sagte Leto schroff.

»Äh... er ist eher der unabhängige Typ«, sagte Rhombur zur Mutter Oberin, um dann Tessia fragend anzuschauen. »Was machen wir nur mit ihm?«

»Er weiß, was er will, aber er weiß nicht recht, wie er es vor sich selbst rechtfertigen soll«, sagte Tessia mit einem verschmitzten Lächeln. »Eine schlechte Angewohnheit für einen Herzog.«

Rhombur klopfte Leto auf die Schulter. »Siehst du, sie fängt schon damit an, mir gute Ratschläge zu erteilen. Warum machst du nicht einfach Kailea zu deiner Konkubine, und damit hat sich die Sache? Ich habe langsam genug von deinen pubertären Hemmungen. Damit brichst du dir keinen Zacken aus der Krone, und wir beide wissen, dass Kailea kaum noch auf eine bessere Karriere hoffen kann.«

Mit einem gezwungenen Lachen verwarf Leto die Idee, obwohl er selbst viele Male darüber nachgedacht hatte. Er hatte sich einfach nie getraut, Kailea einen derartigen Vorschlag zu unterbreiten. Wie würde sie darauf reagieren? Würde sie erwarten oder gar fordern, mehr als nur eine Konkubine zu sein? Obwohl es unmöglich war?

Andererseits war sich Rhomburs Schwester der politischen Realitäten durchaus bewusst. Vor der ixianischen Tragödie wäre die Tochter des Grafen Vernius eine völlig angemessene Partie für einen Herzog gewesen – und möglicherweise hatte der alte Paulus sogar eine solche Verbindung im Sinn gehabt. Aber als Oberhaupt des Hauses Atreides konnte Leto jetzt nicht mehr in eine Familie einheiraten, die keine imperialen Titel oder Lehen besaß.

16

Was ist die Liebe, von der so viele Menschen mit scheinbar großer Vertrautheit sprechen? Verstehen sie wirklich, wie unerreichbar sie in Wirklichkeit ist? Gibt es nicht genauso viele Definitionen der Liebe, wie es Sterne im Universum gibt?

Das Bene-Gesserit-Buch der Fragen

Hinter den Gitterfenstern der erhöhten Galerie stand die zwölfjährige Jessica und blickte auf die wartenden Akoluthen hinab. Sie verfolgte die Wahl der Konkubine mit wachsamen Augen und scharfem Verstand. An ihrer Seite befand sich die Ehrwürdige Mutter Mohiam, die sie ermahnt hatte, alles genau zu beobachten. Also nahm Jessica jedes Detail auf, wie sie es bei den Bene Gesserit gelernt hatte.

Worauf will die Lehrerin mich hinweisen?

Die Mutter Oberin unterhielt sich mit dem jungen Aristokraten und seiner soeben erwählten Konkubine, Tessia Al-Reill. Jessica hatte diese Entscheidung nicht vorausgesehen; unter den Akoluthen waren viel hübschere und attraktivere Frauen... andererseits wusste Jessica nichts über die Persönlichkeit oder den Geschmack dieses Prinzen.

Konnte es sein, dass Schönheit ihn einschüchterte, was auf ein schwaches Selbstwertgefühl hinwies? Genauso war denkbar, das Tessia ihn an irgendjemanden erinnerte. Oder fühlte er sich aus einem schwer zu fassenden Grund zu ihr hingezogen? Etwas in ihrem Lächeln, ihren Augen, ihrem Lachen?

»Versuche nie, die Liebe verstehen zu wollen«, warnte Mohiam sie in gerichtetem Flüstern, als sie die Gedanken des Mädchens erriet. »Bemühe dich nur, ihre Auswirkungen zu begreifen.«

Unten reichte eine der Ehrwürdigen Mütter dem Prinzen ein Dokument, das er unterschreiben sollte. Sein Begleiter, ein schwarzhaariger Aristokrat mit falkenhaften Zügen, blickte ihm über die Schulter, um das Kleingedruckte zu lesen. Jessica konnte nicht hören, was gesprochen wurde, aber sie war mit dem uralten Ritual vertraut.

Als der junge Herzog den Kragen seines Begleiters ordnete, musste Jessica lächeln. Es war eine seltsame, aber liebenswerte Geste.

»Werde auch ich eines Tages vor einem Mann des Adels stehen, Ehrwürdige Mutter?«, flüsterte sie. Niemand hatte Jessica jemals verraten, welche Ziele die Bene Gesserit mit ihr verfolgten – und Mohiam reagierte häufig gereizt auf ihre unablässige Neugier.

Das schlichte, gealterte Gesicht der Ehrwürdigen Mutter verzog sich – genau wie Jessica erwartet hatte. »Wenn die Zeit gekommen ist, wirst du es erfahren, Kind. Weisheit besteht darin, den richtigen Augenblick für eine Frage zu erkennen.«

Jessica hatte diesen Tadel schon häufig gehört. »Ja, Ehrwürdige Mutter. Ungeduld ist Schwäche.«

Die Bene Gesserit verfügten über einen großen Sprichwortschatz, den Jessica sich fest eingeprägt hatte. Sie seufzte verzweifelt und riss sich schnell zusammen, in der Hoffnung, dass ihre Lehrerin nichts bemerkt hatte. Offensichtlich hatte die Schwesternschaft etwas Bestimmtes mit ihr vor. Warum erfuhr sie nichts von diesen Plänen? Die meisten anderen Schülerinnen hatten zumindest eine gewisse Ahnung von ihrer künftigen Bestimmung, doch Jessica blickte nur auf eine leere Wand, die ihr nicht den geringsten Hinweis gab.

Ich werde auf etwas vorbereitet. Auf eine wichtige Mission. Warum hatte ihre Lehrerin sie zu diesem Zeitpunkt an diesen Ort geführt? Es konnte kein Zufall sein; die Bene Gesserit planten jede Einzelheit mit größter Sorgfalt.

»Für dich gibt es noch Hoffnung, Kind«, murmelte Mohiam. »Ich habe dir gesagt, dass du beobachten sollst – aber

du konzentrierst dich auf die falsche Person. Beobachte nicht den Mann, der Tessia erwählt hat, sondern den anderen. Beobachte, wie sie interagieren. Sag mir, was du siehst.«

Jessica betrachtete den Mann. Sie atmete tief durch und entspannte ihre Muskeln. Ihre Gedanken klärten sich wie Mineralien, die sich in einem Glas Wasser absetzen.

»Beide entstammen adligen Familien, aber sie sind nicht verwandt, wenn ich die Unterschiede in der Kleidung, den Angewohnheiten und der Mimik zugrunde lege.« Jessica ließ die Männer nicht aus den Augen. »Sie sind seit mehreren Jahren gute Freunde. Sie können sich aufeinander verlassen. Der Schwarzhaarige ist sehr um das Wohlergehen seines Freundes besorgt.«

»Und?« Jessica hörte den Unterton freudiger Erwartung in der Stimme ihrer Lehrerin, aber sie konnte sich keinen Grund dafür vorstellen. Die Augen der Ehrwürdigen Mutter blickten gebannt auf den zweiten Mann.

»An seinem Verhalten erkenne ich, dass der Schwarzhaarige ein Herrscher ist, der seine Verantwortung sehr ernst nimmt. Er hat große Macht, aber er missbraucht sie nicht. Er ist wahrscheinlich ein besserer Fürst, als er jemals vor sich selbst zugeben würde.« Sie beobachtete seine Bewegungen, sein Erröten, wie er die anderen Akoluten ansah und sich schließlich zwang, den Blick abzuwenden. »Und er ist sehr einsam.«

»Ausgezeichnet!« Mohiam strahlte ihre Schülerin an, doch dann kniff sie die Lider zusammen. »Dieser Mann ist Herzog Leto Atreides – und du bist für ihn bestimmt, Jessica. Eines Tages wirst du die Mutter seiner Kinder sein.«

Jessica wusste, dass sie leidenschaftslos auf diese Offenbarungen reagieren sollte – es war nicht mehr als eine Pflicht, die sie für die Schwesternschaft erfüllen würde –, aber sie musste sich trotzdem zusammenreißen, um ihr rasendes Herz zu beruhigen.

In diesem Moment blickte Herzog Leto zu Jessica auf, als würde er ihre Anwesenheit hinter dem Gitterfenster der Galerie spüren. Ihre Blicke trafen sich. Sie sah ein Feuer in sei-

nen grauen Augen, seine Kraft und Weisheit, die für sein Alter ungewöhnlich war – das Ergebnis einer schweren Verantwortung. Und sie fühlte sich sofort zu ihm hingezogen.

Aber sie widerstand. Instinkte, automatische Reaktionen, Reflexe... *Ich bin kein Tier.* Sie unterdrückte jedes Gefühl, wie sie es in vielen Jahren von Mohiam gelernt hatte.

Jessicas bisherige Fragen waren bedeutungslos geworden, aber vorläufig fielen ihr keine neuen ein. Mit einer Atemübung versetzte sie sich in den Zustand der Gelassenheit. Aus irgendeinem Grund fand sie diesen Herzog sympathisch... aber für sie zählte nur, dass sie ihre Pflicht gegenüber der Schwesternschaft erfüllte. Sie würde warten, bis sie erfuhr, worin ihre Aufgabe bestand, um dann zu gehorchen und zu tun, was immer von ihr erwartet wurde.

Ungeduld ist Schwäche.

Mohiam amüsierte sich insgeheim. Die Ehrwürdige Mutter hatte diese kurze und ferne Begegnung zwischen Jessica und Herzog Atreides inszeniert, da sie die genetischen Fäden kannte, die sie selbst im Auftrag der Schwesternschaft verflochten hatte. Jessica war das Ergebnis vieler Generationen sorgfältigster Zuchtwahl, die schließlich den Kwisatz Haderach hervorbringen sollte.

Die Leiterin des Programms, die Kwisatz-Mutter Anirul, die Ehefrau des Imperators Shaddam, behauptete, dass die höchsten Erfolgsaussichten bestanden, wenn eine Harkonnen-Tochter der gegenwärtigen Generation eine Atreides-Tochter zur Welt brachte. Jessicas Vater war Baron Harkonnen... und wenn sie bereit war, würde sie sich mit Herzog Leto Atreides verbinden.

Für Mohiam lag eine köstliche Ironie darin, dass die zwei Todfeinde – die Häuser Harkonnen und Atreides – dazu bestimmt waren, eine Verbindung von solch unglaublicher Bedeutung einzugehen, ohne dass eins der Häuser je einen Verdacht hegen würde... oder die Wahrheit akzeptieren könnte.

Sie konnte kaum ihre Aufregung zügeln, wenn sie an die Zukunft dachte: Dank Jessica war die Schwesternschaft nur noch zwei Generationen von ihrem größten Ziel entfernt.

17

Wenn du eine Frage stellt, willst du wirklich die Antwort wissen oder nur mit deiner Macht prahlen?

Dmitri Harkonnen, Briefe an meinen Sohn

Baron Harkonnen musste zweimal für den Suk-Arzt bezahlen.

Er hatte gedacht, dass die beträchtliche Entschädigung für Premierminister Calimar ausreichen würde, um die Dienste von Dr. Wellington Yueh so lange in Anspruch nehmen zu können, wie es nötig war, seine Erkrankung zu diagnostizieren und zu therapieren. Yueh war jedoch nicht mit einer solchen Regelung einverstanden.

Der blasse Suk-Arzt war völlig mit sich selbst und seiner technischen Forschung im Satellitenlabor Korona beschäftigt. Er zeigte nicht das geringste Anzeichen von Respekt, als er den Namen des Barons hörte. »Ich arbeite vielleicht für die Richesianer«, sagte er mit fester, humorloser Stimme, »aber ich *gehöre* ihnen nicht.«

Piter de Vries, der nach Richese gereist war, um die vertraulichen Einzelheiten für den Baron auszuhandeln, musterte die im Alter versteinerten Gesichtszüge des störrischen Arztes. Er hatte einen langen Schnurrbart mit herabhängenden Enden und einen Zopf aus schwarzem Haar, das von einem Suk-Ring zusammengehalten wurde. Sie befanden sich in einem kleinen Büro in der großen künstlichen Forschungsstation im Orbit um Richese. Trotz des dringenden Ersuchens von Calimar weigerte sich Dr. Yueh, nach Giedi Primus zu gehen. *Unerschütterliches Selbstvertrauen und Arroganz,* dachte de Vries. *Das lässt sich gegen ihn verwenden.*

»Sie sind als Mentat daran gewöhnt, ihre Intelligenz an

jeden zu verkaufen, der Sie bezahlt.« Yueh schürzte die Lippen und musterte de Vries, als würde er eine Autopsie an ihm durchführen – oder eine durchführen wollen. »Ich dagegen bin ein Mitglied des Inneren Kreises der Suks, ein Absolvent mit vollständiger Kaiserlicher Konditionierung.« Er tippte auf die karoförmige Tätowierung auf der runzligen Stirn. »Man kann mich nicht kaufen, verkaufen oder vermieten. Sie haben keine Verfügung über mich. Jetzt lassen Sie mich bitte zu meiner wichtigen Arbeit zurückkehren.« Er deutete eine Verbeugung an, bevor er ging, um sich wieder seinen Forschungen in den Laboratorien von Richese zu widmen.

Dieser Mann wurde niemals in seine Schranken gewiesen, er hat niemals Schmerz erfahren... sein Wille wurde niemals gebrochen. Piter de Vries betrachtete das Problem als Herausforderung.

* * *

In den Regierungsgebäuden des Triadenzentrums ließ sich de Vries nicht von den Entschuldigungen und Posen des richesischen Premierministers Calimar beeindrucken. Doch er konnte die Vollmachten des Mannes gut gebrauchen, um an den Sicherheitssperren und Wachleuten vorbeizukommen und erneut die Forschungsstation im Korona-Satelliten aufzusuchen. Da ihm keine andere Wahl blieb, machte sich der Mentat direkt auf den Weg in Dr. Yuehs steriles Medizinlabor. Diesmal jedoch allein.

Es wird Zeit, ein Ergebnis auszuhandeln. Er wagte es nicht, ohne einen uneingeschränkt kooperativen Suk-Arzt nach Giedi Primus zurückzukehren.

Mit trippelnden Schritten trat er in einen Raum voller Maschinen, Kabel und Tanks mit konservierten Körperteilen – eine Mischung aus hochwertiger elektromechanischer Technik von Richese, chirurgischen Instrumenten der Suks und biologischen Proben von Tieren. Die Gerüche nach Schmiermitteln, verwesendem und verkohltem Fleisch, Chemikalien und durchgeschmorten Schaltkreisen hingen

schwer in der kalten Luft, obwohl die atmosphärischen Recyclingsysteme der Station auf Hochtouren liefen. Mehrere Tische waren mit Ausgüssen, Rohren aus Metall und Plaz, gewundenen Schläuchen und Dosiergeräten ausgestattet. Über der Sektionsabteilung hingen schimmernde Holopläne, die menschliche Gliedmaßen in Form organischer Maschinen darstellten.

Als der Mentat den Blick durch das Labor wandern ließ, tauchte Yuehs Kopf plötzlich hinter einem Arbeitstisch auf – hager, mit Schmiere beschmutzt, die Gesichtsknochen so ausgeprägt, dass sie aus Metall geschmiedet schienen.

»Bitte stören Sie mich nicht mehr, Mentat«, sagte er ohne Umschweife. Er fragte nicht einmal, wie de Vries ein weiteres Mal in den isolierten Satelliten gelangt war. Die Tätowierung der Kaiserlichen Konditionierung glänzte halb von Schmiere verdeckt auf seiner Stirn, nachdem er sich offenbar gedankenlos mit einer Hand den Schweiß abgewischt hatte. »Ich bin sehr beschäftigt.«

»Trotzdem muss ich mit Ihnen reden, Doktor. Mein Baron befiehlt es.«

Yueh kniff die Augen zusammen, als würde er überlegen, wie die Prototypen seiner Cyborg-Ersatzteile zum Mentaten passen könnten. »Ich bin nicht an den medizinischen Problemen Ihres Barons interessiert. Das ist nicht mein Fachgebiet.« Er blickte auf die Tische und Regale mit den experimentellen Prothesen, als wäre damit alles erklärt. Yueh blieb auf irritierende Weise unnahbar; er schien durch nichts gerührt oder korrumpiert werden zu können.

De Vries näherte sich dem kleineren Mann auf Kampfreichweite, während er weitersprach. Zweifellos würde ihn eine schwere Bestrafung erwarten, wenn er gezwungen war, diesen ärgerlichen Mediziner zu töten. »Mein Baron war früher gesund, fit und stolz auf seinen Körperbau. Obwohl er nichts an seiner Ernährung oder sportlichen Ertüchtigung änderte, hat sich sein Körpergewicht in den vergangenen zehn Jahren nahezu verdoppelt. Er leidet unter allmählichem Muskelschwund und Verfettung.«

Yueh runzelte die Stirn, aber sein Blick richtete sich wieder auf den Mentaten. De Vries bemerkte die Regung und senkte angriffsbereit die Stimme. »Kommen Ihnen diese Symptome bekannt vor, Doktor? Haben Sie so etwas schon einmal gesehen?«

Jetzt wurde Yueh berechnender. Er veränderte seine Position, sodass nun ein Regal mit Prüfinstrumenten zwischen ihm und dem verderbten Mentaten stand. Von einer langen Glasröhre am anderen Ende des Raumes drang ein ständiges Blubbern und ein übler Gestank herüber. »Kein Suk-Arzt berät kostenlos, Mentat. Ich habe hier ein gewaltiges Budget zur Verfügung, weil meine Forschungen äußerst wichtig sind.«

De Vries kicherte leise, als sein erweiterter Geist die verschiedensten Möglichkeiten durchging. »Und da Sie so sehr in Ihre Spielereien vertieft sind, Doktor, ist Ihnen überhaupt nicht aufgefallen, dass Ihr Arbeitgeber, das Haus Richese, kurz vor dem Bankrott steht? Baron Harkonnens Honorar könnte Ihnen die Finanzierung Ihrer Arbeit auf viele Jahre sichern.«

Der verderbte Mentat griff plötzlich in eine Jackentasche, woraufhin Yueh zusammenzuckte, da er offenbar eine lautlose Waffe vermutete. Stattdessen holte de Vries eine schwarze Tafel mit Drucktasten hervor. Die Holoprojektion einer altertümlichen Truhe erschien. Sie bestand völlig aus Gold und war mit kostbarsten Juwelen besetzt, die das Bild eines blauen Harkonnen-Greifen ergaben. »Nachdem Sie meinen Baron untersucht haben, könnten Sie Ihre Forschungen nach Belieben fortsetzen.«

Fasziniert griff Yueh nach dem Bild, doch seine Hand glitt einfach durch die Projektion. Der Deckel der Truhe öffnete sich mit einem künstlich erzeugten Knarren und offenbarte, dass sie leer war. »Wir werden sie mit allem füllen, was Sie sich wünschen – mit Melange, Soosteinen, blauem Obsidian, Opafeuer-Juwelen, Hagal-Quarz... Erpressungsmaterial. Jeder weiß, dass ein Suk-Arzt käuflich ist.«

»Dann gehen Sie und kaufen sich einen. Stellen Sie einen offiziellen Antrag.«

»Wir würden ein... äh... vertraulicheres Arrangement vorziehen, wie Premierminister Calimar es versprochen hat.«

Der blasse alte Arzt schürzte wieder die dunklen Lippen und dachte nach. Yuehs gesamte Welt schien sich auf eine kleine Blase zu konzentrieren, als würde außerhalb davon nichts existieren, sich nichts von Bedeutung ereignen. »Ich kann Ihnen keine langfristige Versorgung garantieren, aber ich könnte die Krankheit vielleicht diagnostizieren.«

De Vries zuckte die knochigen Achseln. »Der Baron braucht Ihre Dienste nicht länger als unbedingt nötig.«

Yueh starrte auf das Bild der Reichtümer, die der Mentat ihm versprochen hatte, und stellte sich vor, wie er sie dazu einsetzen konnte, seine Produktivität in der Korona-Station zu steigern. Trotzdem zögerte er. »Ich habe andere Verantwortungen. Ich wurde vom Suk-Institut mit diesem speziellen Projekt beauftragt. Cyborg-Prothesen wären ein äußerst einträgliches Geschäft für Richese und für uns, sobald sie zur Anwendungsreife gelangt sind.«

Mit einem resignierten Seufzer drückte de Vries eine Taste, worauf die Schatztruhe deutlich größer wurde.

Yueh spielte mit den Enden seines Schnurrbarts. »Es wäre vielleicht möglich, dass ich von Richese nach Giedi Primus reise – inkognito, versteht sich. Dort könnte ich Ihren Baron untersuchen und anschließend zurückkehren, um meine Arbeit fortzusetzen.«

»Eine interessante Idee«, sagte der Mentat. »Also sind Sie mit unseren Bedingungen einverstanden?«

»Ich bin bereit, den Patienten zu untersuchen. Und ich werde mir überlegen, was Sie in die Truhe legen sollen.« Yueh deutete auf einen Tisch neben de Vries. »Jetzt reichen Sie mir bitte die Messsonde. Nachdem Sie mich gestört haben, können Sie mir zumindest beim Zusammenbau dieses Körperprototyps helfen.«

* * *

Zwei Tage später - nachdem er sich an die schadstoffreiche Luft und die höhere Schwerkraft von Giedi Primus gewöhnt hatte - untersuchte Yueh den Baron in der Krankenstation von Burg Harkonnen. Alle Türen waren verschlossen, alle Fenster verhängt und alle Diener fortgeschickt. Piter de Vries beobachtete die Szene grinsend durch sein Guckloch.

Yueh würdigte die medizinischen Unterlagen, mit denen die Ärzte des Barons den langjährigen Krankheitsverlauf dokumentiert hatten, keines zweiten Blickes. »Stümperhafte Amateure! Ich bin nicht an ihren Ergebnissen interessiert.« Er öffnete seine Tasche und holte seine eigenen Diagnosegeräte hervor. Es waren komplizierte Maschinchen, deren Anzeigen nur ein qualifizierter Suk-Arzt entziffern konnte. »Bitte legen Sie Ihre Kleidung ab.«

»Möchten Sie mit mir spielen?« Der Baron bemühte sich, die Würde zu wahren, die Situation im Griff zu behalten.

»Nein.«

Der Baron lenkte sich von den unangenehmen Sondierungen ab, indem er sich vorstellte, wie er diesen eingebildeten Suk töten würde, falls auch er an seiner Krankheit scheiterte. Er trommelte mit den Fingern auf dem Untersuchungstisch. »Keiner meiner Ärzte konnte eine wirksame Behandlungsmethode vorschlagen. Ich musste mich zwischen einem sauberen Körper und einem sauberen Geist entscheiden.«

Yueh ließ sich nicht von der Bassstimme einschüchtern und setzte eine Brille mit grünen Gläsern auf. »Nach beidem zu streben wäre zu viel verlangt?« Er schaltete seine Geräte ein und ließ das Untersuchungsprogramm ablaufen, dann musterte er den nackten, fetten Körper seines Patienten. Der Baron lag bäuchlings auf dem Untersuchungstisch und beschwerte sich ständig brummend über Schmerzen und andere Unannehmlichkeiten.

Yueh verbrachte mehrere Minuten damit, die Haut des Barons, seine inneren Organe und Körperöffnungen zu untersuchen, bis sich in seinem Geist allmählich eine vage Verbindung zwischen verschiedenen Hinweisen ergab. Schließlich

stellte auch das empfindliche Suk-Diagnosegerät Anzeichen für einen Vektor fest.

»Ihr Zustand scheint sexuell bedingt zu sein. Sind Sie in der Lage, Ihren Penis zu benutzen?« Yueh stellte die Frage ohne den geringsten Humor. Er hätte sich genauso nach den Aktienkursen erkundigen können.

»Ihn *benutzen*?« Der Baron schnaufte verächtlich. »Hölle und Verdammnis, er ist immer noch mein bestes Stück!«

»Interessant.« Yueh nahm ein Skalpell und schnitt eine winzige Probe aus der Vorhaut, worauf der Baron überrascht aufschrie. »Ich muss eine gründlichere Analyse vornehmen.« Der Arzt machte keinerlei Anstalten, sich für die schmerzhafte Prozedur zu entschuldigen.

Yueh streifte den Hautfetzen von der kleinen Klinge auf ein Plättchen, dass er in einen Schlitz seiner komplexen Brille schob. Durch Handbewegungen gesteuert ließ er die Probe vor seinen Augen rotieren und betrachtete sie unter verschiedenen Lichtverhältnissen. Das Plazglas der Brille veränderte die Farbe von Grün nach Rot und Hellblau. Dann unterzog er die Probe einer mehrstufigen chemischen Analyse.

»War das wirklich nötig?«, knurrte der Baron.

»Das war nur der Anfang.« Darauf holte Yueh weitere Instrumente aus seiner Tasche. Viele davon sahen sehr scharf aus. Der Baron wäre begeistert gewesen, wenn er diese Werkzeuge an jemand anderem hätte ausprobieren können. »Ich muss noch viele Tests durchführen.«

* * *

Nachdem er einen Morgenmantel übergezogen hatte, setzte sich Baron Harkonnen und versuchte sich zu entspannen. Seine Haut war grau und verschwitzt, und ihm taten tausend Stellen weh, die vorher nicht geschmerzt hatten. Mehrere Male hatte er den unbändigen Drang verspürt, diesen arroganten Suk-Arzt zu töten – aber er wagte es nicht, die langwierigen Untersuchungsprozeduren zu stören. Die an-

deren Ärzte hatten sich als hilflos und dumm erwiesen; jetzt wollte er alles ertragen, was nötig war, um zu einer Antwort zu gelangen. Der Baron hoffte, dass die Behandlung und letztliche Heilung nicht so aggressiv und schmerzhaft verlief wie Yuehs Analyse. Er goß sich ein Glas Kirana-Brandy ein und kippte es hinunter.

»Ich habe das Spektrum der Möglichkeiten deutlich reduzieren können, Baron«, sagte Yueh mit geschürzten Lippen. »Ihre Beschwerden gehören zu einer Gruppe sehr seltener und spezifischer Erkrankungen. Ich kann weitere Proben nehmen, um meine Diagnose auf eine mehrfach abgesicherte Datengrundlage zu stellen.«

»Das dürfte nicht nötig sein!« Der Baron richtete sich auf und packte seinen Gehstock, falls er sich damit zur Wehr setzen musste. »Was haben Sie festgestellt?«

»Der Übertragungsvektor ist offensichtlich«, fuhr Yueh in dozierendem Tonfall fort. »Ein heterosexueller Kontakt. Sie wurden durch eine Ihrer Mätressen infiziert.«

Die vorübergehende Erleichterung des Barons, endlich eine Antwort zu erhalten, war im nächsten Augenblick wieder verschwunden. »Ich habe keine Mätressen«, sagte er verwirrt. »Frauen widern mich an.«

»Ja, sicher.« Yueh hatte schon oft erlebt, wie seine Patienten völlig offensichtliche Tatsachen zu leugnen versuchten. »Die Symptome sind so subtil, dass es mich nicht überrascht, wenn Ärzte von geringerer Kompetenz sie übersehen. Selbst in der Suk-Ausbildung wurde dieses Thema nie angesprochen. Ich habe erst durch meine Frau Wanna von diesen faszinierenden Krankheiten erfahren. Sie ist eine Bene Gesserit, und die Schwesternschaft setzt gelegentlich derartige Krankheitserreger ein, um...«

Der Baron konnte sich nur mit Mühe auf der Kante des Untersuchungstisches halten. Seine wabbelnden Gesichtszüge verzerrten sich vor Wut. »Diese verdammten Hexen!«

»Ah, jetzt erinnern Sie sich also«, sagte Yueh mit selbstgefälliger Zufriedenheit. »Wann kam es zu diesen Kontakten?«

Er zögerte, dann sagte er: »Vor über einem Jahrzehnt.«

Yueh spielte mit seinem langen Schnurrbart. »Meine Wanna hat mir erzählt, dass eine Ehrwürdige Mutter der Bene Gesserit in der Lage ist, ihre Biochemie so zu beeinflussen, dass sie latente Krankheitserreger in ihrem Körper speichern kann.«

»Diese Hexe!«, tobte der Baron. »Sie hat mich angesteckt!«

Der Arzt schien nicht im Geringsten an den entwürdigenden und niederträchtigen Aspekten der Situation interessiert zu sein. »Es war mehr als nur eine passive Infektion. Ein solches Pathogen wird durch Willenskraft freigesetzt. Es war kein Unfall, Baron.«

Der Baron sah Mohiams Pferdegesicht vor seinem inneren Auge, die höhnischen und respektlosen Blicke, die sie ihm während Fenrings Bankett zugeworfen hatte. Sie hatte es *gewusst*, die ganze Zeit. Sie hatte genüßlich verfolgt, wie sich sein Körper in diesen widerlichen, korpulenten Klumpen verwandelt hatte.

Und sie war der Grund für alles.

Yueh nahm die Brille ab und legte sie in seine Tasche zurück. »Unser Geschäft ist abgeschlossen. Ich werde jetzt gehen. Ich habe noch viel Forschungsarbeit auf Richese zu erledigen.«

»Sie haben versprochen, mich zu behandeln.« Der Baron verlor das Gleichgewicht, als er aufspringen wollte, und fiel wieder auf den knarrenden Untersuchungstisch zurück.

»Ich habe mich einverstanden erklärt, Sie zu untersuchen, Baron, mehr nicht. Kein Suk kann etwas gegen Ihre Beschwerden tun. Es gibt keine bekannte Therapie, obwohl ich überzeugt bin, dass wir den Erreger irgendwann im Suk-Institut erforschen werden.«

Der Baron hielt sich am Gehstock fest und schaffte es schließlich, auf die Beine zu kommen. Wutschnaubend dachte er an die vergifteten Pfeile in der Spitze.

Aber er war sich auch der politischen Konsequenzen bewusst, die der Mord an einem Suk-Arzt nach sich ziehen

würde. Die Suk-Schule hatte großen Einfluss im Imperium. Außerdem hatte er bereits genügend Ärzte getötet... und er hatte jetzt endlich eine Antwort.

Und ein Opfer für seine Rache. Er wusste jetzt, wer ihm das alles angetan hatte.

»Ich fürchte, Sie müssen die Bene Gesserit um Hilfe bitten, Baron.«

Ohne ein weiteres Wort verließ Dr. Wellington Yueh eilig Burg Harkonnen und flüchtete mit dem nächsten Heighliner von Giedi Primus. Er war heilfroh, dass er nie wieder etwas mit dem Baron zu tun haben würde.

18

Manche Lügen sind leichter zu glauben als die Wahrheit.

Orange-Katholische Bibel

Selbst im Kreis der anderen Dorfbewohner fühlte sich Gurney Halleck allein. Er starrte in sein wässriges Bier. Es war ein schwaches und säuerliches Gebräu, doch wenn er genug davon trank, wurden die Schmerzen seines Körpers und seines Herzens betäubt. Trotzdem blieben ihm am Ende nur ein Kater und keine Hoffnung, seine Schwester wiederzufinden.

In den fünf Monaten, seit Hauptmann Kryubi und die Harkonnen-Wachen sie mitgenommen hatten, waren Gurneys Schürfwunden, gebrochene Rippen und Blutergüsse geheilt. »Zähe Knochen«, hatte er sich immer wieder mit bitterem Humor gesagt.

Am Tag nach Bheths Entführung hatte er wieder auf den Feldern gearbeitet, hatte langsam und qualvoll Gräben ausgehoben und die verfluchten Krall-Knollen gepflanzt. Die anderen hatten ihm verstohlene Blicke zugeworfen und so getan, als wäre nichts geschehen. Sie wussten, dass sie nur weitere Strafaktionen durch die Harkonnens zu erwarten hatten, wenn die Produktivität nachließ. Gurney erfuhr, dass auch andere Töchter verschwunden waren, aber die betroffenen Eltern sprachen außerhalb der Familie niemals darüber.

Gurney sang nur noch selten im Gasthaus. Obwohl er stets sein altes Baliset dabei hatte, blieben die Saiten stumm, und keine Lieder kamen mehr über seine Lippen. Er trank sein bitteres Bier und grübelte. In den lustlosen Gesprächen seiner Kollegen ging es immer nur um die glei-

chen Klagen über die Arbeit, das Wetter und langweilige Ehefrauen. Gurney hörte ihnen gar nicht mehr zu.

Obwohl es ihn zerriss, wenn er sich vorzustellen versuchte, was Bheth erdulden mochte, hoffte er, dass sie noch am Leben war... Vermutlich hatte man sie in ein Harkonnen-Freudenhaus gesperrt, wo sie trainiert wurde, unaussprechliche Dinge zu tun. Und wenn sie Widerstand leistete oder nicht den Erwartungen entsprach, würde sie getötet. Wie die Patrouille bewiesen hatte, fanden die Harkonnens problemlos immer wieder neue Kandidatinnen für ihre stinkenden Bordelle.

Seine Eltern hatten ihre Tochter aus dem Gedächtnis verdrängt. Wenn Gurney sich nicht aufopfernd um Bheths Garten gekümmert hätte, wäre er längst verdorrt. Seine Eltern hatten sogar eine Trauerzeremonie abgehalten und Verse aus der abgegriffenen Orange-Katholischen Bibel gelesen. Eine Zeit lang hatte Gurneys Mutter immer wieder eine Kerze entzündet und in die flackernde Flamme gestarrt, während sich ihre Lippen im stummen Gebet bewegten. Sie schnitten Callas und Gänseblümchen – Bheths Lieblingsblumen – und arrangierten ihr zu Ehren Sträuße.

Dann hörte all das auf, und sie setzten ihr eintöniges Leben fort, ohne sie jemals wieder zu erwähnen, als hätte sie niemals existiert.

Doch Gurney gab nicht auf.

»Ist es euch völlig gleichgültig?«, hatte er eines Abends seinem Vater ins verhärmte Gesicht geschrien. »Wie könnt ihr zulassen, dass sie Bheth so etwas antun?«

»Ich lasse überhaupt nichts zu!« Der Blick des älteren Mannes schien mitten durch seinen Sohn zu gehen, als bestünde er aus Glas. »Keiner von uns kann etwas dagegen tun – und wenn du weiterhin gegen die Harkonnens aufbegehrst, werden sie dich mit Blut bezahlen lassen.«

Gurney stürmte hinaus, um in der Taverne zu grollen, aber die anderen Männer des Dorfes waren ihm auch keine Hilfe. Von Abend zu Abend widerten sie ihn mehr an. Tage, Wochen und Monate vergingen.

Während er in sein Bier starrte, richtete sich Gurney plötzlich am Tisch auf, als ihm bewusst wurde, wohin er sich entwickelte. Jeden Morgen sah er sein abgestumpftes Gesicht im Spiegel und hatte das immer deutlichere Gefühl, nicht mehr er selbst zu sein. Er, der stets gut gelaunte, singende und lärmende Gurney Halleck, hatte versucht, die Menschen ins Leben zurückzuholen. Doch stattdessen war er wie sie geworden. Obwohl er kaum älter als zwanzig war, sah er schon fast genauso wie sein Vater aus.

Das Raunen der humorlosen Gespräche ging weiter, und Gurney blickte auf die leeren Wände und die verschmierten Fenster. An der monotonen Routine hatte sich seit Generationen nichts geändert. Seine Hand schloss sich fest um den Bierkrug, als er eine Inventur seiner Talente und Fähigkeiten machte. Er konnte nicht mit roher Gewalt oder Waffen gegen die Harkonnens kämpfen, aber er hatte eine bessere Idee. Er konnte sich auf viel heimtückischere Weise am Baron und seinen Anhängern rächen.

Er grinste, als er spürte, wie ihn neue Kraft durchströmte. »Ich habe ein Lied für euch, Männer – ein Lied, wie ihr es noch nie zuvor gehört habt.«

Die Dorfbewohner lächelten unbehaglich. Gurney nahm sein Baliset, zupfte energisch die Saiten, als würde er zähes Gemüse putzen, und sang mit lauter Stimme:

Wir arbeiten auf Feldern, wir schuften in Städten,
Das ist unser Schicksal.
Denn die Flüsse sind breit, und die Täler sind weit,
und der Baron – ist fett.

Wir leben ohne Freude, wir sterben ohne Trauer,
Das ist unser Schicksal.
Denn die Berge sind hoch, und die Meere sind tief.
und der Baron – ist fett.

Unsere Schwestern verschwinden, unsere Söhne zerbrechen,
unsere Eltern vergessen, unsere Nachbarn schweigen –

Das ist unser Schicksal!
Denn unsere Arbeit ist hart und unsere Ruhe kurz,
während der Baron sich an uns mästet.

Die Augen seiner Zuhörer wurden von einer Strophe zur nächsten immer größer. »Hör auf damit, Halleck!«, rief ein Mann entsetzt und sprang von seinem Stuhl auf.

»Warum, Perd?«, sagte Gurney schnaubend. »Liebst du den Baron so sehr? Ich habe gehört, dass er sich in seiner Burg gerne mit starken jungen Männern wie dir vergnügt.«

Tapfer sang Gurney ein weiteres Schmählied und noch eins, bis er sich endlich befreit fühlte. Diese Melodien gaben ihm ein Gefühl der Freiheit, wie er es nie zuvor erlebt hatte. Die Zuhörer waren sehr beunruhigt. Viele gingen, als er immer neue Lieder sang, aber Gurney ließ sich dadurch nicht beirren. Er blieb bis lange nach Mitternacht.

Selbst wenn er sofort zu Bett ging, würde er nicht mehr genug Schlaf bekommen, da die Arbeit früh am Morgen begann. Aber das störte ihn nicht weiter – er fühlte sich wie neugeboren. Gurney kehrte ins dunkle Haus zurück, in dem sich seine Eltern schon vor Stunden zur Ruhe begeben hatten. Er stellte das Baliset in seinen Schrank, warf sich auf seine Pritsche und schlief mit einem Lächeln auf den Lippen ein.

* * *

Knapp zwei Wochen später drang eine lautlose Harkonnen-Patrouille ins Dorf Dmitri ein. Es waren noch drei Stunden bis zum Sonnenaufgang.

Bewaffnete Wachen hämmerten an die Tür des Fertighauses, obwohl die Hallecks sie niemals abschlossen. Im Licht greller Leuchtgloben marschierten die Männer herein, warfen das Mobiliar um und zerbrachen Geschirr. Sie rupften alle Blumen heraus, die Bheth in alte Töpfe gepflanzt hatte, und rissen die Vorhänge von den kleinen Fenstern.

Gurneys Mutter schrie und kauerte sich ängstlich im Bett zusammen. Sein Vater sprang auf, öffnete die Tür des

Schlafzimmers und sah die Soldaten. Statt sein Haus zu verteidigen, wich er zurück und schlug die Tür wieder zu, als könnte er sich dadurch schützen.

Aber die Wachsoldaten waren nur an Gurney interessiert. Sie zerrten den jungen Mann aus seinem Bett. Als er wild mit den Fäusten um sich schlug, amüsierten sich die Männer nur über seinen Widerstand und warfen ihn mit dem Gesicht voran auf die gemauerte Feuerstelle. Gurney verlor einen Zahn und schürfte sich das Kinn auf. Er versuchte sich auf Händen und Knien aufzurichten, doch zwei Harkonnens versetzten ihm Tritte in die Rippen.

Nachdem sie einen kleinen Schrank ausgeräumt hatten, kam ein blonder Soldat mit dem geflickten Baliset zurück. Er warf das Instrument auf den Boden, und Kryubi vergewisserte sich, dass Gurney es sehen konnte. Während die Harkonnens ihr Opfer mit der Wange gegen die Ziegelsteine der Feuerstelle drückten, zertrat der Wachhauptmann das Baliset mit dem Stiefelabsatz. Als das Rückgrat brach, sprangen die Saiten mit missklingenden Tönen.

Gurney stöhnte. Dieser Anblick verursachte ihm noch größere Schmerzen als die Schläge. Er dachte an all die Arbeit, die er in die Restaurierung des Instruments gesteckt hatte, an all die Freude, die es ihm bereitet hatte. »Mistkerle!«, spuckte er aus, was ihm weitere Prügel einbrachte.

Dann versuchte er sich auf ihre Gesichter zu konzentrieren und erkannte einen breitgesichtigen, braunhaarigen Feldarbeiter aus einem nahe gelegenen Dorf wieder. Jetzt trug er eine nagelneue Uniform mit den Dienstabzeichen eines Immenbrech. Ein weiterer Wachmann fiel ihm auf; er hatte eine Knollennase und eine Hasenscharte. Gurney war überzeugt, dass er vor fünf Jahren in Dmitri ›rekrutiert‹ worden war. Doch ihre Gesichter zeigten keine Spur des Wiedererkennens oder des Mitleids. Jetzt waren sie Männer des Barons, und sie würden es niemals riskieren, möglicherweise in ihr früheres Leben zurückgeschickt zu werden.

Als sie bemerkten, dass Gurney sie erkannt hatte, zerrten

die Wachen ihn nach draußen und verprügelten ihn mit umso größerem Eifer.

Kryubi beobachtete die Szene mit trauriger und abschätzender Miene. Er strich sich mit dem Finger über den kurzen Schnurrbart und sah schweigend zu, wie seine Männer Gurney misshandelten. Als ihr Opfer nicht so häufig schrie, wie sie es sich gewünscht hätten, gaben sie sich noch größere Mühe, ihm Schmerzen zuzufügen. Schließlich traten sie zurück, um nach Luft zu schnappen.

Und holten ihre Schlagstöcke hervor...

Als sich Gurney schließlich kaum noch bewegen konnte, weil seine Knochen gebrochen, seine Muskeln geprellt und seine Haut blutüberströmt war, zogen sich die Harkonnens zurück. Im grellen Schein der Leuchtgloben lag er stöhnend am Boden.

Kryubi hob eine Hand und gab seinen Männern damit das Zeichen, wieder in den Transporter zu steigen. Sie ließen einen Leuchtglobus zurück, der den geschundenen Mann in kaltes Licht tauchte.

Kryubi starrte ihn voller Besorgnis an und ging dann neben ihm in die Knie. Die leisen Worte, die er sprach, waren nur für Gurneys Ohren bestimmt. Selbst sein von Schmerzen benebelter Verstand registrierte, wie ungewöhnlich sich dieser Mann verhielt. Er hatte erwartet, dass der Wachhauptmann der Harkonnens mit seinem Triumph prahlen würde, damit das ganze Dorf es hörte. Doch Kryubi wirkte eher enttäuscht. »Jeder andere Mann hätte schon längst aufgegeben. Die meisten Männer hätten sich intelligenter verhalten. Du hast es heraufbeschworen, Gurney Halleck.«

Der Hauptmann schüttelte den Kopf. »Warum hast du mich gezwungen, dir dies anzutun? Warum hast du laut nach dieser Strafe geschrien? Diesmal konnte ich dich mit dem Leben davonkommen lassen. Aber wenn du dich wieder gegen die Harkonnens auflehnst, bleibt uns vielleicht keine andere Wahl, als dich zu töten.« Er zuckte die Achseln. »Oder wir werden deine Familie töten und dich

nur verstümmeln. Einer meiner Männer ist sehr geschickt darin, seinen Opfern die Augen mit den Fingern herauszureißen.«

Gurney versuchte mehrere Male, mit seinen aufgeplatzten, blutigen Lippen zu sprechen. »Hunde!«, brachte er schließlich hervor. »Wo ist meine Schwester?«

»Vergiss deine Schwester. Sie ist fort. Bleib hier und denk nicht mehr an sie. Mach deine Arbeit. Jeder von uns arbeitet auf seine Weise für den Baron, und wenn du in deiner Arbeit versagst... dann muss ich meine tun. Wenn du noch einmal den Baron beleidigst, wenn du ihn in aufrührerischer Absicht lächerlich machst, werde ich handeln müssen. Du bist klug genug, um diesen Zusammenhang zu verstehen.«

Gurney grunzte und schüttelte den Kopf. Nur seine Wut hielt ihn noch am Leben. Er schwor sich, jeden Blutstropfen, den er hier vergoss, mit dem Blut der Harkonnens zu vergelten. Er würde herausfinden, was mit seiner Schwester geschehen war, und wenn es bis zu seinem letzten Atemzug dauerte. Und falls Bheth durch ein Wunder noch am Leben war, würde er sie retten.

Kryubi wandte sich dem Truppentransporter zu, in dem seine Männer bereits Platz genommen hatte. »Zwing mich nicht zurückzukommen.« Er blickte sich noch einmal über die Schulter zu Gurney um und fügte ein sehr ungewöhnliches Wort hinzu. »*Bitte!*«

Gurney lag völlig still da und fragte sich, wie lange es dauern würde, bis seine Eltern sich aus dem Haus wagten, um nach ihm zu sehen. Verschwommen sah er, wie der Transporter abhob und das Dorf verließ. Er überlegte, ob irgendwo Licht angehen würde, ob irgendein Dorfbewohner kommen und ihm helfen würde, nachdem die Harkonnens nun fort waren.

Doch die Häuser in Dmitri blieben dunkel. Alle Bewohner taten, als hätten sie nichts gehört oder gesehen.

19

Die strengsten Einschränkungen
sind selbst auferlegt.

Friedre Ginaz,
Philosophie der Schwertmeister

Als Duncan Idaho auf Ginaz eintraf, glaubte er, dass er nicht mehr als das kostbare Schwert des alten Herzogs brauchte, um zu einem großen Kämpfer zu werden. In seinen romantischen Vorstellungen träumte er vom verwegenen Leben, das er führen würde, von den wundersamen Kampftechniken, die er lernen würde. Er war erst zwanzig und hatte eine glorreiche Zukunft vor sich.

Die Wirklichkeit war jedoch ganz anders.

Die Ginaz-Schule erstreckte sich über ein Archipel von Inseln, die wie Brotkrumen im türkisblauen Wasser verstreut waren. Auf jeder Insel unterrichtete ein anderer Meister seine Schüler in bestimmten Techniken, die vom Schildkampf und militärischer Taktik bis zu politischen und philosophischen Kampfstrategien reichten. Im Laufe seiner harten achtjährigen Ausbildung würde Duncan von einem Ort zum nächsten ziehen und von den besten Kämpfern des Imperiums lernen.

Falls er überlebte.

Die Hauptinsel der Schule diente als Raumhafen und Verwaltungszentrum und war von Riffen umgeben, die die stürmischen Wellen abhielten. Die dicht stehenden, hohen Gebäude erinnerten Duncan an den Rücken einer Stachelratte, ähnlich der, die er in der Gefängnisfestung der Harkonnens als Haustier gehalten hatte.

Die im ganzen Imperium verehrten Schwertmeister von Ginaz hatten viele der Hauptgebäude als Museen und Ge-

denkstätten angelegt. Darin kam das große Selbstvertrauen in ihre kämpferischen Fähigkeiten zum Ausdruck – ein Selbstbewusstsein, das beinahe an Anmaßung grenzte. Sie waren politisch neutral, lebten nur für ihre Kunst und erlaubten jedem ihrer Schüler, selbst zu entscheiden, wo er seine Fähigkeiten im Imperium einsetzen wollte. Dass sich unter den Absolventen viele Oberhäupter von Großen Häusern befanden, trug zum Mythos bei. Artisten wurden beauftragt, Lieder zu komponieren und Legenden zu dichten, in denen die großen Taten der größten Helden von Ginaz geschildert wurden.

Im zentral gelegenen Wolkenkratzer, wo Duncan am Ende seiner Ausbildung die letzten Prüfungen ablegen würde, befand sich das Grab von Jool-Noret, dem Gründer der Ginaz-Schule. Norets Sarkophag wurde von durchsichtigem Panzerplaz und einem Holtzman-Schild geschützt, und nur den ›Würdigen‹ war es erlaubt, ihn zu sehen.

Duncan schwor sich, dass er sich als würdig erweisen würde...

Am Raumhafen wurde er von einer schlanken, kahlköpfigen Frau empfangen, die einen schwarzen *Gi*-Kampfanzug trug. Knapp und sachlich stellte sie sich als Karsty Toper vor. »Ich habe den Auftrag, mich um Ihre Sachen zu kümmern.« Sie streckte die Hand nach seinem Rucksack und dem länglichen Paket aus, in dem sich das Schwert des alten Herzogs befand.

Er hielt die Waffe schützend fest. »Nur wenn Sie sich persönlich dafür verbürgen, dass nichts mit diesen Dingen geschieht.«

Ihre Stirn und ihre geschorene Kopfhaut legten sich in Falten. »Uns bedeutet die Ehre mehr als jedem anderen Haus des Landsraads.« Ihre Hand war immer noch fordernd ausgestreckt.

»Aber nicht mehr als den Atreides«, sagte Duncan, der sich nach wie vor weigerte, die Waffe herauszugeben.

Karsty Toper schien nachzudenken. »Vielleicht nicht mehr«, sagte sie. »Aber wir sind vergleichbar.«

Duncan reichte ihr sein Gepäck, worauf sie ihn zu einem Langstreckenthopter führte. »Steigen Sie ein. Man wird Sie auf die erste Insel bringen. Tun Sie, was man Ihnen sagt, ohne sich zu beschweren, und lernen Sie aus allem.« Sie klemmte sich den Rucksack und das Paket mit dem Schwert unter den Arm. »Wir werden Ihre Sachen aufbewahren, bis die Zeit gekommen ist.«

Ohne dass er die Stadt Ginaz oder die Verwaltungsgebäude der Schule zu Gesicht bekam, wurde Duncan über das tiefblaue Meer zu einer flachen, üppig bewachsenen Insel geflogen, die sich wie eine Teichlilienstaude kaum aus dem Wasser erhob. Der Dschungel war dicht, und es gab nur wenige Hütten. Die dreiköpfige, uniformierte Besatzung des Thopters setzte ihn am Strand ab und flog weiter, ohne auf seine Fragen zu antworten. Dann stand Duncan ganz allein da und lauschte auf das Rauschen der Meeresbrandung, das ihn an Caladan erinnerte.

Er musste damit rechnen, dass es sich um irgendeine Prüfung handelte.

Ein sonnengebräunter Mann mit krausem weißem Haar und drahtigem Körperbau teilte die Palmwedel und kam ihm entgegen. Er trug einen ärmellosen schwarzen Kittel, der von einem Gürtel zusammengehalten wurde. Die Miene des Mannes wirkte wie versteinert, als er im grellen Licht des Strandes blinzelte.

»Ich bin Duncan Idaho. Sind Sie mein erster Lehrer, Herr?«

»Lehrer?« Der Mann verzog das Gesicht. »Ja, Ratte. Mein Name ist Jamo Reed – aber die Gefangenen benutzen hier keine Namen, weil jeder weiß, wohin er gehört. Tu deine Arbeit und mach keinen Ärger. Wenn die anderen nicht dafür sorgen, dass du Gehorsam zeigst, werde ich es tun.«

Gefangene? »Entschuldigen Sie bitte, Meister Reed, aber ich bin hier, um mich zum Schwertmeister ausbilden zu lassen...«

Reed lachte. »Schwertmeister? Großartig!«

Ohne ihm die Zeit zu geben, sich einzugewöhnen, teilte der Mann den Jungen einer heruntergekommenen Arbeiter-

gruppe aus dunkelhäutigen, einheimischen Bewohnern von Ginaz zu. Duncan musste sich mit Handzeichen verständlich machen, da keiner von ihnen Galach sprach.

Mehrere heiße Tage lang gruben die Männer Brunnen und Kanäle, um die Bewässerung eines Inseldorfes zu verbessern. Die Luft war so schwül und voller aggressiver Stechfliegen, dass Duncan kaum atmen konnte. Als der Abend nahte und die Fliegen verschwanden, wimmelte es im Dschungel stattdessen vor Stechmücken. Duncans Haut war mit angeschwollenen Bissen übersät. Er musste Unmengen Wasser trinken, um die Flüssigkeit zu ersetzen, die er ausschwitzte.

Als Duncan mit bloßen Händen schwere Steine wälzte, wärmte die Sonne die Muskeln seines nackten Rückens. Der Aufseher Reed beobachtete die Gruppe aus dem Schatten eines Mangobaums, die Arme über der Brust verschränkt, eine mit Dornen besetzte Peitsche in der Hand. Er verlor nie ein Wort über die Schwertmeister-Ausbildung. Duncan beschwert sich nicht und verlangte keine Antworten. Er hatte erwartet, dass auf Ginaz... unerwartete Dinge geschahen.

Es musste irgendeine Art von Prüfung sein.

Bevor er neun Jahre alt geworden war, hatte er schwere Torturen durch die Harkonnens erleiden müssen. Er hatte zugesehen, wie Glossu Rabban seine Eltern ermordete. Als kleiner Junge hatte er seine Jäger im Waldreservat von Giedi Primus getötet, bis er schließlich nach Caladan entkommen war, um zu erleben, wie sein Mentor Herzog Paulus Atreides beim Stierkampf das Leben verlor. Nachdem er nun über ein Jahrzehnt dem Haus Atreides gedient hatte, wollte er die Mühen jedes neuen Tages als Übung betrachten, die ihn auf künftige Kämpfe vorbereitete. Er wollte unbedingt zu einem Schwertmeister von Ginaz werden...

Einen Monat später setzte ein Thopter einen rothaarigen, blasshäutigen jungen Mann ab. Der Neuankömmling wirkte orientierungslos, aufgeregt und verwirrt, wie er dort am Strand stand – genauso wie Duncan bei seiner Ankunft aus-

gesehen haben musste. Doch bevor irgendjemand den Rothaarigen ansprechen konnte, befahl Meister Reed den Arbeitern, das dichte Unterholz mit stumpfen Macheten zu lichten. Der Dschungel schien genauso schnell nachzuwachsen, wie sie ihn roden konnten. Vielleicht war das der eigentliche Sinn der Zwangsarbeit, die Erfüllung einer unablässigen und letztlich nutzlosen Aufgabe, wie im Mythos von Sisyphos, den er aus dem Unterricht bei den Atreides kannte.

Duncan sah den rothaarigen jungen Mann erst zwei Abende später wieder, als er versuchte, in seiner selbstgebauten Hütte aus Palmwedeln Schlaf zu finden. Auf der anderen Seite des Lagers am Strand lag der Neuankömmling in seinem Unterschlupf und stöhnte unter den Schmerzen eines schrecklichen Sonnenbrandes. Duncan kroch im Sternenlicht von Ginaz hinaus und rieb ihm eine Salbe auf die schlimmsten Wunden, wie es auch die Einheimischen taten.

Der junge Mann zischte schmerzerfüllt, schaffte es aber, nicht aufzuschreien. Schließlich sprach er zu Duncans Verblüffung in Galach. »Vielen Dank, wer immer du bist.« Dann legte er sich wieder hin und schloss die Augen. »Eine ziemlich miese Schule, meinst du nicht auch? Was mache ich hier eigentlich?«

Der junge Mann – sein Name war Hiih Resser – entstammte einem der Kleinen Häuser auf Grumman. Es war Familientradition, in jeder Generation einen Kandidaten für die Ausbildung auf Ginaz auszuwählen, doch in seiner Generation war Resser der Einzige gewesen. »Man betrachtete es als grausamen Scherz, ausgerechnet mich hierher zu schicken. Und mein Vater ist überzeugt, dass ich scheitern werde.« Resser zuckte zusammen, als er sich aufsetzte, und betastete seine aufgeplatzte Haut. »Jeder scheint dazu zu neigen, mich zu unterschätzen.«

Keiner von beiden hatte eine Erklärung für ihre Lage, warum sie auf einer Insel gefangen waren, die nur von Sträflingen bevölkert schien. »Es soll uns härter machen«, sagte Duncan.

Als Jamo Reed am nächsten Tag beobachtete, wie sie sich miteinander unterhielten, kratzte er sich im krausen weißen Haar, runzelte die Stirn und teilte sie unterschiedlichen Arbeitergruppen an weit entfernten Stellen der Insel zu.

Duncan sah Resser längere Zeit nicht wieder...

Als Monate vergingen, ohne dass er weitere Informationen erhielt, ohne dass irgendein Ausbildungsziel erkennbar wurde, steigerte sich Duncans Zorn. Er ärgerte sich über die verlorene Zeit, in der er dem Haus Atreides hätte dienen können. Wie sollte er unter diesen Bedingungen jemals zum Schwertmeister werden?

Eines Morgens lag er in seiner Hütte und hörte statt des Weckrufs von Meister Reed das rhythmische Flattern von Thopterflügeln. Sein Herz machte einen Sprung. Er rannte nach draußen und sah, wie das Fluggerät auf dem breiten, feuchten Strand landete, knapp außerhalb der Reichweite der Brandung. Der von den gegliederten Flügeln erzeugte Wind zerrte an den Palmwedeln.

Eine schlanke, kahlköpfige Gestalt im schwarzen *Gi*-Anzug stieg aus und sprach mit Jamo Reed. Der drahtige Aufseher grinste und streckte den Arm zu einem freundlichen Händedruck aus. Duncan war bisher noch nie aufgefallen, dass Reeds Zähne so weiß waren. Karsty Toper trat zur Seite und ließ den Blick über die neugierigen Sträflinge schweifen, die aus ihren Hütten gekommen waren.

Meister Reed wandte sich wieder den Gefangenen zu. »Duncan Idaho! Komm her, Ratte!« Duncan lief über den steinigen Strand zum Thopter. Dann konnte er sehen, dass der rothaarige Hiih Resser bereits im Cockpit saß. Er drückte sein grinsendes, sommersprossiges Gesicht an die gewölbte Plazscheibe.

Die Frau verbeugte sich vor ihm und zeigte ihm die kahle Schädeldecke. Dann tastete ihr Blick ihn von oben bis unten ab. »War er erfolgreich, Meister Reed?«, fragte sie den Aufseher in Galach.

Der Meister hob die sehnigen Schultern, und seine feuchten Augen schienen sich plötzlich zu beleben. »Die anderen

Gefangenen haben nicht versucht, ihn zu töten. Er hat sich nicht in Schwierigkeiten gebracht. Und durch die Arbeit hat er etwas von seinem Fett und seiner Schwäche verloren.«

»Ist es ein Teil meiner Ausbildung?«, fragte Duncan. »Um mich durch harte Arbeit zäher zu machen?«

Die Frau stemmte die Hände in die schmalen Hüften. »Es sind wirkliche Sträflinge, Idaho. Diese Männer sind Mörder und Diebe, die zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt wurden.«

»Und Sie haben mich hierher geschickt? Zu diesen Leuten?«

Jamo Reed trat vor und umarmte ihn zu Duncans Verblüffung. »Ja, Ratte, und du hast überlebt. Genauso wie Hiih Resser.« Er klopfte Duncan anerkennend auf den Rücken. »Ich bin stolz auf euch.«

Verlegen und konfus brachte Duncan ein ungläubiges Schnaufen zustande. »Ich habe schon als achtjähriger Junge schlimmere Gefängnisse überstanden.«

»Und von nun an werden dir noch schlimmere Tage bevorstehen«, erklärte Karsty Toper sachlich und humorlos. »Das hier war eine Prüfung deines Charakters und Gehorsams – und deiner Ausdauer. Ein Schwertmeister braucht viel Geduld und Ausdauer, um einen Gegner zu studieren, einen Plan zu entwickeln und den Feind zu überwinden.«

»Aber ein wahrer Schwertmeister hat normalerweise mehr Informationen über seine Situation«, sagte Duncan.

»Jetzt haben wir gesehen, was du leisten kannst, wenn du auf dich allein gestellt bist, Ratte.« Reed wischte sich eine Träne von der Wange. »Enttäusche mich nicht – ich erwarte, dich am Tag deiner letzten Prüfung wiederzusehen.«

»In acht Jahren«, erwiderte Duncan.

Toper führte ihn zum Thopter, dessen Flügel sich immer noch auf und ab bewegten. Begeistert stellte er fest, dass sie das Schwert des alten Herzogs mitgebracht hatte. Die Frau sprach lauter, um sich im Lärm der Motoren verständlich zu machen, als sie Schub gab. »Jetzt ist es an der Zeit, mit deiner eigentlichen Ausbildung zu beginnen.«

20

Spezielles Wissen kann sich als gravierender Nachteil erweisen, wenn es dich zu weit auf einen Weg führt, den du nicht mehr erklären kannst.

Ermahnung der Mentaten

Piter de Vries hielt sich in einer Meditationsnische im tiefsten Kellergeschoss von Burg Harkonnen auf. Das Kreischen der Amputationssäge und die Schreie der Folteropfer, die aus einer offenen Tür am anderen Ende des Korridors drangen, hörte er nicht. Sein Mentatenverstand war zu sehr auf andere, wichtigere Dinge konzentriert.

Verschiedene harte Drogen optimierten seine Denkprozesse.

Mit geschlossenen Augen dachte er über das Uhrwerk des Imperiums nach, wie die Zahnräder ineinander griffen und sich knirschend drehten. Die Großen und Kleinen Häuser des Landsraads, die Raumgilde, die Bene Gesserit und das Handelskonglomerat der MAFEA waren die entscheidenden Rädchen. Und angetrieben wurde die Maschinerie durch eine Substanz.

Melange, das Gewürz.

Das Gewürzmonopol brachte dem Haus Harkonnen gewaltige Gewinne ein. Als sie vor einigen Jahren vom geheimen ›Projekt Amal‹ erfahren hatten, war dem Baron sofort klar gewesen, dass er finanziell ruiniert wäre, falls jemals ein preiswerter Melange-Ersatz entwickelt würde – weil Arrakis in diesem Augenblick völlig wertlos wurde.

Der Imperator (oder eher Fenring) hatte den Plan zur künstlichen Gewürzherstellung gut vertuscht. Das äußerst kostspielige Projekt verlor sich in der Unüberschaubarkeit des imperialen Staatshaushalts und wurde indirekt durch

leicht erhöhte Steuern, umgeleitete Gebühren, eingeforderte Schulden oder den Verkauf von Staatseigentum finanziert. Aber Piter de Vries wusste, wonach er Ausschau halten musste. Jeder Vorgang hinterließ Spuren, die Rückschlüsse erlaubten. Nur ein Mentat konnte sämtliche Hinweise verfolgen und den geheimen Langzeitplan rekonstruieren, der schließlich zum finanziellen Ruin des Hauses Harkonnen führen würde.

Der Baron wollte sich jedoch nicht auf subtile Reaktionen beschränken. Er hatte sogar versucht, einen Krieg zwischen den Bene Tleilax und dem Haus Atreides anzuzetteln, um das ›Amal-Projekt‹ zu vereiteln... doch dieser Plan war gescheitert – durch den verfluchten Herzog Leto.

Seitdem hatte es sich als äußerst schwierig erwiesen, Spione auf den Planeten, der ehemals unter dem Namen Ix bekannt war, einzuschleusen. Und sein Mentatenverstand erkannte keinen Grund, warum die Tleilaxu ihre Experimente eingestellt haben sollten. Da der Imperator nun zwei weitere Sardakaur-Legionen zur ›Friedenssicherung‹ nach Ix schickte, standen die Forschungsarbeiten möglicherweise vor einem entscheidenden Durchbruch.

Oder Shaddam stand kurz davor, die Geduld zu verlieren.

In seiner Mentatentrance rührte de Vries keinen Muskel, nur seine Augen bewegten sich. Um den Hals trug er eine Apparatur, die sich langsam vor seinem Gesicht drehte und ihn mit bewusstseinserweiternden Drogen versorgte. Eine gelbe Aasfliege landete auf seiner Nase, aber er bemerkte nichts davon. Das Insekt krabbelte auf seine Unterlippe und saugte die Reste des vergossenen bitteren Sapho-Safts auf.

De Vries betrachtete das rotierende Tablett mit den Drogen und ließ es mit einem Augenzwinkern anhalten. Das Tablett neigte sich und schüttete ihm den Inhalt eines Fläschchens mit Tikopia-Sirup in den Mund – und gleichzeitig die überraschte Fliege, gefolgt von einer Kapsel mit konzentrierter Melange. Der Mentat biss auf die Gewürzkapsel und schluckte, worauf sich schlagartig der süßlich brennende Zimtgeschmack in seinem Mund ausbreitete.

Dann orderte er eine zweite Kapsel – mehr Melange, als er jemals zuvor während einer Sitzung konsumiert hatte. Aber er musste sich endlich Klarheit verschaffen.

In einer fernen Zelle heulte ein Folteropfer auf und stammelte ein Geständnis. Doch de Vries hörte nichts. Immun gegenüber allen Ablenkungen tauchte er tiefer und tiefer in seinen eigenen Geist ein. Er spürte, wie sich sein Bewusstsein öffnete, wie sich die Zeit entfaltete, als würden die Blätter einer Blüte aufgehen. Er schwebte im mentalen Kontinuum, wo er direkten Zugang zu jedem Teil seines Gehirns hatte. Und er sah gleichzeitig, wo genau er selbst sich befand.

Vor seinem geistigen Auge wurde eine von mehreren möglichen Zukünften klarer. Diese außergewöhnliche Mentatenprojektion basierte auf einer Lawine aus Informationen und Intuitionen, die durch eine massive Melangedosis verstärkt wurden. Die Vision war eine Serie schmerzhafter Filmbuchbilder, visuelle Nadeln, die ihm in die Augen getrieben wurden. Er sah den Forschungsmeister der Tleilaxu, wie er stolz ein Röhrchen mit synthetischem Gewürz hochhielt und es lachend einnahm. Erfolg!

Ein verschwommener Übergang. Er sah die Harkonnens auf Arrakis, wie sie ihre Sachen packten und die Gewürzernte aufgaben. Truppen bewaffneter Sardaukar führten undeutliche Gestalten zu einem imperialen Transportschiff, um sie vom Wüstenplaneten fortzubringen. Er sah, wie die Harkonnen-Fahne mit dem blauen Greifen an der Festung von Carthag und der Residenz von Arrakeen eingeholt wurde.

Um durch die grün-schwarze Flagge *des Hauses Atreides* ersetzt zu werden!

Ein erstickter Laut drang aus seiner Kehle, dann ging sein Mentatengeist noch einmal die Bilder der Vision durch, um sie in ein Muster zu zwingen und zu übersetzen, was er gesehen hatte.

Die Harkonnens werden ihr Gewürzmonopol verlieren. Aber nicht unbedingt, weil die Tleilaxu in Zusammenarbeit mit dem Imperator das Amal entwickeln.

Aber wie dann?

Während die Tentakel der Drogen ihren Griff festigten, glitt sein Geist an verschiedenen Reihen von Synapsen entlang, doch jedes Mal endeten sie in einer Sackgasse. Er suchte einen neuen Ansatzpunkt und versuchte es wieder, gelangte jedoch immer zur selben Schlussfolgerung.

Wie wird es geschehen?

Der übermäßige Konsum einer Drogenmischung war keine anerkannte Methode zur Stimulation geistiger Kräfte, aber er war kein normaler Mentat, kein trainierter Absolvent der Schule, der die obskuren Methoden der Datensichtung und -analyse gelernt hatte. Piter de Vries war ein ›verderbter‹ Mentat, der in einem Axolotl-Tank der Tleilaxu aus den Zellen eines gestorbenen Mentaten gezüchtet und von anderen ausgebildet worden war, die mit der Mentatenschule gebrochen hatten. Nach diesem Hauruck-Training hatten die Tleilaxu keine Kontrolle mehr über ihre Mentaten, obwohl de Vries überzeugt war, dass sie einen weiteren voll ausgewachsenen Ghola bereithielten, seinen genetischen Zwilling, für den Fall, dass Baron Harkonnen einmal zu viel die Geduld mit ihm verlor.

Die Methode der Tleilaxu führte zu einer mentalen Erweiterung, die sich auf keine andere Weise erreichen ließ. Damit hatte de Vries viel größere Möglichkeiten, die das, was andere Mentaten beherrschten, bei weitem überstiegen. Doch gleichzeitig machte es ihn unberechenbar, gefährlich und schwer zu kontrollieren.

Seit Jahrzehnten hatten die Bene Tleilax verschiedenste Drogenmischungen an ihren Mentaten ausprobiert; in seinen prägenden Jahren hatte de Vries zu ihren Versuchskaninchen gehört. Die Auswirkungen waren unvorhersehbar und unstimmig gewesen und hatten zu umfangreichen Modifikationen seines Gehirns geführt – die seine Leistungen optimierten, wie er hoffte.

Seit er an das Haus Harkonnen verkauft worden war, hatte de Vries seine eigenen Experimente durchgeführt, seinen Körper weiter modifiziert, um ihn *seinen* Ansprüchen

anzupassen. Mit der richtigen Mixtur chemischer Substanzen hatte er eine große mentale Klarheit erlangt, die ihm eine schnellere Datenverarbeitung ermöglichte.

Warum wird das Haus Harkonnen das Gewürzmonopol verlieren? Und wann wird es geschehen?

Es schien angebracht, dem Baron vorzuschlagen, die Sicherheitsmaßnahmen zu verstärken und die geheimen Melangevorräte auf Lankiveil und anderen Welten genauestens im Auge zu behalten. *Wir müssen uns vor dieser Katastrophe schützen.*

Seine schweren Augenlider flatterten und hoben sich. Helle Lichtpartikel drangen in seine Augen, und er strengte sich an, seinen Blick zu klären. Er hörte ein Quietschen. An der halb geschlossenen Tür schoben zwei uniformierte Männer eine Bahre vorbei, auf der ein unförmiges Etwas lag, das früher einmal menschliche Gestalt besessen hatte.

Warum wird das Haus Harkonnen das Gewürzmonopol verlieren? Betrübt erkannte er, dass die Wirkung der Drogen nachließ, dass sie durch seine Bemühungen, die beunruhigenden Visionen zu entschlüsseln, völlig aufgebraucht waren. *Warum?* Er musste dieser Frage unbedingt auf den Grund gehen. *Ich muss es wissen.*

Hektisch befreite er sich von der Apparatur, die ihm die Drogen verabreicht hatte, wobei Säfte und Kapseln zu Boden fielen. De Vries ging in die Knie und suchte die Pillen zusammen, um sie zu schlucken. Wie ein Tier leckte er den vergossenen Sapho-Saft auf, bis er sich zitternd auf dem kalten Boden zusammenkauerte. *Warum?*

Als ihn ein neues Glücksgefühl durchströmte, legte er sich rücklings auf die feuchte, klebrige Fläche und starrte zur Decke. Seine unbewussten Körperfunktionen verlangsamten sich, bis er äußerlich den Anschein eines Toten erweckte. Doch sein Geist war hellwach, die elektrochemische Aktivität steigerte sich, die Neuronen sortierten Signale, rechneten, suchten... elektrische Impulse übersprangen die Synapsen, schneller und schneller.

Warum? Warum?

Seine Nervenzellen feuerten in alle Richtungen, Kalium- und Natriumionen kollidierten in seinem Gehirn mit anderen Radikalen. Dann brachen die internen Prozesse zusammen, als die biologische Hardware die Datenflut nicht mehr bewältigen konnte. Er stand kurz davor, in ein komatöses mentales Chaos zu versinken.

Doch bevor es dazu kam, wechselte sein hoch entwickelter Mentatengeist in den Überlebensmodus und schaltete sämtliche höheren Funktionen ab, um den Schaden zu begrenzen...

* * *

Piter de Vries erwachte in einer Pfütze aus verschütteten Drogenresten. In seiner Nase, seinem Mund und seiner Kehle brannte es.

Neben dem Mentaten ging der Baron auf und ab und schimpfte ihn wie ein kleines Kind aus. »Sieh nur, was du angerichtet hast, Piter. All die vergeudete Melange! Beinahe hätte ich mir einen neuen Mentaten von den Tleilaxu kaufen müssen. Sei nie wieder so rücksichtslos und verschwenderisch!«

De Vries rappelte sich auf und wollte dem Baron von seiner Vision erzählen, von der Gefahr für das Haus Harkonnen. »Ich... ich habe gesehen...« Aber er brachte kein weiteres Wort heraus. Es würde noch eine Weile dauern, bis er wieder zusammenhängende Sätze formulieren konnte.

Doch am schlimmsten war, dass er trotz der Überdosis, die er in seiner Verzweiflung genommen hatte, dem Baron immer noch keine Antwort bieten konnte.

21

Zu viel Wissen macht
die Entscheidung nicht leichter.

Kronprinz Raphael Corrino,
Diskurse über die Regierung

Die kommerziellen Walpelzschiffe, die sich innerhalb des vereisten Polarkreises von Lankiveil aufhielten, waren wie schwimmende Städte, gewaltige Fabriken, die monatelang im stahlgrauen Wasser kreuzten, bevor sie zu den See- und Raumhäfen zurückkehrten, um ihre Fracht abzuliefern.

Abulurd Harkonnen, der jüngere Halbbruder des Barons, zog kleinere Schiffe mit einheimischer Besatzung vor. Für sie war die Waljagd keine Industrie, sondern eine Herausforderung und eine Kunst.

Ein beißender Wind wehte ihm das aschblonde Haar um Ohren und Schultern, während er mit blassen Augen in die Ferne starrte. Der Himmel war eine Suppe aus schmutzigen Wolken, doch er hatte sich inzwischen an das Klima gewöhnt. Obwohl es prächtige und kostspielige Paläste auf anderen Planeten der Harkonnens gab, hatte Abulurd diese kalte, bergige Welt zu seiner Wahlheimat ernannt.

Er war nun schon seit einer Woche auf See und bemühte sich gut gelaunt, die Besatzung zu unterstützen, obwohl er sich äußerlich sehr von der einheimischen Bevölkerung Lankiveils unterschied. Seine Hände waren wund und mit Blasen übersät, die sich früher oder später in Schwielen verwandeln würden. Die buddhislamischen Walfänger schienen verwirrt, dass ihr planetarischer Gouverneur unbedingt mitarbeiten wollte, aber sie hatten bereits von seinen exzentrischen Neigungen gehört. Abulurd hatte noch nie ein Faible für luxuriöse Ausschweifungen gehabt; genauso

wenig machte es ihm Spaß, seine Macht zu missbrauchen oder mit Reichtümern zu protzen.

Die Herden der Bjondax-Pelzwale zogen wie schwimmende Bisons durch das tiefe Nordmeer. Tiere mit goldenem Pelz kamen recht häufig vor, doch die Exemplare mit exotischem Leopardenmuster waren äußerst selten. Neben den ratternden Gebetsmühlen und Wimpeln standen Männer im Ausguck und suchten mit Feldstechern nach einsamen Walen zwischen den Eisbergen. Ihre Kollegen, die zur Zeit nichts zu tun hatten, wechselten sich mit den Gebeten ab. Die einheimischen Walfänger suchten sich die Tiere sehr sorgsam aus und töteten nur die mit den besten Pelzen, die die höchsten Preise erzielten.

Abulurd atmete tief durch. Die Luft roch nach Salz und baldigem Schneeregen. Er wartete darauf, dass es endlich losging. Wenn die schnelle Jagd begann, würden der Kapitän und sein erster Maat Befehle brüllen und Abulurd wie einen gewöhnlichen Seemann behandeln. Doch jetzt konnte er nur warten und an sein Zuhause denken...

Wenn das Walschiff abends schwankend im Wasser lag und gelegentlich Eisbrocken an die verstärkte Hülle schlugen, sang Abulurd Lieder oder vertrieb sich mit einem einheimischen Wettspiel die Zeit, bei dem es darum ging, möglichst viele Perlen zu gewinnen. Und er sprach gemeinsam mit den ernsten, tief religiösen Männern die erforderlichen Sutras.

Die glühenden Heizgeräte in den Schiffskabinen konnten es nicht mit den prasselnden Kaminen im großen Blockhaus am Tula-Fjord oder seiner romantischen Datscha an der Mündung des Fjords aufnehmen. Obwohl ihm die Waljagd Spaß machte, vermisste Abulurd schon jetzt seine stille und starke Frau. Er war seit Jahrzehnten mit Emmi Rabban-Harkonnen verheiratet, und die tagelange Trennung würde ihnen das Wiedersehen nur umso mehr versüßen.

Emmi war von adliger Abstammung, aus einem Kleinen Haus, das seine frühere Bedeutung verloren hatte. Vor vier Generationen, vor der Allianz mit dem Haus Harkonnen,

war Lankiveil das Lehen einer Familie ohne weiteren Einfluss gewesen, des Hauses Rabban, das sich vorwiegend um religiöse Belange gekümmert hatte. Die Rabbans hatten Klöster und Eremitagen in den wilden Bergen errichtet, statt die Rohstoffe ihrer Welt auszubeuten.

Vor langer Zeit, kurz nach dem Tod seines Vaters Dmitri, hatte sich Abulurd zusammen mit Emmi nach Arrakis begeben, wo sie sieben unangenehme Jahre verbracht hatten. Sein älterer Halbbruder Wladimir hatte die gesamte Macht des Hauses Harkonnen in seiner eisernen Faust vereinigt, doch nach dem Willen ihres Vaters hatte Abulurd, der freundlichere und kultiviertere Sohn, die Leitung der Gewürzproduktion innegehabt. Abulurd hatte die große Bedeutung dieser Position durchaus verstanden, da die Melange den Reichtum seiner Familie garantierte, aber er hatte niemals die komplexen politischen Nuancen der Wüstenwelt durchschaut.

Abulurd war gezwungen worden, Arrakis in angeblicher Ungnade zu verlassen. Doch ganz gleich, was die anderen sagten, *er* zog es vor, auf Lankiveil zu leben, wo seine Verantwortung überschaubar war und er die Menschen verstand. Es tat ihm Leid um jeden, der dem Übereifer des Barons auf dem Wüstenplaneten zum Opfer fiel, doch dafür hatte sich Abulurd geschworen, hier sein Bestes zu geben, obwohl er sich noch gar nicht bemüht hatte, seinen rechtmäßigen Titel als planetarischer Gouverneur in Anspruch zu nehmen. Die langweiligen politischen Notwendigkeiten betrachtete er als Verschwendung menschlicher Leistungskraft.

Emmi und er hatten nur einen Sohn, den vierunddreißig Jahre alten Glossu Rabban, der nach der Tradition von Lankiveil den Namen seiner mütterlichen Abstammungslinie übernommen hatte. Bedauerlicherweise hatte ihr Sohn einen recht derben Charakter und schlug mehr nach seinem Onkel als seinen Eltern. Abulurd und Emmi hatten sich stets weitere Kinder gewünscht, aber die Familie der Harkonnens war noch nie sehr fruchtbar gewesen...

»Ein Albino!«, rief der Mann im Ausguck, ein Junge mit scharfen Augen, dessen schwarzes Haar in einem dicken, gewellten Zopf über seinen warmen Parka hing. »Ein Weißfell, allein – zwanzig Grad Backbord.«

Plötzlich belebte sich das Schiffsdeck. Die Harpuniere griffen nach ihren Neuro-Wurfspeeren, während der Kapitän das Tempo der Motoren erhöhte. Männer kletterten an Deck, beschatteten die Augen und starrten ins Wasser, aus dem die weißen Eisberge wie riesige Backenzähne emporragten. Seit der letzten Jagd war ein ganzer Tag vergangen, sodass das Deck sauber, die Maschinen zur Weiterverarbeitung einsatzbereit und die Männer gespannt waren.

Abulurd wartete, bis er an der Reihe war, durch einen Feldstecher zu schauen. Zwischen den Schaumkronen sah er etwas aufblitzen, das ein Albino-Wal sein mochte, doch es erwies sich als treibender Eisbrocken. Schließlich entdeckte er das Tier, als es auftauchte – ein Bogen aus cremeweißem Pelz. Es war ein junges Tier. Albinos waren am seltensten und wurden bald nach der Geburt aus der Herde verstoßen. Sie erreichten nur selten ein höheres Alter.

Die Männer griffen nach ihren Waffen, als das Schiff auf das Beutetier zuhielt. Die ratternden Gebetsmühlen drehten sich im Wind. Der Kapitän beugte sich von der Brücke. »Wenn wir diesen Burschen mit heilem Pelz fangen, haben wir genug Anteile zusammen, um nach Hause fahren zu können!« Seine Stimme war so voll und resonanzreich, dass es schien, als könnte er damit massives Eis zersplittern lassen.

Abulurd gefiel es, die Freude und Begeisterung in den Gesichtern der Männer zu sehen. Auch er spürte die Erregung der Jagd, und sein Herz pumpte heftig, damit sein Blut in der Eiseskälte nicht gefror. Er verlangte niemals einen Anteil an den Gewinnen einer Waljagd, da er kein zusätzliches Einkommen nötig hatte. Stattdessen ging sein Anteil an die Männer.

Als der Albino bemerkte, dass er verfolgt wurde, schwamm er schneller und hielt auf eine Gruppe von Eisbergen zu. Der Kapitän befahl volle Kraft voraus, und die Schrauben des

Schiffes wühlten das eisige Wasser auf. Wenn der Bjondax-Wal abtauchte, würden sie ihn verlieren.

Pelzwale verbrachten mehrere Monate am Stück zwischen den schweren Packeisschollen. Im dunklen Wasser, das von vulkanischen Quellen erwärmt und mit Mineralien angereichert wurde, ernährten sich die Wale von Krill, Sporen und dem reichhaltigen Lankiveil-Plankton, das nur wenig Sonnenlicht zur Photosynthese benötigte.

Mit einem lauten Knall wurde ein Gewehr abgefeuert, das auch auf größere Entfernung zielgenau arbeitete und dem weißen Wal einen Sender in den Rücken pflanzte. Der Albino reagierte auf den Stich und tauchte ab. Der Mann an den Instrumenten veranlasste den Sender, einen Stromstoß abzugeben, worauf der Wal wieder durch die Wasseroberfläche brach.

Das Schiff drehte bei und streifte mit der Steuerbordseite einen Eisberg, doch die gepanzerte Wandung hielt stand. Als sie nahe genug waren, stiegen die zwei besten Harpuniere in Beiboote, schlanke Gefährte mit schmalem Bug und scharfem Kiel, um im Eis die Verfolgung aufzunehmen. Die Männer schnallten sich an, verschlossen die durchsichtige Schutzkanzel und wurden im Wasser ausgesetzt.

Die Jagdboote hüpften über das aufgewühlte Meer und kämpften sich durch die Eisschollen, aber sie kamen ihrer Beute immer näher. Das große Schiff fuhr einen weiten Bogen und näherte sich aus der entgegengesetzten Richtung. Beide Meisterharpuniere kreuzten vor dem Albino-Wal, öffneten dann die Kanzeln und stellten sich auf. Mit sicheren, präzisen Bewegungen schleuderten sie lange Betäubungsspeere in den Wal, die beim Aufprall ihre lähmende Energie freisetzten.

Der Wal rollte im Wasser und näherte sich dem Walfangschiff. Die Meisterharpuniere setzten die Verfolgung fort, doch nun war das große Schiff nahe genug, dass sich vier weitere Harpuniere über die Reling lehnten. Wie eine disziplinierte römische Legion warfen sie ihre Betäubungsharpunen, worauf der Wal völlig gelähmt war. Die beiden Jagd-

boote steuerten den pelzigen Koloss an, und die zwei Meisterharpuniere versetzten ihm gemeinsam den Gnadenstoß.

Als die Jagdboote später wieder an Bord gehievt wurden, machten sich die Kürschner und Abdecker bereit, zogen mit Spikes besetzte Schuhe an und kletterten an der Schiffswandung zum treibenden Kadaver hinunter.

Abulurd hatte schon viele erfolgreiche Waljagden miterlebt, aber die Prozedur des Schlachtens war ihm schon immer zuwider gewesen, sodass er auf die Steuerbordseite auswich und nach Norden auf die Gebirgsketten der Eisberge starrte. Die zerklüfteten Formen erinnerten ihn an die steilen Felsen der Fjorde in der Umgebung seines Anwesens.

Das Walfangschiff befand sich an der nördlichsten Grenze der Jagdgründe, die selbst von den Einheimischen nicht überschritten wurde. Die Walfänger der MAFEA wagten sich niemals in diese Breiten, da ihre riesigen Schiffe nicht im tückischen Eismeer navigieren konnten.

Abulurd stand allein an der Reling und bewunderte die kristallene Reinheit des arktischen Eises, in dem sich das getrübte Sonnenlicht zu konzentrieren schien. Er hörte das Knirschen zusammenstoßender Eisberge und blickte auf die Szene, ohne bewusst zu registrieren, was sich am Rande seines Gesichtsfeld tat. Doch sein Unterbewusstsein beschäftigte sich damit, bis sein Blick schließlich zu einem der Eismonolithen wanderte, einem klobigen Brocken, der eine Spur grauer als die anderen erschien. Er reflektierte etwas weniger Licht.

Abulurd blinzelte, dann holte er sich einen Feldstecher. Er hörte die schmatzenden Geräusche in seinem Rücken, die Rufe der Männer, die die Beute zerlegten, um sie abtransportieren zu können. Doch Abulurd konzentrierte sich ganz auf den treibenden Eisberg und stellte die Öl-Linsen scharf.

Froh über diese Ablenkung von der blutigen Arbeit verbrachte Abulurd mehrere Minuten damit, den schwimmenden Koloss im Detail zu studieren. Die Bruchkanten wirkten viel zu gleichmäßig, als dass sie auf natürliche Weise aus dem polaren Eispanzer gebrochen sein konnten. Außer-

dem stießen die Eisberge im Wasser ständig gegeneinander, bis es nirgendwo mehr eine glatte Fläche gab.

Dann sah er auf der Höhe des Wasserspiegels etwas, das verdächtig an eine *Tür* erinnerte.

Er suchte die Brücke auf. »Sie haben doch sicher noch mindestens eine Stunde zu tun, Kapitän?«

Der breitschultrige Mann nickte. »Aye. Heute Abend setzen wir Kurs auf die Heimat. Wollen Sie runtersteigen und sich diesmal am Schlachtfest beteiligen?«

Abulurd musste sich zusammenreißen, da ihm die bloße Vorstellung, sich im Walblut zu wälzen, Übelkeit verursachte. »Nein... ich würde mir gerne eins der Beiboote ausleihen, um etwas zu erkunden – das ich an einem Eisberg entdeckt habe.« Normalerweise hätte er darum gebeten, dass er von einer Handvoll Männer begleitet wurde, aber sämtliche Walfänger wurden bei der Schlachtarbeit gebraucht. Selbst in diesem kalten, lebensfeindlichen Meer war Abulurd über jede Gelegenheit froh, dem Gestank des Todes zu entrinnen.

Der Kapitän hob verwundert die buschigen Augenbrauen. Abulurd erkannte, dass der Mann gravierende Bedenken hegte, aber darauf verzichtete, sie zu äußern. In seinem breiten Gesicht stand nur der große Respekt, den er vor dem planetarischen Gouverneur hatte.

Abulurd Harkonnen wusste, wie man ein Boot navigierte, da er häufig eigene Ausflüge unternahm, um die Fjorde und die Meeresküste zu erkunden. Also lehnte er das Angebot ab, sich von einigen Walfängern begleiten zu lassen. Schließlich entfernte er sich allein in einem Jagdboot vom großen Walfangschiff. Er fuhr langsam, um nach gefährlichen Eisschollen Ausschau halten zu können. Hinter ihm ging das Schlachten weiter und erfüllte die metallisch riechende Luft mit dem intensiveren Geruch nach Blut und Eingeweiden.

Als er sein Boot durch das Labyrinth aus schwimmenden Bergen steuerte, verlor er sein Ziel zweimal aus den Augen, doch er fand es jedes Mal wieder. Es schien, als hätte sich dieser spezielle Brocken nicht von der Stelle bewegt, seit er

ihn zum ersten Mal bemerkt hatte. Er fragte sich, ob er auf irgendeine Weise verankert war.

Er legte mit dem Boot an der rauen Oberfläche an und machte es fest. Dieser seltsame Monolith hatte etwas Unwirkliches, als würde er überhaupt nicht in diese Umgebung gehören. Vorsichtig verließ Abulurd das Boot und trat auf die nächste waagerechte Fläche, und plötzlich wurde ihm klar, wie exotisch dieses Objekt war.

Das Eis war nicht kalt.

Abulurd ging in die Knie und berührte das, was oberflächlich betrachtet wie milchiges Eis aussah. Er klopfte mit den Fingerknöcheln dagegen. Offenbar handelte es sich um irgendeinen Polymer-Kristall, eine feste, halb durchsichtige Substanz, die äußerlich wie Eis wirkte – aber nur fast. Als er mit einem Fuß aufstampfte, hallte unter ihm der gesamte Eisberg nach. Wirklich sehr ungewöhnlich.

Er ging weiter und kam hinter einer zerklüfteten Ecke an die Stelle, wo er ein gleichmäßiges geometrisches Muster entdeckt hatte, ein Viereck aus feinen Rissen, die den Eindruck einer Zugangstür machten. Er starrte das Gebilde an, bis er eine Vertiefung mit einem Öffnungsmechanismus fand, der beschädigt schien, möglicherweise durch die Kollision mit einem echten Eisberg. Er suchte nach einem Aktivierungsknopf, und als er darauf drückte, glitt die trapezförmige Tür zur Seite.

Er schnappte nach Luft, als ihm ein intensiver Zimtgeruch entgegenschlug, ein markanter Duft, den er sofort identifizieren konnte. Während seiner Jahre auf Arrakis hatte er ihn häufig genug gerochen. Melange.

Er atmete noch einmal bewusst ein, um sich ganz sicher zu sein, dann wagte er sich in den düsteren Korridor. Der Boden war glatt, als wären hier viele Menschen ein und aus gegangen. Ein geheimer Stützpunkt? Ein Außenposten? Ein verborgenes Archiv?

Er stieß auf zahlreiche Räume, in denen sich Nullentropie-Container stapelten, versiegelte Behälter mit dem blauen Greifenwappen des Hauses Harkonnen. Ein Gewürzlager sei-

ner Familie – und niemand hatte ihm etwas davon gesagt. Ein Übersichtsplan zeigte, wie tief das Lagerhaus unter die Wasseroberfläche reichte. Direkt vor Abulurds Nase hatte der Baron auf Lankiveil ein riesiges illegales Lager angelegt!

Mit einer solchen Menge von Gewürz hätte man das gesamte Planetensystem mehrmals kaufen können. Abulurd wurde schwindlig, er konnte das Ausmaß des Schatzes, über den er gestolpert war, gar nicht erfassen. Er musste nachdenken. Er musste mit Emmi reden. Mit ihrer stillen Weisheit wäre sie in der Lage, ihm den Rat zu geben, den er jetzt brauchte. Gemeinsam würden sie entscheiden, was zu tun war.

Obwohl er die Walfänger für ehrliche und zuverlässige Männer hielt, konnte ein solcher Vorrat selbst die besten von ihnen in Versuchung führen. Abulurd machte sich hastig auf den Rückweg, schloss die Tür und kletterte ins kleine Boot.

Er prägte sich die Koordinaten ein und kehrte zum Walfangschiff zurück. Als der Kapitän ihn fragte, ob er etwas gefunden hatte, schüttelte Abulurd den Kopf und zog sich in seine Privatkabine zurück. Er konnte sich nicht darauf verlassen, dass die anderen Männer ihm nichts anmerken würden. Ihm stand noch eine lange Reise bevor, bis er wieder bei seiner Frau war. Ach, wie sehr er sie vermisste, wie sehr er jetzt ihre Weisheit brauchte!

* * *

Als sie am Hafen im Tula-Fjord anlegten, bekam Abulurd als kleine Entschädigung die Leber des Pelzwals vom Kapitän geschenkt. Es war nur ein geringer Wert im Vergleich zum Anteil am Pelz des Albinos, den er der Besatzung überlassen hatte.

Dann saßen Emmi und er zum ersten Mal seit einer Woche wieder beim gemeinsamen Abendessen im Blockhaus. Abulurd war abgelenkt und wartete ungeduldig darauf, das die Köchin endlich mit ihrer Arbeit fertig wurde.

Die köstliche, dampfende Walleber wurde auf zwei vergoldeten Silbertabletts serviert und war von Bergen aus gesalzenem Fadengemüse und einer Beilage aus geräucherten Austernnüssen umgeben. Am langen Eßtisch konnten bis zu dreißig Gäste bewirtet werden, doch nun saßen Abulurd und Emmi nebeneinander an einem Ende und bedienten sich selbst von den Tabletts.

Emmi hatte ein freundliches, breites Gesicht, wie es für Lankiveiler typisch war, und ein eckiges Kinn, das weder hübsch noch reizvoll war. Dennoch bewunderte Abulurd es. Ihr Haar war von reinstem Schwarz und hing gerade herab; es war knapp über den Schultern waagerecht geschnitten. Ihre runden Augen hatten die tiefbraune Färbung von poliertem Jaspis.

Abulurd und seine Frau gesellten sich häufig zum übrigen Personal im gemeinschaftlichen Speisesaal, um sich an den Gesprächen zu beteiligen. Doch nachdem Abulurd soeben von einem längeren Waljagdausflug zurückgekehrt war, wusste jeder im Haushalt, dass sie an diesem Abend lieber unter sich bleiben wollten. Abulurd hatte keine Bedenken, seiner Frau vom großen Geheimnis zu erzählen, das er im Eismeer entdeckt hatte.

Emmi war schweigsam, aber nicht, weil sie nichts zu sagen hatte. Sie dachte gründlich nach, bevor sie sprach, und nur, wenn sie wirklich etwas mitzuteilen hatte. Jetzt hörte sie ihrem Mann zu, ohne ihn auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen. Als Abulurd zu Ende erzählt hatte, saß sie schweigend da und dachte über seine Worte nach. Er wartete einige Zeit ab, dann fragte er sie: »Was sollen wir tun, Emmi?«

»Diese Reichtümer müssen gestohlen sein, und zwar aus dem Anteil des Imperators. Vermutlich befindet sich das Lager schon seit Jahren an diesem Ort.« Sie nickte, um ihre Ansichten zu unterstreichen. »Du solltest dir auf keinen Fall die Hände daran schmutzig machen.«

»Aber mein eigener Halbbruder hat mich hintergangen.«

»Er verfolgt damit zweifellos einen Plan. Er hat dir nichts

gesagt, weil er weiß, dass dein Gewissen dich dazu zwingen würde, es zu melden.«

Abulurd kaute auf einem Bissen Fadengemüse und spülte ihn mit einem Schluck caladanischen Weißweins hinunter. Emmi genügten die geringsten Hinweise, um genau zu erkennen, was er dachte. »Aber mein Gewissen zwingt mich dazu!«

Sie dachte eine Weile nach, dann sagte sie: »Wenn du die Aufmerksamkeit auf dieses Gewürzlager lenkst, kann ich mir viele Möglichkeiten vorstellen, wie es uns schaden könnte, wie es den Menschen von Lankiveil oder deiner eigenen Familie schaden könnte. Es wäre besser gewesen, wenn du es niemals gefunden hättest.«

Er blickte in ihre jaspisbraunen Augen, um nach irgendeinem Anzeichen der Versuchung Ausschau zu halten, aber er erkannte darin nur Besorgnis und Vorsicht. »Vielleicht möchte Wladimir Steuern sparen, oder er hat es nur unterschlagen, um die Kassen des Hauses Harkonnen zu füllen«, spekulierte sie mit ernstem Gesicht. »Trotzdem ist und bleibt er dein Bruder. Wenn du ihn an den Imperator verrätst, könntest du großes Unglück über dein Haus bringen.«

Als Abulurd eine andere mögliche Konsequenz erkannte, stöhnte er leise. »Wenn der Baron verhaftet wird, müsste ich die Leitung aller Besitztümer der Harkonnens übernehmen. Falls wir das Arrakis-Lehen behalten dürfen, müsste ich entweder dort oder auf Giedi Primus leben.« Unglücklich nahm er einen weiteren Schluck Wein. »Keine dieser beiden Möglichkeiten sagt mir zu, Emmi. Es gefällt mir hier sehr gut.«

Emmi legte ihre Hand auf seine. Sie streichelte ihn, dann hob er ihre Hand an seine Lippen und küßte sie. »Also gibt es für uns nur eine mögliche Entscheidung«, sagte er. »Wir wissen, dass das Gewürz hier ist... aber wir lassen es, wo es ist.«

22

Die Wüste ist ein Chirurg, der die Haut öffnet, um zu zeigen, was darunter liegt.

Fremen-Sprichwort

Als der Mond kupferrot über dem Wüstenhorizont aufging, verließen Liet-Kynes und sieben Fremen die Felsen und traten auf die weich geschwungenen Dünen hinaus, wo sie gut zu sehen waren. Einer nach dem anderen ballten die Männer eine Faust, wie es die Fremen traditionell beim Anblick des Ersten Mondes taten.

»Macht euch bereit«, sagte Stilgar kurz darauf. Sein schmales Gesicht wirkte im Mondlicht wie das eines Falken. Seine Pupillen hatten sich erweitert, wodurch seine ansonsten völlig blauen Augen schwarz aussahen. Er hüllte sich in seine Wüstenverkleidung, genauso wie die anderen, älteren Guerillas. »Es heißt, für den, der auf seine Rache wartet, vergeht die Zeit langsam, aber genüsslich.«

Liet-Kynes nickte. In seiner Verkleidung sah er aus wie ein schwacher, wasserfetter Dorfjunge, doch seine Augen waren hart wie Velan-Stahl. Sein Sietchgefährte und Blutsbruder Warrick, der etwas größer als er war, nickte ebenfalls. In dieser Nacht würden die beiden die Rollen hilfloser Kinder spielen, die sich im Freien erwischen ließen... unwiderstehliche Opfer für die erwartete Harkonnen-Patrouille.

»Wir werden tun, was getan werden muss, Stil.« Liet schlug mit einer Hand auf Warricks gepolsterte Schulter. Die zwölfjährigen Jungen hatten jeder bereits mehr als hundert Harkonnens auf dem Gewissen und hätten schon längst aufgehört, die Toten zu zählen, wenn sie sich nicht gegenseitig dazu anstacheln würden, mit den Zahlen zu prahlen. »Ich lege mein Leben in die Hände meines Bruders.«

Warrick nahm Liets Hand in seine. »Liet hätte Angst, wenn er ohne mich an seiner Seite sterben müsste.«

»Ob mit oder ohne dich, Warrick – ich habe jedenfalls nicht vor, heute Nacht zu sterben«, sagte Liet, was seinem Gefährten ein lautes Lachen entlockte. »Stattdessen habe ich vor, Rache zu nehmen.«

Nachdem das Bilar-Lager der Orgie des Gifttodes zum Opfer gefallen war, hatte sich der Zorn der Fremen von Sietch zu Sietch verbreitet, wie Wasser, das im Sand versickerte. Die Thopterspuren neben der versteckten Zisterne hatten ihnen verraten, wer dafür verantwortlich war. *Alle Harkonnens müssen bezahlen.*

In Carthag und Arsunt wurden die Neuigkeiten an eingeschüchtert wirkende Arbeiter und lumpige Diener weitergegeben, die man in die Festungen der Harkonnens eingeschleust hatte. Manche dieser Agenten schrubbten die Böden von Soldatenunterkünften mit trockenen Lappen und Schmirgelpapier. Andere traten als Wasserverkäufer auf, die die Besatzungsmacht belieferten.

Als sich die Geschichte vom vergifteten Dorf unter den Harkonnen-Soldaten verbreitete und die Details immer stärker übertrieben wurden, achteten die Informanten der Fremen darauf, wer mit dem größten Vergnügen darauf reagierte. Sie studierten die Zeitpläne der Mannschaften und die Logbücher der Patrouillen. Es dauerte nicht lange, bis sie genau in Erfahrung gebracht hatte, welche Harkonnens verantwortlich waren. Und wo diese Leute zu finden waren...

Mit einem hochfrequenten Pfeifen und einem verschwommenem Flattern hauchdünner Flügel stieg eine winzige Distrans-Fledermaus von den Observationsfelsen in den Bergen hinter ihnen auf. Als Stilgar seine Hand ausstreckte, landete die Fledermaus auf seinem Unterarm, legte die Flügel zusammen und wartete auf ihre Belohnung.

Stilgar sog eine winzige Menge Wasser aus dem Schlauch an seiner Kehle und ließ die Flüssigkeit in das aufgesperrte

Maul der Fledermaus tropfen. Dann holte er einen dünnen Zylinder hervor und legte ihn ans Ohr. Er lauschte, während die Fledermaus eine komplizierte Folge von zwitschernden Lauten von sich gab. Stilgar tätschelte den Kopf des Tieres und warf es wieder in die nächtliche Luft, wie ein Falkner, der seinen Greifvogel freiließ.

Mit einem raubtierhaften Lächeln wandte er sich an seine Kollegen, die ihn erwartungsvoll ansahen. »Der Ornithopter ist über dem Grat gesichtet worden. Die Harkonnens folgen einer leicht vorhersehbaren Route durch die Wüste. Sie fliegen ihre Patrouillen schon so lange, dass sie selbstgefällig und unachtsam geworden sind. Sie erkennen gar nicht, wie leicht ihre Muster zu durchschauen sind.«

»Heute Abend fliegen sie in ein tödliches Spinnennetz«, sagte Warrick, der auf dem Gipfel der Düne stand und entschlossen eine Faust ballte, was überhaupt nicht zu seinem jugendlichen Aussehen passte.

Die Fremen überprüften ihre Waffen, lockerten die Crysmesser an ihrem Gürtel und testeten die Festigkeit ihrer Würgeschlingen. Mit wehenden Gewändern löschten sie ihre Fußspuren aus und ließen die zwei jungen Männer allein zurück.

Als Stilgar zum abendlichen Himmel hinaufblickte, zuckte ein Muskel an seinem Unterkiefer. »Dies habe ich von Umma Kynes gelernt. Wir haben Flechten katalogisiert und eine Felseneidechse gesehen, die vor unseren Augen unsichtbar zu werden schien. Kynes sagte zu mir: ›Ich gebe euch das Chamäleon, dessen Fähigkeit, mit dem Hintergrund eins zu werden, euch alles verrät, was ihr über die Wurzeln der Ökologie und die Grundlage der persönlichen Individualität wissen müsst.‹« Stilgar blickte seine Männer ernst an, dann wurde seine Miene unsicher. »Ich weiß nicht genau, was er damit gemeint hat... aber jetzt müssen wir alle zu Chamäleons der Wüste werden.«

In seiner hell gefärbten Kleidung stieg Liet die Düne hinauf und hinterließ absichtlich deutliche Fußspuren. Warrick folgte ihm genauso unbeholfen, während sich die an-

deren Fremen im flachen Sand verteilten. Sie steckten sich Atemschläuche in den Mund und zogen die Kapuzen über den Kopf, dann bewegten sie flatternd die Arme. Als sie vollständig mit feinem Sand bedeckt waren, blieben sie still liegen.

Liet und Warrick liefen herum und glätteten die letzten Verwerfungen, bis nur noch ihre eigenen Fußabdrücke zu sehen waren. Sie waren kaum damit fertig, als der Patrouillenthopter mit blinkenden roten Lichtern über den Felsgrat geschwirrt kam.

Die zwei Fremen blieben mitten auf dem freien Gelände wie erstarrt stehen. Ihre helle Kleidung zeichnete sich deutlich vor dem blassen, mondbeschienenen Sand ab. Kein wahrer Fremen würde sich jemals unter solch ungeschickten Umständen erwischen lassen... aber das wussten die Harkonnens nicht. Sie würden keinen Verdacht schöpfen.

Als der Thopter in Sicht kam, vollführte Liet übertriebene Gesten der Überraschung. »Los, Warrick, wir wollen ihnen eine erstklassige Show bieten.« Beide stürmten Hals über Kopf los, als würden sie panisch die Flucht ergreifen.

Wie erwartet flog der Thopter einen Bogen, um ihnen den Weg abzuschneiden. Ein starker Suchscheinwerfer stach nach unten, dann beugte sich lachend ein Schütze aus dem Seitenfenster. Er feuerte seine Lasgun zweimal ab und hinterließ Streifen aus geschmolzenem Glas in der Oberfläche des Sandes.

Liet und Warrick purzelten den steilen Hang einer Düne hinunter. Auch die nächsten drei Salven verfehlten die jungen Männer.

Dann landete der Thopter auf dem breiten Kamm einer Düne... nicht weit von der Stelle entfernt, wo sich Stilgar und seine Männer eingegraben hatten. Liet und Warrick warfen sich grinsend einen Blick zu und bereiteten sich auf den zweiten Teil des Spiels vor.

* * *

Kiel schulterte die noch heiße Lasgun und stieß die Tür auf. »Los, wir werden ein paar Fremen jagen!« Er sprang auf den Sand, sobald Garan den Thopter gelandet hatte.

Hinter ihnen hantierte der junge Rekrut Josten unbeholfen mit seiner Waffe. »Es wäre leichter, wenn wir sie aus der Luft abschießen würden.«

»Das wäre unsportlich«, gab Garan knurrend zurück.

»Oder willst du nur vermeiden, dass deine schöne neue Uniform mit Blut besudelt wird, Junge?«, rief Kiel über die Schulter zurück. Sie standen neben dem gepanzerten Gefährt und blickten über die Dünen. Im Mondschein waren die zwei lumpigen Nomaden gut zu erkennen, wie sie stolpernd vor ihnen flüchteten – als bestünde auch nur die geringste Hoffnung, einem Trupp Harkonnen-Soldaten zu entkommen, der die Jagd auf sie eröffnet hatte.

Garan packte seine Waffe, dann marschierten die drei über den Sand los. Die zwei jungen Fremen huschten wie Käfer davon, doch angesichts der Übermacht würden sie vielleicht anhalten und sich ergeben... Besser wäre es allerdings, wenn sie sich wie in die Enge getriebene Ratten wehren würden.

»Ich habe etliche Geschichten über diese Fremen gehört.« Josten versuchte keuchend, mit den zwei älteren Männern Schritt zu halten. »Es heißt, dass sie schon ihre Kinder zu Killern ausbilden und dass ihre Frauen einen Mann foltern können, wie es sich selbst ein Piter de Vries kaum vorstellen kann.«

Kiel lachte rau und voller Verachtung. »Wir haben Lasguns, Josten. Was können sie gegen uns unternehmen? Uns mit Steinen bewerfen?«

»Einige sind mit Maula-Pistolen bewaffnet.«

Garan blickte sich zum jungen Rekruten um und zuckte lässig die Schultern. »Warum gehst du nicht zum Thopter zurück und holst das Betäubungsgewehr? Wir sollten für alles gewappnet sein, wenn es brenzlig wird.«

»Ja«, sagte Kiel. »Auf diese Weise können wir das Spiel in die Länge ziehen.« Die zwei weiß gekleideten Fremen

liefen in Panik über den Sand, und die Harkonnen-Soldaten überwanden die Entfernung mit langen, zielstrebigen Schritten.

Froh über die Gelegenheit, dem Kampf zu entrinnen, lief Josten über die Düne und zum wartenden Thopter zurück. Als er den Kamm erreicht hatte, blickte er kurz zu seinen Gefährten zurück, dann wandte er sich dem abgedunkelten Thopter zu. Als er einstieg, stieß er überraschend auf einen Mann in wüstenbrauner Kleidung, dessen Hände mit der Geschwindigkeit einer Schlange über die Armaturen flogen.

»He, was machen Sie da...?«, rief Josten.

Im Licht der Kabine sah er, dass die Gestalt ein schmales, ledriges Gesicht hatte. Die völlig blauen Augen richteten sich auf ihn und blickten ihn mit der Entschlossenheit eines Mannes an, der es gewohnt war zu töten. Bevor Josten reagieren konnte, wurde sein Arm mit der Kraft einer Adlerklaue gepackt und sein Körper vollständig ins Cockpit gezerrt. In der anderen Hand des Fremen blitzte etwas auf, dann sah er ein gekrümmtes, milchig-weißes Messer, das ihm blitzschnell näher kam. Ein greller Eiszapfen aus Schmerz stach in seine Kehle und stieß bis an die Wirbelsäule. Im nächsten Augenblick hatte der Fremen es wieder zurückgezogen, bevor auch nur ein Blutstropfen die Messerklinge benetzen konnte.

Wie ein Skorpion, der mit seinem Stachel zugestoßen hatte, wich der Fremen zurück. Josten fiel vornüber und spürte bereits, wie der rote Tod von seiner Kehle Besitz ergriff. Er versuchte etwas zu sagen, wollte eine Frage stellen, die ihm von überragender Bedeutung schien, doch statt Worten brachte er nur ein Röcheln hervor. Der Fremen zog etwas aus seinem Destillanzug und drückte es dem jungen Mann an die Kehle – ein saugfähiges Tuch, das sein vergossenes Blut auffing.

Wollte der Wüstenmann ihn retten? War es ein Verband? Hoffnung flammte in Jostens Geist auf. War es nur ein Versehen gewesen? Wollte dieser hagere Wüstenbewohner versuchen, alles wieder gutzumachen?

Doch Josten vergoss sein kostbares Blut viel zu schnell, sodass jede medizinische Hilfe zu spät gekommen wäre. Während sich sein Leben verflüchtigte, erkannte er noch, dass der Fremen keineswegs beabsichtigte, seine Wunde zu versorgen, sondern lediglich möglichst viel von seiner Körperflüssigkeit auffangen wollte...

* * *

Als Kiel sich den zwei jungen Fremen bis auf Schussweite genähert hatte, blickte Garan im Mondlicht zurück. »Ich dachte, ich hätte etwas aus dem Thopter gehört.«

»Wahrscheinlich Josten, der über seine eigenen Füße gestolpert ist«, sagte der Schütze, ohne seine Waffe sinken zu lassen.

Als die Fremen offenbar keinen anderen Ausweg mehr sahen, hielten sie in einer flachen Senke aus feinem Sand an. Sie kauerten sich nieder und zogen kleine, wie Spielzeuge wirkende Messer.

Kiel lachte laut auf. »Was wollt ihr mit diesen Dingern anstellen? Euch in den Zähnen pulen?«

»Damit werde ich die Zähne aus euren Leichen schneiden!«, rief einer der Jungen. »Habt ihr vielleicht ein paar altertümliche Goldfüllungen, die wir in Arrakeen verkaufen können?«

Garan lachte und blickte sich zu seinem Begleiter um. »Wir werden viel Spaß mit den beiden haben.« Dann marschierten die Soldaten im Gleichschritt in die sandige Senke.

Als sie noch fünf Meter von ihnen entfernt waren, geriet plötzlich der Sand ringsum in Bewegung. Menschliche Gestalten brachen daraus hervor - schmutzigbraune Silhouetten, die sich wie Tote aus ihren Gräbern erhoben.

Garan stieß einen nutzlosen Warnschrei aus, und Kiel feuerte einen Schuss mit seiner Lasgun ab, die einen Mann an der Schulter verletzte. Dann griffen die staubigen Gestalten an. Sie umringen den Piloten, sodass er seine Lasgun

nicht mehr zum Einsatz bringen konnte. Schließlich fielen sie über ihn her, wie Blutläuse über eine offene Wunde.

Als Garan in die Knie ging, schrie er wie eine alte Frau. Die Fremen hielten ihn fest, und er hatte nur noch genügend Bewegungsfreiheit, um atmen und blinzeln zu können. Und zu schreien.

Eins der weiß gekleideten ›Opfer‹ eilte herbei. Der junge Mann – Liet-Kynes – hielt das kleine Messer in der Hand, über das sich Garan und Kiel vor wenigen Augenblicken lustig gemacht hatten. Der Junge stieß mit der Messerspitze zu und holte – mit unglaublicher Zielsicherheit und gleichzeitig sanft wie ein Kuss – Garans Augen aus den Höhlen, die sich in rote Ödipus-Wunden verwandelten.

Stilgar rief einen Befehl. »Fesselt ihn und lasst ihn am Leben. Wir werden diesen Mann in den Rotwall-Sietch bringen und ihn den Frauen überlassen, die sich auf ihre Weise um ihn kümmern werden.«

Garan schrie wieder...

Dann stürmten die Fremen vor und griffen Kiel an. Der Schütze wehrte sich, indem er seine Waffe wie eine Keule schwang. Als Hände danach griffen, überraschte er sie damit, dass er die Lasgun einfach losließ. Der Fremen fiel rückwärts zu Boden, da er nicht mit einer solchen Reaktion gerechnet hatte.

Nun rannte Kiel los. Im Nahkampf hätte er keine Chance. Sie hatten Garan bereits überwältigt, und er vermutete, dass Josten tot im Thopter lag. Also rannte er vor den Fremen davon, so schnell, wie er noch nie zuvor gelaufen war. Er lief über den feinen Sand, fort von den Felsen, fort vom Thopter... hinaus in die offene, nächtliche Wüste. Die Fremen würden ihn möglicherweise einholen, aber er wollte es ihnen nicht zu leicht machen.

Keuchend ließ Kiel seine Kameraden zurück und rannte planlos über die Dünen. Er wollte nur fort, an etwas anderes dachte er nicht...

* * *

»Wir haben den Thopter unversehrt gekapert, Stil«, sagte Warrick, der immer noch vom Kampf erregt und sehr stolz auf sich war. Der Anführer des Kommandos nickte ernst. Umma Kynes würde über diese Neuigkeit sehr zufrieden sein. Für seine landwirtschaftlichen Erkundungen konnte er einen Thopter gut gebrauchen, aber er musste nicht erfahren, woher er stammte.

Liet blickte auf den geblendeten Gefangenen hinab, dessen leere Augenhöhlen man mit einem Tuch bedeckt hatte. »Ich habe mit eigenen Augen gesehen, was die Harkonnens im Bilar-Lager anrichteten... die vergiftete Zisterne und die tödlichen Folgen.« Die Leiche des anderen war bereits im Frachtraum des Thopters verstaut worden, um sie zu den Totendestillen zu bringen. »Damit wird das Leid nicht einmal zu einem Zehntel aufgewogen.«

Warrick trat an die Seite seines Blutsbruders und machte ein angewidertes Gesicht. »Mein Abscheu ist so groß, dass ich ihr Wasser gar nicht für unseren Stamm haben möchte.«

Stilgar warf ihm einen finsteren Blick zu, als hätte er ein Sakrileg ausgesprochen. »Du würdest sie lieber vom Sand mumifizieren und ihr Wasser ungenutzt in die Luft entweichen lassen? Das wäre eine Beleidigung Shai-Huluds.«

Warrick verneigte sich demütig. »Es war nur mein Zorn, der gesprochen hat, Stil. Ich habe es nicht wirklich so gemeint.«

Stilgar blickte zum aufgehenden rötlichen Mond. Die gesamte Aktion hatte nicht länger als eine Stunde gedauert. »Wir werden das Ritual des *tal hai* durchführen, damit ihre Seelen niemals Ruhe finden. Sie werden dazu verdammt sein, bis in alle Ewigkeit durch die Wüste zu streifen.« Dann wurde seine Stimme hart und besorgt. »Aber wir müssen darauf achten, unsere Spuren sehr gut zu verwischen, damit wir ihren Geistern nicht den Weg in unseren Sietch zeigen.«

Die Fremen murmelten leise, als ihr Rachedurst durch Furcht gedämpft wurde. Stilgar stimmte einen uralten Gesang an, während die anderen Zeichen in den Sand malten,

verschlungene Machtsymbole, die die Seelen der verfluchten Männer auf ewig an die Dünen fesseln würden.

Im Mondschein war immer noch der flüchtende Soldat zu erkennen, der weiter über den Sand stolperte. »Jener soll unser Opfer an Shai-Hulud sein«, sagte Stilgar, als er den Beschwörungsgesang abgeschlossen hatte. Der Fluch des *tal hai* war vollzogen. »Die Welt wird wieder im Gleichgewicht und die Wüste wieder zufrieden sein.«

»Er stolpert wie ein kaputter Sandkriecher.« Liet stand neben Stilgar und richtete sich zu voller Größe auf, dennoch blieb er klein im Vergleich zum Anführer des Kommandos. »Es wird nicht mehr lange dauern.«

Sie packten ihre Sachen zusammen. So viele Männer wie möglich zwängten sich in den Thopter der Patrouille, während sich die übrigen über den Sand auf den Rückweg machten. Sie bewegten sich mit wohlgeübter Unregelmäßigkeit, damit ihre Schritte nicht in den natürlichen Geräuschen der Wüste auffielen.

Der Schütze der Harkonnen setzte in blinder Panik seine Flucht fort. Vielleicht machte er sich inzwischen Hoffnungen, den Fremen entkommen zu können, obwohl ihn sein Weg immer tiefer ins Wüstenmeer und ins Nichts führte.

Es dauerte nur wenige Minuten, bis ein Wurm ihn bemerkt hatte.

23

Der Zweck eines Streitgesprächs ist die Veränderung der Wahrheit.

Prinzip der Bene Gesserit

Während all seiner Schandtaten hatte Baron Wladimir Harkonnen nie zuvor einen derartigen Abscheu vor jemandem empfunden.

Wie konnte die Bene-Gesserit-Hexe mir so etwas antun!

An einem trüben Morgen auf Giedi Primus betrat er den Fitnessraum seiner Burg, verschloss die Türen und hinterließ den Befehl, nicht gestört zu werden. Da er aufgrund seiner Körperfülle nicht mehr in der Lage war, Gewichte zu heben oder Kraftübungen an den Maschinen zu machen, setzte er sich auf eine Fußbodenmatte und versuchte, einfach nur die Beine zu heben. Einst war er die Vollendung der männlichen Gestalt gewesen – und jetzt konnte er kaum noch ein Bein vom Boden stemmen. Er ekelte sich vor sich selbst.

Seit zwei Monaten, seit er Dr. Yuehs Diagnose vernommen hatte, sehnte er sich danach, Mohiam die inneren Organe einzeln herauszureißen. Und während er sie mit medizinischen Apparaten am Leben und bei Bewusstsein hielt, würde er anschließend interessante Dinge tun, denen sie zuschauen musste... ihre Leber verbrennen, sie zwingen, ihre Milz zu essen, sie mit ihren eigenen Gedärmen strangulieren.

Jetzt verstand er den Grund für Mohiams selbstgefällige Miene beim Bankett in Fenrings Residenz.

Sie hat es mir angetan!

Er betrachtete sich in einem hohen Spiegel und schrak zurück. Sein Gesicht war aufgequollen und häßlich wie ein Schwurm. Er hob die schweren Arme und riß den Plazspie-

gel von der Wand, um ihn zu Boden zu schleudern. Das unzerbrechliche Material verbog sich lediglich, sodass sein Spiegelbild noch unförmiger wurde.

Er konnte sich durchaus vorstellen, dass Mohiam ihm die Vergewaltigung übel nahm. Aber die Hexe hatte ihn zuvor erpresst, damit er überhaupt den Geschlechtsakt vollzog. Sie hatte verlangt, dass er eine Harkonnen-Tochter für die verdammenswerte Schwesternschaft zeugte. Und sogar zweimal! Das war nicht fair. *Er* war das Opfer.

Der Baron kochte und schäumte vor Wut. Er durfte nicht zulassen, dass auch nur einer seiner Rivalen im Landsraad von der wahren Ursache seiner Krankheit erfuhr. Diese feine Differenzierung machte den Unterschied zwischen Stärke und Schwäche aus. Wenn sie weiterhin daran glaubten, er wäre durch seine Exzesse, seine Völlerei, die Feiern seiner triumphalen Erfolge verfettet und korpulent geworden, blieb seine Macht gesichert. Wenn sie jedoch erfuhren, dass er von einer Frau, die ihn zum Sex gezwungen hatte, mit einer widerwärtigen Krankheit infiziert worden war... Diese Vorstellung war für den Baron unerträglich.

Ja, Mohiams Schreie wären eine genußvolle Genugtuung, aber nicht mehr als ein Appetithäppchen – und für einen Mann seiner Statur viel zu wenig. Sie war nur ein Wurmfortsatz des gesamten widerwärtigen Bene-Gesserit-Ordens. Die Hexen hielten sich für überlegen, glaubten, nach Belieben mit jedem umspringen zu können – sogar mit dem Oberhaupt des Hauses Harkonnen. Sie mussten bestraft werden, um den Stolz seiner Familie, seine Macht und seinen Status im Landsraad bewahren zu können.

Außerdem würde es ihm Spaß machen.

Aber wenn er überstürzt handelte, würde er niemals von ihnen erfahren, wie die Krankheit zu heilen war. Der Suk-Arzt hatte behauptet, es gäbe keine bekannte Therapie, dass alles nur in den Händen der Bene Gesserit lag. Die Schwesternschaft hatte den Baron mit diesem Gebrechen geschlagen, und nur sie konnte seinen einstmals schönen Körper wiederherstellen.

Verdammte Hexen!

Er musste den Spieß umdrehen, sich in ihre teuflische Gedankenwelt versetzen und in Erfahrung bringen, was dort lauerte. Er würde nach einem Weg suchen, *sie* zu erpressen. Er würde ihnen die schwarzen Beerdigungsgewänder vom Leib reißen (bildlich gesprochen, verstand sich) und sie zwingen, sich nackt seinem Urteil auszuliefern.

Er schleuderte den verbogenen Spiegel über den gefliesten Boden, wo er krachend gegen eine Trainingsmaschine stieß. Ohne seinen Gehstock verlor er das Gleichgewicht und fiel wieder auf die Matte zurück.

Es war unerträglich...

Nachdem er sich einigermaßen gefasst hatte, humpelte der Baron in sein vollgestopftes Arbeitszimmer und rief Piter de Vries. Seine Stimme dröhnte hallend durch die Korridore, und Diener eilten umher und suchten nach dem Mentaten.

De Vries hatte einen ganzen Monat gebraucht, um sich von seiner Gewürzüberdosis zu erholen. Der Dummkopf behauptete, er hätte in einer Vision den Niedergang des Hauses Harkonnen gesehen, aber er hatte keine nützlichen Informationen beisteuern können, die es dem Baron ermöglicht hätten, Vorkehrungen gegen eine solche ungünstige Entwicklung zu treffen.

Jetzt konnte der Mentat sein Versagen wieder gutmachen, indem er einen Schlag gegen die Bene Gesserit vorbereitete. Jedes Mal, wenn de Vries die Geduld des Barons überstrapazierte und er kurz vor der Exekution stand, gelang es ihm irgendwie, erneut seine Unentbehrlichkeit unter Beweis zu stellen.

Wie kann ich den Hexen wehtun? Wie kann ich sie verkrüppeln, ihnen unsägliche Qualen bereiten?

Während er wartete, blickte der Baron aus einem Fenster der Burg auf Harko City, das nur aus ölverschmierten Gebäuden und kaum einem grünen Baum bestand. Normalerweise gefiel ihm dieser Anblick, aber nun machte er ihn

noch niedergeschlagener. Er biss die Zähne zusammen und spürte, wie die Tränen seines Selbstmitleids versiegten.

Ich werde die Schwesternschaft zerschmettern!

Diese Frauen waren keineswegs dumm. Ganz und gar nicht. Mit ihren Zuchtprogrammen und politischen Intrigen hatten sie für eine beständige Steigerung der Intelligenz ihrer Mitglieder gesorgt. Aus dem gleichen Grund hatten sie seine herausragenden Harkonnen-Gene für ihren Orden benötigt. Wie sehr er sie hasste!

Er brauchte einen geschickten Plan... er musste sehr vorsichtig mit List und Täuschung zu Werke gehen...

»Mein Baron«, sagte Piter de Vries, als er lautlos eintraf. Seine Stimme entstieg seiner Kehle wie eine Viper, die sich aus ihrem Versteck schlängelt.

Aus dem Korridor hörte der Baron lautes Geschrei und metallisches Scheppern. Etwas stieß polternd gegen eine Wand, und Mobiliar ging zu Bruch. Er wandte sich vom Fenster ab und sah, wie sein kräftig gebauter Neffe hinter dem Mentaten in den Raum trat. Selbst unter normalen Umständen bewegte er sich stets mit stampfenden Schritten. »Ich bin da, Onkel.«

»Das ist nicht zu übersehen. Jetzt geh wieder. Ich habe Piter gerufen, nicht dich.« Die meiste Zeit verbrachte Rabban auf Arrakis, wo er die Wünsche des Barons ausführte, doch immer wenn er sich auf Giedi Primus aufhielt, wollte er an jedem Treffen und jeder Besprechung teilnehmen.

Der Baron holte tief Luft und dachte noch einmal nach. »Andererseits könntest du genauso gut hierbleiben, Rabban. Ich muss dich ohnehin über etwas informieren.« Schließlich war der Tölpel der mutmaßliche Erbe und die beste Hoffnung für die Zukunft des Hauses Harkonnen. Zumindest war er fähiger als sein viel zu weicher Vater Abulurd. Wie unterschiedlich die beiden waren... obwohl beide gravierende Mängel hatten.

Sein Neffe lächelte wie ein mitleidheischender Welpe – glücklich, dabei sein zu dürfen. »Worüber informieren, Onkel?«

»Dass ich deine Exekution veranlassen werde.«

Rabbans blassblaue Augen trübten sich für einen Moment, doch dann heiterte sich seine Miene wieder auf. »Nein, das wirst du nicht tun.«

»Wie kannst du dir so sicher sein?« Der Baron betrachtete ihn mit finsterem Gesichtsausdruck, während die Augen des Mentaten zwischen beiden Gesprächspartnern hin und her huschten.

»Ganz einfach«, erwiderte Rabban ohne zu zögern. »Weil du mich nicht vorwarnen würdest, wenn du mich wirklich töten wolltest.«

Ein Lächeln stahl sich auf das wabbelige Gesicht des Barons. »Vielleicht bist du doch kein völliger Trottel.«

Rabban nahm das Kompliment zufrieden an und ließ sich in einen Formsessel sinken, der sich an seine Körpergestalt anpasste. De Vries blieb stehen, wartete ab und beobachtete.

Der Baron berichtete von seinen neuen Erkenntnissen, von der Krankheit, mit der Mohiam ihn infiziert hatte – und seinen Wunsch nach Rache an den Bene Gesserit. »Wir müssen einen Weg finden, es ihnen heimzuzahlen. Ich brauche einen Plan, einen köstlichen Plan, der... die Gerechtigkeit wiederherstellt.«

De Vries' weichliche Gesichtszüge waren erschlafft, und seine Augen blickten ins Leere. Im Mentatenmodus durchsuchte er seinen Geist mit Hochgeschwindigkeit nach Lösungsansätzen. Seine Zunge fuhr über die rot gefleckten Lippen.

Rabban schlug mit der Ferse gegen den Sessel, damit er eine andere Form annahm. »Warum führen wir keinen militärischen Angriff auf Wallach IX durch? Wir könnten jedes Gebäude auf dem Planeten zerstören.«

De Vries zuckte zusammen, und für einen Sekundenbruchteil schien er Rabban anzustarren, aber es geschah so schnell, dass sich der Baron gar nicht sicher war, ob es tatsächlich geschehen war. Es tat ihm in der Seele weh, wenn er sich vorstellte, wie die primitiven Gedanken seines

Neffen die hochkomplizierten Denkprozesse seines kostbaren Mentaten störten.

»Wie ein salusanischer Stier auf einer Dinnerparty, meinst du?«, erwiderte der Baron. »Nein, wir müssen mit mehr Finesse vorgehen. Schlag den Begriff in der Bibliothek nach, falls er dir unbekannt ist.«

Rabban reagierte keineswegs beleidigt, sondern beugte sich vor und kniff die Augen zusammen. »Wir... haben immer noch das Nicht-Schiff.«

Verblüfft wandte sich der Baron ihm zu. Eben noch hatte er gedacht, dass der Idiot sogar für eine Karriere in der Hauswache zu dumm war, und nun überraschte Rabban ihn mit einer außergewöhnlichen Idee.

Bisher hatten sie es nur ein einziges Mal gewagt, das unsichtbare Raumschiff einzusetzen, um zwei Tleilaxu-Schiffe zu zerstören und die Schuld dem jungen Herzog Atreides in die Schuhe zu schieben. Da Rabban den exzentrischen richesischen Erfinder getötet hatte, war es ihnen nicht mehr möglich, diese Technik nachzubauen. Trotzdem verfügten sie mit dem Nicht-Schiff über eine Waffe, von deren Existenz niemand etwas ahnte, nicht einmal die Hexen.

»Vielleicht... falls Piter keine andere Idee hat.«

»Die habe ich, Baron.« De Vries' Lider flatterten, dann konzentrierte sich sein Blick. »Zusammenfassung«, sagte er. Seine Sprechweise war gestelzter als sonst. »Ich habe ein nützliches Schlupfloch in den Gesetzen des Imperiums gefunden. Das faszinierende Aussichten eröffnet, Baron.« Wie ein Rechtsexperte zitierte er die Stelle Wort für Wort, dann legte er seinen Plan dar.

Für einen Moment wichen alle körperliche Schmerzen des Barons der Euphorie. Er wandte sich an seinen Neffen. »Erkennst du jetzt sein Potenzial? Ich möchte lieber wegen meiner Finesse als roher Gewalt berüchtigt sein.«

Widerstrebend nickte Rabban. »Ich finde trotzdem, dass wir das Nicht-Schiff nehmen sollten. Nur für alle Fälle.« Er selbst war der Pilot des unsichtbaren Schiffs gewesen und

hatte den Angriff durchgeführt, der einen Krieg zwischen den Atreides und den Tleilaxu anzetteln sollte.

Der Baron stimmte ihm zu, da er nicht wollte, dass der Mentat zu selbstgefällig wurde. »Es kann nie schaden, einen Alternativplan zu haben.«

* * *

Die Vorbereitungen konnten rasch abgeschlossen werden. Hauptmann Kryubi bestand darauf, dass seine Männer die Anweisungen von Piter de Vries buchstabengetreu befolgten. Rabban marschierte wie ein großer Heerführer durch die Hangars und Kasernen und sorgte dafür, dass die Anspannung der Truppen nicht nachließ.

Die Passage durch die Gilde war bereits angefordert worden, während eine Harkonnen-Fregatte ausgeschlachtet und mit einem größeren Kontingent an Männern und Waffen als unter normalen Umständen beladen wurde. Auch das ultrageheime Schiff war dabei, das erst ein einziges Mal vor mehr als einem Jahrzehnt zum Einsatz gekommen war.

In militärischer Hinsicht war die Unsichtbarkeitstechnik ein potenzieller Vorteil, wie er in der aufgezeichneten Geschichte beispiellos war. Theoretisch hatten die Harkonnens dadurch die Möglichkeit, ihren Feinden schwere Schläge zu versetzen, ohne jemals in Verdacht zu geraten. Man konnte sich vage vorstellen, wie viel Graf Moritani von Grumman für einen solchen technischen Vorteil bezahlt hätte.

Das Nicht-Schiff hatte sich auf seiner Jungfernfahrt ausgezeichnet bewährt, doch dann war es zu Verzögerungen in der Planung gekommen, weil die Techniker verschiedene Macken reparieren mussten, die später aufgetreten waren. Einige der Probleme waren geringfügig, doch andere – vor allem mit dem eigentlichen Nicht-Feld-Generator – erwiesen sich als äußerst hartnäckig. Und da der richesische Erfinder nicht mehr am Leben war, konnten sie aus dieser Richtung keine Hilfe erwarten. Trotzdem hatte das Schiff

während der letzten Testflüge gut funktioniert, obwohl die Techniker vorsichtig gewarnt hatten, dass es möglicherweise nicht völlig kampftauglich war...

Der saumseligste der Frachtarbeiter musste langsam in einer Dampfpresse zerquetscht werden, um seine Kollegen hinreichend zu motivieren, auf keinen Fall den gesetzten Termin zu überziehen. Der Baron hatte es eilig.

* * *

Die voll beladene Fregatte ging über Wallach IX in den geostationären Orbit, genau über dem Komplex der Mütterschule. Der Baron, der sich mit Piter de Vries und Glossu Rabban auf der Brücke aufhielt, hatte befohlen, keinen Kontakt mit dem Hauptquartier der Bene Gesserit aufzunehmen. Dazu bestand auch keine Notwendigkeit.

»Bitte nennen Sie den Grund Ihres Hierseins«, verlangte eine weibliche Stimme ohne Freundlichkeit über einen Kommunikationskanal. War ein leicht überraschter Unterton herauszuhören?

Jetzt durfte de Vries antworten. »Seine Exzellenz, der Baron Wladimir Harkonnen von Giedi Primus, wünscht, auf einem abhörsicheren Kanal mit der Mutter Oberin zu sprechen.«

»Unmöglich. Einen solchen Wunsch hätten Sie vorher anmelden müssen.«

Der Baron beugte sich vor und sprach mit donnernder Stimme in das Kom-System. »Ich gebe Ihnen fünf Minuten, um eine sichere Verbindung mit Ihrer Mutter Oberin einzurichten. Andernfalls werde ich mein Anliegen über einen öffentlichen Kanal bekannt geben. Und das könnte... peinlich werden.«

Diesmal gab es eine längere Pause. Kurz vor Ablauf der Frist drang eine andere, krächzendere Stimme aus dem Lautsprecher. »Ich bin Mutter Oberin Harishka. Ich spreche über meinen privaten Kom-Kanal.«

»Fein. Dann hören Sie gut zu.« Der Baron lächelte.

De Vries trug die Angelegenheit vor. »Die Artikel der Großen Konvention äußern sich bezüglich gewisser Verbrechen sehr eindeutig, Mutter Oberin. Diese Gesetze traten unmittelbar nach dem Ende der Schreckensherrschaft der Maschinen in Kraft. Ein Verbot bezieht sich auf den Einsatz von Atomwaffen gegen Menschen. Ein anderes auf die Kriegsführung mit biologischen Mitteln.«

»Ja, das ist mir bekannt. Ich bin kein Militärhistoriker, aber ich kann jemanden kommen lassen, der Ihnen den exakten Wortlaut vorträgt, wenn Sie möchten. Hat sich Ihr Mentat unzureichend über solche juristische Details informiert, Baron? Ich verstehe nicht, was das alles mit den Bene Gesserit zu tun hat. Möchten Sie mir vielleicht noch eine weitere Gutenachtgeschichte erzählen?«

Ihr Sarkasmus konnte nur bedeuten, dass sie nervös geworden war. »»Die Formen müssen gewahrt bleiben««, zitierte der Baron. »Die Strafe für eine Verletzung dieser Gesetze ist die unverzügliche Vernichtung der Täter durch den Landsraad. Jedes Haus hat geschworen, einen Beitrag zur unüberwindlichen Gesamtstreitmacht zu liefern, die gegen den Schuldigen mobilisiert wird.« Er hielt kurz inne, dann wurden seine Worte drohender. »Die Formen wurden nicht gewahrt, stimmt's, Mutter Oberin?«

Piter de Vries und Rabban blickten sich grinsend an.

Der Baron fuhr fort. »Das Haus Harkonnen ist bereit, eine offizielle Beschwerde an den Imperator und den Landsraad zu schicken und die Bene Gesserit des illegalen Einsatzes biologischer Waffen gegen ein Großes Haus anzuklagen.«

»Sie reden Unsinn. Die Bene Gesserit setzen keine militärischen Mittel ein.« Sie klang aufrichtig verblüfft. War es möglich, dass sie wirklich keine Ahnung hatte?

»Hören Sie gut zu, Mutter Oberin. Wir haben unwiderlegbare Beweise, dass Ihre Ehrwürdige Mutter Gaius Helen Mohiam meine Person zum Angriffsziel eines Krankheitserregers machte, während ich einen Gefallen erfüllte, den die Schwesternschaft von mir verlangt hatte. Fragen Sie die

Hexe, falls Ihre Untergebenen Ihnen derartige Fakten vorenthalten.«

Der Baron erwähnte nicht, dass die Schwesternschaft ihn mit Informationen über seine illegalen Gewürzlager erpresst hatte. Doch er war vorbereitet, falls dieser Punkt erneut zur Sprache kommen sollte. Seine Melangevorräte waren längst in abgelegene Regionen entfernter Harkonnen-Welten geschafft worden, wo man sie nie finden würde.

Zufrieden lehnte sich der Baron zurück und lauschte der Totenstille. Er stellte sich den Ausdruck des Entsetzens auf dem Gesicht der Mutter Oberin vor. Dann stieß er das Messer noch tiefer in die Wunde. »Falls Sie unsere Interpretation anzweifeln, schlagen Sie noch einmal den genauen Wortlaut der Großen Konvention nach und überlegen Sie, ob Sie eine offene Verhandlung vor dem Landsraad riskieren möchten. Denken Sie auch daran, dass das Werkzeug Ihres Angriffs - die Ehrwürdige Mutter Mohiam - mit einem Gildeschiff zu mir gebracht wurde. Wenn die Gilde davon erfährt, wird sie nicht gerade begeistert sein.« Er trommelte mit den Fingern auf einer Konsole. »Selbst wenn Ihre Schwesternschaft nicht vollständig ausgelöscht wird, werden Sie unter schweren Sanktionen durch das Imperium zu leiden haben. Vielleicht schickt man Sie sogar in die Verbannung.«

Endlich antwortete Harishka, aber ihre Stimme konnte kaum verbergen, wie sehr die Drohung sie erschüttert hatte. »Sie übertreiben das Ausmaß des Falles, Baron, aber ich will offen mit Ihnen darüber reden. Was verlangen Sie von uns?«

Er spürte mit Genugtuung, wie sie sich in seinem Griff wand. »Ich werde mit einem Shuttle landen und mich mit Ihnen treffen. Schicken Sie uns einen Piloten, der uns durch ihr planetares Verteidigungssystem schleust.« Er erwähnte nicht, dass er veranlasst hatte, die Anklage samt der Beweise an Kaitain zu übermitteln, falls ihm während dieser Reise etwas zustoßen sollte. Das musste der Mutter Oberin klar sein.

»Gewiss, Baron, aber Sie werden schon bald feststellen, dass alles nur ein furchtbares Missverständnis ist.«

»Sorgen Sie nur dafür, dass Mohiam ebenfalls anwesend ist. Und bereiten Sie alles vor, mich durch eine wirksame Therapie von der Krankheit zu befreien – wenn Sie möchten, dass Sie und Ihre Schwesternschaft dieses Debakel heil überstehen.«

Die uralte Mutter Oberin ließ sich nicht beeindrucken. »Wie groß ist Ihr Gefolge?«

»Sag ihr, dass wir mit einer kompletten Armee kommen«, flüsterte Rabban seinem Onkel zu.

Der Baron stieß ihn weg. »Ich und sechs weitere Männer.«

»Ihr Antrag auf ein Gespräch ist genehmigt.«

Als der Kanal geschlossen war, fragte Rabban: »Kann ich mitkommen, Onkel?«

»Weißt du noch, was ich dir über das Thema Finesse gesagt habe?«

»Ich habe die Definition des Wortes nachgeschlagen, wie du befohlen hast.«

»Dann bleib hier und denk noch eine Weile darüber nach, während ich mit der Hexenmutter rede.«

Wütend stapfte Rabban davon.

Eine Stunde später dockte ein Leichter der Bene Gesserit an der Harkonnen-Fregatte an. Eine junge Frau mit schmalem Gesicht und welligem rotbraunem Haar stieg aus. Sie trug eine glänzende schwarze Uniform. »Ich bin Schwester Cristane. Ich werde Sie sicher zur Planetenoberfläche führen.« Ihre Augen funkelten. »Die Mutter Oberin erwartet Sie bereits.«

Der Baron setzte sich zusammen mit sechs handverlesenen bewaffneten Männern in Bewegung. Piter de Vries sprach so leise, dass die Hexe ihn nicht verstehen konnte. »Unterschätzen Sie niemals die Bene Gesserit, mein Baron.«

»Keine Sorge, Piter«, knurrte der Baron. »Jetzt haben wir sie im Griff.« Dann ging er weiter und bestieg den Leichter.

24

Die Religion stellt den Versuch des Erwachsenen dar, ein Kind zu bleiben. Sie ist das Sich-Einkapseln in die Glaubenswelt der Vergangenheit, in die Mythologie, die aus vertrauensvollen Mutmaßungen über das Universum besteht, Erklärungen von Menschen, die nach persönlicher Macht streben... all das vermischt mit Fragmenten der Erkenntnis. Und immer wieder lautet ihr ultimativer, unausgesprochener Befehl: »Du sollst keine Fragen stellen.« Aber wir stellen Fragen und ignorieren diesen Befehl aus ganz natürlichen Gründen. Denn die Aufgabe, die wir uns gestellt haben, besteht darin, die Vorstellungskraft zu befreien und die Ketten zu zerreißen, die den Menschen an der Entfaltung seiner Kreativität hindern.

Credo der Bene Gesserit

Lady Margot Fenring war eine schöne Frau, die auf einer trostlosen Welt gefangen saß, aber sie beklagte sich weder über die Kargheit des Lebens noch über die extreme Hitze oder den Mangel an Luxus in der staubigen Garnisonsstadt. Arrakeen lag in einer harten Salzpfanne. Im Süden begann die unbewohnbare Wüste, und im Nordwesten zeigten sich felsige Erhebungen einschließlich des zerklüfteten Schildwalls. Da die Ansiedlung einige Kilometer nördlich der Wurmlinie lag, war sie niemals von den großen Sandwürmern der Wüste angegriffen worden - obwohl die Wurmlinie keineswegs eine klar definierte Grenze war. Wenn sich nun etwas verändert hatte? Das Leben auf dem Wüstenplaneten konnte niemals völlig sicher sein.

Margot dachte an die Schwestern, die für die Missionaria

Protectiva gearbeitet hatten und auf dieser Welt verschollen waren. Vor langer Zeit waren sie auf Befehl ihrer Mutter Oberin in die Wüste aufgebrochen, dann hatte man nie wieder etwas von ihnen gehört.

Arrakeen stand unter der Herrschaft der Wüste... der Trockenheit und der überragenden Bedeutung des Wassers, der furchtbaren Stürme und der Legenden von Gefahr und Überleben. Margot spürte an diesem Ort eine große Abgeklärtheit und Religiosität. Hier konnte man weit entfernt vom wahnsinnigen Treiben am imperialen Hof in Ruhe über Natur, Philosophie und Religion meditieren. Hier hatte sie Zeit für viele Dinge – und Zeit, sich selbst zu erfahren.

Was hatten die verschollenen Frauen gefunden?

Im zitronengelben Schimmer der Dämmerung war sie auf einen Balkon der Residenz getreten. Feiner Staub filterte das Licht der aufgehenden Sonne und verlieh der Landschaft ein verändertes Gesicht. In den tiefen Schatten verbargen sich unbekannte Geschöpfe. Sie sah, wie ein Wüstenfalke zum sonnengetränkten Horizont flog und mit minimalem Kraftaufwand die Flügel bewegte. Der Sonnenaufgang war wie ein Gemälde der großen Meister, eine Orgie aus Pastellfarben, vor denen sich deutlich die Dächer der Stadt und der Schildwall abzeichneten.

Irgendwo da draußen lebten die rätselhaften Fremen in zahllosen Sietches, die sich in felsigen Einöden verbargen. *Sie* hatten die Antworten, die Margot benötigte, die lebenswichtigen Informationen, die sie auf Anweisung von Mutter Oberin Harishka beschaffen sollte. Hatten die Wüstennomaden die Lehren der Missionaria Protectiva angenommen, oder hatten sie die Botinnen einfach getötet und ihr Wasser genommen?

Hinter ihr lag das kürzlich fertig gestellte Treibhaus, dessen Luftschleuse nur von ihr persönlich geöffnet werden konnte. Graf Fenring, der zu dieser Stunde noch schlief, hatte ihr geholfen, die exotischsten Pflanzen des Imperiums zu beschaffen. Doch nur ihre Augen durften sich daran erfreuen.

In letzter Zeit hatte sie Gerüchte gehört, in denen es darum ging, dass die Fremen von einem grünen Arrakis träumten – ein typisches Beispiel für die Paradiesmythen, wie sie häufig von der Missionaria Protectiva verbreitet wurden. Das konnte ein Hinweis auf die vermissten Schwestern sein. Andererseits war es nichts Ungewöhnliches, wenn ein Volk, das in einer rauen Umwelt ums Überleben kämpfte, Träume von einem Garten Eden entwickelte – auch ohne Anregung durch die Bene Gesserit. Es wäre interessant gewesen, mit dem Planetologen Kynes über diese Geschichten zu reden, ihn vielleicht zu fragen, wer dieser mysteriöse ›Umma‹ der Fremen sein mochte. Sie konnte sich nicht vorstellen, wie all diese Dinge zusammenhingen.

Der Wüstenfalke nutzte die Aufwinde, um immer höher zu steigen.

Margot nahm einen Schluck Melange-Tee aus einer kleinen Tasse. Sie spürte, wie sich die beruhigende Wärme der Gewürzessenz in ihrem Mund ausbreitete. Obwohl sie schon seit zwölf Jahren auf Arrakis lebte, nahm sie das Gewürz nur in geringen Dosen zu sich. Sie achtete sorgsam darauf, dass ihre Abhängigkeit nicht so groß wurde, dass sich ihre Augenfarbe veränderte. Am frühen Morgen jedoch verstärkte die Melange ihre Fähigkeit, die natürliche Schönheit von Arrakis wahrzunehmen. Sie hatte gehört, dass Melange niemals den gleichen Geschmack hatte, dass sie wie das Leben war, das sich ebenfalls laufend veränderte...

Veränderung war ein Schlüsselbegriff, wenn man diese Welt und die Fremen verstehen wollte. Oberflächlich betrachtet wirkte Arrakis stets gleich, eine Wüste, die sich über endlose Weiten und bis in alle Ewigkeit erstreckte. Aber in Wirklichkeit war die Wüste viel mehr. Margots Haushälterin, die Fremen Shadout Mapes, hatte eines Tages zu ihr gesagt: »Arrakis ist nicht, was es scheint, Mylady.« Faszinierende Worte...

Manche behaupteten, die Fremen seien fremdartig, feindselig und faul. Außenstehende neigten zu Vorurteilen und Zuspitzungen, da sie sich keine Mühe gaben, die einheimi-

sche Bevölkerung wirklich zu verstehen. Für Margot jedoch hatte die Fremdheit der Fremen etwas Faszinierendes. Sie wollte alles über ihren unbändigen Freiheitsdrang wissen, wollte verstehen, wie sie dachten und wie sie hier überleben konnten. Wenn sie besser mit ihnen vertraut war, konnte sie ihre Aufgabe effizienter erfüllen.

Dann würde sie die Antworten finden, nach denen sie suchte.

Durch das Studium der Fremen, die in ihrem Anwesen arbeiteten, hatte Margot kaum merkliche Charakteristika ihrer Körpersprache, ihrer Sprechweise und ihres Körpergeruchs identifizieren können. Wenn die Fremen etwas zu sagen hatten und der Meinung waren, dass man es hören sollte, dann sagten sie es. Andernfalls gingen sie mit gesenktem Kopf fleißig ihren Aufgaben nach, um anschließend wieder mit dem Hintergrund ihrer Kultur zu verschmelzen und so unauffällig wie ein einzelnes Sandkorn in der Wüste zu werden.

Da sie endlich Antworten erhalten wollte, hatte Margot überlegt, ob sie unumwunden ihre Fragen stellen sollte, ob sie nach Informationen über die verschollenen Schwestern verlangen sollte, in der Hoffnung, dass die Haushaltsdiener ihre Fragen in die Wüste trugen. Aber sie wusste, dass die Fremen einfach verschwinden würden, weil sie sich niemals zu etwas zwingen ließen.

Vielleicht sollte sie sich ihnen von ihrer verletzlichen Seite zeigen, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Anfangs wären die Fremen sicher schockiert, dann verblüfft... und schließlich vielleicht bereit, mit ihr zu kooperieren.

Meine einzige Pflicht gilt der Schwesternschaft. Ich bin eine loyale Bene Gesserit.

Aber wie sollte sie unaufdringlich und ohne Misstrauen zu erregen mit den Fremen kommunizieren? Sie überlegte, ob sie eine Nachricht verfassen und an einem Ort hinterlegen sollte, wo sie zweifellos gefunden wurde. Die Fremen waren stets wachsam und sammelten heimlich Informationen.

Nein, Margot musste subtil vorgehen und diese Menschen gleichzeitig respektvoll behandeln. Sie musste mit Lockungen und Verführungen arbeiten.

Dann fiel ihr eine seltsame Praxis ein, die sie aus ihren Weitergehenden Erinnerungen kannte... oder hatte sie während ihres Studiums auf Wallach IX darüber gelesen? Wie dem auch sei, auf Altterra hatte eine Kultur namens Japan existiert, die auf ausgeprägten Ehrbegriffen basierte. Dort hatte es die Tradition gegeben, Ninja-Assassinen zu mieten, um sich aus juristischen Verstrickungen zu befreien. Wer die Dienste der im Verborgenen arbeitenden Killer in Anspruch nehmen wollte, musste vor eine bestimmte Wand treten und den Namens des Opfers sowie ein Preisangebot flüstern. Obwohl sie unsichtbar blieben, hörten die Ninjas alles, sodass ein Vertrag geschlossen werden konnte.

Auch hier in der Residenz hörten die Fremen alles.

Margot warf das blonde Haar über die Schultern zurück, lockerte ihr glattes, kühles Gewand und trat in den Korridor vor ihren Arbeitszimmern. Im riesigen Anwesen waren selbst in den frühen Morgenstunden überall Menschen unterwegs, um aufzuräumen und zu putzen.

Margot stand im Innenhof und blickte zur hohen Wölbung der Decke hinauf. Sie wusste, dass die Architektur der alten Residenz ein Flüstergewölbe bildete. Irgendwer würde sie irgendwo hören. Sie wusste nicht, wer es sein würde, und sie wollte es auch gar nicht wissen.

Sie sprach mit leiser, gerichteter Stimme. »Die Bene-Gesserit-Schwestern, die ich hier vertrete, haben den größten Respekt vor der Kultur der Fremen. Und ich bin sehr an Ihren Angelegenheiten interessiert.« Sie wartete, bis die leisen Echos verklungen waren. »Wenn jemand mich hört – ich kann Ihnen vielleicht Informationen über den *Lisan al-Gaib* anvertrauen. Aspekte, von denen Sie noch nichts wissen dürften.«

Der *Lisan al-Gaib*, die ›Stimme der Außenwelt‹, war ein Fremen-Mythos über eine Messiasgestalt, einen Propheten, der verblüffende Parallelen zu den Plänen der Schwes-

ternschaft aufwies. Offenbar hatte eine frühere Repräsentantin der Missionaria Protectiva diese Legende angeregt, um die Ankunft des Kwisatz Haderach der Bene Gesserit vorzubereiten. Solche Vorbereitungen waren auf zahllosen Welten des Imperiums getroffen worden. Margots Andeutung würde zweifellos die Neugier der Fremen wecken.

Sie sah einen flüchtigen Schatten, ein dunkles Gewand, lederartige Haut.

Als sie im weiteren Verlauf des Tages die Fremen-Angestellten bei ihrer Haushaltsarbeit beobachtete, hatte Margot den Eindruck, dass sie nicht mehr wie bisher den Blick ihrer völlig blauen Augen niederschlugen, sondern sie mit neuem Interesse musterten und prüften.

Mit der nahezu unerschöpflichen Geduld einer Bene Gesserit wartete sie ab.

25

Erniedrigungen werden niemals vergessen.

Rebec von Ginaz

Die nächste Insel der Ginaz-Schule war der Überrest eines uralten Vulkans, ein karger Schorf, der aus dem Wasser ragte und von der tropischen Sonne ausgedörrt wurde. Wie auf der vorigen Insel wirkte die Siedlung in der Senke des Kraters wie eine Strafkolonie.

Auf dem steinigen Exerzierplatz stand Duncan neben dem rothaarigen Hiih Resser von Grumman in den Reihen der einhundertzehn anderen jungen Männer. Von den ursprünglich hundertfünfzig Schülern hatten neununddreißig die erste Prüfungsphase nicht bestanden.

Man hatte Duncan das lockige schwarze Haar geschoren und ihn in einen weit geschnittenen schwarzen *Gi* der Schule gesteckt. Jeder Student hatte die Waffen dabei, die er mit nach Ginaz gebracht hatte - in Duncans Fall das Schwert des alten Herzogs. Doch es war kein Talisman, der ihn an zu Hause erinnerte, sondern er würde lernen, sich in erster Linie auf seine eigenen Fähigkeiten und Reaktionen zu verlassen. Inzwischen war der junge Mann zuversichtlich und bereit. Er wollte endlich mit der Ausbildung beginnen.

Der stellvertretende Lehrmeister des Lagers im Krater hatte sich als Jeh-Wu vorgestellt. Er war muskulös und hatte eine runde Nase und ein flaches Kinn, was ihm das Aussehen eines Leguans verlieh. Sein langes schwarzes Haar wellte sich in schlangengleichen Locken. »Der Treueschwur«, sagte er. »Im Chor!«

»Im Angedenken der Schwertmeister«, riefen Duncan und die anderen Schüler, »mit Herz, Seele und Geist schwö-

ren wir im Namen von Jool-Noret bedingungslose Treue. Die Ehre ist die Essenz unseres Lebens.«

Es folgte ein Moment des Schweigens, als alle des großen Mannes gedachten, der die Prinzipien geprägt hatte, auf denen sich Ginaz gründete, dessen heilige sterbliche Überreste im großen Verwaltungsgebäude auf der Hauptinsel betrachtet werden konnten.

Während sie stillstanden, ging der neue Ausbilder die Reihen entlang und musterte die Kandidaten. Vor Duncan bliebt Jeh-Wu stehen und reckte den Kopf. »Zeig mir deine Waffe.« Er sprach Ginazi, und seine Worte wurden von einem dünnen roten Halsband in Galach übersetzt.

Duncan tat wie befohlen und reichte ihm das Schwert des alten Herzogs. Jeh-Wus Augenbrauen hoben sich unter dichten Locken, die ihm wie eine Gewitterwolke in die Stirn hingen. »Ein gutes Schwert. Ausgezeichnete Metallverarbeitung. Reiner Damaszener Stahl.« Er bog die Klinge fachmännisch durch und ließ sie wieder zurückschnellen, worauf sie wie eine angeschlagene Stimmgabel sang.

»Es heißt, jede neu geschmiedete Damaszener Klinge würde mit dem Blut eines Sklaven getauft.« Jeh-Wu hielt inne; nun wirkten seine Locken wie angriffslustige Schlangen. »Bist du dumm genug, solchen Unsinn zu glauben, Idaho?«

»Das hängt davon ab, ob es wahr ist oder nicht, Herr.«

Der mürrische Lehrmeister zeigte endlich ein schwaches Lächeln, aber er hielt es nicht für nötig, Duncans Frage zu beantworten. »Wie ich erfahren habe, ist dies das Schwert von Herzog Paulus Atreides.« Er kniff die Augen zusammen und sprach mit wärmerer Stimme weiter. »Gib dir Mühe, dich dieser Klinge würdig zu erweisen.« Damit schob er es in die Scheide an Duncans Gürtel zurück.

»Du wirst lernen, mit anderen Waffen zu kämpfen, bis du bereit bist, deine eigene zu führen. Geh zum Waffenlager und lass dir ein schweres Breitschwert geben, dann leg eine komplette Rüstung an, einen antiken Harnisch.« Jetzt wirkte das Lächeln auf Jeh-Wus Leguan-Gesicht unheimlich. »Du

brauchst beides für die Lektion des heutigen Nachmittags. Ich habe vor, an dir ein Exempel zu statuieren.«

* * *

Der Kraterboden war mit Bimssteinschotter bedeckt, aus dem überall bedrohlich wirkende Felsen hervorragten. Duncan Idaho kam in voller Metallrüstung angestapft. Der Helm schränkte sein Sichtfeld erheblich ein und zwang ihn, geradeaus durch den Schlitz zu starren. Das Metall schien mehr als hundert Pfund zu wiegen und ihn zu Boden pressen zu wollen. Über dem Kettenhemd trug er Schulterplatten, Brustharnisch, Plattenschurz, Arm- und Beinröhren und dazu ein riesiges zweihändiges Breitschwert.

»Stell dich dort drüben auf!« Jeh-Wu deutete auf ein Stück festgetretenen Bodens. »Überlege, wie du in diesem Aufzug kämpfen willst. Das ist keine leichte Aufgabe.«

Innerhalb kürzester Zeit hatte die Sonne über der Insel seine Rüstung in einen glühenden, engen Ofen verwandelt. Obwohl er bereits heftig schwitzte, kostete es Duncan noch größere Anstrengung, sich über den unebenen Boden zu bewegen. Er konnte kaum die Arme und Beine beugen.

Keiner der anderen Schüler trug eine ähnliche Rüstung, aber Duncan war keineswegs stolz auf diese Auszeichnung. »Ich würde lieber einen Körperschild tragen«, sagte er. Seine Stimme hallte im Helm wider und drang kaum nach draußen.

»Heb deine Waffe!«, befahl der stellvertretende Lehrmeister.

Wie ein angeketteter Sträfling stemmte Duncan unbeholfen das Breitschwert hoch. Mit bewusster Anstrengung gelang es ihm, die Finger in den steifen Panzerhandschuhen um den Griff zu schließen.

»Vergiß nicht, Duncan Idaho, du trägst eine starke Rüstung... und verfügst damit über einen entscheidenden Vorteil. Jetzt verteidige dich!«

Er hörte einen Ruf, der von außerhalb seines beschränk-

ten Sichtfeldes kam, dann war er plötzlich von anderen Schülern umringt. Sie griffen ihn mit konventionellen Schwertern an, die lärmend gegen das Metall seiner Rüstung krachten. Es klang wie ein heftiger Hagelschauer auf einem dünnen Metalldach.

Duncan drehte sich und schlug mit dem Schwert um sich, aber er bewegte sich viel zu langsam. Es gab einen ohrenbetäubenden Knall, als ein Knauf seinen Helm traf. Obwohl er sich nach Kräften wehrte, konnte er seine Gegner durch den Helmschlitz kaum erkennen. Sie wichen seinen Hieben mühelos aus. Wieder traf ihn ein schwerer Schlag, diesmal auf die Schulterplatte. Er ging in die Knie und mühte sich ab, wieder auf die Beine zu kommen.

»Nun kämpf schon, Idaho!«, rief Jeh-Wu und hob ungeduldig die Augenbrauen. »Steh nicht einfach nur herum!«

Duncan wagte es nicht, den anderen Schülern mit seinem großen Breitschwert möglicherweise Verletzungen zuzufügen. Doch keiner der Schläge, die er mit der flachen Seite ausführte, berührte auch nur das vorgesehene Ziel. Die Schüler kehrten zurück und schlugen wieder auf ihn ein. Er war schweißüberströmt, und schwarze Punkte tanzten vor seinen Augen. Die Luft im Helm wurde immer stickiger.

Ich kann viel besser kämpfen!

Duncan verlegte sich darauf, mehr Kraft einzusetzen. Die Schüler mussten sich vor seinen Hieben in Acht nehmen, aber die schwere Rüstung bremste seine Bewegungen. Sein keuchender Atem und sein pochendes Herz klangen ohrenbetäubend laut.

Der Kampf ging weiter, bis er schließlich auf dem unebenen Schotterboden zusammenbrach. Der Lehrmeister nahm ihm den schweren Helm ab. Vor der plötzlichen Helligkeit musste Duncan die Augen schließen. Er schnappte nach Luft und schüttelte sich den Schweiß aus den Augen. Das Gewicht der Rüstung drückte ihn wie der Fuß eines Riesen zu Boden.

Jeh-Wu ragte über ihm auf. »Du warst von uns allen am besten geschützt, Duncan Idaho. Und du hattest das größte

Schwert.« Der Lehrmeister blickte auf die hilflose Gestalt des Jungen herab und wartete, bis er seine Worte verarbeitet hatte. »Und doch hast du kläglich versagt. Kannst du mir den Grund dafür erklären?«

Duncan schwieg. Er brauchte keine Erklärungen für die Demütigungen, die er während dieses Trainings erlitten hatte. Er wusste, dass man im Leben immer wieder mit Problemen konfrontiert wurde, denen man sich stellen und die man überwinden musste. Er würde alle Widrigkeiten akzeptieren und sie dazu benutzen, seine Fähigkeiten und Kräfte zu stärken. Das Leben war nicht immer gerecht.

Jeh-Wu wandte sich an die anderen Schüler. »Sagt mir, was wir heute gelernt haben!«

Ein kleiner dunkelhäutiger Schüler von der künstlichen Welt Al-Dhanab meldete sich prompt zu Wort: »Ein perfekter Schutz muss nicht immer ein Vorteil sein. Wer sich zu gut verteidigt, schränkt sich damit in anderer Hinsicht ein.«

»Gut.« Jeh-Wu strich mit dem Finger über eine Narbe an seinem Kinn. »Noch etwas?«

»Bewegungsfreiheit ist eine bessere Verteidigung als eine schwerfällige Rüstung«, sagte Hiih Resser. »Der Falke ist sicherer vor einem Angriff als die Schildkröte.«

Es kostete Duncan große Anstrengung, sich aufzusetzen, dann warf er angewidert das schwere Breitschwert fort. Mit heiserer Stimme sagte er: »Und die größte Waffe ist nicht immer die tödlichste.«

Der Lehrmeister blickte auf ihn herab und bedachte ihn mit einem aufrichtigen Lächeln. »Ausgezeichnet, Idaho. Vielleicht lernst du hier tatsächlich noch das eine oder andere.«

26

Lerne, genauso in die Zukunft zu schauen, wie ein Steuermann die Sterne als Leuchtfeuer benutzt, um den Kurs seines Schiffs zu korrigieren. Lerne von der Vergangenheit, aber benutze sie niemals als Anker.

Sigan Visee, Leitender Ausbilder,
Navigatorenschule der Gilde

Tief unter den Höhlen der Hauptstadt von Ix leuchteten die heißen unterirdischen Tunnel in Rot und Orange. Vor Generationen hatten ixianische Architekten kraftfeldverstärkte Schächte in den geschmolzenen Mantel des Planeten getrieben, die als hungrige Mäuler für Industrieabfälle dienten. Die stickige Luft roch nach beißenden Chemikalien und Schwefel.

Suboiden-Arbeiter schwitzten während ihrer Zwölf-Stunden-Schicht neben automatischen Förderbändern, die den Müll in die bodenlosen Höllengruben kippten. Tleilaxu-Wachen standen gelangweilt und unaufmerksam in ihren Gewändern daneben. Arbeiter mit stumpfen Mienen durchsuchten den Abfall der ausgeschlachteten Fabriken nach wertvollen Anteilen und retteten Gegenstände aus Metall, Drähte und ganze Bauteile vor dem Glutofen.

C'tair benutzte diese Arbeit, um zu stehlen, was er konnte.

Ohne zwischen seinen Kollegen aufzufallen konnte der junge Mann mehrere wertvolle Kristalle, winzige Energiespeicher und sogar ein Mikrosensorgitter stibitzen. Nachdem die Sardaukar vor zwei Monaten das Treffen der Freiheitskämpfer gesprengt hatten, gab es kein Netzwerk mehr, über das er sich mit technischen Bauteilen versorgen konn-

te. Jetzt stand er völlig allein da, aber er war nicht bereit, den Kampf aufzugeben.

Zwei Monate lang hatte er in ständiger Paranoia gelebt. Obwohl er noch ein paar flüchtige Kontakte in den Raumhafenhöhlen und den Rohstoffverarbeitungsebenen hatte, waren alle Rebellen, die C'tair kannte, alle Schwarzmarkthändler, mit denen er zu tun gehabt hatte, niedergemetzelt worden.

Er bewegte sich mit besonderer Behutsamkeit und vermied es, seine früheren Verstecke aufzusuchen, weil er befürchtete, ein gefangener und verhörter Rebell könnte etwas über seine Identität ausgeplaudert haben. Nachdem er selbst den Kontakt zu Miral Alechem verloren hatte, zog er sich buchstäblich noch tiefer in den Untergrund zurück, tiefer als jemals zuvor, und arbeitete nun an den Abfallentsorgungsschächten.

Einer seiner Kollegen war zu unruhig und blickte sich zu häufig um. Der Mann schien C'tairs Intelligenz zu spüren, obwohl dieser ihn geflissentlich ignorierte. Er nahm keinen Blickkontakt auf und begann kein Gespräch, obwohl der Mann offensichtlich eine Verbindung herstellen wollte. C'tair vermutete, dass er ebenfalls auf der Flucht war und vorgab, weniger zu sein, als er tatsächlich war. Doch C'tair konnte es sich nicht leisten, irgendjemandem zu vertrauen.

Er bewahrte den Anschein der Abgestumpftheit und dachte daran, die Arbeitsstelle zu wechseln. Ein neugieriger Kollege konnte sehr gefährlich werden. Möglicherweise war er sogar ein Gestaltwandler. Vielleicht musste C'tair fliehen, bevor ihm jemand auf die Schliche kommen konnte. Die Tleilaxu hatten systematisch die ixianische Mittelklasse und den Adel ausgelöscht und würden nicht eher Frieden geben, bis sie selbst den Staub unter ihren Stiefel zertreten hatten.

Eines Nachmittags tauchte ein Meister in Begleitung eines Wachmanns auf. C'tairs Haar hing kraftlos vor seinen Augen, und er war in Schweiß gebadet. Sein neugieriger

Kollege erstarrte und widmete sich dann mit übertriebenem Eifer wieder seiner Aufgabe.

C'tair wurde eiskalt und übel. Wenn die Tleilaxu seinetwegen gekommen waren, wenn sie wussten, wer er war, würden sie ihn tagelang foltern, bevor sie ihn schließlich exekutierten. Er spannte die Muskeln an und machte sich auf einen Kampf gefasst. Vielleicht konnte er mehrere Tleilaxu in die Magmagrube werfen, bevor sie ihn überwältigten.

Doch stattdessen trat der Wachmann hinter den nervösen Mann neben C'tair. Der Tleilaxu-Meister rieb die spinnendürren Finger aneinander und lächelte. Er hatte eine lange Nase und ein schmales Kinn. Seine graue Haut sah aus, als wäre sie schon vor längerer Zeit abgestorben. »Sie, Bürger... Suboide... oder was immer Sie sein mögen. Wir haben Ihre wahre Identität ermittelt.«

Der Mann hob den Kopf und warf C'tair einen kurzen Blick zu, als wollte er ihn um Hilfe bitten, aber C'tair gab sich Mühe, keinerlei Reaktion zu zeigen.

»Sie müssen sich nicht mehr verstellen«, fuhr der Meister mit einschmeichelnder Stimme fort. »Wir haben Dokumente gefunden. Wir wissen, dass Sie in Wirklichkeit ein Buchhalter waren, der für die Inventurlisten ixianischer Industrieprodukte verantwortlich war.«

Der Wachmann legte dem Mann eine Hand auf die Schulter. Der Arbeiter wand sich und geriet in Panik. Seine Maske fiel von ihm ab.

Der Tleilaxu-Meister kam näher, doch sein Auftreten hatte überhaupt nichts Bedrohliches. »Sie haben ein falsches Bild von uns, Bürger. Wir haben große Mühen auf uns genommen, Ihre Spur zu verfolgen, weil wir Ihre Dienste benötigen. Wir Bene Tleilax, Ihre neuen Herren, benötigen intelligente Arbeiter, die uns im Verwaltungszentrum unterstützen. Jemanden mit Ihren mathematischen Fähigkeiten können wir gut gebrauchen.«

Der Meister deutete auf die heiße, stinkende Höhle. Das automatische Förderband bewegte sich ratternd weiter und fütterte den Höllenschlund mit Steintrümmern und un-

brauchbarem Metall. »Diese Arbeit wird Ihren Fähigkeiten nicht gerecht. Kommen Sie mit uns, dann geben wir Ihnen eine viel interessantere und lohnenswertere Aufgabe.«

Plötzlich schöpfte der Mann neue Hoffnung, nickte mit einem vorsichtigen Lächeln. »Ich bin ein recht guter Buchhalter. Ich könnte Ihnen helfen. Ich könnte ein wertvoller Mitarbeiter für Sie sein. Sie müssen diesen Planeten nach wirtschaftlichen Kriterien verwalten.«

C'tair hätte ihn am liebsten angeschrien. Wie konnte der Mann nur so dumm sein? Nachdem er mehr als zehn Jahre lang unter der Herrschaft der Tleilaxu überlebt hatte, durfte er einfach nicht mehr auf einen so plumpen Trick hereinfallen.

»Finden Sie?«, sagte der Meister. »Wenn Sie vor den Ausschuss treten, können Sie Ihre Ideen ausführlich erläutern.«

C'tair bekam einen Schreck, als sich der Wachmann plötzlich zu ihm umblickte. »Haben Sie dazu irgendetwas zu sagen, Bürger?«

C'tair gab sich alle Mühe, seinen stumpfen Gesichtsausdruck beizubehalten, keine Furcht in seinen Augen erkennbar werden zu lassen und mit langsamer und träger Stimme zu sprechen. »Nur dass ich jetzt mehr Arbeit habe.« Er starrte trostlos auf das Förderband.

»Dann streng dich gefälligst an!«

Der Wachmann und der Tleilaxu-Meister führten den Mann ab. C'tair machte sich wieder an die Arbeit, musterte den Abfall und drehte jedes Stück um, bevor es in den tiefen Schacht stürzte...

Zwei Tage später wurde C'tair und den anderen Arbeitern seiner Schicht befohlen, sich auf dem Boden der Haupthöhle zu versammeln, damit sie der grausamen Hinrichtung des Buchhalters, den man als ›Spion‹ entlarvt hatte, beiwohnen konnten.

* * *

Als er während seiner monotonen alltäglichen Routine zufällig Miral Alechem wiederbegegnete, konnte C'tair seine Überraschung gut verbergen.

Er hatte erneut die Arbeitsstelle gewechselt, weil ihn die Verhaftung des Buchhalters nervös gemacht hatte. Er hatte nie häufiger als zwei Tage hintereinander dieselbe Identitätskarte benutzt. Wenn er wieder einmal an einem neuen Arbeitsplatz auftauchte, erntete er regelmäßig neugierige Blicke, aber die ixianischen Arbeiter waren klug genug, keine Fragen zu stellen. Jeder Fremde konnte genauso gut ein Gestaltwandler sein, der die Schicht infiltrierte, um Informationen über Aufruhr oder geheime Sabotagepläne aufzuschnappen.

C'tair konnte nur den richtigen Augenblick abwarten und neue Pläne schmieden. Zur Essensausgabe suchte er immer wieder andere Stellen aus, wo er sich in die langen Schlangen einreihte, die auf die Zuteilung der geschmacklosen Rationen warteten.

Die Tleilaxu setzten biotechnische Anlagen ein, um in dunklen Bottichen undefinierbare Nahrungsmittel zu erzeugen. Sie regten die Zellteilung von Blatt- und Wurzelgemüse an, sodass den Pflanzen unförmige Tumoren aus nährstoffhaltigem Material wuchsen. Das Essen war keine angenehme Angelegenheit mehr, sondern nur noch eine notwendige Verrichtung, ähnlich wie die Routineaufgaben eines Fließbandarbeiters.

C'tair erinnerte sich an die Zeit, die er im Großen Palais mit seinem Vater, dem ixianischen Botschafter auf Kaitain, und seiner Mutter, einer wichtigen Angestellten der Gildebank, verbracht hatte. Sie hatten importierte Delikatessen und die besten Weine des Imperiums genossen. Jetzt kamen ihm diese Dinge so unwirklich vor. Er konnte sich kaum noch daran erinnern, wie die exotischen Lebensmittel geschmeckt hatten.

Er hielt sich am Ende der Schlange, damit er nicht ins Gedränge geriet. Als er schließlich seine Ration bekam, fielen ihm die großen dunklen Augen, das unordentliche Haar und das schmale, aber hübsche Gesicht von Miral Alechem auf.

Ihre Blicke trafen sich, als sie sich wiedererkannten, aber beide waren klug genug, sich nichts anmerken zu lassen.

C'tair blickte sich zu den Tischen um, und Miral hob ihre Kelle. »Setzen Sie sich dorthin, Arbeiter. Der Tisch ist soeben frei geworden.«

Ohne zu fragen nahm C'tair Platz und begann zu essen. Er konzentrierte sich auf seine Mahlzeit und kaute möglichst langsam, um ihr genügend Zeit zu geben.

Kurz darauf waren alle versorgt, und die Essensausgabe wurde geschlossen. Dann kam Miral mit ihrem eigenen Tablett an seinen Tisch. Sie setzte sich, starrte in ihre Schüssel und begann ebenfalls zu essen. Obwohl C'tair es vermied, sie anzusehen, führten sie bald ein leise gemurmeltes Gespräch, bei dem sich ihre Lippen so wenig wie möglich bewegten.

»Ich arbeite hier schon seit einiger Zeit«, sagte Miral. »Ich wollte meinen Arbeitsplatz nicht zu häufig wechseln, um kein Aufsehen zu erregen.«

»Ich besitze viele Identitätskarten«, sagte C'tair. Er hatte ihr nie seinen wahren Namen genannt und wollte es weiterhin dabei belassen.

»Wir beide sind die einzigen Überlebenden«, sagte Miral. »Von der ganzen Gruppe.«

»Es gibt andere Gruppen. Ich habe einige Kontakte. Aber vorläufig arbeite ich allein.«

»So wirst du nicht viel erreichen.«

»Ich werde aber gar nichts erreichen, wenn ich tot bin.« Als sie schlürfend ihr Essen verzehrte und nichts erwiderte, fügte er hinzu: »Ich habe seit zwölf Jahren allein gekämpft.«

»Aber du hast nicht genug erreicht.«

»Es wird erst dann genug sein, wenn die Tleilaxu vertrieben wurden und Ix wieder unserem Volk gehört.« Er kniff die Lippen zusammen, weil er befürchtete, etwas zu laut gesprochen zu haben. Bedächtig widmete er sich dem Rest in seiner Schüssel. »Du hast mir niemals verraten, woran du arbeitest, wofür du die Bauteile benötigst, die du so verzweifelt gesucht hast. Verfolgst du einen Plan?«

Für einen Moment blickten sie sich in die Augen, dann wandte sich Miral hastig ab. »Ich baue einen Detektor. Ich

will herausfinden, was die Tleilaxu in ihrem Forschungspavillon treiben, den sie so streng abschirmen.«

»Für Scannerstrahlen ist er undurchlässig«, murmelte C'tair. »Ich habe es bereits ausprobiert.«

»Deshalb arbeite ich an einem speziellen Detektor. Ich glaube... diese Anlage ist der eigentliche Grund, warum sie unsere Welt besetzt haben.«

C'tair war überrascht. »Wie meinst du das?«

»Ist dir aufgefallen, dass die Experimente der Tleilaxu in ein neues Stadium getreten sind? Hier geschieht etwas sehr Ominöses und Unangenehmes.«

C'tair hatte den Löffel im Mund, als er zu ihr hinüberschaute und dann auf seine nahezu leere Schüssel. Er musste noch langsamer essen, wenn er das Gespräch fortsetzen wollte, ohne dass jemand Verdacht schöpfte.

»Viele unserer Frauen sind verschwunden«, sagte Miral mit zornigem Unterton. »Junge Frauen, die fruchtbar und gesund sind. Ich habe gesehen, wie sie aus den Personallisten gestrichen wurden.«

C'tair hatte sich nie lange genug an einem Ort aufgehalten, um derartige Details zu bemerken. »Werden sie in die Harems der Tleilaxu verschleppt? Aber wie können sie sich an ›unreinen‹ ixianischen Frauen vergehen?«

Angeblich hatte kein Außenstehender jemals eine Tleilaxu-Frau zu Gesicht bekommen. C'tair hatte gehört, dass die Bene Tleilax ihre Frauen eifersüchtig bewachten und sie vor jedem Kontakt mit den Perversionen des Imperiums schützten – oder sie wurden versteckt, weil sie genauso gnomenhaft und hässlich wie die Tleilaxu-Männer waren.

Konnte es ein Zufall sein, dass sämtliche verschwundenen Frauen gesund und im gebärfähigen Alter waren? Damit wären sie ausgezeichnet als Konkubinen geeignet... aber die perfiden Tleilaxu machten nicht den Eindruck, als würden sie Gefallen an extravaganten sexuellen Vergnügungen finden.

»Ich glaube, die Antwort hängt irgendwie mit dem zusammen, was in diesem abgeschirmten Pavillon geschieht«, sagte Miral.

C'tair legte den Löffel auf den Tisch, da er nur noch einen winzigen Rest in der Schüssel hatte. »Ich weiß nur soviel: Hinter der Invasion stand ein schrecklicher Plan. Es ging nicht nur darum, unsere Welt zu erobern und unsere Fabriken zu übernehmen. Dann hätten sie niemals so viele Produktionsanlagen demontiert. Sie hätten niemals die Produktion der neuen Heighliner, der reaktiven Kampfmaschinen und anderer Dinge eingestellt, mit denen das Haus Vernius viel Geld verdient hat.«

»Das sehe ich genauso«, sagte sie. »Sie verfolgen ein ganz bestimmtes Ziel – und sie tun es hinter Schilden und verschlossenen Türen. Vielleicht finde ich heraus, was es ist.« Miral beendete ihre Mahlzeit und stand auf. »Wenn ich es weiß, werde ich es dir sagen.«

Als sie gegangen war, spürte C'tair zum ersten Mal seit Monaten wieder den Schimmer einer Hoffnung. Wenigstens war er nicht der Einzige, der gegen die Tleilaxu kämpfte. Also musste es auch an anderen Orten Widerstandsnester geben. Aber er hatte seit Monaten nichts Entsprechendes mehr gehört.

Seine Hoffnung erstarb. Er konnte es nicht mehr ertragen, Tag für Tag, Woche für Woche auf eine Gelegenheit warten zu müssen. Vielleicht hatte er in zu kleinen Dimensionen gedacht. Ja, er musste seine Taktik ändern und Kontakte knüpfen, um Hilfe zu bekommen. Er musste endlich wieder Verbindung mit dem Rest des Imperiums aufnehmen, ungeachtet der Risiken. Er brauchte einflussreiche Verbündete, die seinen Kampf gegen die Tleilaxu unterstützten.

Und er kannte eine bestimmte Person, für die viel mehr auf dem Spiel stand als für ihn selbst.

27

Wir sind jederzeit vom Unbekannten umgeben. Darin suchen wir nach Erkenntnis.

Mutter Oberin Raquella Berto-Anirul,
Reden gegen die Furcht

In der prächtigen Säulenhalle vor dem Theater des imperialen Palasts wartete Lady Anirul Corrino mit einer Delegation aus Shaddams Hofstaat. Alle Anwesenden hatten extravagante Kleidung angelegt, zum Teil in lächerlich bunten Farben, während sie der Ankunft eines anderen Würdenträgers harrten. Im Grund war es eine alltägliche Routine, nur dass es sich mit diesem speziellen Gast etwas anders verhielt...

Graf Hasimir Fenring war schon immer ein gefährlicher Mann gewesen.

Anirul blinzelte im stets makellosen morgendlichen Sonnenlicht und beobachtete, wie dressierte Kolibris über die Blütenbeete huschten. Die Satelliten der Wetterkontrolle wachten aus dem Orbit darüber, dass rund um den Palast ständig ein optimales Klima herrschte, indem sie die Strömungen warmer und kalter Luftmassen beeinflussten. Der zärtliche Kuss einer warmen Brise streichelte Aniruls Wangen – genau der richtige Akzent für den Beginn eines weiteren schönen Tages.

Ein schöner Tag... wenn da nicht der Besuch des Grafen Fenring gewesen wäre. Obwohl er eine Bene Gesserit geheiratet hatte, die genauso raffiniert wie er war, bekam Anirul beim bloßen Gedanken an Fenring immer noch eine Gänsehaut. Den Mann umgab eine beunruhigende Aura aus vergossenem Blut. Als Kwisatz-Mutter kannte Anirul sämtliche Einzelheiten des Zuchtplans der Bene Gesserit und wusste,

dass dieser Mann in einem Nebenzweig des Programms als potenzieller Kwisatz Haderach gezüchtet worden war. Doch er hatte sich als unzulänglich und obendrein als biologische Sackgasse erwiesen.

Dafür besaß Fenring einen außergewöhnlich scharfen Verstand und gefährliche Ambitionen. Obwohl er die meiste Zeit als Gewürzminister des Imperiums in Arrakeen lebte, achtete er darauf, nicht den Einfluss auf seinen Jugendfreund Shaddam zu verlieren. Dieser Umstand ärgerte Anirul, da nicht einmal sie als Gattin des Imperators so viel Macht hatte.

Mit pompösem Aufwand näherte sich eine offene Kutsche, die von zwei goldenen Löwen von Harmonthep gezogen wurde, den Toren des Palasts. Die Wachen ließen den Grafen ein, und die Kutsche folgte der weit geschwungenen Auffahrt mit ratternden Rädern und laut klappernden Eisen an den Pfoten der Tiere. Lakaien eilten herbei, um die emaillierte Tür der Kutsche aufzureißen. Anirul wartete mit ihrem Gefolge und lächelte starr wie eine Statue.

Fenring trat auf die Steinplatten der Säulenhalle. Er hatte sich für den Empfang mit einem schwarzen Gehrock und Zylinder herausgeputzt. Dazu trug er eine rot-goldene Schärpe und bunte Amtsabzeichen. Der Imperator war ein großer Freund von Zierrat, und dem Grafen bereitete es Vergnügen, das Spiel mitzumachen.

Er nahm den Zylinder ab und verbeugte sich, dann blickte er sie mit großen, funkelnden Augen an. »Lady Anirul, es ist mir eine Freude, Sie wiederzusehen, hmmm?«

»Graf Fenring«, antwortete sie mit leichter Verbeugung und freundlichem Lächeln. »Willkommen auf Kaitain.«

Ohne weitere Ansprache oder Höflichkeitsfloskeln setzte er den Zylinder wieder auf den unförmigen Kopf und machte sich unverzüglich auf den Weg zur anstehenden Audienz mit dem Imperator. Sie folgte ihm in einiger Entfernung, begleitet von ihren Hofschranzen.

Fenring schien es ziemlich gleichgültig zu sein, dass Anirul ihn offenbar nicht mochte. Er wollte nicht einmal

wissen, warum sie eine so schlechte Meinung von ihm hatte. Er wusste nichts von seinem Status als gescheitertes Zuchtexperiment oder vom Potenzial, das er unter anderen Umständen hätte entwickeln können.

Gemeinsam mit Schwester Margot Rashino-Zea, die er später geheiratet hatte, war Fenring beim Arrangement der Ehe Shaddams mit einer Bene Gesserit von Verborgenem Rang behilflich gewesen – nämlich Lady Anirul. Seinerzeit hatte der neue Imperator ein diskretes, aber machtvolles Bündnis benötigt, um die schwierige Zeit des Wandels nach Elroods Tod zu überstehen.

Dummerweise hatte Shaddam keine Ahnung, wie unsicher seine Position war – auch jetzt noch. Der Grumman-Konflikt war nur eine Manifestation der Unruhe, die im gesamten Reich herrschte und zu denen auch die ständigen Zeichen des Trotzes wie die Schändungen von Corrino-Denkmälern gehörten. Das Volk hatte keinen Respekt und erst recht keine Furcht mehr vor ihm.

Es beunruhigte Anirul, dass der Imperator glaubte, er hätte den Einfluss der Bene Gesserit nicht mehr nötig. Nur noch selten konsultierte er seine uralte Wahrsagerin, die Ehrwürdige Mutter Lobia. Außerdem wuchs sein Zorn auf Anirul, weil sie ihm keine Söhne gebar, wie es ihr von der Schwesternschaft befohlen worden war.

Imperien kommen und gehen, dachte Anirul, *doch die Bene Gesserit bleiben bestehen.*

Während sie Fenring folgte, beobachtete sie die geschmeidigen, kräftigen Schritte, mit denen er sich dem Thronsaal näherte. Weder Shaddam noch Fenring hatten je verstanden, welche subtilen Kräfte hinter den Kulissen wirkten und das Imperium zusammenhielten. Die Bene Gesserit glänzten auf dem Gebiet der Geschichte, während prachtvolle Zeremonien ohne jede Bedeutung waren. Verglichen mit der Kwisatz-Mutter Anirul waren sowohl der Padischah-Imperator als auch Hasimir Fenring blutige Amateure – und sie wussten es nicht einmal.

Insgeheim lächelte sie darüber, genauso wie die versam-

melten Schwestern in ihren Weitergehenden Erinnerungen, ihren ständigen Begleiterinnen aus zahllosen vergangenen Leben. Das jahrtausendealte Zuchtprogramm würde schon bald in der Geburt eines männlichen Bene Gesserit mit außergewöhnlichen Fähigkeiten kulminieren. In zwei Generationen wäre es soweit... wenn alle Pläne die erwarteten Früchte trugen.

Während sie hier die Rolle der demütigen Gattin des Imperators spielte, zog Anirul insgeheim die Fäden und kontrollierte sämtliche Vorgänge. Sie hatte befohlen, dass Mohiam nach Wallach IX zurückkehrte, um mit ihrer Harkonnen-Tochter zu arbeiten. Sie beobachtete, wie die anderen Schwestern Pläne innerhalb des großen Plans ausführten, um eine Verbindung zwischen Jessica und dem Haus Atreides zu knüpfen...

Vor ihr bewegte sich Fenring zielsicher durch die Gänge, da er sich besser als jeder andere im Palast auskannte, der die Ausmaße einer Stadt hatte – sogar besser als Imperator Shaddam. Er durchschritt eine großartig ausgestattete Vorhalle mit Edelsteinfliesen und trat in den imperialen Audienzsaal. Der gewaltige Raum beherbergte einige der kostbarsten Kunstschätze des gesamten Imperiums, aber er hatte sie schon viele Male zuvor betrachtet. Ohne sich umzublicken, warf er seinen Zylinder einem Lakaien zu und näherte sich über die polierten Steinfliesen dem Thron. Es war ein langer Weg, den er zurückzulegen hatte.

Anirul blieb neben einer massiven Stützsäule stehen. Von der Wichtigkeit ihres Tuns überzeugte Höflinge eilten umher und verschwanden in akustisch abgeschirmten Bereichen, um den neuesten Tratsch auszutauschen. Sie ging weiter an unbezahlbaren Skulpturen vorbei, bis sie die Nische mit den außergewöhnlichen akustischen Eigenschaften erreicht hatte, wo sie sich häufig während einer Audienz aufhielt.

Auf dem blaugrün schimmernden Goldenen Löwenthron saß der Padischah-Imperator Shaddam IV., der einundachtzigste Corrino, der über das Imperium herrschte. Er trug

eine kompliziert geschneiderte militärische Uniform, die mit zahllosen Medaillen, Orden und Bändern besetzt war. Unter der Last seiner Amtsinsignien konnte er sich kaum noch rühren.

Seine verhutzelte Wahrsagerin Lobia stand in einer Nische neben dem Kristallthron. Lobia war das dritte Bein des beratenden Stativs, auf das sich Shaddam stützte. Vervollständigt wurde das Dreigespann durch den arroganten Kammerherrn Ridondo und Hasimir Fenring – auch wenn der Imperator ihn seit seiner Verbannung kaum noch öffentlich konsultierte.

Shaddam weigerte sich, die Anwesenheit seiner Frau zur Kenntnis zu nehmen. Die fünfzehn im Palast stationierten Bene-Gesserit-Schwestern waren wie Schatten, die lautlos von Raum zu Raum huschten – genau, wie er es von ihnen erwartete. Ihre Loyalität zu Shaddam stand außer Frage, insbesondere seit seiner Vermählung mit Anirul. Einige dienten als Hofdamen, während sich andere um die Töchter Irulan, Chalice und Wensicia kümmerten und später auch ihre Ausbildung übernehmen sollten.

Der wieselhafte Imperiale Beobachter bewegte sich mit hüpfendem Gang über einen langen roten Teppich und stieg dann die flachen Stufen zum Podest des Throns hinauf. Shaddam beugte sich auf seinem Sitz vor, während Fenring anhielt, sich tief verbeugte und mit einem verschmitzten Lächeln aufsah.

Selbst Anirul wusste nicht, warum der Graf von Arrakis nach Kaitain geeilt war.

Der Imperator schien nicht erfreut, ihn zu sehen. »Von meinen Dienern erwarte ich, dass sie mich über alle wichtigen Ereignisse innerhalb ihres Ressorts informieren. Dein letzter Bericht war jedoch unvollständig, Hasimir.«

»Hmm-äh, entschuldigen Sie bitte vielmals, Hoheit, falls ich vergaß, etwas von Bedeutung zu erwähnen.« Fenring sprach schnell, während sein Geist alle Möglichkeiten durchging, um den Anlass für Shaddams Zorn zu erraten. »Ich möchte Sie nicht mit Banalitäten belästigen, die Ihrer Auf-

merksamkeit nicht würdig sind.« Seine Augen huschten unruhig hin und her, während er weiter nach einer Erklärung suchte. »Ähhh... was hat Ihre Besorgnis erregt, Herr?«

»Ich habe erfahren, dass die Harkonnens durch Guerilla-Aktionen schwere Verluste an Menschen und Material erleiden müssen. Die Gewürzproduktion ist wieder einmal gesunken, und mir liegen zahlreiche Beschwerden der Raumgilde vor. Wie viel davon ist wahr?«

»Hmm-äh... die Harkonnens jammern immer. Vielleicht ist es nur ein Vorwand, um den Preis der Melange auf dem freien Markt hochzutreiben oder um einen Antrag auf geringere imperiale Steuern zu rechtfertigen. Welche Erklärung hat der Baron angeboten?«

»Ich konnte ihn nicht fragen«, sagte Shaddam und tappte damit in die Falle. »Nach Berichten von einem soeben eingetroffenen Heighliner ist er mit einer schwer bewaffneten Fregatte nach Wallach IX aufgebrochen. Was hat das alles zu bedeuten?«

Erstaunt hob Fenring die Augenbrauen und rieb sich die lange Nase. »Zur Mütterschule der Bene Gesserit? Hmmm, um ehrlich zu sein, das war mir nicht bekannt. Eigentlich sieht es dem Baron gar nicht ähnlich, die Schwesternschaft um Rat zu ersuchen.«

Anirul war genauso erstaunt und beugte sich vor, um auf ihrem Lauschposten jedes Wort verfolgen zu können. Aus welchem Grund konnte sich Baron Harkonnen nach Wallach IX begeben haben? Bestimmt nicht wegen eines guten Rats, da er kein Geheimnis aus seiner Abneigung gegen die Schwestern gemacht hatte, seit sie ihn gezwungen hatten, eine gesunde Tochter für ihr Zuchtprogramm zu zeugen. Und warum kam er mit einem Kriegsschiff? Sie beruhigte ihren rasenden Pulsschlag. Das hörte sich gar nicht gut an.

Der Imperator schnaufte. »Und du willst mein Beobachter sein, Hasimir? Ist es nicht neulich zu einer bizarren Schändung meiner Statue in Arsunt gekommen? Das liegt unmittelbar in deinem Hinterhof.«

Fenring blinzelte mit den großen, dunklen Augen. »Mir ist kein Fall von Vandalismus in Arsunt bekannt geworden, Herr. Wann soll es geschehen sein?«

»Jemand nahm sich die Freiheit heraus, mein imperiales Bildnis mit anatomisch korrekten Genitalien auszustatten. Da der Übeltäter das fragliche Organ jedoch recht klein gestaltete, ist es erst vor kurzem aufgefallen.«

Fenring konnte nur mit Mühe einen Lachanfall unterdrücken. »Das ist... hmmm... höchst bedauerlich, Herr.«

»Ich finde es weniger amüsant, wenn ich es im Zusammenhang mit all den anderen Dreistigkeiten und Beleidigungen betrachte. Das geht nun schon seit Jahren so. *Wer ist dafür verantwortlich?*«

Abrupt stand Shaddam von seinem Thron auf und strich sich mit einer Hand über die Vorderseite seiner Uniform, wodurch er die Orden und Medaillen zum Klingeln brachte. »Folge mir in mein Privatbüro, Hasimir. Wir müssen diese Angelegenheit detaillierter besprechen.«

Als er sein Haupt erhob – in hochmütiger, angeblich würdevoller Geste –, reagierte Fenring viel zu gehorsam. Obwohl die Probleme, über die sie gesprochen hatten, nur zu real waren, hatte Anirul längst erkannt, dass das Gespräch lediglich ein Vorwand gewesen war, um den Grafen wegen etwas ganz anderem herbeizuzitieren. Etwas, das sie nicht in Anwesenheit anderer diskutieren wollten.

Männer sind so unbeholfen, wenn sie versuchen, Geheimnisse zu wahren.

Natürlich interessierte sie sich brennend für diese Geheimnisse, doch Anirul machte sich viel größere Sorgen wegen der Frage, was den Baron nach Wallach IX geführt haben mochte. Sie tauschte unauffällige Handzeichen mit der Wahrsagerin Lobia aus, die auf der gegenüberliegenden Seite des Thronsaals stand.

Die Mütterschule würde in Kürze eine Nachricht von Anirul erhalten. Dann hatte die findige alte Harishka ausreichend Gelegenheit, eine angemessene Erwiderung vorzubereiten.

28

Das Denken und die Methoden zur Übermittlung von Gedanken schaffen zwangsläufig ein von Illusionen durchdrungenes System.

Zensunni-Lehre

Als die arrogante Hexe Cristane den Baron Harkonnen durch das Labyrinth aus schummrigen Gängen führte, klang das Klacken seines Gehstocks auf dem kalten Steinboden wie Pistolenschüsse. Gefolgt von sechs Wachen bewegte er sich humpelnd vorwärts und hatte Mühe, mit ihr Schritt zu halten.

»Ihrer Mutter Oberin bleibt gar keine andere Wahl, als mir zuzuhören«, sagte der Baron mit schriller Stimme. *»Wenn Sie mir nicht helfen, wird der Imperator von den Verbrechen der Schwesternschaft erfahren!«* Cristane ging nicht darauf ein, sie warf nur ihr kurzes, kastanienfarbenes Haar zurück und blickte sich nicht ein einziges Mal zu ihm um.

Es war eine feuchtkalte Nacht auf Wallach IX. Die Stille wurde nur von gelegentlichen Windböen gebrochen. Gelbe Leuchtgloben spendeten schwaches Licht in den Korridoren der Schulgebäude. Keine Schwester zeigte sich, nur die Schatten bewegten sich. Dem Baron kam es vor, als würde er eine Friedhofsgruft betreten – und genau das wären die Gebäude, wenn er den Fall vor dem Landsraad vortrug. Eine Verletzung der Großen Konvention war das schwerste Verbrechen, das die Hexen begehen konnten. Er hielt alle Trümpfe in der Hand.

Im pulsierenden Lichtschein unzulänglich eingestellter Leuchtgloben lief Cristane voraus, bis sie kaum noch zu erkennen war. Die junge Hexe blickte sich zu ihm um, wartete aber nicht auf ihn. Als einer der Wachmänner versuchte, dem Baron zu helfen, stieß dieser seinen Arm weg

und bemühte sich, den Weg aus eigener Kraft fortzusetzen. Ein Schauer lief ihm über den Rücken, als hätte ihm jemand einen Fluch ins Ohr geflüstert.

Die Bene Gesserit verfügten über verborgene kämpferische Fähigkeiten, und in diesem Schlangennest mussten sich Scharen von ihnen aufhalten. Was war, wenn sich die Mutter Oberin nicht von seinen Drohungen beeindrucken ließ? Wenn die alte Hexe dachte, dass er nur bluffte? Selbst seine Soldaten konnten im Ernstfall nicht verhindern, dass die Frauen ihn töteten, sollten sie entscheiden, ihn in ihrem eigenen Reich anzugreifen.

Aber der Baron wusste, dass sie es nicht wagen würden.

Wo verstecken sich all die Hexen? Dann grinste er. *Offenbar haben sie Angst vor mir.*

Der Baron schnaufte wütend und ging noch einmal die Forderungen durch, die er stellen wollte. Wenn sie drei einfache Bedingungen erfüllten, würde er auf die Einreichung einer offiziellen Klage beim Landsraad verzichten: die Behandlung seiner Krankheit, die Auslieferung von Gaius Helen Mohiam, damit er sie demütigen konnte... und die Herausgabe der zwei Töchter, zu deren Zeugung er gezwungen worden war. Der Baron war neugierig, welche Pläne die Hexen mit seinen Nachkommen verfolgten, aber er ging eigentlich davon aus, dass er diese Forderung zurücknehmen würde. Was sollte er mit zwei weiblichen Gören? Aber auf diese Weise hatte er einen gewissen Verhandlungsspielraum.

Schwester Cristane verschwand plötzlich seitwärts aus dem Gang. Es war nicht genau zu erkennen, da der Schein der Leuchtgloben zu gelb und zu unregelmäßig war. Dem Baron brannten bereits die Augen, und er bekam leichte Kopfschmerzen.

Als das Gefolge des Barons die Stelle erreichte, stand es vor einem leeren Korridor. Von Cristane war nichts mehr zu sehen.

Das unruhige Keuchen der Harkonnen-Eskorte hallte von den kalten Steinwänden wider. Ein schwacher Luftzug wehte

wie ein Todeshauch durch die Gänge und drang sogar durch die Kleidung des Barons. Unwillkürlich erschauderte er. Er hörte ein leises Rascheln, wie von huschenden Nagetieren, aber es war keine Bewegung zu erkennen.

»Gehen Sie voraus und sehen Sie nach, wo sie abgeblieben ist!« Er versetzte dem Anführer des Trupps einen Stoß.

Ein Wachmann nahm seine Lasgun und lief durch den Korridor. Kurz darauf rief er zurück: »Hier ist nichts, Baron.« Seine Stimme hatte einen unheimlichen, hohlen Klang, als würde das Gebäude Licht und Schall schlucken. »Ich sehe niemanden.«

Mit angespannten Sinnen wartete der Baron ab. Kalter Schweiß lief ihm in den Nacken, und er kniff die Augen zusammen. Er witterte eine Falle. »Überprüfen Sie sämtliche Gänge und Räume in der Umgebung und erstatten Sie mir Bericht.« Der Baron blickte in den Korridor und weigerte sich, auch nur einen Schritt weiterzugehen. »Aber werden Sie nicht so nervös, dass Sie sich gegenseitig erschießen.«

Seine Männer verschwanden, bis er nichts mehr von ihnen sah oder hörte. Das Gebäude machte den Eindruck eines Mausoleums. Und es war verdammt kalt. Er humpelte in eine Nische und stand lautlos mit dem Rücken zur Wand da, bereit, sich zu verteidigen. Er zog seine Maula-Pistole, prüfte das Magazin mit den Giftnadeln – und hielt den Atem an.

Über seinem Kopf flackerte ein Leuchtglobus und wurde langsam dunkler. Ein hypnotischer Effekt.

Zuerst hörte er schnelle Stiefelschritte, dann tauchte einer seiner Männer wieder auf. »Bitte folgen Sie mir, Baron«, sagte er außer Atem. »Das müssen Sie sich ansehen!«

Nervös führte der Mann ihn eine kurze Treppe hinunter und an einer Bibliothek vorbei, in der Filmbücher abgespielt wurden. Doch die flüsternden Stimmen versickerten in der leeren Luft, da kein Zuhörer anwesend war. Die Sitzkissen einiger Stühle waren noch eingedrückt, wo bis vor wenigen Augenblicken jemand gesessen hatte. Doch nun waren alle Zuhörer verschwunden, ohne dass sie sich die

Mühe gemacht hatten, die Programme abzuschalten. Die gedämpften Töne aus den Lautsprechern klangen wie die Stimmen flüchtiger Geister.

Die Bestürzung des Barons wuchs, als er zusammen mit den Wachen von Zimmer zu Zimmer humpelte, dann von Gebäude zu Gebäude. Sie fanden keinen Menschen vor, nicht einmal, als die Wachen Scanner einsetzten, mit denen sich Lebewesen aufspüren ließen. Wo waren die Hexen? Versteckten sie sich in irgendwelchen Katakomben? Wohin war Cristane verschwunden?

Die Wangen des Barons glühten vor Wut. Wie sollte er die Hexenmutter mit seinen Forderungen konfrontieren, wenn sie nirgendwo aufzufinden war? Wollte Harishka Zeit gewinnen? Sie ließ seine Rachepläne ins Leere laufen, indem sie sich der Konfrontation entzog. Hoffte sie, dass er nun einfach abziehen würde?

Dieses Gefühl der Hilflosigkeit war ihm zuwider. Der Baron hob seinen Gehstock und schlug damit auf das nächste Lesegerät der Bibliothek ein, dann zertrümmerte er alles, was sich in seiner Reichweite befand. Begeistert halfen ihm die Wachen; sie kippten Tische um, ließen Regale zusammenstürzen und warfen schwere Bücher durch die Glasfenster.

Doch damit bewirkten sie auch nichts. »Genug«, sagte er, dann kehrte er wieder in den Korridor zurück.

Auf einmal stand er in einem großen Büro. Goldene Schriftzeichen an der Tür wiesen ihn als Arbeitszimmer der Mutter Oberin aus. Der schwarze, glänzende Schreibtisch war völlig leer; nirgendwo waren Akten oder sonstige Aufzeichnungen zu sehen. Der Sessel war leicht gedreht, als wäre jemand hastig davon aufgesprungen. In einer Keramikschale brannte Räucherwerk und verbreitete einen schwachen Nelkenduft. Er warf sie zu Boden, wo sich die Asche zwischen den Scherben verteilte.

Verdammte Hexen! Der Baron zitterte. Er und seine Männer zogen sich aus dem Raum zurück.

Draußen verlor er plötzlich jegliche Orientierung. Weder

er noch die Wachen konnten sich auf einen Weg einigen, der sie wieder zum Shuttle bringen würde. Der Baron marschierte ins Freie und durch einen Park, bis er einen Säulengang erreichte, der um ein großes Fachwerkgebäude führte, in dem Licht brannte.

Im großen Speisesaal standen mehrere hundert noch warme Mahlzeiten auf langen aufgebockten Tischen mit Sitzbänken. Kein Mensch hielt sich im Raum auf. *Niemand.*

Einer der Wachmänner stieß mit dem Finger gegen ein Stück Fleisch in einer Eintopfschüssel. »Nichts berühren!«, blaffte der Baron. »Es könnte mit Kontaktgift präpariert sein.« Ein solcher Anschlag würde den Hexen ähnlich sehen. Der Mann wich erschrocken zurück.

Der Anführer der Wachen blickte sich mit blassem Gesicht um; seine Uniform war völlig durchgeschwitzt. »Sie müssen noch vor wenigen Minuten hier gewesen sein, wenn das Essen noch warm ist.«

Der Baron fluchte und schleuderte mit seinem Stock Teller, Tassen und Speisen zu Boden. Der Lärm hallte von den Wänden und der Decke des Saals zurück. Doch sonst war kein Laut zu hören.

Seine Männer suchten die Umgebung mit Scannern ab – den Boden, die Wände, die Decke, sämtliche Richtungen, aber ohne jeden Erfolg.

»Überprüfen Sie, ob die Geräte richtig eingestellt sind! Die Hexen müssen doch irgendwo sein, verdammt!«

Der Baron schäumte vor Wut, als er seine Männer bei ihren hektischen Bemühungen beobachtete. Er bekam eine Gänsehaut. Dann glaubte er ein leises, ersticktes Lachen zu hören, aber im nächsten Moment herrschte wieder die unheimliche Stille.

»Möchten Sie, dass wir diese Gebäude niederbrennen, Baron?«, fragte der Anführer des Trupps.

Er stellte sich vor, wie die Mütterschule in Flammen aufging, wie das geheime Wissen, die Geschichte und die Zuchtpläne im Inferno vernichtet wurden. Vielleicht wären die schwarzgekleideten Hexen dann in ihren verborgenen

Schlupfwinkeln gefangen und würden bei lebendigem Leib geröstet werden. *Allein dafür würde es sich lohnen.*

Doch dann schüttelte er den Kopf, als er sich widerstrebend den Tatsachen fügte. Solange ihn die Hexen nicht von seiner Krankheit geheilt hatten, konnte Baron Harkonnen es nicht wagen, irgendetwas gegen die Bene Gesserit zu unternehmen.

Anschließend jedoch – würde er es ihnen heimzahlen.

29

Es gibt keine Wirklichkeit - nur unsere menschliche Ordnung, die wir allem aufgeprägt haben.

Diktum der Bene Gesserit

Für Jessica war es wie ein Versteckspiel... nur dass es todernst war.

Hunderte von Schwestern huschten wie Fledermäuse durch den Speisesaal und verfolgten belustigt die Possen des Barons. Sie wichen ihm aus, als würden sie Blinde Kuh mit ihm spielen. Einige hatten sich unter Tische gekauert, Jessica und Mohiam drückten sich an eine Wand. Alle Frauen wandten die Technik des lautlosen Atmens an und konzentrierten sich auf die Illusion. Niemand sprach ein Wort.

Sie befanden sich im Sichtfeld der Harkonnens, die sie trotzdem nicht wahrnahmen. Der Baron sah nur, was die Bene Gesserit ihn sehen ließen.

Mitten auf dem großen Esstisch stand die alte Mutter Oberin und lächelte wie ein Schulmädchen, dem ein genialer Streich gelungen war. Harishka verschränkte die dünnen Ärmchen über der Brust, als die Wachen und der Baron immer verärgerter reagierten.

Ein Soldat bewegte sich im Abstand von wenigen Zentimetern an Jessica vorbei. Er schwenkte seinen Scanner und hätte damit beinahe ihr Gesicht berührt. Aber der Mann bemerkte nichts. Die Anzeigen schlugen heftig blinkend aus, als der Soldat an den Frauen vorbeikam - doch er sah die Ausschläge nicht. Instrumente ließen sich nicht ohne weiteres täuschen - aber Menschen.

Das Leben ist eine Illusion, die auf unsere Bedürfnisse zugeschnitten ist, dachte sie. Diese Weisheit hatte sie von Mohiam gelernt. Jede Schülerin wusste, wie man das Auge täu-

schen konnte, den wichtigsten der menschlichen Sinne. Die Schwestern verursachten kaum wahrnehmbare Geräusche und verschleierten ihre leichten Bewegungen.

Als sie erfahren hatte, dass der arrogante Baron unterwegs war, hatte die Mutter Oberin die Schwestern in den großen Speisesaal gerufen. »Baron Harkonnen glaubt, alles unter Kontrolle zu haben«, hatte sie mit ihrer krächzenden Stimme gesagt. »Er glaubt, er kann uns Angst machen, aber wir werden ihm seine Kraft rauben, ihm das Gefühl der Machtlosigkeit geben.«

»Außerdem gewinnen wir genügend Zeit, um über diese Angelegenheit nachzudenken... und dem Baron geben wir genügend Zeit, um Fehler zu machen. Die Harkonnens sind nicht für ihre Geduld bekannt.«

Auf der anderen Seite des Raums wäre der tapsige Baron beinahe mit Schwester Cristane zusammengestoßen, die ihm lautlos auswich.

»Was, zur Hölle, war das?« Er wirbelte herum, als er eine Luftbewegung und einen schwachen Textilgeruch wahrnahm. »Ich habe ein Rascheln gehört, wie von einem Gewand.« Die Wachen hoben die Waffen, aber sie sahen nichts, worauf sie hätten feuern können. Der korpulente Mann erschauderte.

Jessica blickte ihre Lehrerin lächelnd an. Die normalerweise ausdruckslosen Augen der Ehrwürdigen Mutter funkelten vor Schadenfreude. Von ihrem erhöhten Standort aus blickte die Mutter Oberin wie ein Raubvogel auf die verwirrten Männer.

In der Vorbereitungsphase der Massenhypnose, in deren Bann der Baron und seine Männer nun standen, hatte Schwester Cristane zugelassen, dass sie sichtbar blieb, damit sie sie in die Falle tappen lassen konnte. Doch dann war die Führerin allmählich aus ihrem Blickfeld verschwunden, während sich die Schwestern auf ihre Opfer konzentrierten.

Der Baron kam humpelnd näher. Sein Gesicht war eine Fratze unbeherrschter Wut. Jessica hätte die Gelegenheit gehabt, ihm ein Bein zu stellen, aber sie tat es nicht.

Mohiam glitt an seine Seite und sagte mit leisem und unheimlichem Flüstern: »Du sollst dich fürchten, Baron!« Ihre Stimme drang ausschließlich an die Ohren des fetten Mannes, den sie so sehr verachtete. Mit kaum wahrnehmbarem Säuseln verdrehte sie die Worte der Litanei gegen die Furcht zu etwas völlig anderem:

»Du sollst dich fürchten. Die Furcht tötet das Bewußtsein. Die Furcht führt zu völliger Zerstörung.« Sie ging um ihn herum und sprach ihn nun von hinten an. »Du kannst deiner Furcht nichts ins Gesicht sehen. Sie soll dich völlig durchdringen und infizieren.«

Er schlug mit den Händen um sich, als wollte er ein lästiges Insekt vertreiben. Sein Gesicht zeigte tiefe Bestürzung. »Und wenn die Furcht dich durchdrungen hat, wird nichts von dir zurückbleiben.« Langsam entfernte sich Mohiam von ihm. »Nur die Schwestern werden bleiben.«

Der Baron blieb wie angewurzelt stehen. Sein Gesicht war leichenblass, seine Wangen zuckten. Seine schwarzen Augen blickten nach links, wo Mohiam noch vor wenigen Sekunden gestanden hatte. Er schlug mit seinem Gehstock in diese Richtung, so heftig, dass er das Gleichgewicht verlor und zu Boden ging.

»Bringt mich hier raus!«, brüllte er seine Männer an.

Zwei Wachen eilten herbei, um ihm aufzuhelfen. Der Anführer des Trupps brachte ihn zum Haupteingang und nach draußen, während die übrigen zwei Wachen die stumpfen Läufe ihrer Lasguns schwenkten und nach Zielen suchten.

An der Schwelle hielt der Baron zögernd inne. »Verdammte Hexen!« Er blickte sich um. »In welche Richtung?«

»Nach rechts, Baron«, sagte der Anführer mit fester Stimme. Ohne dass er etwas davon bemerkte, hielt sich Cristane in seiner Nähe und flüsterte ihm Anweisungen ins Ohr. Wenn sie das Shuttle erreicht hatten, würde der Autopilot reagieren und den Baron durch das komplexe Verteidigungssystem des Planeten zu seiner Fregatte im Orbit zurückbringen.

Erfolglos, frustriert, hilflos. So etwas war der Baron nicht gewöhnt. »Sie werden es nicht wagen, mir etwas anzutun«, murmelte er.

Mehrere Schwestern in seiner Nähe kicherten.

Als die Harkonnens wie Gaze-Hunde mit eingeklemmtem Schwanz flohen, folgte ihnen geisterhaftes Gelächter aus dem Speisesaal.

30

Bewegungslosigkeit wird häufig mit Frieden verwechselt.

Imperator Elrood Corrino IX.

Rhombur führte seine neue, gut gelaunte Konkubine Tessia auf Burg Caladan herum. Sie amüsierte sich, dass der Exil-Prinz eher wie ein aufgeregtes, unbeholfenes Kind wirkte als der Erbe eines abtrünnigen Hauses. Es war ein sonniger Morgen; nur ein paar feine Wolken trieben hoch am Himmel.

»Es fällt mir schwer, Sie kennen zu lernen, wenn sie ständig um mich herumscharwenzeln, mein Prinz.« Sie gingen gemeinsam auf einem Weg, der an einem Terrassenhang entlangführte.

Das Thema war ihm sichtlich unangenehm. »Äh... als Erstes solltest du mich Rhombur nennen.«

Sie hob die Augenbrauen, und es funkelte in ihrer sepiafarbenen Iris. »Das wäre zumindest ein Anfang.«

Er errötete, als sie weitergingen. »Es könnte sein, dass ich mich in dich verguckt habe, Tessia.« Er pflückte eine Margerite von einer grasbewachsenen Böschung und reichte sie ihr. »Da ich der Sohn eines großen Grafen bin, sollte ich so etwas wohl tunlichst vermeiden, schätze ich.«

Tessia nahm das Geschenk an und schwenkte die Blume kokett vor dem schlichten, aber intelligenten Gesicht. Sie blickte ihn an den Blütenblättern vorbei an, und ihr Gesichtsausdruck wurde wärmer und verständnisvoller. »Ich schätze, es hat einige Vorteile, im Exil zu leben. Niemand kümmert sich darum, in wen man sich verguckt.«

Dann hob sie ernst einen Finger. »Allerdings hätte ich mehr Respekt vor dir, wenn du etwas gegen die Schande

unternehmen würdest, die man deiner Familie angetan hat. Einfach nur optimistisch zu sein hat dich in den letzten Jahren kein Stück weitergebracht, nicht wahr? Darauf vertrauen, dass alles wieder gut werden wird. Sich einreden, dass man nicht mehr tun kann, als die Hände in den Schoß zu legen und sich zu beklagen. Reden ist kein Ersatz für *Tun*.«

Rhombur war so verblüfft über ihre Worte, dass er nicht weiter über seine Erwiderung nachdachte. »Aber ich... äh... habe dafür gesorgt, dass Botschafter Pilru einen Antrag nach dem nächsten stellte. Außerdem dürfte sich das unterdrückte Volk schon bald gegen die Eroberer erheben. Dann muss ich bereit sein, nach Ix zurückzukehren. Ich rechne jederzeit damit, meine Verantwortung als Erbe des Hauses Vernius zu übernehmen.«

»Wenn du hier in sicherer Entfernung herumsitzt und darauf wartest, dass dein Volk die Arbeit für dich erledigt, hast du es nicht verdient, dieses Volk zu regieren. Hast du denn gar nichts von Leto Atreides gelernt?« Tessia legte die Hände an die schlanken Hüften. »Wenn du jemals ein Graf sein willst, Rhombur, musst du dich auf deine Leidenschaft verlassen. Und auf bessere Geheimdienstberichte.«

Ihm war unbehaglich zumute, da ihn die Wahrheit in ihren Worten getroffen hatte. »Aber wie, Tessia? Ich habe keine Armee. Imperator Shaddam weigert sich zu intervenieren... und der Landsraad ebenfalls. Mir wurde nur begrenzte Amnestie gewährt, als meine Familie abtrünnig wurde. Äh... was soll ich denn sonst noch tun?«

Entschieden griff sie nach seinem Ellbogen, als sie ihren Spaziergang fortsetzten. »Wenn du erlaubst, könnte ich dir vielleicht einige Vorschläge unterbreiten. Auf Wallach IX wurden wir in vielen Fächern unterrichtet, einschließlich Politik, Psychologie, Strategie... Vergiss nicht, dass ich eine Bene Gesserit bin und kein Mädchen aus dem Dorf. Ich bin intelligent und gebildet, und ich sehe vieles, was du nicht siehst.«

Rhombur folgte ihr taumelnd und bemühte sich, sein mentales Gleichgewicht wiederzufinden. Misstrauisch erkundigte er sich: »Ist das irgendein Geheimauftrag der Schwesternschaft? Wurde dir befohlen, meine Konkubine zu werden, damit du mir hilfst, Ix zurückzuerobern?«

»Nein, mein Prinz. Ich kann jedoch nicht abstreiten, dass es den Bene Gesserit durchaus recht wäre, wenn das Haus Vernius wieder an die Macht käme. Der Umgang mit den Bene Tleilax ist deutlich schwieriger... und irritierender.« Tessia fuhr sich mit den Fingern durch das kurz geschnittene braune Haar, worauf es genauso zerrauft aussah wie das des Prinzen. »Ich wäre natürlich lieber die Konkubine des Grafen im sagenhaften Großen Palais von Ix als die eines Prinzen im Exil, der von der Gnade eines großzügigen Herzogs abhängig ist.«

Er schluckte, dann pflückte er eine weitere Margerite und schnupperte daran. »Nun, ich wäre auch lieber dieser Mann, Tessia.«

* * *

Von einem Balkon der Burg beobachtete Leto, wie Rhombur und Tessia Hand in Hand durch ein Feld voller Wildblumen schlenderten, die sich in der Meeresbrise wiegten. Leto spürte einen schmerzhaften Stich im Herzen; er beneidete seinen Freund. Der ixianische Prinz schien wie auf Wolken zu gehen, als hätte er alle Sorgen um seine unterdrückte Heimatwelt vergessen.

Er roch Kaileas Parfüm, einen süßen, blumigen Duft, der an die Hyazinthen und Lilien des Tals erinnerte, aber er hatte nichts von ihrer Annäherung bemerkt. Als er sich zu ihr umdrehte, fragte er sich, wie lange sie schon dort gestanden haben mochte, während er das unzertrennliche Liebespaar beobachtet hatte.

»Sie ist die richtige Frau für ihn«, sagte Kailea. »Ich hatte nie viel für die Bene Gesserit übrig, aber Tessia ist eine Ausnahme.«

Leto lachte leise. »Er scheint wirklich sehr von ihr an-

getan zu sein. Ein Beweis für das ausgezeichnete Verführungstraining der Schwesternschaft.«

Kailea neigte den Kopf. Sie trug einen juwelenbesetzten Kamm im Haar und hatte sich besondere Mühe gegeben, ein schmeichelndes Make-up aufzulegen. Er hatte schon immer ihre Schönheit bewundert, doch in diesem Moment schien sie... zu strahlen.

»Es ist mehr nötig als Wettkämpfe, Paraden und Ausflüge mit dem Fischkutter, um meinen Bruder glücklich zu machen... oder irgendeinen anderen Mann.« Kailea trat zu Leto auf den sonnenbeschienenen Balkon, und ihm wurde mit unangenehmer Deutlichkeit bewusst, wie allein sie miteinander waren.

Vor dem Niedergang von Ix, als sie die Tochter eines mächtigen großen Hauses gewesen war, hatte es ausgesehen, als wäre Kailea Vernius eine ausgezeichnete Partie für Leto. Unter normalen Umständen hätten sich der alte Herzog Paulus und Graf Dominic Vernius wohl irgendwann getroffen, um eine Hochzeit zu arrangieren.

Aber dann war alles ganz anders gekommen...

Er konnte es sich nicht leisten, sich mit einer jungen Frau aus einer Renegatenfamilie einzulassen, die - zumindest theoretisch - in dem Augenblick zum Tode verurteilt war, wenn sie versuchte, sich in die Politik des Imperiums einzumischen. Und als Adelstochter konnte Kailea niemals zu einer einfachen Geliebten werden, wie die Mädchen aus dem Dorf.

Trotzdem konnte er seine Gefühle nicht vor sich selbst verleugnen.

Und hatte ein Herzog nicht das Recht, sich eine Konkubine zu nehmen, wenn er es wünschte? Es wäre keine Schande, sich für Kailea zu entscheiden, vor allem angesichts ihrer unsicheren Zukunft.

»Nun, Leto - worauf wartest du?« Sie kam ein Stück näher, wobei ihre Brust seinen Arm streifte. Ihr Parfüm versetzte ihn in einen Pheromonrausch. »Du bist der Herzog. Du kannst alles haben, was du begehrst.« Kailea zog das letzte Wort bedeutungsvoll in die Länge.

»Und wie kommst du darauf, dass ich etwas Bestimmtes... begehren könnte?« Seine Stimme klang plötzlich seltsam hohl in seinen Ohren.

Sie hob die Augenbrauen und lächelte kokett. »Inzwischen müsstest du dich eigentlich daran gewöhnt haben, schwierige Entscheidungen zu treffen.«

Er zögerte erstarrt. *In der Tat,* dachte er, *worauf warte ich noch?*

Beide setzten sich gleichzeitig in Bewegung, und er schloss sie mit einem lange unterdrückten Seufzer der Erleichterung und wachsender Leidenschaft in die Arme.

* * *

Aus seiner Jugendzeit erinnerte sich Leto daran, wie er an sonnigen Tagen seinen Vater im Innenhof von Burg Caladan beobachtet hatte, wenn der Herzog die Gesuche, Klagen und Glückwünsche des Volkes entgegengenommen hatte. Der bärtige, bärenhafte Vater des alten Paulus hatte es als ›Herzogsarbeit‹ bezeichnet. Leto setzte diese Tradition fort.

Eine Menschenschlange bewegte sich langsam den steilen Pfad zum offenen Burgtor hinauf, um ein archaisches System in Anspruch zu nehmen, in dem der Herzog als Richter in Streitfällen fungierte. Obwohl es in allen größeren Städten offizielle Gerichte gab, widmete sich Leto dieser Aufgabe, um die Verbindung zu seinem Volk zu halten. Es gefiel ihm, persönlich auf ihre Beschwerden und Vorschläge zu reagieren. Es war besser als Meinungsumfragen oder Gutachten von angeblichen Experten.

Unter der warmen Morgensonne hörte er sich an, was die Menschen ihm zu sagen hatten, während die Schlange immer weiter vorrückte. Eine alte Frau, deren Ehemann auf See in einen Sturm geraten und nicht mehr zurückgekehrt war, bat darum, ihn offiziell für tot zu erklären, dann ersuchte sie um Letos Segen, den Bruder ihres Ehemannes heiraten zu dürfen. Der junge Herzog antwortete ihr, sie

sollte wegen beider Angelegenheiten noch einen Monat abwarten, dann würde er ihrem Gesuch stattgeben.

Ein zehnjähriger Junge wollte Leto einen Seefalken zeigen, den er aufgezogen hatte, seit er aus dem Ei geschlüpft war. Der große Vogel mit der roten Haube hielt sich am Lederschutz um den Unterarm des Jungen fest, dann flog er auf und drehte einige Runden im Hof – zum großen Entsetzen der Spatzen, die unter den Dächern brüteten – und kehrte zum Jungen zurück, als er pfiff...

Leto liebte es, seine Aufmerksamkeit zu Hause auf persönliche Dinge zu konzentrieren, wo er tatsächlich beobachten konnte, wie sich seine Entscheidungen auf das Leben der Menschen auswirkten. Das gigantische Imperium, das angeblich ›eine Million Welten‹ umfasste, erschien ihm viel zu abstrakt, viel zu gewaltig, als dass es hier von wirklicher Bedeutung sein konnte. Dennoch waren blutige Konflikte auf anderen Planeten – zum Beispiel zwischen Ecaz und Grumman oder die uralte Feindschaft zwischen den Atreides und Harkonnens – für die dortige Bevölkerung genauso real wie alles, was er hier erlebte.

Leto war schon seit langem heiratsfähig – äußerst heiratsfähig, um genau zu sein –, und andere Mitglieder des Landsraads wären gerne eine Allianz mit dem Haus Atreides eingegangen. Würde es eine der Töchter von Armand Ecaz sein, oder machte irgendeine andere Familie ihm ein besseres Angebot? Er musste das dynastische Spiel mitmachen, dessen Regeln sein Vater ihm beigebracht hatte.

Seit Jahren hatte er sich nach Kailea Vernius gesehnt, die seit dem Fall von Ix jedoch nicht mehr in Frage kam. Ein Herzog des Hauses Atreides konnte unmöglich eine solche Frau heiraten. Es wäre politischer Selbstmord. Doch diese Tatsachen machten Kailea keineswegs weniger hübsch oder begehrenswert.

Rhombur, der mit seiner Tessia glücklich war, hatte vorgeschlagen, dass Leto sich Kailea als herzogliche Konkubine nahm. Für Kailea wäre es gewiss keine Schande, zur Liebhaberin eines Herzogs ernannt zu werden. Dadurch

könnte sie sogar ihre prekäre Situation auf Caladan sichern, wo sie unter der provisorischer Amnestie ohne dauerhafte Garantien leben musste...

Als Nächstes öffnete ein Mann mit schütterem Haar einen stinkenden Korb. Zwei Hauswachen traten neben ihn, wichen jedoch zurück, als er einen verfaulten Fisch hervorholte, der schon seit mehreren Tagen tot sein musste. Fliegen umsummten ihn. Als Leto die Stirn runzelte und sich fragte, was diese Beleidigung zu bedeuten hatte, erbleichte der Fischer, als ihm plötzlich klar wurde, welchen Eindruck er erwecken musste. »Oh nein, Herr! Dieser Fisch ist nicht für Sie! Nein - schauen Sie ihn sich an! Dieser Fisch ist krank. Mein gesamter Fang im Südmeer sieht so aus.« In der Tat, der Bauch des Fisches war mit wunden Stellen übersät. »Die Seetang-Flöße da draußen sterben ab und stinken zum Himmel. Irgendwas stimmt nicht, und ich dachte, Sie sollten davon erfahren.«

Leto blickte sich zu Thufir Hawat um und forderte den alten Krieger auf, seine Fähigkeiten als Mentat einzusetzen. »Eine Planktonblüte, Thufir?«

Hawat zog eine finstere Miene, während sein Geist arbeitete, dann nickte er. »Sie könnte sich schädlich auf den Seetang ausgewirkt haben, der jetzt verrottet. Dann würde die Krankheit auch auf die Fische übertragen.«

Leto wandte sich wieder dem Fischer zu, der hastig den Korb schloss und hinter seinem Rücken verbarg, um den Herzog vor dem Gestank abzuschirmen. »Vielen Dank, dass Sie uns auf diesen Punkt aufmerksam gemacht haben. Wir werden die toten Tanginseln verbrennen und vielleicht Nährstoffe ins Wasser geben, um Plankton und Algen wieder ins Gleichgewicht zu bringen.«

»Tut mir Leid wegen des Geruchs, mein Herzog.« Dem Fischer war es sichtlich unangenehm. Dann nahm ihm eine der Wachen den Korb ab und brachte ihn mit ausgestrecktem Arm vor das Tor, wo der Wind vom Meer den Gestank davontragen würde.

»Ohne Sie hätte ich vielleicht erst viele Wochen später

von diesem Problem erfahren. Ich bin Ihnen sehr dankbar.« Obwohl Caladan von ausgezeichneten Satelliten und Wetterstationen umkreist wurde, gelangten bestimmte Informationen häufig viel schneller und genauer durch die Bevölkerung zu Leto.

Die nächste Frau wollte ihm ihr preisgekröntes Huhn schenken. Dann stritten zwei Männer über die Grenzen ihrer Pundi-Reisfelder und den Wert eines Obstgartens, der infolge eines Deichbruchs vernichtet worden war. Eine ältere Frau schenkte Leto einen warmen Pullover, den sie selbst gestrickt hatte. Dann bat ein stolzer Vater darum, dass Leto die Stirn seiner neugeborenen Tochter berührte...

Leto tat seine Herzogsarbeit.

* * *

Tessia lauschte draußen vor dem Wohnzimmer der Suite, die sie mit Rhombur teilte, während Leto und der Prinz über die Politik des Imperium diskutierten: den peinlichen Vandalismus an Corrino-Denkmälern, den schlechten Gesundheitszustand von Baron Harkonnen, den Konflikt zwischen den Häusern Moritani und Ecaz, der trotz der Sardaukar-Friedenstruppen auf Grumman weiter eskalierte, und die ständigen Bemühungen von Letos diplomatischem Korps, in dieser Situation der Stimme der Vernunft Gehör zu verschaffen.

Irgendwann kam das Gespräch auf die Tragödie des Hauses Vernius und wie viel Zeit schon seit dem Niedergang von Ix verstrichen war. Sich über diese Dinge zu beklagen war für Rhombur längst zur Routine geworden, doch er hatte niemals den Mut gefunden, weitere Schritte zu unternehmen, um seinen rechtmäßigen Status wiederzuerlangen. Auf Caladan führte er ein sicheres und zufriedenes Leben, sodass er jeden Gedanken an Rache aufgegeben hatte – oder ihn zumindest auf einen fernen, unbestimmten Tag verschoben hatte.

Tessia hatte genug gehört; es war Zeit, etwas zu unternehmen.

In der Mütterschule hatte sie umfangreiche Akten über das Haus Vernius studiert. Das Interesse an geschichtlichen und politischen Aspekten der Technik hatte sie mit Rhombur gemeinsam. Obwohl sie die verwickelten Pläne der Schwesternschaft kannte, hatte sie das Gefühl, als wäre sie wie geschaffen für ihn – und somit dazu verpflichtet, ihn anzustoßen, endlich etwas zu unternehmen. Sie konnte es nicht länger ertragen, diese... *Erstarrung*.

Tessias langes, schwarz-gelbes Kattun-Kleid strich über den Boden, als sie ein silbernes Tablett mit Krügen voll dunklem Bier auf dem Tisch zwischen den zwei Männern abstellte. Sie reagierten mit leichter Überraschung, dass sie sich in ihr Gespräch einmischte. »Ich habe dir bereits meine Hilfe versprochen, Rhombur. Hör endlich auf, dich weitere zehn Jahre lang über die Ungerechtigkeit zu beklagen, die deinem Haus widerfahren ist. Unternimm endlich etwas dagegen!« Tessia hob hochmütig den Kopf und drehte sich um. »Ansonsten will ich kein Wort mehr darüber hören.«

Leto sah, wie ihre weit auseinander stehenden Augen aufblitzten. Erstaunt verfolgte er, wie sie nahezu lautlos den Raum verließ. »Nun, Rhombur, ich hatte gedacht, eine Bene Gesserit würde sich etwas... besonnener verhalten. Ist sie immer so direkt?«

Rhombur wirkte wie vor den Kopf geschlagen. Er hob seinen Bierkrug und genehmigte sich einen Schluck. »Wie hat Tessia innerhalb weniger Wochen erkannt, dass ich dringend einen Tritt in den Hintern brauche?« Ein Feuer brannte in seinen Augen, als wäre die Konkubine lediglich der Funke für den Zunder gewesen, den er in all den Jahren angehäuft hatte. »Vielleicht bist du die ganze Zeit viel zu freundlich zu mir gewesen, Leto. Du hast dafür gesorgt, dass es mir viel zu gut geht, während mein Vater immer noch untergetaucht ist und mein Volk immer noch versklavt wird.« Er blinzelte. »Es ist *nicht* so, dass irgendwann alles von selbst wieder gut werden wird, stimmt's?«

Leto starrte ihn eine Weile schweigend an. »Nein, mein Freund. Das wird es nicht.«

Rhombur konnte Leto nicht bitten, in seinem Namen eine Streitmacht in Marsch zu setzen, weil dadurch ein offener Krieg zwischen dem Haus Atreides und den Bene Tleilax ausgebrochen wäre. Leto hatte schon einmal alles riskiert, um diese Entwicklung zu verhindern. Im Augenblick war er nicht mehr als ein Stück nutzloses Treibgut.

Die Miene des Prinzen verfinsterte sich. »Vielleicht sollte ich ein unmissverständliches Zeichen setzen, auf meine Heimatwelt zurückkehren, mit einer offiziellen diplomatischen Fregatte samt Gefolge aufbrechen – äh, ich vermute, ich könnte eine mieten – und in der Raumhafenschlucht von Ix landen. Ich könnte öffentlich meinen Anspruch als Erbe des Hauses Vernius einfordern und verlangen, dass die Tleilaxu die illegale Besetzung unseres Planeten beenden.« Er schnaufte. »Was würden sie dazu sagen – was meinst du?«

»Sei kein Narr, Rhombur.« Leto schüttelte den Kopf. Er fragte sich, ob sein Freund diesen Vorschlag wirklich ernst meinte. »Sie würden dich gefangen nehmen und deinen Körper für medizinische Experimente missbrauchen. Am Ende wären ein Dutzend Stücke von dir über ein Dutzend verschiedener Axolotl-Tanks verteilt.«

»Zinnoberrote Hölle – was soll ich denn sonst tun, Leto?« Verärgert erhob sich der Prinz. »Wenn du mich bitte entschuldigen würdest... Ich muss nachdenken.« Er zog sich in sein privates Schlafzimmer zurück und schloss die Tür. Leto starrte seinem Freund noch einige Zeit nach, nahm einen Schluck Bier und kehrte dann in sein Arbeitszimmer zurück, wo Stapel mit Inventarlisten auf seine Unterschrift warteten...

Tessia, die von einer höher gelegenen Galerie zugesehen hatte, eilte die Wendeltreppe hinunter und schob die Schlafzimmertür auf. Rhombur saß auf dem Bett und starrte auf ein Bildnis seiner Eltern an der Wand. Kailea hatte es gemalt, um ihrer Sehnsucht nach den Tagen

im Großen Palais Ausdruck zu verleihen. Dominic und Shando Vernius waren in ihrer ganzen ehemaligen Pracht dargestellt, der kahlköpfige Graf in einer weißen Uniform mit dem ixianischen Helixsymbol in Purpur- und Kupferrot am Kragen, sie in einem weiten Kleid aus lavendelfarbener Merh-Seide.

Tessia massierte ihm die Schultern. »Es war falsch von mir, dich vor dem Herzog so in Verlegenheit zu bringen. Es tut mir Leid.«

In ihren braunen Augen sah er Zärtlichkeit und Mitgefühl. »Wofür solltest du dich entschuldigen? Du hast Recht, Tessia, auch wenn es mir schwer fällt, es zuzugeben. Vielleicht sollte ich mich wirklich schämen. Ich hätte längst etwas tun müssen, um die Ehre meiner Eltern wiederherzustellen.«

»Die Ehre deines ganzen Volkes – und seine Freiheit.« Sie seufzte schwer. »Rhombur, mein wahrer Prinz, möchtest du auf ewig ein passiver, genügsamer Verlierer bleiben... oder zu einem Sieger werden? Ich würde versuchen, dir dabei zu helfen.«

Rhombur spürte, wie ihre erstaunlich kräftigen Finger versiert seine verkrampften Muskeln bearbeiteten, sie lockerten und wärmten. Ihre Berührung war wie eine tröstende Droge, und er war in Versuchung, einfach einzuschlafen, damit er seine Sorgen vergessen konnte.

Er schüttelte den Kopf. »Ich habe mich kampflos geschlagen gegeben, stimmt's?«

Die Finger der Konkubine wanderten über sein Rückgrat zu den Hüften und erregten ihn. »Das bedeutet nicht, dass du den Kampf nicht erneut aufnehmen kannst.«

* * *

Kailea Vernius wirkte sehr verwirrt, als sie ihrem Bruder ein schwarzes Paket brachte. »Es ist mit unserem Familienwappen versiegelt, Rhombur. Es ist gerade per Kurier aus Cala City gekommen.«

Seine Schwester hatte grüne Augen und dunkles, kupferrotes Haar, das mit Perlmuttkämmen hochgesteckt war. Ihr Gesicht war in den letzten Jahren zur vollen Schönheit einer erwachsenen Frau erblüht, ohne ganz die weichen Linien der Jugend zu verlieren. Sie erinnerte Rhombur an ihre Mutter Shando, die einst eine Konkubine des Imperators Elrood gewesen war.

Verdutzt starrte der Prinz auf die Helix, die das Paket zierte, doch es gab keine weiteren Hinweise. Tessia, die einfache, bequeme Kleidung trug, trat hinter Rhombur, als er das Paket mit einem kleinen Fischmesser öffnete. Seine Stirn umwölkte sich, als er darin ein Blatt aus ridulianischem Kristall fand, das mit Linien, Dreiecken und Punkten übersät war. Dann hielt er den Atem an.

»Es sieht wie eine Geheimbotschaft aus, ein Militärcode der Ixianer, der mit geometrischen Zeichen arbeitet.«

Kailea schürzte die Lippen. »Vater hat mich in geschäftlichen Angelegenheiten ausgebildet, aber nur wenig in militärischen Dingen. Ich hielt es für überflüssig.«

»Kannst du es entziffern, mein Prinz?«, fragte Tessia mit einem seltsamen Unterton, sodass sich Rhombur fragte, ob seine Bene-Gesserit-Konkubine auch auf diesem Gebiet spezielle Fähigkeiten besaß.

Er kratzte sich im zerzausten Haar, dann griff er nach einem Notizblock. »Äh... mal sehen. Mein Lehrer hat sich alle Mühe gegeben, mir den Code einzubläuen, aber es ist schon viele Jahre her, seit ich das letzte Mal damit zu tun hatte.« Rhombur hockte sich im Schneidersitz auf den Boden und schrieb die Zeichen des Galach-Alphabets nieder, aber in einer anderen als der üblichen Reihenfolge. Dann zeichnete er Linien auf das Papier und übertrug die Zeichen der Botschaft in sein Diagramm. Während allmählich seine Erinnerung an den Code zurückkehrte, wurde er immer aufgeregter. Diese Nachricht war zweifellos von jemandem angefertigt worden, der sich mit diesen Dingen auskannte. Aber wer?

Als Nächstes holte sich Rhombur ein Lineal und ko-

pierte sein erstes Diagramm mit größerer Genauigkeit auf ein neues Blatt. Ganz oben trug er die Galach-Buchstaben in bestimmte Felder ein und bestimmte dann die exakte Position der geometrischen Zeichen in der Geheimbotschaft. Mit dieser Entschlüsselungshilfe konnte er jetzt die Geheimzeichen in lesbare Worte übertragen. »Zinnoberrote Hölle!«

An Prinz Rhombur Vernius, den rechtmäßigen Erben von Ix: Die Tleilaxu foltern oder exekutieren unser Volk wegen geringfügigster Verbrechen, dann verwenden sie die Leichen für grausame Experimente. Unsere Frauen werden im Dunkeln verschleppt. Die Eroberer benutzen unsere Industrie für ihre eigenen Zwecke.
Es gibt keine Gerechtigkeit mehr auf Ix - nur noch die Erinnerung, Hoffnung und Versklavung. Wir warten auf den Tag, an dem das Haus Vernius die Invasoren vertreibt und uns befreit. Wir bitten Sie respektvoll um Ihre Unterstützung. Lassen Sie uns nicht im Stich.

C'tair Pilru,
Kämpfer für die Freiheit von Ix

Rhombur sprang auf und umarmte seine Schwester. »Es ist der Sohn des Botschafters! Kailea, du erinnerst dich bestimmt an ihn!«

Mit schimmernden Augen dachte sie daran, wie die dunkelhaarigen Zwillinge mit ihr geflirtet hatten. »Ein gut aussehender junger Mann. Sein Bruder wurde Gilde-Navigator, nicht wahr?«

Rhombur wurde plötzlich still. Seit Jahren hatte er gewusst, dass solche Dinge auf seinem Heimatplaneten geschahen, aber er hatte nie darüber nachdenken wollen, weil er hoffte, dass die Probleme dann von selbst verschwanden. Wie sollte er mit den Rebellen von Ix in Kontakt treten? Wie konnte er sich als Exil-Prinz ohne Haus öffentlich gegen die Ungerechtigkeit stellen? Er hatte sich stets davor gescheut, sämtliche Konsequenzen zu bedenken.

»Eins sage ich euch«, schwor Rhombur. »Ich werde etwas dagegen unternehmen. Mein Volk hat schon viel zu lange gelitten.«

Er ließ seine Schwester los und drehte sich zu Tessia um, die ihn nicht aus den Augen ließ. »Ich würde dir gerne helfen«, sagte sie. »Das weißt du.«

Rhombur schloß gleichzeitig seine Konkubine und seine Schwester in die Arme. Endlich wusste er wieder, wofür er lebte.

31

Um dieses Universum kennen zu lernen, müssen wir eine Erkundungsreise unternehmen und feststellen, wo die wahren Gefahren lauern. Keine Ausbildung kann diese Entdeckungsreise ersetzen; diese Erfahrung lässt sich nicht lehren, vermitteln oder abspeichern, weil es keine eindeutigen Ergebnisse gibt. In unserem Universum betrachten wir Ergebnisse als endgültig, aber es ist die Endgültigkeit des Todes, wenn wir uns darauf fixieren.

Friedre Ginaz,
Philosophie der Schwertmeister

Ornithopter brachten die Ginaz-Schüler in Gruppen zu einer neuen, sehr unfreundlich wirkenden Insel. Sie flogen an Klippen aus schwarzer Lava vorbei, die im Laufe der Jahrhunderte von Wasserfällen glatt geschliffen worden waren. Der Buckel aus scharfem Gestein ragte wie ein verfaulter Zahn aus dem Wasser und war ohne jede Vegetation und ohne erkennbare Anzeichen menschlicher Besiedlung. Die Insel, die von tiefem, tückischem Wasser umgeben war, hatte bis auf eine militärische Kennnummer keinen Namen und lag am östlichen Rand des Archipels.

»Schaut nur, ein tropisches Paradies«, sagte Hiih Resser trocken. Duncan Idaho, der sich zusammen mit anderen Mitschülern um ein Bullauge drängte, wusste, dass hier neue schwere Prüfungen auf sie warteten.

Aber er war bereit, sich allen Schwierigkeiten zu stellen.

Der Thopter stieg höher und näherte sich von der Windseite der Öffnung eines steilwandigen Kraters. Stellenweise drangen Rauch und Asche aus dem Boden und machten die schwüle Luft noch unerträglicher. Der Pilot flog eine

Schleife, damit alle den glänzenden Thopter sahen, der auf dem Kraterrand gelandet war. Zweifellos würde er im Verlauf ihrer Ausbildung in irgendeiner Weise zum Einsatz kommen. Doch Duncan hatte keine Ahnung, was sie hier erwarten könnte.

Der Thopter kehrte zur Basis des Vulkans zurück, wo ein Lager auf zerklüftetem Riffgestein und dampfenden Erdspalten vorbereitet worden war. Bunte Zelte, die sich selbst aufbauten, bildeten die einzigen geraden und farbigen Flächen auf der Lava. Sonst gab es keine Annehmlichkeiten. Als sie landeten, stürmten viele Schüler nach draußen, um sich ein Zelt auszusuchen, doch Duncan wusste nicht, in welcher Hinsicht eines besser als die anderen sein sollte.

Der große Schwertmeister, der hier auf sie wartete, hatte ledrige Haut, eine Mähne aus dichtem grauem Haar, das bis zur Mitte seines Rückens herabhing, und unheimliche Augen, die tief in den Höhlen lagen. Voller Ehrfurcht erkannte Duncan in ihm dem legendären Krieger Mord Cour. Als Kind war Cour der einzige Überlebende eines Massaker in seinem heimatlichen Bergwerksdorf auf Hagal gewesen. Danach hatte er sich ganz allein in den Bergwäldern durchgeschlagen, sich selbst im Kampf ausgebildet und sich dann inkognito den Banditen angeschlossen, die sein Dorf zerstört hatten. Nachdem er ihr Vertrauen gewonnen hatte, war für ihn der Tag der Rache gekommen, an dem er den Anführer und sämtliche Banditen erschlagen hatte. Danach war er weitergezogen und hatte sich als Sardaukar des Imperators rekrutieren lassen. Jahrelang hatte er als Elroods persönlicher Schwertmeister gedient, bis er sich in die Akademie von Ginaz zurückgezogen hatte.

Nachdem die Schüler im Chor den Treueschwur der Schwertmeister geleistet hatten, sagte der legendäre Krieger: »Ich habe mehr Menschen getötet, als ihr in eurem kurzen Leben bisher begegnet seid. Betet, dass ihr nicht eines Tages zu ihnen gehört. Wenn ihr von mir lernt, habe ich keinen Grund, euch zu töten.«

»Ich brauche keinen zusätzlichen Anreiz, um von *ihm* zu

lernen«, sagte Resser aus dem Mundwinkel zu Duncan. Der alte Mann hörte es und fasste den rothaarigen Schüler ins Auge. Trin Kronos, der sich im Hintergrund der Gruppe hielt – ebenfalls ein Grummaner, wenn auch nicht so freundlich gesinnt –, kicherte und riss sich schnell wieder zusammen.

Während Mord Cour seinen stechenden Blick auf Resser gerichtet hielt und abwartete, räusperte sich Duncan und trat einen Schritt vor. »Schwertmeister Cour, er sagte, dass keiner von uns einen zusätzlich Anreiz benötigt, um von einem großen Mann wie Ihnen etwas zu lernen.« Er packte fest den Griff des Schwertes des alten Herzogs.

»Niemand braucht einen Vorwand, um von großen Männern zu lernen.« Cour fuhr herum und blickte sämtliche Schüler an. »Ihr wisst, warum ihr hier seid? Hier auf Ginaz, meine ich?«

»Weil hier der Ort ist, wo Jool-Noret alles in die Wege geleitet hat«, sagte der dunkelhäutige Schüler von Al-Dhanab ohne Zögern.

»Jool-Noret hat überhaupt nichts getan«, erwiderte Cour zum Entsetzen aller. »Er war ein ausgezeichneter Schwertmeister und beherrschte dreiundneunzig Kampfmethoden. Er wusste alles über Waffen, Schilde, Taktik und Nahkampf. Eine Handvoll weiterer guter Kämpfer folgte ihm und flehte ihn an, sie in fortgeschrittenen Techniken zu unterrichten, aber der große Kämpfer weigerte sich, es zu tun. Er versprach ihnen immer wieder, dass er zur rechten Zeit ihr Lehrer werden würde. *Aber er hat es niemals getan!*

Eines Nachts schlug ein Meteor in den Ozean und erzeugte eine Flutwelle, die über die Insel schwappte, auf der Jool-Noret lebte. Das Wasser vernichtete seine Hütte und tötete ihn im Schlaf. Seine Anhänger hatten Mühe, seine Leiche zu bergen – die mumifizierten Überreste, die man euch voller Stolz auf der Verwaltungsinsel zeigen wird.«

»Aber wenn Jool-Noret niemals unterrichtet hat, Herr, warum wurde die Ginaz-Schule dann in seinem Namen gegründet?«, fragte Resser.

»Weil seine Schüler schworen, nicht denselben Fehler zu begehen. Sie vergegenwärtigten sich alle Fähigkeiten, die sie von Noret lernen wollten, und schufen eine Akademie, an der sie die besten Kandidaten in allen Kampftechniken unterrichten konnten, die sie benötigten.« Eine Brise wehte Asche heran und zerzauste sein Haar. »Seid ihr alle bereit zu lernen, wie man ein Schwertmeister wird?«

Die Schüler antworten mit einem lauten »Ja!«

Cour schüttelte die lange graue Mähne und lächelte. Der böige Meereswind klang, als würden scharfe Fingernägel über die Lavaklippen schaben. »Gut. Wir werden damit beginnen, zwei Wochen lang Poesie zu studieren.«

* * *

Im geringfügigen Schutz ihrer bunten Zelte schliefen die Schüler auf dem nackten Fels, der in der Nacht eiskalt und während des Tages glühend heiß war. Graue Wolken aus Vulkanasche verschleierten die Sonne. Es gab keine Stühle, und die Jungen mussten getrocknete und gesalzene Nahrung zu sich nehmen. Dazu tranken sie lauwarmes Wasser, das in alten Fässern gelagert wurde. Alles hatte einen schwefligen Beigeschmack.

Doch niemand beklagte sich über die Entbehrungen. Die Schüler der Schwertmeister wussten längst, was sie zu erwarten hatten.

In dieser rauen Umgebung wurden sie in der Kunst der Verse und Metaphern unterrichtet. Selbst auf der alten Erde hatten die ehrbewussten Samurai-Krieger genauso großen Wert auf ihr Geschick im Verfassen von Haikus wie auf den Umgang mit der Waffe gelegt.

Als Mord Cour auf einem Felsen neben einer dampfenden heißen Quelle stand und uralte Epen rezitierte, waren die Herzen seiner Schüler von der Leidenschaft in seiner Stimme tief bewegt. Als der Mann bemerkte, dass allen Tränen in den Augen standen, lächelte er und klatschte in die

Hände. Er sprang vom Felsen und verkündete: »Sehr gut. Jetzt ist es an der Zeit, dass ihr zu kämpfen lernt.«

* * *

Duncan trug ein Kettenhemd aus Flexmetall und ritt auf einer riesigen gepanzerten Schildkröte, die immer wieder nach ihrem Geschirr und ihrem Reiter schnappte. Im Sattel angegurtet, die Beine gespreizt, um auf dem breiten Schildpanzer Halt zu finden, balancierte er eine Pike aus Holz mit stumpfer Metallspitze. Der Schaft lag über seinem linken Handgelenk, während er seine drei ähnlich ausgestatteten Gegner musterte.

Die Kampfschildkröten wurden aus geraubten Eiern ausgebrütet und in abgezäunten Buchten aufgezogen. Die trägen Behemoths erinnerten Duncan daran, wie er in der schweren Rüstung hatte kämpfen müssen. Doch ihre gehörnten Kiefer konnten wie Fangeisen zuschnappen, und wenn ihnen der Sinn danach stand, entwickelten die Tiere ein Höllentempo. An den Rissen und Scharten in der Panzerung erkannte Duncan, dass diese Schildkröten bereits Veteranen zahlreicher Kämpfe waren.

Duncan schlug wie ein Trommler mit seiner Lanze auf den dicken Panzer der Schildkröte. Sein Tier stapfte los, auf Hiih Ressers Reittier zu, und warf den Kopf hin und her, um nach allem zu schnappen, was sich in Reichweite befand.

»Ich komme und werde dich aus dem Sattel werfen, Resser!« Doch in diesem Augenblick setzte es sich Duncans Schildkröte in den Kopf, plötzlich stehen zu bleiben. Nichts konnte sie zum Weitergehen bewegen. Aber die anderen Tiere verhielten sich ähnlich unkooperativ.

Das Schildkrötenturnier war der neunte Kampf eines Dekathlons, den die Schüler bestehen mussten, bevor sie in die nächste Unterrichtsklasse wechseln durften. Fünf aufreibende Tage lang hatte Duncan aschegeschwängerte Luft geatmet und war jedes Mal mindestens auf dem dritten Platz gelandet – bei Schwimmen, Weitsprung, Armbrustschießen,

Steinschleudern, Speerwerfen, Gewichtheben, Messerwerfen und Tunnelkriechen. Mord Cour hatte sämtliche Wettkämpfe vom erhöhten Felsen aus beobachtet.

Resser, der zu Duncans Freund und Lieblingsrivalen geworden war, hatte ebenfalls einen respektablen Punktestand erreicht. Die anderen Schüler von Grumman bildeten eine eigene Clique, die sich um Trin Kronos scharte, der sich sehr viel auf seine Herkunft und sich selbst einbildete, auch wenn seine kämpferischen Fähigkeiten nicht weit über den Durchschnitt hinausragten. Kronos prahlte stets damit, wie stolz er sei, dem Haus Moritani zu dienen, während Resser nur sehr selten über sein Zuhause oder seine Familie sprach. Er war viel mehr daran interessiert, so viel wie möglich auf Ginaz zu lernen.

Jeden Abend hielten sich Duncan und Resser bis tief in die Nacht in der Zeltbibliothek auf und studierten Filmbücher. Von den Ginaz-Schülern wurde erwartet, dass sie sich mit Militärgeschichte, Kriegsstrategie und individuellen Kampftaktiken auskannten. Mord Cour hatte sie außerdem angeregt, sich in Ethik, Literatur, Philosophie und Meditation zu bilden – all die Dinge, die er nie hatte lernen können, während er allein als wilder Junge in den Bergwäldern von Hagal gelebt hatte.

In den abendlichen Lektionen mit den Schwertmeistern hatte Duncan Idaho die Große Konvention auswendig gelernt, deren Regeln der bewaffneten Kriegsführung seit Butlers Djihad die Grundlage der imperialen Zivilisation bildeten. Aus diesen moralischen und ethischen Vorgaben hatte die Schule von Ginaz den Kriegercodex abgeleitet.

Während er nun darum kämpfte, die widerspenstige Schildkröte wieder in seine Gewalt zu bekommen, rieb sich Duncan die Augen und hustete. Die Asche brannte ihm auf den Nasenschleimhäuten und in der Kehle. Rundum warf sich das Meer tosend gegen die Felsen, und zischende Erdspalten verströmten den Gestank von faulen Eiern.

Nach unentwegten Versuchen, sein Tier anzustacheln, setzte sich Ressers Schildkröte plötzlich in Bewegung,

worauf er sich alle Mühe geben musste, nicht den Halt zu verlieren und seine stumpfe Lanze auszurichten. Kurz darauf stapften auch die anderen Schildkröten im Zeitlupentempo los.

Duncan wich einem gleichzeitigen Angriff durch Resser und einen zweiten Gegner aus und traf dann einen dritten mit dem stumpfen Ende seiner Waffe. Der Schüler erhielt einen Stoß gegen den Brustpanzer und wurde rückwärts von seinem Reittier geschleudert. Er landete mit einem schmerzhaften Aufprall auf dem Boden und kroch hastig davon, um den schnappenden Kiefern der Schildkröten zu entgehen.

Duncan presste sich flach auf den Rücken seines Tieres, um einem weiteren Stoß von Resser auszuweichen. Dann blieb Duncans Kampfschildkröte plötzlich stehen, um sich ihrer Exkremente zu entledigen - was einige Zeit in Anspruch nahm.

Während er hilflos auf seinem Sattel saß, sah Duncan, wie der letzte noch vorhandene Gegner Resser attackierte, der sich mit bewundernswertem Geschick verteidigte. Als seine Schildkröte beinahe mit ihrem Geschäft fertig war, versuchte Duncan, den günstigsten Augenblick abzupassen und brachte sich auf einer Seite des harten Rückenpanzers in Stellung, um den zwei noch übrigen Kämpfern so nahe wie möglich zu sein. Resser gelang es, einen Angriff zu parieren und seinen Gegner gleichzeitig abzuwerfen. Dann hob er triumphierend seine Lanze - genau wie Duncan erwartet hatte. In diesem Moment beugte sich Duncan vor und rammte ihm seine Waffe in die Seite, worauf Resser von der Schildkröte purzelte. Jetzt war nur noch Duncan übrig - der Sieger.

Er stieg ab und half Resser wieder auf die Beine, dann klopfte er sich den Staub vom Körper. Kurz darauf setzte sich Duncans Schildkröte endlich wieder in Bewegung, um nach etwas Essbarem zu suchen.

* * *

»Euer Körper ist eure beste Waffe«, sagte Mord Cour. »Bevor ihr euch mit einem Schwert in die Schlacht stürzen könnt, müsst ihr lernen, eurem Körper zu vertrauen.«

»Aber Sie haben uns doch gelehrt, dass der *Geist* unsere stärkste Waffe ist, Meister«, unterbrach Duncan seinen Vortrag.

»Körper und Geist sind eins«, erwiderte Cour. Seine Stimme war so scharf wie sein Schwert. »Was ist das eine ohne das andere? Der Geist beherrscht den Körper, der Körper beherrscht den Geist.« Er stolzierte auf und ab und zertrat knirschend das scharfe Felsgestein unter den schwieligen Füßen. »Legt eure Kleidung ab, bis auf die Shorts! Und zieht die Schuhe aus. Legt all eure Waffen auf den Boden.«

Die Schüler gehorchten ihm, ohne seine Anweisungen in Frage zu stellen. Ständig rieselte ringsum graue Asche herab, und schweflige Gase entwichen seufzend wie der Atem der Hölle aus Erdspalten.

»Nach dieser letzten Prüfung könnt ihr mich und diese Insel verlassen.« Mord Cour verzog das Gesicht zu einer ernsten Miene. »An eurem nächsten Bestimmungsort gibt es etwas mehr Blumen und Komfort.« Einige Schüler stießen wildes Jubelgeschrei aus. Sie waren sichtlich nervös wegen der bevorstehenden Prüfung.

»Da ihr alle eine Lizenz als Thopterpilot erworben habt, bevor ihr nach Ginaz gekommen seid, werde ich meine Erklärungen kurz fassen.« Cour deutete auf den steilen Hang, der zum Kraterrand hinaufführte und im grauen Dunst verschwand. »Dort oben wartet eine Maschine auf euch. Ihr habt sie gesehen, als ihr auf der Insel eingetroffen seid. Wer sie als Erster erreicht, kann damit losfliegen, in ein sauberes und bequem ausgestattetes neues Lager. Die übrigen... werden wieder heruntersteigen und hier auf den Felsen kampieren, ohne Zelte und ohne Lebensmittel.« Er kniff die Augen im steinalten Gesicht zusammen. »Los geht's!«

Die Schüler rannten sofort los und holten alles aus sich heraus, um einen Vorsprung zu gewinnen. Duncan gehörte nicht zu den Schnellsten, sondern suchte sich seinen Weg

mit etwas mehr Umsicht. Einige Wege endeten vor steilen Felswänden oder führten zu anderen Hindernissen vor der Spitze des steilen Kegels. Einige Rinnen sahen verlockend aus, doch die schmalen Bäche und Wasserfälle versprachen einen schlüpfrigen und unsicheren Aufstieg. Duncan hatte den Abhang aufmerksam studiert und sich vorbereitet, als er den Thopter während ihrer Ankunft hoch oben auf dem Kraterrand gesehen hatte. Jetzt konnte er seine Beobachtungen nutzen.

Als das Gelände steiler wurde, holte er bald den Vorsprung der anderen ein, indem er geschickt zwischen Pfaden und Bachläufen wechselte oder über zerklüftete Felsen kletterte. Die anderen ließen sich von einladenden Hängen in die Irre führen, wo sie auf dem lockeren Geröll ins Rutschen gerieten und ein gutes Stück zurückgeworfen wurden. Duncan lief längere Grate entlang und bewältigte Felsbuckel, die nicht direkt zum Gipfel führten, aber einen schnelleren Aufstieg ermöglichten.

Vor Jahren war er im Waldreservat auf Giedi Primus um sein Leben gerannt, als Rabban ihn gejagt hatte. Seine jetzige Aufgabe war vergleichsweise einfach.

Unter den bloßen Füßen spürte Duncan das harte und scharfe Lavagestein, aber er hatte einen Vorteil gegenüber den meisten seiner Mitschüler: Nachdem er jahrelang barfuß die Strände von Caladan entlangspaziert war, hatte er eine zähe Hornhaut entwickelt.

Er wich einer heißen Quelle aus und stieg durch einen Spalt nach oben, in dem er nur mit Mühe Halt fand. Er musste sich im Kamin festkeilen und nach Vorsprüngen und Ritzen suchen, mit deren Hilfe er sich ein kleines Stück nach oben schieben konnte. Immer wieder zerkrümelte das spröde Gestein unter seinen Händen oder Füßen.

Er hatte keinen Zweifel, dass Trin Kronos und einige der anderen Kandidaten sich alle Mühe gaben, den Wettbewerb zu sabotieren, statt sich darauf zu konzentrieren, möglichst schnell voranzukommen.

Bei Sonnenuntergang erreichte er den Kraterrand des

Vulkans – als Erster der Gruppe. Er war ohne Rast gelaufen und geklettert und hatte seine Route mit Bedacht gewählt. Die anderen waren nicht sehr weit hinter ihm und kamen von allen Seiten näher. Er sprang über eine Öffnung, aus der heißer Dampf strömte, und lief zum wartenden Ornithopter.

Er war nicht mehr weit entfernt, als er über die Schulter zurückblickte und sah, dass Hiih Resser ihm mit geringem Abstand folgte. Die Haut des rothaarigen jungen Mannes war aufgeschürft und mit Asche bedeckt. »He, Duncan!« Die Luft war mit Dämpfen und Staub geschwängert, die vom Vulkankrater ausgespuckt wurden. Die Erde bebte rumorend.

So kurz vor dem Sieg legte Duncan einen Zahn zu. Als Resser sah, dass er keine Chance mehr hatte, ließ er sich keuchend zurückfallen und erkannte den Triumph seines Freundes an.

Am gegenüberliegenden Kraterrand tauchte soeben Trin Kronos auf, der eine alternative Route genommen hatte. Sein Gesicht war gerötet und vor Wut verzerrt, als er feststellen musste, wie nahe Duncan dem Thopter war. Außerdem sah er, wie Resser, sein Rivale von Grumman, außer Atem anhielt und sich geschlagen gab, worauf sich Kronos' Zorn ins Unermessliche steigerte. Obwohl sie von derselben Welt stammten, hatte Kronos nie einen Hehl aus seiner Verachtung für Resser gemacht und jede Gelegenheit genutzt, um ihn zu demütigen.

In dieser Gruppe ging es um das Überleben des Stärksten, und viele Schüler hatten untereinander große Antipathien entwickelt. Auch Duncan hatte keine gute Meinung vom verhätschelten Adelssohn, nachdem er beobachtet hatte, wie Kronos seinen Mitschüler von Grumman behandelte. Wenn Duncan mit dem Thopter gestartet war, würde Kronos wahrscheinlich auf seine Freunde warten, damit sie gemeinsam ihre Wut an Resser auslassen konnten.

Als Duncan einen Fuß in das leere Fluggefährt setzte, war er zu einer Entscheidung gelangt. »Hiih Resser! Wenn

du die Maschine erreichst, bevor ich abhebe, wird sie bestimmt auch zwei Personen transportieren können!«

Trin Kronos, der viel weiter entfernt war, steigerte plötzlich sein Tempo.

Duncan legte die Sicherheitsgurte an und drückte eine Taste, damit die Flügel eingezogen und für den Start mit dem Düsentriebwerk verkürzt wurden. Resser starrte ungläubig zu ihm herüber. »Na komm schon!«

Der Rotschopf grinste und zapfte eine neue Energiequelle an. Er stürmte los, während Duncan die Kontrollen auf Startposition schob. In den Jahren seines Dienstes für den Herzog war er von einigen der besten Piloten des Imperiums unterrichtet worden. Jetzt traf er sicher alle nötigen Startvorbereitungen.

Wutentbrannt über Duncans Verletzung der Regeln hetzte Kronos über den rauen Felsboden. Die Lichter der Instrumentenkonsole des Thopters gingen an. Ein leuchtender roter Kasten verriet Duncan, dass die Düsen feuerbereit waren; gleichzeitig hörte er das tiefe Summen der mächtigen Turbinen.

Resser sprang in dem Augenblick auf die Kufen des Thopters, als Duncan das Gefährt mit Düsenunterstützung abheben ließ. Keuchend hielt sich der rothaarige Grummaner am Rahmen der Cockpittür fest und schnappte nach Luft.

Als Trin Kronos sah, dass er es nicht mehr schaffen würde, hob er einen faustgroßen Lavabrocken auf und warf ihn. Er traf den hilflosen Resser an der Hüfte.

Duncan drückte einen leuchtenden Startknopf, dann schlugen die Flügel auf und ab und ließen den Thopter hoch über der Lavakappe des Vulkans emporsteigen. Die Turbinen setzten ein, und die Flügel hielten das Gefährt in der Schwebe. Nun konnte sich Resser gänzlich hinaufziehen und rollte in einem Durcheinander aus Armen und Beinen durch die Kabine. Immer noch außer Atem zwängte er sich neben Duncan ins Cockpit und lachte erleichtert.

Der Wind der Ornithopterflügel zerrte am enttäuschten

Kronos. Der junge Mann schleuderte einen zweiten Stein, der jedoch wirkungslos an der Plazscheibe abprallte.

Duncan winkte ihm fröhlich zu und warf Kronos eine Handlampe aus der Ausrüstung des Thopters zu. Der Grummaner fing das Paket auf, zeigte jedoch keine Dankbarkeit, obwohl ihm die Lampe in der zunehmenden Dunkelheit eine große Hilfe sein würde. Weit hinter ihm waren die anderen Schüler zu sehen, die sich erschöpft auf den Rückweg machen mussten, um die kalte Nacht im Freien zu verbringen.

Duncan erhöhte die Leistung und ließ die Flügel zu voller Länge ausfahren. Die Sonne versank unter den Horizont und hinterließ einen rötlichen Schimmer auf dem Wasser. Die Dunkelheit fiel wie ein schwerer Vorhang über die Inselkette im Westen.

»Warum hast du das für mich getan?«, fragte Resser und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Es war doch ein Kampf jeder gegen jeden. Die Schwertmeister haben uns nicht beigebracht, einander zu helfen.«

»Nein«, sagte Duncan mit einem Lächeln, »das habe ich von den Atreides gelernt.«

Er reduzierte die Beleuchtung der Instrumente und flog im Licht der Sterne die Koordinaten der nächsten Insel an.

32

Unterschätze niemals die Macht des menschlichen Geistes, glauben zu können, was er glauben will, auch wenn alle Indizien auf das Gegenteil hinweisen.

Caedmon Erb, Politik und Realität

Der Baron und Piter de Vries hatten sich in einen Konferenzraum mit kahlen Metallwänden an Bord der Harkonnen-Fregatte zurückgezogen und versuchten zu ergründen, wie es der Schwesternschaft gelungen war, sich seinen Forderungen zu entziehen. Das Schiff kreiste um Wallach IX, die Waffen waren feuerbereit... aber es gab kein Ziel. Seit zwei Tagen hatten sie ständig Botschaften an die Bene Gesserit gesendet, aber keine Antwort erhalten.

Ausnahmsweise hatte der Mentat keine Erklärung anzubieten, wo oder wie sich die Hexen versteckt haben konnten. Seine Projektionen, Extrapolationen und Wahrscheinlichkeitsberechnungen hatten versagt. Der Baron, der keine Versager duldete – und für ihn war de Vries ein Versager –, war bereit, irgendjemand auf möglichst unangenehme Weise zu töten.

Glossu Rabban fühlte sich von allem ausgeschlossen, als er grübelnd dasaß, die beiden beobachtete und sich wünschte, er könnte irgendeine Erkenntnis beisteuern. »Schließlich sind sie Hexen, nicht wahr?«, sagte er nach einer Weile, aber niemand schien sich für diesen Kommentar zu interessieren. Eigentlich interessierte sich niemals jemand für seine Geistesblitze.

Angewidert verließ Rabban den Konferenzraum. Er wusste, dass sein Onkel froh war, wenn er verschwand. Warum *diskutierten* sie überhaupt über das Problem? Rabban konnte es nicht ausstehen, nur herumzusitzen und nichts zu tun. So etwas taten nur Schwächlinge.

Als mutmaßlicher Erbe des Barons glaubte Rabban, dass er gute Arbeit für das Haus Harkonnen geleistet hatte. Er hatte die Gewürzförderung auf Arrakis geleitet und sogar den ersten verdeckten Schlag in einem Konflikt ausgeführt, der sich zu einem Krieg zwischen den Atreides und den Tleilaxu entwickeln sollte. Immer wieder hatte er sich bewiesen, doch der Baron behandelte ihn stets, als wäre er schwer von Begriff, bezeichnete ihn sogar vor allen Leuten als ›Muskelprotz mit Panzerhirn‹.

Ich hätte die verdammten Weiber mit der Nase aufgespürt, wenn ich den Einsatz in der Hexenschule mitgemacht hätte!

Rabban wusste genau, was zu tun war. Aber er wusste auch, dass es besser war, nicht um Erlaubnis zu fragen. Der Baron würde nur wieder Nein sagen... aber es wäre falsch, ihm die Erlaubnis zu verweigern. Rabban würde das Problem auf eigene Faust lösen und seine Belohnung einfordern. Danach musste sein Onkel einfach anerkennen, wozu er imstande war.

In schweren schwarzen Stiefeln stapfte der stämmige Mann durch die Korridore der Fregatte, ganz auf sein Vorhaben konzentriert. Das bewaffnete Schiff bewegte sich in der stummen Umarmung der Schwerkraft. Er hörte Gesprächsfetzen, als er an Kabinen und Einsatzzentralen vorbeikam. Männer in blauen Uniformen liefen herum, erfüllten ihre Pflichten und grüßten ihn respektvoll.

Als er seine Befehle gab, ließen die Männer alles stehen und liegen und machten sich daran, eine Wandverkleidung zu öffnen. Rabban stand da, die Hände in die Hüften gestemmt, und blickte zufrieden in die versteckte Kammer, in der sich ein schlankes, glänzendes Ein-Mann-Kampfschiff befand.

Der Prototyp des Nicht-Schiffs.

Vor mehr als zehn Jahren hatte er mit dem unsichtbaren Schiff im Innern eines Gilde-Heighliners einen Einsatz geflogen, und es hatte seine Aufgabe tadellos erfüllt – mit lautloser, unsichtbarer Effizienz. Die Aktion war nach Plan

verlaufen, auch wenn sich später alles ganz anders entwickelt hatte. Das war der eigentliche Fehler in der Planung gewesen – zu viel Planung. Und der verdammte Leto Atreides hatte sich einfach geweigert, wie erwartet zu reagieren.

Diesmal jedoch verfolgte Rabban einen einfachen und direkten Plan. Das Schiff und alles, was sich an Bord befand, waren unsichtbar. Er konnte jeden Ort aufsuchen und alles beobachten, ohne dass irgendjemand etwas bemerkte. Er würde ausspionieren, was die Hexen im Schilde führten, dann konnte er die gesamte Mütterschule mit einem Schlag auslöschen, wenn er es wollte.

Er startete die leisen Maschinen des Kampfschiffs, dann fiel es durch den Boden der Fregatte. Aufgeregt aktivierte Rabban den Nicht-Feld-Generator – und das Schiff schien plötzlich aus dem Weltraum zu verschwinden.

Während des Abstiegs zum Planeten arbeiteten alle Systeme des Schiffes einwandfrei. Die in letzter Zeit aufgetretenen Fehler waren behoben worden. Hoch über einer Kette grasbewachsener Hügel drehte er in Richtung der mit braunen Ziegeln gedeckten Gebäude der Mütterschule ab. Die Hexen glaubten also, sie könnten sich einfach aus dem Staub machen, wenn der Baron eine Audienz verlangte? Und jetzt weigerten sich die Hexen, auf die Forderung nach einer weiteren Konferenz zu antworten. Was glaubten sie, wie lange sie dieses Versteckspiel durchziehen konnten?

Rabban berührte eine Sensortaste und aktivierte damit die Waffen. Ein schwerer Überraschungsschlag würde Bibliotheken, Unterrichtsräume und Museen in Schutt und Asche legen.

Dann werden sie aus ihren Löchern hervorgekrochen kommen!

Er fragte sich, ob der Baron überhaupt schon bemerkt hatte, dass er abgeflogen war.

Als sich das lautlose Fluggefährt dem Schulkomplex näherte, sah er Frauen, die sich scharenweise zwischen den dicht stehenden Gebäuden drängten. Sie glaubten, dass sie sich jetzt nicht mehr verstecken müssten! Die Hexen dach-

ten, jetzt könnten sie dem Haus Harkonnen eine lange Nase zeigen.

Rabban ging tiefer. Die Waffensysteme waren bereit, die Zielbildschirme leuchteten. Bevor er die Hauptgebäude in Trümmer legte, sollte er vielleicht ein paar der geiergleichen Frauen aufs Korn nehmen, nur so zum Spaß. Wenn er mit dem unsichtbaren Schiff angriff, würde es den Eindruck erwecken, als hätte ein Feuerfinger Gottes sie niedergestreckt, um sie für ihre Arroganz zu bestrafen. Jetzt war das Nicht-Schiff in Reichweite.

Plötzlich blickten alle Hexen gleichzeitig in seine Richtung.

Er spürte, wie etwas seinen Geist berührte. Dann schienen die Frauen vor seinen Augen zu flimmern und unsichtbar zu werden. Er konnte kaum noch klar sehen, und in seinem Kopf breitete sich ein pulsierender Schmerz aus. Er presste eine Hand gegen die Schläfe und versuchte sich zusammenzureißen. Aber der Druck in seinem Schädel nahm zu, als würde ein Elefant darauf herumtrampeln.

Die Bilder wurden immer undeutlicher. Für einen kurzen Moment waren die Scharen der Bene Gesserit wieder zu sehen, dann lösten sie sich erneut in Luft auf. Die Gebäude, die Landschaft, die gesamte Planetenoberfläche verschwamm vor seinen Augen. Rabban konnte kaum noch die Instrumente erkennen.

Orientierungslos und von rasenden Kopfschmerzen geplagt klammerte sich Rabban an die Steuerkonsole. Das Nicht-Schiff bockte wie ein wildes Tier, dann schmierte es ab. Rabban stieß einen gurgelnden Schrei aus und erkannte die Gefahr erst, als sein Körper von Aufprallschutzschaum und Fangnetzen umschlossen wurde.

Das Nicht-Schiff stürzte in einen Obstgarten und riss eine lange braune Furche in den Boden, bis es sich überschlug und auf dem Rücken landete. Dann rutschte das ramponierte Schiff eine Böschung hinunter und klatschte in einen seichten Bach.

Die strapazierten Maschinen fingen Feuer, und öliger

blauer Rauch erfüllte das Cockpit. Rabban hörte das Zischen der Brandbekämpfungssysteme, als er sich aus dem Schaum und den Schutznetzen zu befreien versuchte.

Der beißende Rauch drohte ihn zu ersticken und brannte ihm in den Augen, als er einen Notausstieg im Bauch des Schiffes aktivierte und aus dem Wrack kletterte. Er rutschte auf dem heißen, glatten Metall aus und stürzte mit Händen und Knien voran ins dampfende Wasser des Bachs. Benommen schüttelte er den Kopf. Als er sich zum Nicht-Schiff umblickte, sah er, dass es flimmernd zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit oszillierte.

Hinter ihm kamen Frauen die Böschung heruntergeeilt, wie ein Schwarm schwarz gekleideter Heuschrecken...

* * *

Als Baron Harkonnen überraschend eine Nachricht von der Mutter Oberin Harishka erhielt, hätte er sie am liebsten stranguliert. Tagelang hatte sie nicht auf seine wütenden Drohungen reagiert. Doch jetzt, während er unruhig auf der Kommandobrücke der Fregatte auf und ab ging, nahm die alte Hexe von sich aus Kontakt auf. Ihr Gesicht erschien auf dem ovalen Kommunikationsbildschirm.

»Es tut mir Leid, dass ich während Ihres Besuchs nicht erreichbar war, Baron, und ich muss mich dafür entschuldigen, dass unsere Kom-Systeme gestört waren. Ich weiß, dass Sie etwas mit mir zu besprechen haben.« Ihr Tonfall war freundlich, was ihn rasend machte. »Aber vielleicht möchten Sie zuerst Ihren Neffen wiederhaben.«

Als er sah, wie ihre dünnen Lippen unter den bösen Mandelaugen lächelten, wusste er, dass seinem Gesicht die Verblüffung deutlich anzusehen war. Er wirbelte zu seinem Truppenhauptmann und Piter de Vries herum. »Wo ist Rabban?« Beide Männer schüttelten den Kopf. Sie waren genauso verwirrt wie er. »Rabban soll sofort kommen!«

Die Mutter Oberin winkte jemandem außerhalb des Bildschirms zu, dann führten ein paar Schwestern den stämmi-

gen Mann ins Sichtfeld der Kom-Verbindung. Obwohl sein Gesicht zerkratzt und blutig war, machte Rabban einen trotzigen Eindruck. Ein Arm hing schlaff herab, seine Hosen waren an den Knien aufgerissen, und darunter waren blutige Wunden zu erkennen.

Der Baron fluchte leise. *Was hat dieser Idiot jetzt wieder angestellt?*

»Er scheint irgendein technisches Problem mit seinem Schiff gehabt zu haben. Wollte er uns besuchen? Oder uns ausspionieren... oder gar angreifen?« Als Nächstes war ein Videobild des abgestürzten Nicht-Schiffs zu sehen. Das Wrack rauchte und lag neben einem verwüsteten Obstgarten. »Es ist ein äußerst interessantes Modell. Sehen Sie, wie es abwechselnd sichtbar und unsichtbar wird? Handelt es sich möglicherweise um einen gestörten Tarnmechanismus? Sehr raffiniert.«

Dem Baron wären beinahe die Augen aus dem Kopf gesprungen. *Bei den Göttern der Unterwelt, jetzt haben wir auch noch das Nicht-Schiff verloren!* Sein saudummer Neffe hatte sich nicht nur von der Schwesternschaft einfangen lassen, sondern war obendrein dafür verantwortlich, dass den Hexen das Nicht-Schiff – die mächtigste Geheimwaffe der Harkonnens – in die Hände gefallen war.

Piter de Vries trat lautlos an seine Seite und flüsterte ihm ins Ohr: »Beruhigen Sie sich, Baron. Atmen Sie tief und langsam. Möchten Sie, dass ich die Verhandlung mit der Mutter Oberin fortsetze?«

Mit übermenschlicher Anstrengung gelang es dem Baron, sich zusammenzureißen. Dann drehte er sich um und kehrte dem Bildschirm den Rücken zu. Mit Rabban würde er sich später auseinander setzen. »Mein Neffe ist ein absoluter Vollidiot. Ich habe ihm nicht gestattet, mit dem Schiff loszufliegen.«

»Eine opportune Erklärung.«

»Ich garantiere Ihnen, dass er für seine unbedachte Tat schwer bestraft wird. Natürlich werden wir für alle Schäden aufkommen, die er Ihrer Schule zugefügt hat.« Angewidert

verzog er das Gesicht, weil ihm keine andere Wahl blieb, als seine Niederlage einzugestehen.

»Ein paar Apfelbäume. Kein Grund, um eine Klage einzureichen... oder sich an den Landsraad zu wenden. Falls Sie kooperieren.«

»Kooperieren?« Er schnaufte heftig, als er sich schwankend umdrehte und beinahe das Gleichgewicht verlor. *Er* hatte etwas gegen *sie* in der Hand. »Würden Sie in Ihrem Bericht auch erwähnen, dass eine Ihrer Ehrwürdigen Mütter die Große Konvention verletzt hat, als sie mittels biologischer Waffen einen Anschlag auf meine Person verübte?«

»Nun, in unserem Bericht würden wir uns einigen Spekulationen hingeben«, erwiderte Harishka mit einem gehässigen Lächeln. »Vielleicht erinnern Sie sich an einen interessanten Zwischenfall vor einigen Jahren, als zwei Tleilaxu-Schiffe auf mysteriöse Weise innerhalb eines Gilde-Heighliners unter Feuer genommen wurden. Herzog Leto Atreides wurde angeklagt, diese entsetzliche Tat begangen zu haben, was er jedoch abstritt – obwohl sich kein Schiff an der Stelle befand, von der die Schüsse abgegeben wurden. Zumindest kein *sichtbares* Schiff. Wir haben nachgeprüft, dass sich gleichzeitig eine Harkonnen-Fregatte in der Nähe befand, die zur Krönungsfeier von Imperator Shaddam unterwegs war.«

Der Baron zwang sich, völlig ruhig zu bleiben. »Sie haben keinen Beweis.«

»Wir haben das *Schiff*, Baron.« Erneut wurde das Bild des flimmernden Wracks eingeblendet. »Jedes halbwegs vernünftige Gericht würde zu den gleichen Schlussfolgerungen gelangen. Die Tleilaxu und die Atreides wären sehr an diesen Dingen interessiert. Ganz zu schweigen von der Raumgilde.«

Piter de Vries blickte vom Baron auf den Kom-Bildschirm. Sein komplexer Geist arbeitete auf Hochtouren, aber auch er fand keine akzeptable Lösung.

»Sie riskieren ein Todesurteil, Hexe«, sagte der Baron mit leisem Knurren. »Wir haben Beweise, dass die Bene Gesse-

rit einen schädlichen biologischen Wirkstoff eingesetzt haben. Ein Wort von mir und...«

»Und wir haben den Beweis für etwas anderes, nicht wahr?«, sagte Harishka. »Was meinen Sie, Baron? Heben sich zwei Beweise gegenseitig auf? Oder ist unser Beweis vielleicht erheblich interessanter?«

»Heilen Sie mich von dieser Krankheit, und ich ziehe in Erwägung, meine Anklage zurückzunehmen.«

Harishka blickte ihn milde lächelnd an. »Mein lieber Baron, es gibt keine Heilung. Die Bene Gesserit arbeiten mit gründlichen Mitteln. Die Wirkung ist dauerhaft und lässt sich nicht rückgängig machen.« Sie heuchelte Mitgefühl. »Andererseits könnten wir uns darauf einigen, dass Sie unser Geheimnis wahren und wir Ihres. Unter diesen Umständen können Sie auch ihren ungehorsamen Neffen wiederhaben – bevor wir irgendwelche irreversiblen Maßnahmen ergreifen.«

De Vries mischte sich ein, da er wusste, dass der Baron kurz vor der Explosion stand. »Außerdem fordern wir das abgestürzte Schiff zurück.« Sie konnten nicht zulassen, dass die Schwesternschaft Zugang zur Nicht-Feld-Technik erhielt, auch wenn die Harkonnens selbst ihre Funktionsweise nicht ganz verstanden.

»Unmöglich. Kein zivilisierter Mensch kann akzeptieren, dass ein solches Kampfschiff möglicherweise repariert wird. Zum Wohl des Imperiums müssen wir alles Notwendige unternehmen, um die Entwicklung dieser gefährlichen Technik zu unterbinden.«

»Wir haben noch weitere solcher Schiffe«, sagte der Baron.

»Sie ist eine Wahrsagerin, Baron«, flüsterte de Vries. Die alte Bene Gesserit blickte sie missbilligend an, während der Baron schwitzend nach einer besseren Erwiderung suchte.

»Was wollen Sie mit dem Wrack machen?« Der Baron ballte seine Hände zu Fäusten – so heftig, dass seine Finger knackten.

»Nun... wir machen es unsichtbar, was sonst?«

* * *

Als Rabban zurückkehrte, verprügelte der Baron ihn mit seinem Stock und sperrte ihn dann für die Dauer des Rückflugs nach Giedi Primus in seine Kabine. Trotz seiner unglaublichen Dummheit blieb der stämmige Mann der mutmaßliche Erbe des Hauses Harkonnen.

Zumindest vorläufig.

Der Baron ging gehetzt auf und ab und hämmerte gegen die Wände, während er sich die schlimmste Strafe für seinen Neffen vorzustellen versuchte, eine angemessene Buße für den unermesslichen Schaden, den Rabbans idiotische Aktion verursacht hatte. Schließlich kam ihm eine Idee – und er lächelte zufrieden.

Unmittelbar nach der Rückkehr wurde Glossu Rabban von Giedi Primus nach Lankiveil geschickt, wo er unter der Obhut seines nutzlosen Vaters Abulurd leben sollte.

33

Es ist Tradition der Atreides, ihren Kindern ein Vorbild der Ehre zu sein, damit sie für ihre Nachkommen dasselbe leisten können.

Herzog Leto Atreides,
Erste Rede vor dem Parlament von Caladan

Achtzehn Monate waren vergangen.

Ein voller Mond tauchte Burg Caladan in silbriges Licht und warf die Schatten der Türme über den Rand der Klippen, hinter denen das unruhige Meer rauschte. Von seinem heimlichen Beobachtungsposten im Ziergarten konnte Thufir Hawat verfolgen, wie Herzog Leto und Kailea Vernius am Rand des Steilhangs entlangspazierten – eine Liebe, die unter keinem guten Stern stand.

Sie war nun seit über einem Jahr seine offizielle, aber nicht fest gebundene Konkubine, und gelegentlich konnten die beiden stille, romantische Augenblicke wie diesen miteinander genießen. Leto hatte es nicht eilig, eins der zahlreichen Heiratsangebote anzunehmen, die ihm ständig von anderen Häusern des Landsraads unterbreitet wurden.

Der Herzog fühlte sich durch die dauernde Überwachung durch Hawat belästigt, da er sich etwas mehr Privatsphäre wünschte. Doch als Sicherheitsbeauftragter des Hauses Atreides konnte der Mentat darauf keine Rücksicht nehmen. Leto hatte die gefährliche Neigung, sich in gefahrvolle Situationen zu begeben und den Menschen, die ihn umgaben, zu sehr zu vertrauen. Hawat nahm lieber den Zorn seines Herzogs in Kauf, als durch Nachlässigkeit einen fatalen Fehler zu riskieren. Herzog Paulus war in der Stierkampfarena gestorben, weil Hawat nicht aufmerksam genug ge-

wesen war. Er hatte geschworen, sich nie wieder einen solchen Fehler zu erlauben.

Als Leto und Kailea durch die kühle Nacht spazierten, machte sich Hawat Sorgen, dass der Weg zu schmal sein könnte, dass er zu nahe am Abgrund verlief, in dem die Brandung gegen die Felsen schlug. Leto hatte sich geweigert, ein Geländer anbringen zu lassen. Er wollte, dass der Weg so blieb, wie sein Vater ihn hinterlassen hatte, da sich auch der alte Herzog gerne auf dieser Landspitze die Beine vertreten und über Staatsangelegenheiten nachgedacht hatte. Hier ging es um Traditionen und darum, dass die Atreides für ihren Mut bekannt waren.

Hawat suchte die Dunkelheit mit einer Infrarotbrille ab, doch er konnte keine Bewegung entdecken, die nicht von seinen eigenen Leuten herrührte, die entlang des Weges und an den Felsen Stellung bezogen hatten. Mit einem winzigen Schwarzlicht signalisierte er zweien der Männer, sich auf andere Positionen zu begeben.

Er musste ständig auf der Hut sein.

Leto hielt Kaileas Hand und betrachtete ihre feinen Gesichtszüge und ihr Haar, das die Farbe von dunklem Kupfer hatte und in der nächtlichen Brise wehte. Sie hatte den Mantelkragen hochgeschlagen, um ihren schlanken Hals zu wärmen. Rhomburs Schwester war atemberaubend schön und strahlte die Würde einer Imperatorin aus. Aber Leto konnte sie niemals heiraten. Er musste die Tradition bewahren, genauso wie es sein Vater und sein Großvater vor ihm getan hatten. Er war der Ehre verpflichtet... und politischen Erwägungen.

Doch niemand, nicht einmal der Geist von Paulus Atreides, könnte Einwände gegen eine solche Verbindung haben, sollte jemals der frühere Stand des Hauses Vernius wiederhergestellt werden. Mit Letos uneingeschränkter Unterstützung hatte Rhombur seit Monaten über geheime Kanäle bescheidene Geldsummen und andere Mittel an C'tair Pilru und den ixianischen Widerstand geschickt. Dafür waren ihm Informationsbruchstücke, Pläne und Bilder zugespielt

worden. Nachdem er jetzt endlich aktiv geworden war, wirkte Rhombur lebendiger als seit vielen Jahren.

Leto blieb am höchsten Punkt des Weges stehen und blickte zum Strand hinunter. Er lächelte, weil er wusste, dass Hawat irgendwo in der Nähe war – wie immer. Er wandte sich an die Frau. »Seit meiner Geburt war Caladan meine Heimat, Kailea, und für mich ist es immer eine schöne Welt gewesen. Aber ich sehe, dass du dich hier nicht sehr glücklich fühlst.« Eine Nachtmöwe flog auf und erschreckte sie mit ihren leisen Schreien.

»Das ist nicht deine Schuld, Leto. Du hast so viel für mich und meinen Bruder getan.« Kailea sah ihn nicht an. »Es ist nur... nicht der Ort, den ich mir für mein weiteres Leben vorgestellt habe.«

Da er ihre Träume kannte, sagte er: »Ich wünschte mir, ich könnte dich öfter mit nach Kaitain nehmen, damit du den imperialen Hof erleben kannst. Ich habe beobachtet, wie du auf großen Galas aufblühst. Du wirkst so glücklich, dass es mich jedes Mal traurig macht, wenn ich dich nach Caladan zurückbringen muss. Hier gibt es keine prächtigen Empfänge und nicht das Leben, das du gewöhnt warst.« Diese Worte waren eine Entschuldigung für all das, was er ihr nicht bieten konnte – den Luxus, das Ansehen, die Privilegien als Mitglied eines Großen Hauses. Er fragte sich, ob sie Verständnis für das Pflichtbewusstsein hatte, durch das er gebunden war.

Kaileas sanfte Stimme klang unsicher; sie hatte schon den ganzen Nachmittag einen nervösen Eindruck gemacht. »Ix ist verloren, Leto, und damit auch all die Pracht jener Welt. Das habe ich akzeptiert.« Gemeinsam blickten sie schweigend auf den nachtschwarzen Ozean hinaus, bevor sie weitersprach. »Rhomburs Rebellen werden die Tleilaxu niemals stürzen können, nicht wahr?«

»Wir wissen zu wenig über das, was dort wirklich vor sich geht. Es kommen nur vereinzelte Berichte herein. Meinst du, er sollte es lieber nicht probieren?« Leto musterte sie mit seinen rauchgrauen Augen und versuchte,

ihre Besorgnis zu verstehen. »Vielleicht geschieht ja ein Wunder.«

Auf dieses Stichwort schien sie nur gewartet zu haben. »Ja, ein Wunder. Jetzt muss ich dir von einem erzählen, mein Herzog.« Er sah sie ohne erkennbare Regung an, während sich ihre Lippen zu einem geheimnisvollen Lächeln verzogen. »Ich werde dein Kind auf die Welt bringen.«

Er blieb wie angewurzelt stehen. Weit draußen auf dem Meer zog eine Herde Murmonen vorbei und sang ihr tiefes Lied als Kontrapunkt zum Läuten der Bojen, die die gefährlichen Riffe markierten. Dann beugte sich Leto langsam vor und küsste Kailea, spürte die vertraute Feuchtigkeit ihres Mundes.

»Freust du dich?« Sie klang zart und zerbrechlich. »Ich habe es nicht bewusst dazu kommen lassen. Es ist einfach geschehen.«

Er trat einen Schritt von Kailea zurück, um ihr Gesicht zu studieren. »Natürlich!« Er berührte zärtlich ihren Bauch. »Ich habe mir oft vorgestellt, wie es wäre, einen Sohn zu haben.«

»Vielleicht wäre jetzt ein guter Zeitpunkt, um eine weitere Hofdame einzustellen«, schlug Kailea vorsichtig vor. »Ich werde Hilfe bei der Geburt brauchen – ganz zu schweigen von der Versorgung des Babys, wenn es auf der Welt ist.«

Er schloss sie in seine starken Arme. »Wenn du eine weitere Hofdame brauchst, wirst du sie bekommen.« Thufir Hawat würde alle Kandidaten für einen Posten im Atreides-Haushalt mit der üblichen Gründlichkeit unter die Lupe nehmen. »Du kannst zehn haben, wenn du möchtest!«

»Vielen Dank, Leto.« Sie reckte sich auf Zehenspitzen empor, um ihm auf die Wange zu küssen. »Aber eine dürfte genügen.«

* * *

Überall nur Staub und Hitze. In der Hoffnung, dass sich das trockene Klima günstig auf seinen Gesundheitszustand aus-

wirkte, hielt sich Baron Harkonnen jetzt häufiger auf Arrakis auf. Aber es ging ihm trotzdem schlecht.

In seinem Arbeitszimmer in Carthag begutachtete der Baron die Berichte über die Gewürzernte und suchte nach neuen Möglichkeiten, wie sich die wahre Gesamtproduktionsmenge vor dem Imperator, der MAFEA und der Raumgilde verheimlichen ließ. Wegen seiner zunehmenden Körpermasse hatte man einen Halbkreis aus dem Schreibtisch gesägt, damit er seinen Bauch unterbringen konnte. Seine kraftlosen Arme ruhten auf der verstaubten Tischplatte.

Vor anderthalb Jahren hatten die Bene Gesserit ihn in eine Pattsituation gebracht. Seitdem waren der Baron und die Hexen auf Abstand geblieben. Dennoch wurmte ihn die Schlappe. Und er wurde von Tag zu Tag schwächer und vor allem fetter.

Seine Wissenschaftler hatten versucht, ein neues Nicht-Schiff zu bauen, ohne die Hilfe des genialen Chobyn von Richese, den Rabban getötet hatte. Der Baron sah immer wieder rot, wenn er an die zahlreichen Schnitzer seines Neffen dachte.

Die Pläne und Holoaufzeichnungen der ursprünglichen Konstruktion waren fehlerhaft – zumindest behaupteten das die Wissenschaftler des Barons. Infolgedessen war ihr erster Neubau an den Obsidianhängen von Mount Ebony abgestürzt, wobei die gesamte Besatzung ums Leben gekommen war. *Geschieht ihnen recht.*

Der Baron überlegte, ob ihm ein plötzlicher Tod wie dieser lieber wäre als der quälende körperliche Verfall. Er hatte gewaltige Mengen von Solaris in eine hochmoderne medizinische Forschungseinrichtung auf Giedi Primus gesteckt, in der zeitweise und widerstrebend auch der richesische Suk-Arzt Wellington Yueh arbeitete, obwohl dieser nach wie vor mehr an seinen Cyborg-Forschungen interessiert war als an der Suche nach einer Therapie für den kranken Baron. Der Premierminister von Richese hatte ihm immer noch keine Rechnung für diese Dienste geschickt, aber das war zur Zeit die geringste Sorge des Barons.

Dennoch hatte all dieser Aufwand bislang noch keinerlei Resultate erbracht, und selbst die wüstesten Drohungen schienen die Angelegenheit kein Stück weiterzubringen. Für den Baron war selbst die simple Tätigkeit des Gehens – die er einst ohne jede Mühe und mit großer Anmut bewerkstelligt hatte – zu einer schweren Aufgabe geworden. Bald würde ihm der Gehstock mit dem Wurmkopf nicht mehr genügen.

»Ich habe Neuigkeiten über eine interessante Entwicklung erfahren, Baron«, sagte Piter de Vries, als er in das verstaubte Arbeitszimmer schlüpfte.

Der Baron verzog das Gesicht über diese Störung. Der hagere Mentat, der ein blassblaues Gewand trug, verbarg sein von Sapho-Flecken entstelltes Lächeln. »Die Konkubine von Herzog Leto Atreides hat eine Anfrage an den imperialen Hof gerichtet. Sie benötigt die Dienste einer persönlichen Hofdame. Ich wollte Sie so schnell, wie es mir möglich war, darüber informieren. Doch aufgrund der Dringlichkeit der Angelegenheit habe... ich mir die Freiheit herausgenommen, einen Plan in die Tat umzusetzen.«

Der Baron hob die Augenbrauen. »Aha? Und was umfasst dieser interessante Plan, von dem du der Ansicht warst, er hätte meine Zustimmung nicht nötig?«

»Es betrifft eine Angestellte des Haushalts von Suuwok Hesban, dem Sohn von Aken Hesban, dem früheren Kammerherrn von Elrood. Sie hat uns nun schon seit einiger Zeit mit äußerst nützlichen Informationen über die Familie Hesban versorgt. Auf meine Anfrage hin hat diese Hausdame mit Namen Chiara Rash-Olin uns wissen lassen, dass sie durchaus an einer Anstellung im Haushalt der Atreides interessiert wäre. Sie wird sich in Kürze auf Caladan bewerben.«

»Im Haushalt der Atreides?«, sagte der fette Baron. Er beobachtete, wie sich ein verschlagenes Grinsen auf das schlanke Gesicht des Mentaten stahl – ein Spiegelbild des Entzückens, das der Baron in diesem Moment zum Ausdruck brachte. »Das verschafft uns einige... sehr interessante Aussichten.«

* * *

Kailea wartete in der Halle des Raumhafens von Cala City und ging auf den Kalksteinplatten mit eingebetteten Muscheln und anderen Fossilien auf und ab. Hinter ihr stand der schneidige Hauptmann Swain Goire, den Leto als ihren persönlichen Leibwächter abgestellt hatte. Das dunkle Haar und die schlanken Züge des Wachmanns erinnerten sie an Leto.

Ungeduldig wartete sie auf das Shuttle mit dem Passagier von Kaitain. Sie war Chiara bereits einmal begegnet und hatte mit der Hausdame hier auf Caladan ein Bewerbungsgespräch geführt. Die neue Hofdame konnte tadellose Referenzen vorweisen und hatte sogar schon für die Familie des Kammerherrn von Imperator Elrood gearbeitet. Sie konnte endlose Geschichten über das aufregende Leben am Hof von Kaitain erzählen. Kailea hatte sie ohne Zögern eingestellt.

Doch warum eine intelligente ältere Frau die Hauptstadt des Imperiums zugunsten der Provinz von Caladan verlassen wollte, war ihr unbegreiflich. »Aber ich liebe das Meer. Und die Ruhe«, hatte Chiara erwidert. »Wenn Sie älter werden, mein Kind, geht es Ihnen vielleicht genauso.«

Das bezweifelte Kailea, aber sie konnte kaum ihre Begeisterung zügeln, dass sie so viel Glück gehabt hatte, diese Frau zu finden. Sie hatte gespannt gewartet, während Thufir Hawat die Vergangenheit von Chiara Rash-Olin durchleuchtete und sie über ihre bisherigen Dienstjahre ausfragte. Selbst der alte Mentat war auf keine Ungereimtheiten gestoßen.

Seit Leto von ihrer Schwangerschaft erfahren hatte, zählte sie die Tage, bis Chiara ihren Dienst antreten konnte. Am Tag ihrer Ankunft hielt Leto Hof in Burg Caladan und hörte sich die Beschwerden und Streitigkeiten seines Volks an. Kailea hatte sich bald entfernt und auf den Weg zum nahen Landeplatz gemacht, auf dem zahlreiche Thopter und andere Fluggefährte standen.

Um die aufgeregte Wartezeit zu verkürzen, betrachtete Kailea das große Raumhafengebäude, an dem ihr nun

viele Details auffielen, die ihr bisher entgangen waren. Die ursprüngliche Kuppelform war durch modernere Einbauten, Fenster und Verzierungen erweitert worden. Aber grundsätzlich sah das Gebäude immer noch alt und schlicht aus, ganz im Gegensatz zur phantastischen Architektur Kaitains.

Sie hörte einen dumpfen Knall, spürte die Erschütterung sogar im Boden. Ein Strahl aus orange-blauem Licht brach durch die Wolkendecke, als der geschossförmige Leichter im Überschallflug zur Landung ansetzte. Das kleine Schiff bremste abrupt mit Hochleistungssuspensoren ab und setzte dann sanft auf dem Landefeld auf. Die Schilde pulsierten und erloschen flackernd.

»Eine pünktliche Landung«, bemerkte Swain Goire. Der gut aussehende Hauptmann stand in tadelloser Haltung wie ein Held aus einem Filmbuch da. »Die Gilde legt großen Wert auf die Einhaltung ihrer Flugpläne.«

»Meinetwegen hätte es schneller gehen können.« Kailea lief los, den aussteigenden Passagieren entgegen.

Chiara hatte beschlossen, nicht in der Aufmachung einer Dienerin zu reisen. Über ihrer rundlichen Figur trug sie einen Reiseanzug aus bequemem Zeetwill, und das eisengraue Haar hatte sie zu einem eleganten Wirbel frisiert, auf dem sie ein juwelenbesetztes Käppchen trug. Ihre roten Wangen glühten.

»Welche Freude, Sie wiederzusehen, meine Liebe«, schnurrte Chiara. Sie atmete tief die feuchte, salzhaltige Luft ein. Hinter ihr schwebten acht Suspensorkoffer, die die Verschlüsse zu sprengen drohten.

Nach einem Blick auf Kaileas nur leicht gerundeten Bauch und in ihre grünen Augen stellte sie fest: »Bis jetzt scheint die Schwangerschaft routinemäßig zu verlaufen. Sie sehen gut aus, mein Kind. Vielleicht etwas verhärmt, aber das bekommen wir auch noch in den Griff.«

Kailea strahlte. Endlich hatte sie eine Frau in ihrer Nähe, die intelligent war, die sich in höfischen Angelegenheiten auskannte und die ihr bei schwierigen Aufgaben helfen

konnte – in Haushaltsdingen wie geschäftlichen Entscheidungen, die ihr anspruchsvoller, aber auch liebevoller Herzog von ihr erwartete.

Als sie an der Seite der alten Hofdame ging, stellte Kailea die Frage, die ihr in diesem Augenblick am wichtigsten war: »Was gibt es Neues am Hof des Imperators?«

»Ach, meine Liebe! Ich habe Ihnen so viel zu erzählen!«

34

Es ist wahr, dass man durch böse Taten reich werden kann, aber die Macht der Wahrheit und Gerechtigkeit liegt in ihrer Dauerhaftigkeit... und der Tatsache, dass man sagen kann: »Sie sind das Erbe meines Vaters.«

Kalender der Fünften Dynastie (Alt-Terra),
Die Weisheit Ptahhoteps

Was Rabban betraf, hätte sich sein Onkel keine grausamere Strafe für das Debakel mit dem Nicht-Schiff ausdenken können. Auf Arrakis war es zumindest warm, und es gab einen klaren Himmel, während Giedi Primus sämtlichen Luxus der Zivilisation zu bieten hatte.

Lankiveil hingegen war einfach nur... trostlos.

Die Zeit verging so quälend langsam, dass Rabban plötzlich die geriatrische Wirkung der Melange zu schätzen lernte. Er musste einfach länger leben, um irgendwann diese unglaubliche Verschwendung seiner Lebenszeit wieder ausgleichen zu können...

Er hatte nicht das geringste Interesse an den isolierten Klosterfestungen tief in den Bergen. Genauso weigerte er sich, die Dörfer entlang der gewundenen Fjordküsten zu besuchen. Dort gab es nur stinkende Fischer, einheimische Jäger und ein paar Ackerbauern, die in winzigen Ritzen mit fruchtbarer Erde zwischen den steilen schwarzen Bergen ihr Gemüse anbauten.

Rabban verbrachte die meiste Zeit auf der größten Insel im Norden, in der Nähe der Eisgletscher und weit von den Routen der Bjondax-Pelzwale entfernt. Man konnte zwar kaum von einer hoch entwickelten Zivilisation sprechen, aber hier gab es wenigstens Fabriken und einen Raumha-

fen, von dem aus die Walpelze in den Orbit geschickt wurden. Dort konnte er mit Leuten zusammensein, die verstanden, dass Rohstoffe dazu da waren, um den Reichtum des Hauses, das die Anrechte darauf besaß, zu mehren.

Er lebte in den Unterkünften der MAFEA-Gesellschaft und hatte mehrere große Räume für seine Zwecke mit Beschlag belegt. Obwohl er sich gelegentlich mit anderen Vertragsarbeitern zum Glücksspiel traf, wurde der größte Teil seiner Zeit durch Nachdenken über Möglichkeiten beansprucht, wie er sein Leben ändern könnte, sobald er nach Giedi Primus zurückgekehrt war. Manchmal nahm sich Rabban auch eine Inkvinepeitsche, die er einem Harkonnen-Angestellten abgekauft hatte, und vertrieb sich die Zeit, indem er mit den schwarzen Fasern auf Steine, Eisbrocken oder träge Ra-Seelöwen eindrosch, die sich auf dem Metallpier sonnten. Aber auch das wurde irgendwann langweilig.

Während seiner zweijährigen Verbannung hielt er sich von Abulurd und Emmi Rabban-Harkonnen fern, in der Hoffnung, dass sie nie von seinem Exil erfuhren. Doch als Rabban seine Anwesenheit nicht länger verheimlichen konnte, suchte sein Vater die Verarbeitungsanlagen der MAFEA auf, vorgeblich zum Zweck einer Inspektionsreise.

Abulurd suchte ihn in seinen Räumen auf. Sein schlaffes Gesicht trug einen freudig erwartungsvollen Ausdruck, als würde er mit einer tränenreichen Versöhnungsszene rechnen. Er umarmte seinen einzigen Sohn, doch Rabban entzog sich schnell seinem Griff.

Mit den breiten Schultern, dem klobigen Gesicht, den vollen Lippen und dem spitzen Haaransatz schlug Glossu Rabban mehr nach seiner Mutter als seinem Vater, der sich durch dünne Arme, knochige Ellbogen und dicke Knöchel auszeichnete. Abulurds aschblondes Haar wirkte alt und schmutzig, und sein Gesicht war verwittert, nachdem er sich zu häufig im Freien aufgehalten hatte.

Nach Stunden nervtötenden Geplappers konnte Rabban seinen Vater nur dadurch zum Gehen bewegen, dass er ihm versprach, ihn auf jeden Fall am Tula-Fjord zu besuchen

und einige Zeit mit seinen Eltern zu verbringen. Eine Woche darauf traf er vor dem Blockhaus ein. Er roch die säuerliche Luft und spürte, wie die Feuchtigkeit langsam in seine Knochen sickerte. Rabban ließ die Verhätschelungen seiner Eltern über sich ergehen, schluckte seinen Abscheu hinunter und zählte die Tage, bis er endlich den Heighliner besteigen konnte, der ihn wieder nach Hause brachte.

Im großen Haus aßen sie üppige Mahlzeiten aus geräuchertem Fisch, gekochten Muschelhummern, Meeresfrüchte-Paella, Schneeschnecken, eingelegtem Tintenfisch und gesalzenem Ruh-Kaviar, dazu als Beilage das bittere, fasrige Gemüse, das im kargen Boden von Lankiveil überleben konnte. Die Fischköchin, eine Frau mit breitem Gesicht, roten Händen und dicken Armen, bereitete eine Mahlzeit nach der anderen zu, um sie Rabban voller Stolz vorzusetzen. Sie kannte ihn seit seiner Kindheit und hatte schon damals versucht, ihn zu verhätscheln, und jetzt beturtelte sie ihn wieder von vorne bis hinten. Rabban hasste sie aus tiefstem Herzen.

Es schien ihm, dass er den üblen Geschmack im Mund nie mehr loswerden würde, genauso wie die Gerüche an seinen Fingern oder in seiner Kleidung. Nur der beißende Holzrauch von den großen Kaminen verschaffte seiner gepeinigten Nase eine Erholungspause. Sein Vater fand es malerischer, das Haus mit echtem Feuer statt einer Thermo-Anlage oder Radiatorgloben zu heizen.

Eines Nachts, als Rabban gelangweilt vor sich hin grübelte, kam er plötzlich auf eine Idee – sein erster Geistesblitz seit zwei Jahren. Die Bjondax-Wale waren sanftmütig und ließen sich leicht erlegen. Damit konnte man reiche Aristokraten aus Großen und Kleinen Häusern nach Lankiveil locken. Er erinnerte sich, wie viel Spaß er im Waldreservat von Giedi Primus bei der Jagd auf wilde Kinder gehabt hatte, wie begeistert er von seinem Vorhaben gewesen war, einen großen Sandwurm auf Arrakis zu erlegen. Vielleicht konnte er mit Wal-Safaris ein großes Geschäft machen. Die Harkonnens würden gut daran verdie-

nen, und Lankiveil hatte etwas mehr zu bieten als triste Landschaften.

Das würde sogar dem Baron gefallen.

Am verletzten Abend vor seinem geplanten Heimflug schlug er seinen Eltern die Idee vor. Sie saßen wie eine vorbildliche Familie am Tisch und nahmen eine weitere Mahlzeit aus Meeresfrüchten zu sich. Abulurd und Emmi bedachten sich gegenseitig mit zufriedenen Blicken und Seufzern. Seine Mutter mit den ebenholzschwarzen Augen sprach nicht viel, aber sie stand unerschütterlich an der Seite ihres Mannes. Sie berührten sich zärtlich und streichelten sich an der Schulter oder dem Ellbogen.

»Ich habe vor, Großwildjäger nach Lankiveil zu holen.« Rabban nahm einen Schluck vom süßen, wässrigen Bergwein. »Wir werden Jagd auf Pelzwale machen. Eure einheimischen Fischer können für uns als Führer arbeiten. Viele Familien des Imperiums würden eine beachtliche Summe für eine solche Trophäe springen lassen. Davon könnten wir alle profitieren.«

Emmi blinzelte und sah Abulurd an, dem schockiert der Unterkiefer heruntergeklappt war. Sie ließ ihn aussprechen, was sie beide dachten. »Das ist unmöglich, Junge.«

Rabban zuckte zusammen, als dieser Schwächling ihn völlig selbstverständlich mit ›Junge‹ anredete.

»Bisher hast du nur die Häfen und Fabriken im Norden gesehen«, erklärte Abulurd, »die letzte Etappe des Walfanggeschäfts. Die Jagd auf lebende Tiere ist eine schwierige Angelegenheit, die mit großer Sorgfalt und Erfahrung durchgeführt werden muss. Ich war schon oft mit den Schiffen draußen, und du kannst mir glauben, dass es alles andere als ein munterer Ausflug ist. Die Jagd auf Bjondax-Wale wurde noch nie als... Sport betrieben.«

Rabban verzog die dicken Lippen. »Und warum nicht? Wenn du hier der planetarische Gouverneur bist, solltest du etwas von wirtschaftlicher Entwicklung verstehen.«

Seine Mutter schüttelte den Kopf. »Dein Vater versteht

mehr von diesem Planeten als du. Wir können es dir einfach nicht erlauben.« Ihre Mauer der Selbstsicherheit schien undurchdringlich, als könnte sie nichts und niemand erschüttern.

Rabban kochte, aber eher vor Abscheu als vor Wut. Die beiden hatten kein Recht, ihm irgendetwas zu verbieten. Er war der Neffe des Barons Wladimir Harkonnen, der designierte Erbe eines Großen Hauses. Abulurd hatte hinlänglich bewiesen, dass eine derartige Verantwortung seine Fähigkeiten überstieg. Wer interessierte sich für das Gejammer eines Versagers?

Rabban sprang vom Stuhl auf und stapfte davon. In seinem Zimmer hatten die Hausdiener Stücke einer süßlich duftenden Flechte, die an Baumrinden wuchs, in der Schale eines Seeohrs arrangiert – ein typisches Lankiveil-Bukett. Rabban holte aus und schleuderte sie zu Boden, wo die Schale auf den verwitterten Holzdielen zerbrach.

* * *

Der eindringliche Gesang der Bjondax-Wale weckte ihn aus unruhigem Schlaf. Draußen vor seinem Fenster röhrten die Wale in dissonanten Tönen, die Rabbans Schädel vibrieren ließen.

Am gestrigen Abend hatte sein Vater wehmütig gelächelt und andächtig den Tieren gelauscht. Er hatte mit seinem Sohn auf dem Holzbalkon gestanden, der vom ständigen Nebel schlüpfrig war. Abulurd hatte auf die dunklen Umrisse in den schmalen Fjorden gezeigt und gesagt: »Ihr Paarungsgesang. Sie sind verliebt.«

Rabban wollte auf der Stelle irgendetwas töten.

Die Weigerung seines Vaters hatte er immer noch nicht verdaut. Er verstand nicht, wie er mit solchen Menschen verwandt sein konnte. Er hatte diese Welt schon viel zu lange ertragen müssen, sich viel zu lange von der Aufmerksamkeit seiner Eltern ersticken lassen. Er verachtete sie, weil sie auf die Macht verzichteten, die sie bereits in den

Händen gehalten hatten, um hier ein *genügsames* Leben zu führen.

Rabbans Blut kochte.

Da er beim Lärm der Wale ohnehin nicht mehr schlafen konnte, zog er sich an und stapfte in den stillen großen Saal hinunter. Orangerote Glut in den Kaminen erhellte den Raum, als hätte sich Lava in den Feuerstellen gesammelt. Zu dieser Zeit mussten bereits ein paar Diener aufgestanden sein, vielleicht ein Koch, der in der Küche die Mahlzeiten des Tages vorbereitete. Abulurd stellte niemals Wachen auf.

Stattdessen schliefen die Bewohner des Hauses den ruhigen Schlaf der Selbstgerechten. Rabban konnte das alles nicht mehr ertragen.

Er holte sich einen warmen Mantel und ließ sich sogar dazu herab, Fäustlinge anzuziehen. Dann schlich er sich nach draußen und stieg die rauen Stufen bis zur Wasserlinie hinunter, zum kleinen Hafen mit der Lagerhalle. Der Nebel war so kalt, dass er in der Luft zu gefrieren schien.

In der feuchten und stinkenden Halle fand er, was er suchte: abgenutzte Vibratorspeere mit Widerhaken für die Fischjagd. Sie würden auf jeden Fall genügen, um ein paar Pelzwale zu töten. Er hätte sich schwerere Waffen zulegen können, aber damit hätte er sich den Spaß verdorben.

Die im stillen Fjord treibenden Bjondax-Wale röhrten im Gleichklang. Die Töne hallten wie laute Rülpser von den Felswänden zurück. Düstere Wolken dämpften das Sternenlicht, aber Rabban konnte gerade noch erkennen, was er tat.

Er machte eins der mittelgroßen Boote vom Kai los. Es war klein genug, um es allein manövrieren zu können. Gleichzeitig war es von ausreichender Stabilität, um Stöße durch liebeskranke Pelzwale verkraften zu können. Rabban legte ab, warf den Motor an und fuhr auf den tiefen Meeresarm hinaus, in dem sich die Tiere tummelten und ihren idiotischen Gesang von sich gaben. Die schlanken Gestalten

trieben träge durchs Wasser, tauchten auf und ließen dröhnend ihre Stimmmembranen vibrieren.

Rabban steuerte das Boot mit einer Hand in tieferes Wasser und näherte sich der Walherde. Die Tiere planschten herum und ließen sich überhaupt nicht durch ihn stören. Manche versetzten seinem Boot sogar verspielte Stöße.

Er starrte ins dunkle Wasser und konnte mit Mühe die erwachsenen Tiere erkennen, deren Fell entweder Leopardenflecken aufwies oder mattgolden war. Sie wurden von zahlreichen kleineren Kälbern begleitet. Brachten die Tiere ihre Jungen mit, wenn sie die Fjorde aufsuchten, um sich zu paaren? Rabban schnaufte, dann legte er die Vibratorspeere bereit.

Er stellte den Motor ab und ließ sich treiben, während die Bjondax-Wale sich ihrem Spiel hingaben und sich keiner Gefahr bewusst waren. Dann bemerkten die Ungeheuer offensichtlich sein Boot und verstummten, doch kurz darauf setzte das Röhren und Blubbern erneut ein. *Dumme Viecher!*

Mit voller Kraft und in schneller Folge warf Rabban die ersten Vibratorspeere. Als das Gemetzel begann, änderte sich urplötzlich die Tonlage des Walgesangs.

* * *

Abulurd und Emmi hüllten sich in dicke Mäntel und Pantoffel, dann eilten sie zum Hafen hinunter. Verwirrte Diener hatten das Haus hell erleuchtet; auch draußen wurden die Schatten durch Leuchtgloben vertrieben.

Die ansonsten beruhigenden Walgesänge hatten sich in eine wilde Kakophonie aus tierischen Schreien verwandelt. Emmi hielt den Arm ihres Mannes fest, damit er nicht das Gleichgewicht verlor, als er die Stufen hinunterhetzte. Sie versuchten, etwas in der Dunkelheit zu erkennen, aber die Beleuchtung des Hauses war zu hell. Sie sahen nur Schatten, Wale, die um sich schlugen... und noch etwas. Endlich

ging die Leuchtboje am Ende des Piers an und warf ihren Schein über das Wasser des Fjords.

Emmi stieß einen bestürzten Schrei aus, als würde sie an ihrem Kummer ersticken. Hinter ihnen eilten Diener die steilen Stufen herunter. Manche hatten Stöcke oder behelfsmäßige Waffen dabei, da sie nicht wussten, ob sie möglicherweise das Blockhaus verteidigen mussten.

Ein Motorboot kam summend über das Wasser gefahren und schleppte etwas Schweres zum Hafen. Als Emmi ihn anstieß, wagte sich Abulurd auf den Pier hinaus, um besser erkennen zu können, wer sich am Ruder des Fahrzeugs befand. Er wollte es noch nicht wahrhaben, obwohl er es in seinem Herzen bereits wusste.

Er hörte, wie Glossu Rabbans Stimme rief: »Wirf mir das Seil zu, damit ich anlegen kann!« Dann kam er ins Licht. Trotz der Kälte schwitzte er vor Anstrengung und hatte sogar seine Jacke ausgezogen. Sein gesamter Oberkörper war mit Blut besudelt.

»Ich habe acht Stück getötet, glaube ich. Zwei kleinere Pelzwale habe ich hier im Schlepptau, aber ich brauche Hilfe, um die übrigen Kadaver zu bergen. Häutet ihr sie gleich hier im Hafen oder bringt ihr sie vorher anderswohin?«

Abulurd konnte ihn nur schockiert und gelähmt anstarren. Das Seil fiel ihm wie eine tote Schlange aus den Händen. Rabban beugte sich über die Bootskante, schnappte sich das Seil und wickelte es selbst um eine Klampe.

»Du... hast sie getötet?«, sagte Abulurd. »Du hast sie alle abgeschlachtet?«

Er blickte auf die treibenden Kadaver zweier Bjondax-Kälber, deren Felle vom Blut aus zahlreichen Stichwunden verfilzt war. Die Pelze waren zerrissen und unbrauchbar. Ihre Augen starrten blicklos wie große Teller aus dem Wasser.

»Natürlich habe ich sie getötet.« Rabbans Stirn legte sich in tiefe Falten. »Das gehört dazu, wenn man auf die Jagd geht.« Er verließ das schwankende Boot und trat auf den

Pier, als würde er erwarten, dass man ihm für seine Tat gratulierte.

Abulurd ballte abwechselnd die Hände zu Fäusten, während die ungewohnten Gefühle der Wut und des Abscheus in ihm tobten. Sein ganzes Leben hatte er solche Anwandlungen unterdrückt, aber vielleicht lag ihm der legendäre Jähzorn der Harkonnens einfach im Blut.

Aus jahrelanger Erfahrung wusste er, dass die Jagd auf Bjondax-Wale nur an bestimmten Orten zu bestimmten Zeiten unternommen werden durfte. Andernfalls würden die großen Herden ihre Wanderrouten ändern. Rabban hatte sich nie die Mühe gemacht, auch nur die Grundlagen des Walpelzgeschäfts zu erlernen, er beherrschte keine der erprobten Techniken, er konnte kaum mit einem Boot umgehen.

»Du hast sie in ihrem Paarungsrevier abgeschlachtet, du *Idiot*!«, schrie Abulurd seinen Sohn an. Der Ausdruck schockierter Beleidigung trat für einen Moment in Rabbans Gesicht. So hatte sein Vater noch nie zu ihm gesprochen.

»Seit Generationen kommen sie in den Tula-Fjord, um hier ihre Jungen großzuziehen und sich zu paaren, bevor sie ins tiefe Polarmeer zurückkehren. Aber sie haben ein Gedächtnis, das weit zurückreicht – über Generationen. Einen Ort, an dem ihr Blut vergossen wurde, werden sie in Zukunft meiden, solange ihre Erinnerung anhält.«

Abulurd war so entsetzt und verzweifelt, dass sein Gesicht fleckig wurde. Sein eigener Sohn hatte dieses Wasser verflucht. Er hatte so viel Blut im Fjord vergossen, dass sich in den nächsten Jahrzehnten kein Bjondax-Wal mehr hierher wagen würde.

Rabban betrachtete seine Beute, die tot neben dem Boot trieb, dann blickte er auf den Fjord hinaus, ohne auf die Worte seines Vaters einzugehen. »Wird mir irgendjemand helfen, oder muss ich die übrigen ganz allein holen?«

Abulurd schlug ihm heftig ins Gesicht – dann starrte er erschrocken und ungläubig auf seine Hand. Er konnte es nicht fassen, dass er seinen Sohn geschlagen hatte.

Rabban blickte ihn finster an. Wenn man ihn nur noch etwas mehr provozierte, würde er jeden töten, der sich in der Nähe befand.

Sein Vater sprach mit trostloser Stimme weiter. »Die Wale werden nie wieder hierher kommen, um sich fortzupflanzen. Verstehst du das? Alle Dörfer am Fjord, alle Menschen, die hier leben, sind auf den Pelzhandel angewiesen. Ohne die Wale werden all diese Dörfer sterben. Alle Häuser entlang der Küste werden aufgegeben. Die Dörfer werden über Nacht zu Geisterstädten. *Die Wale werden nie mehr zurückkehren.*«

Rabban schüttelte nur den Kopf. Er wollte nicht verstehen, was daran so schlimm war. »Warum machst du dir wegen dieser Leute so viele Gedanken?« Er blickte auf die Diener, die hinter seinen Eltern standen. Männer und Frauen, die auf Lankiveil geboren waren, ohne adliges Blut und ohne große Zukunft. Es waren doch nur Eingeborene, Arbeiter. »Sie sind nichts Besonderes. Du herrschst über sie. Wenn schwere Zeiten kommen, müssen sie sich damit abfinden. Etwas anderes können sie vom Leben nicht erwarten.«

Emmi blickte ihn wuterfüllt an, als sie endlich die heftigen Gefühle sichtbar werden ließ, die sie bislang beherrscht hatte. »Wie kannst du es wagen, so zu sprechen? Es ist schwer genug, dir viele andere Dinge zu verzeihen – aber das ist das Schlimmste.«

Rabban zeigte immer noch keine Scham. »Wie könnt ihr beide so blind und so dumm sein? Wisst ihr denn überhaupt nicht, wer ihr seid? Wer ich bin? *Wir sind das Haus Harkonnen!*«, brüllte er, um die Stimme sofort wieder zu senken. »Ich schäme mich, euer Sohn zu sein.«

Ohne ein weiteres Wort marschierte er an ihnen vorbei zum großen Blockhaus, wo er sich wusch, seine Sachen zusammenpackte und ging. Erst am folgenden Tag durfte er auf Anweisung des Barons den Planeten verlassen. Die noch verbleibende Zeit wollte er auf dem Raumhafen verbringen.

Er konnte es kaum erwarten, endlich wieder in eine Welt zurückzukehren, wo das Leben für ihn Sinn hatte.

35

Wer beharrlich einer Beute an einem Ort auflauert, wo es gar keine gibt, wird auch nach langer Wartezeit keinen Erfolg haben. Mit Beharrlichkeit zu suchen ist nicht genug.

Weisheit der Zensunni-Wanderer

In den vergangenen vier Jahren hatte Gurney Halleck keinen Hinweis auf den Verbleib seiner Schwester erhalten, aber er hatte trotzdem nie die Hoffnung aufgegeben.

Seine Eltern weigerten sich, Bheths Namen auch nur in den Mund zu nehmen. An ihren stillen, farblosen Abenden studierten sie unentwegt die Orange-Katholische Bibel und suchten darin nach tröstenden Stellen, die ihnen halfen, ihr Schicksal im Demut zu ertragen...

Gurney fühlte sich mit seinem Kummer allein gelassen.

In der Nacht, als er verprügelt worden war, ohne dass die Bewohner von Dmitri ihm zu Hilfe gekommen waren, hatten seine Eltern schließlich seinen geschundenen Körper in ihr Fertighaus gebracht. Sie besaßen kaum Medikamente, aber in ihrem harten Leben hatten sie zwangsläufig die primitivsten Erste-Hilfe-Regeln gelernt. Seine Mutter hatte ihn aufs Bett gelegt und ihn versorgt, so gut sie konnte, während sein Vater am Fenster Wache gehalten hatte, um missmutig abzuwarten, ob die Harkonnens zurückkamen.

Und nun, vier Jahre später, hatte Gurney aufgrund der Narben, die von jener Nacht zurückgeblieben waren, ein raueres Profil als zuvor. In seinem rötlichen Gesicht stand stets ein unruhiger Ausdruck. Wenn er sich bewegte, schmerzte es ihn tief in den Knochen. Sobald er wieder auf den Beinen stehen konnte, war er an seine Arbeit zurückgekehrt. Um seinen Anteil zu erfüllen. Die Dorfbewohner

akzeptierten seine Gegenwart ohne irgendeinen Kommentar; sie ließen nicht einmal erkennen, wie erleichtert sie waren, dass er ihnen dabei half, ihre Quoten einzuhalten.

Gurney Halleck wusste, dass er nicht mehr zu ihnen gehörte.

Die Abende im Gasthaus machten ihm keinen Spaß mehr, sodass er zu Hause blieb. Nach monatelanger mühseliger Kleinarbeit hatte es Gurney irgendwann geschafft, sein Baliset wieder so herzurichten, dass er damit Musik machen konnte, obwohl der Umfang der Töne und der Klang erheblich eingeschränkt waren. Hauptmann Kryubis Worte hatten sich seinem Gehirn eingebrannt, aber nichts konnte ihn davon abhalten, weitere Lieder zu komponieren und sie in seinem Zimmer zu singen. Schließlich konnten alle anderen so tun, als hätten sie nichts gehört. Seine Texte hatten jedoch die bittere Satire verloren; stattdessen konzentrierten sich seine Lieder nun darauf, die Erinnerung an Bheth wach zu halten.

Seine Eltern waren so blass und ausgebleicht, dass er sich ihre Gesichter nicht mehr ins Gedächtnis rufen konnte, obwohl sie im Nebenzimmer saßen. Doch nach so vielen Jahren erinnerte er sich noch genau an jede Linie im Gesicht seiner Schwester, an jede anmutige Nuance ihrer Gestik, an ihr flachsblondes Haar und ihr sanftes Lächeln.

Vor dem Haus pflanzte er neue Blumen und kümmerte sich um die Callas und Gänseblümchen. Er wollte die Pflanzen genauso wie die Erinnerung an Bheth am Leben erhalten. Bei der Arbeit summte er ihre Lieblingslieder – und dann war es beinahe so, als wäre sie wieder bei ihm. Er stellte sich sogar vor, dass sie gleichzeitig aneinander dachten.

Falls sie noch am Leben war...

Eines Nachts hörte Gurney, wie sich draußen vor seinem Fenster etwas bewegte, und sah eine schattenhafte Gestalt, die durch die Dunkelheit schlich. Zunächst glaubte er zu träumen, doch dann hörte er ein lauteres Rascheln und einen scharfen Atemzug. Er setzte sich auf und hörte, wie etwas davonhuschte.

Auf seinem Fensterbrett lag eine frisch geschnittene Calla – ein Symbol, eine klare Botschaft. Der cremefarbene Blütenkelch beschwerte ein Stück Papier.

Gurney griff nach der Calla und war wütend, dass man ihn offenbar mit Bheths Lieblingsblume verhöhnen wollte. Doch dann atmete er den schweren Blütenduft ein und las den Zettel. Es war eine halbe Seite Text, in eiliger, aber eindeutig weiblicher Handschrift. Er las die Botschaft so schnell, dass er ihren Inhalt nur oberflächlich aufnahm.

Die ersten Worte lauteten: »Sag Mutter und Vater, dass ich lebe!«

Mit dem Zettel in der Hand sprang Gurney durch das offene Fenster und rannte barfuß über die Schotterstraßen. Er suchte in der Dunkelheit, bis er einen Schatten sah, der zwischen zwei Gebäuden verschwand. Die Gestalt hastete zur Hauptstraße weiter, die zu einer Transit-Station und dann weiter nach Harko City führte.

Gurney gab keinen Laut von sich. Wenn er gerufen hätte, wäre die fremde Gestalt nur umso schneller geflohen. Er rannte im Dauerlauf weiter und achtete nicht auf die Schmerzen seines unzulänglich verheilten Körpers. *Bheth lebte noch!* Seine Füße scharrten über den harten, trockenen Boden.

Die Gestalt ließ das Dorf hinter sich und bewegte sich am Rand der Felder entlang. Gurney vermutete, dass ein kleines Privatfahrzeug neben den Gemüsegärten wartete. Als der Fremde sich umdrehte – nun war zumindest zu erkennen, dass es sich um einen Mann handelte – und den Verfolger bemerkte, legte er erschrocken einen Zahn zu.

Gurney ließ nicht locker. »Warten Sie!«, rief er keuchend. »Ich will nur mit Ihnen reden.«

Doch der Mann lief weiter. Im Mondlicht erkannte er Schuhe und verhältnismäßig gute Kleidung... also war es mit Sicherheit kein Bauer. Gurneys Körper hatte im Verlauf eines harten Lebens große Energiereserven angelegt, sodass er den Abstand immer weiter verringern konnte. Dann stolperte der Fremde auf dem unebenen Boden, was Gurney

genügend Zeit gab, ihn wie ein D-Wolf, der seine Beute zermürben wollte, zu rammen.

Der Mann flog in den Dreck und kam wieder hoch, aber Gurney warf sich erneut auf ihn. Sie rollten über ein Beet mit gedrungenen Krall-Pflanzen, dann stürzten sie in einen zwei Meter tiefen Graben.

Gurney packte den Mann am Kragen seines gepflegten Hemdes und stieß ihn gegen die Erdwand des Grabens. Überall rieselten Steinchen, Sand und Staub auf sie herab.

»Wer sind Sie? Haben Sie meine Schwester gesehen? Geht es ihr gut?« Gurney betrachtete das Gesicht des Mannes im Schein seines Armbandchronos. Blasse, weit auseinander stehende Augen, die gehetzt umherblickten. Glatte Gesichtszüge.

Der Mann spuckte Dreck aus, der ihm zwischen die Zähne geraten war, und versuchte sich zu befreien. Sein Haar war ordentlich frisiert. Seine Kleidung musste wesentlich teurer sein als alles, was Gurney jemals besessen hatte.

»Wo ist sie?« Gurney zog ihn näher an sich heran und zeigte ihm den Zettel, als wäre es ein unwiderlegbares Beweisstück. »Woher kommt diese Nachricht? Was hat sie zu Ihnen gesagt? Woher wussten Sie von der Calla?«

Der Mann schniefte, dann befreite er einen Arm, um sich den offenbar verletzten Fußknöchel zu reiben. »Ich... ich bin im Auftrag der Harkonnens für das Einwohnerregister dieses Bezirks zuständig. Ich reise von Dorf zu Dorf. Es ist meine Aufgabe, alle Menschen zu zählen, die dem Baron dienen.« Er schluckte.

Gurney packte seinen Kragen fester.

»Ich sehe viele Menschen. Ich...« Er hustete nervös. »Ich habe auch Ihre Schwester gesehen. Sie war in einem Freudenhaus in der Nähe der Militärkasernen. Sie hat mir Geld gegeben, das sie im Lauf der Jahre zusammengespart hat.«

Gurney atmete ein paarmal tief durch und konzentrierte sich auf jedes Wort.

»Ich sagte ihr, dass meine Rundreise mich auch ins Dorf Dmitri führen würde. Sie gab mir all ihre Solaris und

schrieb diese Nachricht. Sie sagte mir, was ich tun sollte, und ich tat es.« Er schlug Gurneys Hand weg und setzte sich mit entrüsteter Miene auf. »Warum haben Sie mich angegriffen? Schließlich habe ich Ihnen eine Nachricht von Ihrer Schwester überbracht!«

Gurney knurrte ihn an. »Ich will mehr wissen. Wie kann ich sie finden?«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Sie hat mich nur dafür bezahlt, dass ich diesen Zettel nach draußen schmuggle. Ich bin damit ein beträchtliches Risiko eingegangen – und jetzt wollen Sie mich auch noch in Lebensgefahr bringen. Nein, ich kann nichts für Sie oder Ihre Schwester tun.«

Gurneys Hände näherten sich der Kehle des Mannes. »Doch, das können Sie. Sagen Sie, welches Freudenhaus es war, welche Kaserne. Was wäre Ihnen lieber – wenn die Harkonnens herausfinden, was Sie getan haben... oder wenn ich Sie sofort töte?« Langsam erhöhte er den Druck auf den Kehlkopf des Mannes. »Sagen Sie es mir!«

Es hatte vier Jahre gedauert, bis Gurney zum ersten Mal etwas Neues gehört hatte, und er wollte diese Gelegenheit auf keinen Fall ungenutzt verstreichen lassen. Immerhin war Bheth am Leben. Dieses Wissen verlieh seinem Herzen ungeahnte Kräfte.

Der Beamte würgte. »Eine Garnisonsstadt am Mount Ebony, nicht weit vom Wladimir-See. In der Nähe lassen die Harkonnens Obsidian von Sklaven abbauen. Die Bergwerke werden von Soldaten bewacht. Das Freudenhaus...« Er schluckte, da er sich kaum traute, diese Information zu offenbaren. »Im Freudenhaus gehen alle Soldaten aus und ein. Dort arbeitet Ihre Schwester.«

Zitternd überlegte Gurney, wie er diese Gegend erreichen konnte. Er hatte nicht viel Ahnung von Geografie, aber er konnte sich sachkundig machen. Er starrte zum düsteren Mond hinauf, der zwischen den rauchgrauen Wolken verschwand, und hatte bereits einen unausgegorenen Plan, wie er Bheth befreien wollte.

Dann nickte er und ließ den Mann los, der aus dem Graben kletterte und humpelnd über die Felder lief, da er sich beim Sturz den Knöchel verstaucht hatte. Er näherte sich einer Stelle mit dichtem Gebüsch, wo er sein Fahrzeug versteckt haben musste.

Benommen und erschöpft ließ sich Gurney gegen die Erdwand des Grabens fallen. Er atmete tief durch und sammelte seine Entschlossenheit. Es machte ihm nichts aus, dass der Mann fliehen konnte.

Endlich hatte er einen Hinweis auf den Verbleib seiner Schwester erhalten.

36

Der kluge Herrscher bestraft jeden Widerstand und belohnt jede Unterstützung; er verlagert seine Truppen nach einem zufälligen Muster; er verbirgt wesentliche Elemente seiner Macht; er initiiert einen Rhythmus aus Gegenbewegungen, die jeden Widerstand aus dem Gleichgewicht wirft.

Westheimer Atreides, Grundlagen der Herrschaft

Seit Leto Vater geworden war, schien die Zeit noch schneller zu vergehen.

Der kleine Junge, der eine Spielzeugrüstung und einen Schild aus laminiertem Papier trug, marschierte mit tapsigen Schritten los und griff den salusanischen Stier wütend mit seiner federbesetzten Lanze an, um sich gleich darauf wieder zurückzuziehen. Der zweijährige Victor trug eine grüne Mütze mit dem roten Atreides-Wappen.

Leto, der auf den Knien hockte, zog lachend den Stoffstier hin und hier, um dem schwarzhaarigen Jungen, der sich immer noch recht unbeholfen bewegte, kein allzu leichtes Ziel zu bieten. »Mach es, wie ich es dir gezeigt habe, Victor.« Er bemühte sich, seine Belustigung durch eine todernste Miene zu kaschieren. »Sei vorsichtig mit der *vara*.« Er hob die Arme und demonstrierte ihm, wie er mit der Lanze umgehen musste. »Halte sie so, dann stoße sie seitlich in das Gehirn des Monsters.«

Gehorsam versuchte der Junge es noch einmal, obwohl er kaum die maßstabgerecht verkleinerte Waffe anheben konnte. Die stumpfe Spitze der *vara* prallte vom ausgestopften Kopf des Stiers ab, nicht weit entfernt von der weißen Markierung, die Leto dort angebracht hatte.

»Schon viel besser!« Er warf den Spielzeugstier beiseite

und schloß den Jungen in seine Arme, um ihn dann hochzuheben. Victor kicherte, als Leto seine Brust kitzelte.

»Schon wieder?«, sagte Kailea in missbilligendem Tonfall. »Leto, was machst du da?« Sie stand mit ihrer Hausdame Chiara in der Tür. »Bring ihm nicht bei, Spaß an diesem Unsinn zu haben. Willst du, dass er eines Tages so stirbt wie sein Großvater?«

Mit verkniffenem Gesichtsausdruck wandte sich Leto an seine Konkubine. »Es war nicht die Schuld des Stiers, Kailea. Das Tier wurde von Verrätern unter Drogen gesetzt.« Der Herzog erwähnte nichts von seinem größten Geheimnis, dass nämlich Letos Mutter mit der Verschwörung zu tun gehabt hatte und Lady Helena aus diesem Grund in ein primitives Kloster der Einsamen Schwestern verbannt worden war.

Kaileas Blick verriet ihm, dass er sie noch nicht überzeugt hatte. Also versuchte er es auf andere Weise. »Mein Vater betrachtete sie als edle und großartige Tiere. Sie in der Arena zu besiegen, erfordert sehr viel Geschick und Mut.«

»Trotzdem finde ich, dass dieses Spielzeug nicht für unseren Sohn angemessen ist.« Kailea warf Chiara einen Seitenblick zu, als erwarte sie Unterstützung von der älteren Frau. »Er ist erst zwei Jahre alt.«

Leto zauste das Haar des Jungen. »Es ist niemals zu früh, mit der Kampfausbildung zu beginnen. Das findet sogar Thufir. Mein Vater hat mich nie geschont, und ich werde Victor auch nicht verhätscheln.«

»Ich bin mir sicher, dass du es am besten weißt«, sagte sie mit einem resignierten Seufzer, aber ihr unruhiger Blick drückte das Gegenteil aus. »Schließlich bist du der Herzog.«

»Es wird Zeit für Victors Unterricht, meine Liebe.« Chiara blickte auf ihr juwelenbesetztes Armbandchrono, ein antikes richesisches Stück, das sie auf Kaitain gekauft hatte.

Victor schaute mit enttäuschter Miene zu seinem Vater auf. »Na, dann los!« Leto klopfte ihm auf den Rücken. »Ein

Herzog muss viele Dinge lernen, und nicht alle machen so viel Spaß wie das hier.«

Der Junge schien sich einen Moment lang sträuben zu wollen, doch dann stapfte er auf seinen kurzen Beinen durch den Raum. Chiara hob ihn mit einem großmütterlichen Lächeln auf und brachte ihn in ein privates Unterrichtszimmer im Nordflügel der Burg. Swain Goire, der für Victor verantwortliche Wachmann, folgte der Hausdame. Kailea blieb im Spielzimmer, während Leto sich mit einem Handtuch den Hals trocknete und einen Schluck aus einem Krug mit kühlem Wasser nahm.

»Warum bespricht sich mein Bruder jedes Mal mit dir, bevor er irgendetwas zu mir sagt?« Er bemerkte, dass sie aufgeregt und verunsichert war. »Stimmt es, dass er und diese Frau darüber reden, irgendwann zu heiraten?«

»Nicht ernsthaft. Ich glaube, es war eher eine Art Schnapsidee von ihm. Du weißt, wie lange es dauert, bis Rhombur sich endlich dazu durchringt, etwas zu tun. Vielleicht eines Tages.«

Missbilligend presste sie die Lippen aufeinander. »Aber sie ist nur eine... eine Bene Gesserit. Ohne adliges Blut.«

»Eine Bene Gesserit war auch für meinen Cousin, den Imperator, gut genug.« Leto erwähnte nichts von den Schmerzen in seiner Seele. »Es ist seine Entscheidung, Kailea. Auf jeden Fall scheinen sie sich zu lieben.« Er und Kailea hatten sich voneinander entfernt, nachdem ihr Sohn auf die Welt gekommen war. Vielleicht hatte es auch in dem Moment begonnen, als Chiara eingetroffen war und all den Klatsch und die phantastischen Geschichten über den imperialen Hof mitgebracht hatte.

»Lieben? Seit wann ist das ein ausreichender Grund für eine Heirat?« Ihre Miene verdüsterte sich. »Was hätte dein Vater, der große Herzog Paulus Atreides, zu einer solchen Heuchelei gesagt?«

Er bemühte sich, ruhig zu bleiben, ging zur Tür des Spielzimmers und schloss sie, damit niemand ihr Gespräch mithören konnte. »Du weißt, warum ich dich nicht zur

Frau nehmen kann.« Er erinnerte sich an die furchtbaren Kämpfe, die seine Eltern hinter den dicken Türen ihres Schlafzimmers ausgefochten hatten. Er wollte nicht, dass mit Kailea und ihm dasselbe geschah.

Ihre zarte Schönheit wurde durch ihr Missfallen getrübt. Kailea schüttelte den Kopf und ließ die Locken ihres kupferroten Haars auf den Schultern hüpfen. »Unser Sohn sollte eines Tages der Herzog Atreides werden. Ich habe gehofft, du würdest deine Meinung ändern, wenn du ihn etwas besser kennen gelernt hast.«

»Hier geht es nur um Politik, Kailea.« Letos Gesicht rötete sich. »Ich liebe Victor sehr. Aber ich bin der Herzog eines Großen Hauses. Ich muss zuerst an das Haus Atreides denken.«

Jedes Mal, wenn sich der Landsraad versammelte, ließen die anderen Häuser ihre heiratsfähigen Töchter vor Leto aufmarschieren, in der Hoffnung, ihn betören zu können. Die Atreides waren weder die reichste noch die mächtigste Familie, aber Leto war beliebt und respektiert, insbesondere seit seinem mutigen Einsatz während des Verwirkungsverfahrens. Er war stolz auf das, was er auf Caladan erreicht hatte... und wünschte sich, Kailea wüsste es ebenfalls zu schätzen.

»Und Victor ist nicht mehr als ein Bastard.«

»Kailea!«

»Manchmal hasse ich deinen Vater wegen der idiotischen Ideen, die er dir eingetrichtert hat. Da ich dir keine politischen Allianzen anzubieten habe und ich keine Mitgift und keine *Stellung* habe, bin ich für dich als Ehefrau nicht akzeptabel. Aber da du Herzog bist, kannst du mir jederzeit befehlen, mit dir ins Bett zu steigen, wenn dir danach ist.«

Es schmerzte ihn, wie sie ihre Unzufriedenheit formulierte, aber nun konnte er sich vorstellen, was Chiara zu Kailea sagte, wenn die Frauen unter sich waren. Das war die einzig sinnvolle Erklärung. Leto mochte die Hausdame nicht besonders, aber wenn er sie entließ, würde er damit die wenigen noch vorhandenen Brücken zu Kailea nieder-

reißen. Die beiden Frauen ergingen sich gemeinsam in Vornehmheiten, pflegten abgehobene Konversation und imitierten die Moden des Imperiums.

Er starrte aus dem Plazfenster und dachte daran, wie glücklich Kailea und er noch vor wenigen Jahren gewesen waren. »Das habe ich nicht verdient, nicht nach allem, was meine Familie für dich und deinen Bruder getan hat.«

»Oh, verbindlichsten Dank! Aber deinem Image hat es auch nicht unbedingt geschadet, nicht wahr? Du hilfst den armen Flüchtlingen von Ix, damit dein geliebtes Volk sieht, was für ein wohltätiger Herrscher du bist. Der noble Herzog Atreides! Aber wer dich genauer kennt, weiß, dass du auch nur ein Mensch bist und nicht die Legende, als die du dich darzustellen versuchst. In Wirklichkeit bist du überhaupt nicht der Held des einfachen Volkes, wie du dir gerne einbildest. Wenn du es wärst, würdest du nämlich nicht...«

»Genug! Rhombur hat das Recht, selbst zu entscheiden, ob er Tessia heiraten will. *Falls* er es will. Das Haus Vernius ist vernichtet, und er muss keine politischen Rücksichten mehr nehmen.«

»Es sei denn, seine Rebellen erobern Ix zurück«, entgegnete sie. »Leto, sag mir die Wahrheit: Hoffst du insgeheim, dass die Freiheitskämpfer erfolglos bleiben, damit du weiterhin einen Grund hast, mich nicht zu heiraten?«

Leto war entsetzt. »Natürlich nicht!« Kailea, die offenbar dachte, gewonnen zu haben, stürmte aus dem Raum.

Als er allein war, dachte er darüber nach, wie sehr sie sich verändert hatte. Jahrelang war er bis über beide Ohren in sie verliebt gewesen, lange bevor er sie zu seiner Konkubine gemacht hatte. Er hatte ihre Nähe gesucht, auch wenn er ihr nicht so nahe gekommen war, wie sie es sich gewünscht hätte. Anfangs hatte sie ihn in jeder Hinsicht unterstützt, doch dann entwickelte sie zu viel Ehrgeiz und machte ihm das Leben unvorstellbar kompliziert. In letzter Zeit hatte er sie zu häufig beobachtet, wie sie sich vor dem Spiegel als Königin herausgeputzt hatte – aber diese Rolle

würde sie nie mehr spielen dürfen. An den Tatsachen ihres Lebens konnte auch er nichts ändern.

Doch die Freude, die sein Sohn ihm bereitete, wog alle anderen Probleme auf. Er liebte den Jungen mit einer Intensität, die ihn selbst überraschte. Er wollte nur das Beste für Victor, dass er zu einem guten und ehrenhaften Mann in der Tradition der Atreides heranwuchs. Auch wenn er das Kind nicht offiziell zu seinem Erben ernennen konnte, wollte Leto ihm den besten Start ins Leben ermöglichen. Eines Tages würde Victor all das verstehen, was seine Mutter nicht verstehen wollte.

* * *

Der Junge saß an einer Lernmaschine und beschäftigte sich mit Spielen, bei denen es um die Zuordnung von Formen und Farben ging. Währenddessen unterhielten sich Kailea und Chiara leise. Victor drückte Knöpfe in schneller Reihenfolge und erzielte für sein Alter bemerkenswert hohe Punktzahlen.

»Mylady, wir müssen etwas gegen die Pläne des Herzogs unternehmen. Er ist ein sehr störrischer Mann und beabsichtigt, eine Heiratsallianz mit einer mächtigen Familie zu schließen. Der Erzherzog Ecaz hat es auf ihn abgesehen, wie ich höre, und will ihm eine seiner Töchter anbieten. Ich vermute, Letos angebliche diplomatische Vermittlung im Moritani-Ecaz-Konflikt ist nur Rauch, der seine wahren Absichten verhüllen soll.«

Kailea kniff die Augenlider zu schmalen Schlitzen zusammen, als sie darüber nachdachte. »Leto reist nächste Woche nach Grumman, um mit dem Grafen Moritani zu reden. Er hat keine Töchter im heiratsfähigen Alter.«

»Er *sagt*, dass er dorthin reist, mein Kind. Aber der Weltraum ist weit, und wenn Leto einen kleinen Abstecher macht, werden Sie nie davon erfahren. Nach all den Jahren am Hof des Imperators verstehe ich solche Dinge viel zu gut. Wenn Leto einen offiziellen Erben zeugt, wird er Victor

fallen lassen. Dann ist der Junge für ihn nur noch ein Bastard... und Ihre Stellung auf Caladan ist ruiniert.«

Kailea ließ den Kopf hängen. »Ich habe alles gesagt, wozu du mir geraten hast, Chiara, aber ich weiß nicht, ob ich ihn vielleicht zu sehr unter Druck setze...« Hier, wo Leto sie nicht sehen konnte, gab sie sich keine Mühe mehr, ihre Unsicherheit und Angst zu verbergen. »Ich bin so verzweifelt. Es scheint, dass ich überhaupt nichts tun kann. Wir beide waren uns einmal so nahe, aber jetzt ist so vieles schief gelaufen. Ich hatte gehofft, unser Sohn würde uns wieder zusammenbringen.«

Chiara schürzte die runzligen Lippen. »Ach, meine Liebe, in alten Zeiten wurden solche Kinder, die den Zusammenhalt einer Familie garantieren sollten, als ›menschlicher Kitt‹ bezeichnet.«

Kailea schüttelte den Kopf. »Stattdessen hat Victor das Problem für jeden deutlich sichtbar gemacht. Manchmal glaube ich sogar, dass Leto mich hasst.«

»Es ist noch nicht alles verloren, wenn Sie mir vertrauen, Mylady.« Chiara legte der jungen Frau beruhigend eine Hand auf die Schulter. »Als Erstes sollten Sie mit Ihrem Bruder reden. Fragen Sie Rhombur, was er tun kann.« Ihre Stimme klang freundlich und vernünftig. »Der Herzog hört stets auf das, was er sagt.«

Kaileas Miene hellte sich auf. »Das könnte funktionieren. Zumindest kann es nicht schaden, es zu versuchen.«

* * *

Sie sprach mit Rhombur in seiner Suite in der Burg. Er hantierte mit Tessia in der Küche und half ihr bei der Zubereitung eines Salats mit einheimischen Zutaten. Mit einem amüsierten Lächeln, das Kailea auf die Nerven ging, hörte Rhombur seiner Schwester aufmerksam zu, während er auf der Anrichte roten Seekohl zerschnitt.

Er schien ihre Probleme gar nicht richtig zu begreifen. »Du hast kein Recht, dich über irgendetwas zu beschwe-

ren, Kailea. Leto hat uns fürstlich behandelt – äh... insbesondere dich.«

Sie stieß ein verärgertes Schnaufen aus. »Wie kannst du so etwas sagen? Für mich steht viel mehr auf dem Spiel, seit ich Victor habe.« Sie wusste nicht, ob sie als Nächstes wütend aufbrausen oder deprimiert zusammenbrechen sollte.

Tessia blinzelte mit den sepiabraunen Augen. »Rhombur, für euch beide wäre es das Beste, wenn die Tleilaxu besiegt werden. Sobald ihr das Haus Vernius wieder in den früheren Stand versetzt habt, werden all eure anderen Probleme irrelevant.«

Rhombur gab seiner Konkubine einen Kuss auf die Stirn. »Sicher, meine Liebe. Aber meinst du nicht, dass ich es bereits versuche? Seit Jahren schicken wir C'tair heimlich Geld, aber ich weiß immer noch nicht, wie es den Rebellen ergeht. Hawat hat einen neuen Spion nach Ix geschickt, aber auch dieser Mann ist spurlos verschwunden. Wer Ix erobern will, hat eine harte Nuss zu knacken. Wir selbst haben dafür gesorgt, dass es so ist.«

Tessia und Kailea überraschten sich gegenseitig, als sie gleichzeitig erwiderten: »Dann musst du dir noch mehr Mühe geben!«

37

Das Universum funktioniert nach einem ökonomischen Grundprinzip: Alles hat seinen Preis. Wir zahlen für die Erschaffung unserer Zukunft, wir zahlen für die Fehler der Vergangenheit. Wir zahlen für jede Veränderung, die wir auslösen... und wir zahlen einen genauso hohen Preis, wenn wir uns weigern, uns zu verändern.

Annalen der Gildebank, Philosophisches Register

Unter den Fremen hieß es, dass man Shai-Hulud mit Ehrerbietung und Furcht begegnen musste. Doch schon bevor er sein sechzehntes Lebensjahr vollendet hatte, war Liet-Kynes viele Male auf Würmern geritten.

Auf ihrer ersten Reise in die Südpolarregion hatten er und sein Blutsbruder Warrick einen Wurm nach dem anderen gerufen und sie bis zur Erschöpfung geritten. Sie hatten einen Klopfer aufgestellt, ihre Bringerhaken bereitgehalten und auf den nächsten gewartet. Alle Fremen verließen sich auf die Dienste der Würmer.

Seit endlosen Stunden hockten die zwei jungen Männer in Destillanzügen und weiten Gewändern da und erduldeten die Hitze des Tages unter einem staubblauen Himmel. Der Sand rauschte, während sich der Wurm durch die Wüste bewegte.

Sie wagten sich weit über den sechzigsten Breitengrad hinaus, der die bewohnten Gebiete begrenzte. Sie durchquerten die Große Ebene und die offenen Ergs, zogen durch unberührte Sandmeere, erreichten den Äquator und wanderten weiter nach Süden zu den verbotenen Palmengärten nahe der feuchten antarktischen Polarkappe. Diese Pflanzungen waren von Pardot Kynes angelegt und gepflegt wor-

den, als Teil seines großen Traums, *Dune* wieder zum Leben zu erwecken.

Liets Blick streifte durch die unermessliche Weite. Nach den Winden des Winters war die Große Ebene glatt wie eine Tischdecke. *Hier liegt der Horizont der Ewigkeit.* Er musterte die kargen Formen des Landes, die subtilen Abstufungen und die Felserhebungen. Sein Vater hatte ihm Vorträge über die Wüste gehalten, seit er Sprache verstehen konnte. Der Planetologe hatte sie als Landschaft ohne Gnade, ohne jede Nachsicht bezeichnet.

Als es am sechsten Tag ihrer Reise dunkel wurde, zeigte ihr Wurm immer deutlichere Anzeichen der Unruhe und Erschöpfung und stand kurz davor, in den Sand zu tauchen, obwohl seine empfindlichen Segmente durch Haken offen gehalten wurden. Liet gab Warrick einen Wink und deutete auf eine niedrige Felsenkette mit schützenden Schluchten und Spalten. »Dort können wir die Nacht verbringen.«

Mit den Führungsstangen dirigierte Warrick den Wurm näher heran, dann lösten sie die Haken und bereiteten sich auf den Abstieg vor. Da Liet dieses spezielle Tier gerufen hatte, überließ er seinem Freund den Vortritt. »Wer als Erster aufsteigt, steigt als Letzter ab«, sagte Liet.

Warrick lief ein Stück den segmentierten Schwanz hinunter. Er löste die Frachtkisten mit roher Melange-Essenz, deren Gewicht durch Leichtgastanks reduziert wurde, und brachte sie außer Reichweite des Monsters. Dann sprang er in den Sand und kletterte eine Düne hinauf. Dort blieb er regungslos stehen, still wie der Sand und die Wüste.

Liet gestattete dem Wurm, sich in den Boden zu graben und sprang im letzten Moment ab. Er stapfte durch den Sand, der weich wie Morast war. Sein Vater erzählte gerne von anstrengenden Märschen über Bela Tegeuse oder Salusa Secundus, doch Liet bezweifelte, dass diese Welten es auch nur ansatzweise mit dem Charme von Arrakis aufnehmen konnten...

Als Sohn des Umma Kynes profitierte Liet von gewissen

Vorteilen und Gelegenheiten. Er genoss diese bedeutende Reise in den tiefsten Süden, aber er wusste auch, dass sich seine Abstammung in keiner Weise positiv auf seine Erfolgschancen auswirkte. Alle jungen Fremen hatten solche verantwortungsvollen Aufgaben zu übernehmen.

Die Raumgilde musste mit regelmäßigen Zahlungen in Form von Gewürz bestochen werden.

Für dieses fürstliche Schweigegeld waren die Satelliten der Gilde auf einem Auge blind, was die Bewegungen der Fremen und insbesondere ihre geheimen Terraformungs-Aktivitäten betraf. Die Harkonnens verstanden nicht, warum es so schwierig war, genaue meteorologische und kartografische Daten zu erhalten, aber die Gilde hatte immer irgendwelche Ausreden parat... weil die Fremen stets pünktlich zahlten.

Als Liet und Warrick eine geschützte Stelle im Lavariff gefunden hatten, wo sie ihr Destillzelt aufbauen konnten, packte Liet die Honig-Gewürzkuchen aus, die seine Mutter gebacken hatte. Die zwei jungen Männer machten es sich bequem und unterhielten sich über die jungen Frauen in den Sietches, die sie besucht hatten.

Im Laufe ihrer langjährigen Freundschaft hatten die Blutsbrüder gemeinsam viele mutige Taten unternommen – aber auch viel Unsinn angestellt. Manchmal war es beinahe zu einer Katastrophe gekommen, manchmal waren sie gerade noch rechtzeitig entronnen, aber Liet und Warrick hatten alle Widrigkeiten überlebt. Beide hatten zahlreiche Harkonnens erlegt und sich ihre Narben redlich verdient.

Bis spät in die Nacht lachten sie über ihre Sabotageaktionen gegen Harkonnen-Thopter, wie sie in das Lagerhaus eines reichen Händlers eingebrochen waren, um kostbare Delikatessen zu stehlen (die widerlich geschmeckt hatten), wie sie in einer weiten Senke eine Fata Morgana gejagt hatten, auf der Suche nach einem flüchtigen weißen Salzstrand, damit sie einen Wunsch frei hatten.

Als sie endlich genug hatten, legten sie sich gemeinsam unter dem Licht zweier Monde schlafen, um kurz vor der

Dämmerung wieder auf den Beinen zu sein. Ihre Reise würde noch einige Tage dauern.

* * *

Jenseits der südlichen Wurmlinie, über die sich die Sandwürmer wegen der Feuchtigkeit und Felsen im Boden nicht hinaus bewegen konnten, gingen Liet-Kynes und Warrick zu Fuß weiter. Sie folgten ihrem instinktiven Richtungssinn und durchwanderten Schluchten und kühle Ebenen. In felsigen Tälern mit steilen Wänden aus Konglomeratgesteinen erkannten sie uralte, ausgetrocknete Flussbetten. Ihre empfindlichen Fremen-Nasen spürten den erhöhten Feuchtigkeitsgehalt der kühlen Luft.

Die beiden jungen Männer verbrachten die Nacht im Zehn-Stämme-Sietch, wo Solarspiegel den Dauerfrostboden auftauten und genügend Wasser freisetzten, um sorgsam umhegte Pflanzen anbauen zu können. Man hatte sogar Obstgärten und einige Zwergpalmen angepflanzt.

Warrick hatte ein breites Grinsen auf dem Gesicht, als er sich die Stopfen des Destillanzugs aus der Nase zog und die ungefilterte Luft einatmete. »Riechst du die Pflanzen, Liet? Hier lebt sogar die Luft.« Er senkte die Stimme und blickte seinen Freund mit feierlichem Ausdruck an. »Dein Vater ist ein großer Mann.«

Die Gärtner machten einen rastlosen Eindruck, aber gleichzeitig schienen sie von einer religiösen Leidenschaft erfüllt zu sein, wenn sie sahen, wie ihre Bemühungen Früchte trugen. Für sie war Umma Kynes' Traum nicht nur eine abstrakte Konzeption, sondern eine Zukunft, die sie bereits jetzt mit eigenen Augen sahen.

Die hier lebenden Fremen verehrten den Sohn des Planetologen. Einige traten vor und berührten seinen Arm und seinen Destillanzug, weil sie das Gefühl hatten, auf diese Weise ihrem Propheten näher zu kommen. »Und die Wüste soll jauchzen und wie die Rose erblühen«, rief ein alter Mann ein Zitat aus der Weisheit der Zensunni-Wanderer.

Die anderen stimmten einen rituellen Gesang an. »Was ist kostbarer als der Same?«

»Das Wasser, das den Samen keimen lässt.«

»Was ist kostbarer als der Fels?«

»Der fruchtbare Boden, der ihn bedeckt.«

Die Litanei wurde in ähnlicher Weise fortgesetzt, doch Liet war es unangenehm, im Zentrum ihrer Bewunderung zu stehen. Warrick und er beschlossen, wieder aufzubrechen, sobald den Geboten der Gastfreundschaft Genüge getan war, nachdem sie zusammen mit dem Naib Kaffee getrunken und in der kühlen Nacht geschlafen hatten.

Die Menschen des Zehn-Stämme-Sietches gaben ihnen warme Kleidung, die sie bis jetzt nicht benötigt hatten. Dann brachen Liet und Warrick mit ihrer kostbaren Last aus konzentrierter Gewürz-Essenz auf und setzten ihren Weg fort.

* * *

Als die beiden jungen Männer die sagenumwobene Festung des Wasserhändlers Rondo Tuek erreichten, wirkte das Gebäude auf sie eher wie eine dreckige Fabrikhalle als ein Märchenpalast inmitten glitzernder Berge aus weißem Eis. Es war ein rechteckiger Kasten, von dem viele Rohrleitungen und Kanäle ausgingen. Maschinen hatten sich in den eisenharten Boden gefressen, um jeden Brocken Eis herauszuholen, und hässliche Schutthaufen hinterlassen.

Der Schnee war seit Urzeiten unter dicken Staubschichten begraben und hatte sich mit Sand und Steinen zu einem festen Zement verbunden. Die Gewinnung der Feuchtigkeit war ein einfacher Vorgang: Man grub große Mengen Erde aus und kochte das eingeschlossene Wasser heraus.

Liet brach einen Brocken aus dem gefrorenen Boden und leckte daran. Er schmeckte nach Salz, Eis und Sand. Er wusste, dass es hier Wasser gab, aber es erschien ihm genauso unerreichbar, als würde es sich auf einem fernen Planeten befinden. Sie näherten sich der großen Fabrik mit den schwebenden Frachtkisten voller Gewürz.

Das Gebäude bestand aus Pseudobetonblöcken, die aus dem Abraum des Eisgewinnungsvorgangs geformt wurden. Die festungsartigen Wände waren glatt und unverziert bis auf ein paar Fenster und Spiegel, die das Licht der tief stehenden Sonne einfingen. Die Tauöfen stießen braune Wolken aus und ließen verbrannten Staub auf die Umgebung herabregnen.

Rondo Tuek hatte ein ausgedehntes Anwesen in Carthag, aber es hieß, dass der Wasserhändler sich nur selten in seiner spektakulären Stadtwohnung aufhielt. Tuek hatte ein ansehnliches Vermögen gemacht, indem er das Wasser am Südpol abbaute und es in den nördlichen Städten und den Dörfern der Senken verkaufte.

Doch das furchtbare Wetter der südlichen Hemisphäre, insbesondere die unberechenbaren Sandstürme, vernichteten jede vierte Lieferung, sodass Tuek ständig neue Maschinen kaufen und neue Arbeiter anheuern musste. Zum Glück erzielte eine Lieferung antarktischen Wassers genügend Gewinn, um die Verluste auszugleichen. Nur wenige Unternehmer waren bereit, solche Risiken einzugehen, aber Tuek hatte heimliche Beziehungen zu den Schmugglern, der Gilde und den Fremen. Es ging sogar das Gerücht, dass die Wassergewinnung nur der offizielle Deckmantel war, unter dem die Geschäfte abgewickelt wurden, die wirklich lukrativ waren, dass er in erster Linie der Zwischenhändler der Schmuggler war.

Seite an Seite marschierten Warrick und Liet an den lauten Maschinen und emsigen Arbeitern von fremden Welten vorbei zum Eingangstor. Tuek setzte hauptsächlich Montagearbeiter ein, die sich niemals in den Norden und die trockene Realität des Wüstenplaneten wagten. So war es dem Wasserhändler lieber, da solche Männer besser in der Lage waren, Geheimnisse zu bewahren.

Obwohl Liet kleiner als Warrick war, richtete er sich zu voller Größe auf und übernahm die Führung. Ein Mann in Overall und Schutzhandschuhen stapfte an ihnen vorbei und warf ihnen lediglich einen Seitenblick zu.

Liet hielt ihn auf. »Wir sind eine Delegation der Fremen und wollen zu Rondo Tuek. Ich bin Liet-Kynes, der Sohn von Pardot Kynes, und das ist Warrick...«

Der Arbeiter zeigte ungeduldig nach hinten. »Er ist irgendwo da drin. Sucht ihn selber.« Dann lief er zu einer lärmenden Maschine, die sich ins dreckige Eisgestein grub.

Liet blickte seinen Freund verdutzt an. Warrick grinste nur und klopfte ihm auf den Rücken. »Wir haben sowieso keine Zeit für Höflichkeitsfloskeln. Lass uns Tuek suchen.«

Sie wagten sich in das riesige Gebäude und versuchten den Eindruck zu erwecken, dass sie hierher gehörten. Die Luft war kühl, obwohl an den Wänden und in den Ecken Heizgloben summten. Liet ließ sich vage Richtungsanweisungen von anderen Arbeitern geben, die immer auf die nächste Halle zeigten, bis sich die beiden hoffnungslos in einem Labyrinth aus Büros, Kontrollzentralen und Lagerräumen verlaufen hatten.

Dann kam ein kleiner, breitschultriger Mann mit schwingenden Armen auf sie zu marschiert. »Es ist fast unmöglich, hier drinnen zwei Fremen zu übersehen«, sagte er. »Ich bin Rondo Tuek. Kommt mit in mein privates Büro.« Der untersetzte Mann blickte über die Schulter zurück. »Und bringt eure Lieferung mit. Lasst sie nicht unbeaufsichtigt rumliegen.«

Liet hatte den Mann bislang nur einmal kurz gesehen, auf Fenrings Bankett in der Residenz von Arrakeen. Tuek hatte graue Augen, flache Wangen und fast kein Kinn, wodurch sein Gesicht eine nahezu quadratische Form erhielt. Auf dem Schädel wurde sein rostrotes Haar bereits dünner, doch an den Schläfen stand es in dichten Büscheln ab. Mit seinem verschrobenen Aussehen und dem unbeholfenen Gang war er die Antithese zur natürlichen Anmut der Fremen.

Tuek lief trippelnd voraus. Liet und Warrick bemühten sich, ihm mit den Gewürzbehältern zu folgen. In diesen Räumen wirkte alles trist und schlicht, was Liet enttäuschte. Selbst den ärmlichsten Sietch hatten die Fremen mit

bunten Teppichen und Wandbehängen geschmückt oder mit Skulpturen aus Sandstein gestaltet. Die Decken waren mit geometrischen Mustern und manchmal sogar mit eingelegten Mosaiken verziert.

Tuek führte sie zu einer breiten Wand, die genauso schmucklos wie alle anderen war. Er blickte von links nach rechts, um sich zu vergewissern, dass sich hier keine Arbeiter aufhielten, dann legte er seine Handfläche auf einen Scanner. Zischend öffnete sich ein Schott, hinter dem ein Raum zum Vorschein kam, aus dem warme Luft drang und der prächtiger ausgestattet war, als Liet für möglich gehalten hätte.

In Nischen standen Kristallkaraffen mit teurem Kirana-Brandy und caladanischen Weinen. Ein juwelenbesetzter Kronleuchter warf glitzerndes Licht auf die scharlachroten Vorhänge, die den Wänden etwas Weiches und Gedämpftes verliehen, eine Behaglichkeit des Mutterleibs.

»Ah, jetzt bekommen wir die verborgenen Schätze des Wasserhändlers zu Gesicht«, sagte Warrick.

Die Stühle waren groß und weich gepolstert. Unterhaltungsholos lagen auf einem Tisch, der aus poliertem Schiefer bestand. Gesprenkelte Spiegel an der Decke reflektierten das Licht der korinthischen Säulen, die aus opaleszierendem Hagal-Alabaster bestanden und im molekularen Feuer leuchteten.

»Die Gilde bringt nur wenige Luxusgüter nach Arrakis. Die Harkonnens haben keinen Sinn für die schönen Dinge des Lebens, und nur wenige andere können sie sich leisten.« Tuek hob die breiten Schultern. »Und niemand ist bereit, sie durch die Hölle der südlichen Hemisphäre zu transportieren, nur um sie in meine Fabrik zu schaffen.«

Er hob die buschigen Augenbrauen. »Doch aufgrund meiner Vereinbarungen mit eurem Volk« – er drückte auf einen Knopf, worauf sich das Schott wieder schloss – »schickt die Gilde gelegentlich Schiffe in einen polaren Orbit. Dann landen Leichter und bringen mir die Waren, die ich angefordert habe.« Er klopfte auf die schweren Frachtbehälter, die

Warrick mitgebracht hatte. »Im Austausch für eure monatliche... Zahlung.«

»Wir bezeichnen es als Bestechungsgeld«, sagte Liet.

Tuek schien nicht im Geringsten beleidigt zu sein. »Wortklaubereien, mein Junge. Die reine Gewürz-Essenz, die die Fremen in der tiefen Wüste finden, ist viel kostbarer als die kläglichen Reste, die die Harkonnens im Norden schürfen. Die Gilde benutzt diese Lieferungen für ihre eigenen Zwecke, aber wer weiß, was die Navigatoren damit anfangen?« Er zuckte die Achseln. Dann tippte er etwas in eine Tastatur auf dem Schiefertisch. »Ich mache mir eine Notiz, dass wir die Bezahlung für diesen Monat erhalten haben. Ich habe meinen Quartiermeister beauftragt, euch mit genügend Vorräten für die Heimreise auszustatten.«

Liet hatte keine besonderen Nettigkeiten von Tuek erwartet und akzeptierte seine knappe, geschäftsmäßige Art. Er wollte ohnehin nicht länger hierbleiben, obwohl andere möglicherweise ausführlich den reichen exotischen Zierrat bewundert hätten. Doch Liet hatte keinen Sinn für solche Dinge.

Wie sein Vater verbrachte er lieber den Tag draußen in der Wüste, wo er hingehörte.

* * *

Wenn sie sich beeilten, konnten sie bis zum Sonnenuntergang den Zehn-Stämme-Sietch erreichen, schätzte Liet. Er sehnte sich nach der heißen Sonne, damit er seine tauben Hände wieder bewegen konnte.

Warrick hingegen war tief von der Kälte beeindruckt. Er stand mit ausgebreiteten Armen da, die Wüstenstiefel in den Boden gestemmt. »Hast du schon einmal so etwas gespürt, Liet?« Er rieb sich über die Wangen. »Meine Haut fühlt sich spröde an.« Er atmete tief durch und blickte auf seine Stiefel. »Und man spürt das Wasser. Es ist hier, aber... eingeschlossen.«

Er schaute zu den braunen Bergen aus staubverkrusteten Gletschern hinüber. Warrick war impulsiv und neugierig, und als ihm jetzt eine Idee kam, rief er seinem Freund zu, noch zu warten. »Wir haben unsere Aufgabe erfüllt, Liet. Warum hast du es so eilig mit der Rückkehr?«

Liet blieb stehen. »Was hast du vor?«

»Wir befinden uns hier in den sagenumwobenen Eisbergen. Wir haben die Palmengärten und Pflanzungen gesehen, die dein Vater begründet hat. Ich möchte die Gegend erkunden, einmal festes Eis unter den Füßen spüren. Wenn wir diese Gletscher besteigen, muss es sein, als würden wir auf Bergen aus Gold stehen.«

»Du wirst nirgendwo reines Eis sehen. Die Feuchtigkeit steckt gefroren in der Erde.« Doch als er die erwartungsvolle Miene seines Freundes sah, verflüchtigte sich Liets Ungeduld. »Ja, du hast Recht, Warrick. Warum sollten wir es eilig haben?« Hier konnten sich die sechzehnjährigen Jungen ein Abenteuer erlauben, das großartiger – und sicherer – als ihre Attacken gegen Harkonnen-Festungen war. »Wir werden die Gletscher besteigen.«

Im ewigen Zwielicht des Südpols marschierten sie los. Die Tundra besaß ihre eigene strenge Schönheit, vor allem für jemanden, der die Wirklichkeit der Wüste gewohnt war.

Als sie Tueks Fabriken und Maschinen hinter sich gelassen hatten, wurde die Wolke aus Staub und Dreck zu einem braunen Schleier über dem Horizont. Liet und Warrick kletterten immer höher hinauf und lockerten Steine und Erde, bis sie auf eine dünne Eisschicht stießen. Sie lutschten an gefrorenen Stücken des Bodens, der nach bitteren alkalischen Chemikalien schmeckte, und spuckten den Sand wieder aus.

Warrick lief voraus und genoss die Freiheit. Als Fremen hatten sie gelernt, jederzeit wachsam zu bleiben, doch die Harkonnen-Jäger wagten sich niemals bis zum Südpol. Hier gab es vermutlich keine Gefahren. Vermutlich.

Liet musterte ständig den Boden und die weichen For-

men der hoch aufragenden Massen aus gefrorenem braunem Gestein. Dann bückte er sich, um eine leichte Delle im Boden zu untersuchen. »Warrick, schau dir das an.«

Es handelte sich offenbar um einen Fußabdruck, den jemand während einer wärmeren Jahreszeit im aufgeweichten Untergrund hinterlassen hatte. Nach genauerer Untersuchung fanden sie Hinweise, dass weitere Spuren sorgfältig verwischt worden waren.

»Wer hat sich hier aufgehalten?«

»Und warum hat man ein Geheimnis daraus gemacht?«, setzte Warrick hinzu. »Wir sind weit von Tueks Wasserfabrik entfernt.«

Liet sog prüfend die Luft ein und betrachtete die Klippen und Felsformationen, bis er ein weißes Glitzern auf der kalten Oberfläche bemerkte. »Vielleicht sind es Prospektoren, die in der Nähe des Pols nach reineren Eisvorkommen suchen.«

»Aber warum haben sie dann ihre Spuren verwischt?«

Liet blickte in die Richtung, in die die Fußspuren führten – eine zerklüftete Wand, an der getauter und wieder gefrorener Matsch zu abenteuerlichen Formen erstarrt war. Er konzentrierte sich ganz auf diese Umgebung, studierte angestrengt jedes Detail, jeden Schatten, jeden Spalt. »Irgendetwas stimmt hier nicht.«

Sein Körper schaltete auf höchste Alarmstufe, und er gab Warrick einen Wink, still zu sein. Als sie kein Geräusch mehr hörten und keine andere Bewegung mehr wahrnahmen, schlichen die beiden weiter. Seit ihrer Kindheit hatten Liet und Warrick gelernt, sich ohne einen Laut und ohne Spuren durch die Wüste zu bewegen.

Liet konnte immer noch nicht genau sagen, was ihn irritierte, doch als sie näher kamen, verstärkte sich sein Gefühl, dass etwas nicht stimmte. Obwohl die Kälte ihre feinen Sinne dämpfte, setzten sie ihren Weg mit äußerster Vorsicht fort. Sie stiegen über Stufen aus gefrorener Erde und erkannten einen Pfad, der zumindest für die Augen von Fremen offenkundig war.

Menschen benutzten regelmäßig diesen Weg hinauf in die Gletscher.

Die zwei jungen Männer bemühten sich, vor dem Hintergrund der Landschaft unsichtbar zu werden; sie dachten wie das Land und bewegten sich wie natürliche Dinge. Dann bemerkte Liet im Abhang eine leichte Verfärbung, einen Fleck, der zu gleichmäßig wirkte, um nicht künstlichen Ursprungs zu sein. Die Stelle war gut getarnt worden, aber nicht gut genug.

Es war ein großes Tor - so groß, dass ein kleineres Raumschiff hindurchpasste. Ein geheimes Lager von Rondo Tuek? Eine Einrichtung der Gilde? Oder ein Schmugglerversteck?

Liet stand reglos da. Bevor er ein Wort sagen konnte, taten sich andere Öffnungen im Boden und in den Felsen auf, die so gut getarnt waren, dass nicht einmal er sie bemerkt hatte. Vier Männer sprangen heraus. Sie waren kräftig gebaut und trugen verschlissene Uniformen. Und sie waren bewaffnet.

»Ihr habt euch sehr leise und unauffällig bewegt, Jungs«, sagte einer der Männer. Er war groß und muskulös und hatte helle Augen und einen glänzenden, kahlen Schädel. Sein dunkler, beeindruckender Schnurrbart reichte von der Oberlippe bis zum Kinn. »Aber ihr habt vergessen, dass euer Atem hier in der Kälte zu Dampf kondensiert. Daran habt ihr nicht gedacht, stimmt's?«

Zwei grauhaarige Männer bedeuteten den Jungen mit einem Wink ihrer Waffen, durch die Eingänge in den Berg zu steigen. Warrick legte eine Hand auf das Crysmesser an seinem Gürtel und warf Liet einen Blick zu. Sie waren bereit, Rücken an Rücken im Kampf zu sterben, wenn es sein musste.

Aber Liet schüttelte den Kopf. Diese Männer waren nicht in den Farben der Harkonnens gekleidet. Von den Ärmeln und Schultern waren die Abzeichen abgerissen worden. *Es können nur Schmuggler sein.*

Der Kahlkopf blickte sich zu einem seiner Männer um.

»Offenbar müssen wir noch etwas an unserer Tarnung arbeiten.«

»Sind wir Ihre Gefangenen?«, sagte Liet und warf einen fragenden Blick auf die Waffen.

»Ich möchte von euch wissen, was wir falsch gemacht haben, dass ihr unser Versteck so mühelos ausfindig machen konntet.« Der Kahlkopf ließ seine Waffe sinken. »Mein Name ist Dominic Vernius – und ihr seid meine Gäste... vorläufig.«

38

Die Zunahme der Vielfalt und Fülle des Lebens multipliziert wiederum die Menge der Nischen, die das Leben nutzen kann. Das resultierende System ist ein Netz aus Produzenten und Nutzern, Fressenden und Gefressenen, Kollaborateuren und Rivalen.

Pardot Kynes,
Bericht an Imperator Shaddam IV.

Trotz seiner Listen und Tücken, trotz des vielen Blutes an seinen Händen konnte Hasimir Fenring so *wunderbar* zu ihr sein. Lady Margot vermisste ihn. Er war zusammen mit Baron Harkonnen in die Wüste aufgebrochen, um die Gewürzerntearbeiten zu inspizieren, nachdem sich Shaddam in einer wütenden Botschaft über die stockende Melangeproduktion beschwert hatte.

Mit eiskalter Effizienz hatte ihr Gatte seine klar definierten Ziele verfolgt und im Namen des Imperators zahlreiche Grausamkeiten begangen. Margot vermutete, dass auch beim mysteriösen Tod von Elrood IX. seine Hand im Spiel gewesen war. Doch bei den Bene Gesserit hatte sie gelernt, sich auf Resultate und Konsequenzen zu konzentrieren. Hasimir Fenring wusste, wie er bekam, was er wollte, und dafür bewunderte Margot ihn.

Sie seufzte wie jedes Mal, wenn sie das üppige Feuchtbiotop betrat, das ihr Mann für sie eingerichtet hatte. Margot trug ein bequemes und gleichzeitig atemberaubendes Hauskleid aus Glitzerstoff, das zu jeder Stunde des Tages die Farbe wechselte. Die gegen Feuchtigkeitsverlust versiegelte Tür öffnete sich, als sie das Handflächenschloss berührte. Sie trat durch den Bogen, der mit kunstvollen Mosaiken verziert war, in das Treibhaus und atmete tief die

feuchte Luft ein. Automatisch setzte beruhigende Musik ein, ein Stück für Baliset und Klavier.

Die Wände strahlten gelbes Nachmittagssonnenlicht ab. Die Filterglasscheiben dämpften die weiße Sonne von Arrakis, sodass die Farbe an das Tageslicht von Kaitain erinnerte. Dicke Blätter wedelten im künstlichen Luftstrom, wie Wimpel, die von jubelnden Bürgern geschwenkt wurden. In den vergangenen vier Jahren hatte sich dieser Garten prächtiger entwickelt, als sie zu hoffen gewagt hatte.

Auf einer Welt, wo jeder Wassertropfen eine Kostbarkeit war, wo Bettler durch die Straßen zogen und um ausgewrungene Feuchtigkeit baten, wo farbenfroh kostümierte Wasserverkäufer mit lauten Rufen einen Schluck zu exorbitanten Preisen anboten, war Margots private Zuflucht ein extravaganter Luxus. *Aber sie ist jeden Tropfen wert.* Und wie ihr Gatte stets zu sagen pflegte – der Imperiale Gewürzminister konnte es sich leisten.

Tief in der Vergangenheit, in den Echos der uralten Menschenleben, zu denen sie Zugang hatte, erinnerte sich Margot an eine Ehefrau, die in einem strengen islamischen Haushalt gelebt hatte, eine Frau, die nach Fatimah, der einzigen Tochter Mohammeds, benannt war. Ihr Mann war reich genug gewesen, um drei Frauen versorgen zu können, die nie sein Haus verlassen durften und jede eine eigene Zimmerflucht mit Hof zur Verfügung hatte. Nach der Hochzeit hatte Fatimah genauso wie die anderen Frauen ihr ganzes Leben innerhalb des Hauses verbracht. Ihre ganze Welt bestand aus dem üppigen Garten im Hof mit den Pflanzen und Blumen unter freiem Himmel. Das Plätschern des Wassers im Brunnen war die einzige musikalische Begleitung, wenn sie auf ihren Saiteninstrumenten spielte. Manchmal besuchten sie Schmetterlinge, um vom Nektar zu kosten...

Und nun, zahllose Generationen später, auf einem Planeten, der um eine Sonne kreiste, die weiter entfernt war, als sich diese Frau jemals hätte vorstellen können, fand sich

Margot Fenring an einem ähnlichen Ort, der von der Welt isoliert und voller schöner Blumen war.

Ein mechanischer Servok mit langen Armen aus Rohren und Düsen feuchtete die Luft an und besprühte die beschnittenen Bäume, die Farne und Blattpflanzen. Der Nebel kühlte Margots Haut, und sie atmete ihn genüsslich ein. Welch ein Luxus nach so vielen langen Jahren! Sie hob einen feuchten Farnwedel an und schob ihre Finger in den lehmigen Boden nahe dem Stamm der Pflanze. Kein Anzeichen für die mutierten Wurzelläuse, von denen dieses Exemplar befallen gewesen war, als es von der tropischen Welt Ginaz eingetroffen war.

Als sie die Wurzeln untersuchte, hörte sie die flüsternde Stimme der Ehrwürdigen Mutter Biana aus ihren Weitergehenden Erinnerungen. Die Schwester, die vor über zwei Jahrhunderten die Gärtnermeisterin an der Mütterschule gewesen war, beriet Margot über sanfte Methoden der Gartenbauwissenschaft. Die Musik – Bianas Lieblingslied, eine schwermütige Melodie von Jongleur – hatte ihren Geist erweckt.

Selbst ohne Bianas Unterstützung verfügte Margot über ein gründliches Pflanzenwissen. In diesem Garten gediehen Arten aus dem gesamten Imperium. Sie betrachtete die Pflanzen als die Kinder, die sie mit ihrem Mann, der ein genetischer Eunuch war, nicht haben konnte. Sie erfreute sich daran, wie sie auf einer so lebensfeindlichen Welt wuchsen und reiften.

Ihr Mann war ebenfalls sehr geschickt darin, lebensfeindliche Situationen zu überleben.

Sie streichelte ein langes, samtweiches Blatt. *Ich werde dich beschützen.*

Margot verlor jedes Zeitgefühl und vergaß sogar, zu den Mahlzeiten zu erscheinen. Eine Bene-Gesserit-Schwester konnte notfalls eine Woche lang fasten. Sie war ganz allein mit ihren Pflanzen, ihren Gedanken und den Weitergehenden Erinnerungen an die Schwestern, die vor ihr gelebt hatten.

Zufrieden setzte sie sich auf eine Bank vor einem kannelierten Springbrunnen in der Mitte des Raums. Sie stellte eine eingetopfte Philarose neben sich und schloss die Augen, um sich auszuruhen und zu meditieren...

Als ihr Geist wieder in die Welt zurückkehrte, ging eben die Sonne strahlend am Horizont unter und warf lange Schatten über die Wüste. Die Innenbeleuchtung des Treibhauses schaltete sich ein. Sie fühlte sich angenehm ausgeruht. Dann trug sie die Philarose zum Arbeitstisch und nahm sie aus dem Topf, der ihr zu klein geworden war. Sie summte leise die Jongleur-Melodie, während sie in einem neuen Topf die Wurzeln mit Erde bedeckte. Sie war im Frieden mit sich und der Welt.

Als sie sich umdrehte, bemerkte Margot erschrocken, dass weniger als zwei Meter von ihr entfernt ein lederhäutiger Mann stand. Er starrte sie mit völlig blauen Augen an... die etwas vage Vertrautes hatten. Er trug einen Djhubba-Umhang mit zurückgeworfener Kapuze. *Ein Fremen!*

Wie war der Mann hereingekommen? Wie war er an all den strengen Sicherheitssystemen und Alarmanlagen des Treibhauses vorbeigekommen? Wie hatte er das Handflächenschloss überlistet, das nur auf Margot reagierte? Selbst mit ihren verfeinerten Bene-Gesserit-Sinnen hatte sie nichts von seiner Annäherung bemerkt.

Der Topf mit der Philarose fiel ihr aus den Händen und zerbrach am Boden. Mit fließenden Bewegungen nahm sie eine Bene-Gesserit-Kampfhaltung ein. Ihre trainierten Muskeln waren gelockert und bereit, Schläge und Fußtritte auszuteilen, die einem Gegner tödliche Wunden zufügen konnten.

»Wir haben von Ihren unheimlichen Kampfmethoden gehört«, sagte der Mann, ohne sich zu rühren. »Aber Sie wurden ausgebildet, sie niemals unbedacht anzuwenden.«

Misstrauisch nahm Margot einen langsamen, beruhigenden Atemzug. Wie konnte er davon wissen?

»Wir haben Ihre Botschaft erhalten. Sie haben den Wunsch geäußert, mit den Fremen zu sprechen.«

Endlich konnte sie sein Gesicht einordnen. Sie hatte den Mann schon einmal in Rutii gesehen, einem abgelegenen Dorf, das sie auf einer Rundreise besucht hatte. Er war ein selbst ernannter Priester der Wüste, der den Menschen seinen Segen erteilte. Margot erinnerte sich an die unbehagliche Reaktion des Priesters, als er bemerkt hatte, wie sie ihn beobachtete. Er hatte seine Aktivitäten eingestellt und war fortgegangen...

Sie hörte es in den Büschen rascheln. Eine gebeugte Frau kam in Sicht, ebenfalls aus dem Volk der Fremen und ebenfalls vertraut. Es war die Shadout Mapes, die Haushälterin, die unter dem Einfluss der Sonne und des Wüstenwindes vorzeitig ergraut und runzlig geworden war. Auch Mapes hatte ihre übliche Arbeitskleidung abgelegt und trug einen schlichten Mantel, wie er für Reisen durch die Wüste benutzt wurde.

Mapes sprach mit krächzender Stimme. »Hier drinnen wird sehr viel Wasser verschwendet, Mylady. Sie protzen mit den Reichtümern anderer Welten. So etwas ist unter Fremen nicht üblich.«

»Ich gehöre nicht zu den Fremen«, erwiderte Margot streng, aber sie war noch nicht bereit, mit der lähmenden Befehlskraft der *Stimme* zuzuschlagen. Sie hatte tödliche Waffen zur Verfügung, die diese Primitiven sich nicht einmal vorstellen konnten. »Was haben Sie mit mir vor?«

»Sie haben mich schon einmal gesehen«, sagte der Mann.

»Sie sind ein Priester.«

»Ich bin ein Akoluth, einer der Assistenten der Sayyadina«, antwortete er, ohne ihr auch nur einen Schritt näher zu kommen.

Sayyadina, dachte Margot. Ihr Pulsschlag beschleunigte sich. Diesen Titel hatte sie schon einmal gehört; er bezog sich auf eine Frau, die auf unheimliche Weise an eine Ehrwürdige Mutter erinnerte. Derartige Dinge wurden durch die Missionaria Protectiva verbreitet.

Plötzlich wurde ihr alles klar. Aber ihre Bitte an die Fremen lag schon so lange zurück, dass sie längst die Hoff-

nung aufgegeben hatte. »Sie haben meine Botschaft gehört, meine geflüsterte Anfrage.«

Der Priester senkte den Kopf. »Sie sagten, Sie hätten Informationen über den *Lisan al-Gaib*.« Er sprach den Namen mit voller Stimme und großem Respekt aus.

»So ist es. Ich muss mit Ihrer Ehrwürdigen Mutter sprechen.« Um Zeit zu gewinnen, ihre Gedanken zu sammeln, hob Margot die Pflanze auf, die ihr aus den Händen gefallen war. Sie ließ die Topfscherben und die Erde liegen und setzte die Philarose in einen neuen Behälter, in der Hoffnung, dass sie diesen Zwischenfall überlebte.

»Sie müssen uns begleiten, Sayyadina von einer anderen Welt«, sagte Mapes.

Margot klopfte sich den Dreck von den Händen. Obwohl sie sich äußerlich keine Regung anmerken ließ, raste ihr Herz vor Aufregung. Vielleicht würde sie endlich Zugang zu eindeutigen Fakten erhalten, die sie an die Mutter Oberin Harishka weiterleiten konnte. Vielleicht würde sie erfahren, was mit den Schwestern geschehen war, die vor über einem Jahrhundert in den Wüsten von Arrakis verschwunden waren.

Sie folgte den zwei Fremen hinaus in die Nacht.

39

Zu wissen, was man tun sollte, *ist nicht genug.*

Prinz Rhombur Vernius

Die Wellen spielten ein sanftes Wiegenlied unter der Motoryacht und vermittelten Letos besorgten Gedanken ein falsches Gefühl des Friedens.

Der Herzog beugte sich über die Reling und griff nach einer Kugel, die im dichten Gestrüpp aus Blättern trieb. Er zog ein kunstvoll verziertes Messer aus der vergoldeten Scheide an seiner Seite und schnitt die reife Paradan-Melone von der Unterwasserpflanze ab. »Hier, Rhombur, lass es dir schmecken.«

Der Prinz blinzelte überrascht. »Äh... ist das nicht das Messer des Imperators, das Shaddam dir nach dem Verwirkungsverfahren schenkte?«

Leto hob die Schultern. »Ich sehe es lieber aus der praktischen statt der protzigen Perspektive. Ich denke, mein Cousin wird keine Einwände haben.«

Rhombur nahm die nasse Melone und drehte sie in den Händen, um die raue Schale im trüben Sonnenlicht zu betrachten. »Kailea wäre entsetzt. Sie würde das Messer des Imperators am liebsten auf Samt und innerhalb eines Schildes aufbewahren.«

»Nun, sie begleitet mich nur selten auf Bootsausflügen.«

Als Rhombur keine Anstalten machte, die Melone zu schälen, nahm Leto sie zurück und benutzte die Spitze der scharfen Klinge, um die harte Außenschicht zu entfernen und sie dann aufzubrechen. »Sie geht wenigstens nicht in Flammen auf, wenn du sie zu lange in der Sonne liegen lässt«, stichelte Leto, als er sich an ihr Korallenjuwelendebakel erinnerte, bei dem seine damalige Lieblingsyacht

vernichtet worden war und die zwei jungen Männer an einem abgelegenen Riff Schiffbruch erlitten hatten.

»Finde ich überhaupt nicht witzig«, sagte Rhombur, der die Schuld an allem trug.

Leto hielt das Messer hoch und beobachtete, wie sich das Licht funkelnd an der Schneide brach. »Weißt du, ich habe es beim Treffen mit dem Grafen Moritani an meiner offiziellen Uniform getragen. Ich glaube, damit habe ich seine Aufmerksamkeit erregt.«

»Dieser Mann ist nur schwer zu beeindrucken«, sagte Rhombur. »Der Imperator hat endlich seine Sardaukar zurückgezogen, und nun ist alles ruhig. Äh... glaubst du, dass die Moritani-Ecaz-Fehde wirklich vorbei ist?«

»Nein, das kann ich einfach nicht glauben. Während der ganzen Zeit, die ich auf Grumman verbracht habe, standen meine Nerven unter Hochspannung. Ich denke, der Graf will nur Zeit schinden.«

»Und du steckst mitten in der Sache drin.« Mit seinem eigenen Messer schnitt Rhombur ein Stück aus der Melone und biss davon ab. Dann zuckte er zusammen und spuckte den Bissen ins Wasser. »Immer noch etwas sauer.«

Leto lachte über seinen Gesichtsausdruck und nahm sich ein kleines Handtuch aus einem Fach. Er trocknete seine Hände und Shaddams Messer ab und kehrte in die schattige Kabine zurück, um den Motor zu starten. »Wenigstens sind nicht all meine Pflichten so unangenehm. Wir sollten jetzt lieber zum Delta weiterfahren. Ich habe versprochen, gegen Mittag am Frachthafen zu sein, um die Schiffe zu begrüßen, die die ersten Ladungen der diesjährigen Pundi-Reisernte bringen.«

»Ach ja, ein Herrscher muss sich vielen Gefahren und Verantwortungen stellen«, sagte Rhombur und folgte ihm in die Kabine. »Schau mal in die Kühlbox – ich habe dir eine Überraschung mitgebracht. Du weißt schon, das dunkle Bier, das du so gerne trinkst.«

»Du meinst doch nicht etwa das *Harkonnen*-Ale?«

»Du musst es hier draußen trinken, wo uns niemand

sieht. Ich habe es von einem Schmuggler bekommen. Ohne deinen Namen zu erwähnen, versteht sich.«

»Rhombur Vernius von Ix, ich bin schockiert, dass du dich mit Schmugglern und Schwarzmarkthändlern abgibst!«

»Was glaubst du, wie es mir sonst gelingen würde, die ixianischen Rebellen mit dem zu versorgen, was sie brauchen? Ich war zwar noch nicht sehr erfolgreich, aber ich habe in der Tat Kontakt mit einigen äußerst fragwürdigen Subjekten aufgenommen.« Er öffnete die Kühlbox und suchte darin nach den unetikettierten Flaschen. »Und einige davon haben sich als... äh... recht erfindungsreich erwiesen.«

Der Herzog lenkte die Yacht in die Strömung und folgte der grünen Küste. Thufir Hawat würde ihm wieder Vorträge halten, was er sich dabei dachte, ohne einen Atreides-Wachmann so weit hinauszufahren. »Ich schätze, ich könnte ein paar Flaschen vertragen. Solange die Harkonnens dadurch keinen Profit machen.«

Rhombur holte zwei Flaschen aus der Kühlbox und drückte auf den Verschluss, worauf sich Gewürzstrohhalme herausschoben. »Nicht den Geringsten. Wie es scheint, wurde dieser Posten während eines Überfalls auf die Brauerei gestohlen. Ein Stromausfall führte zu einem Aufruhr im Abfüllwerk, und dann... äh... haben sich irgendwie zwei Giedi-Rinder in die Fabrik verirrt. Es gab beträchtliche Verwirrung, und viele Bierflaschen gingen zu Bruch. Ein tragischer Verlust. Er war so groß, dass die genaue Menge nicht mehr zu ermitteln war.«

Leto schnupperte am dunklen Getränk und wagte es dann doch nicht, einen Schluck zu nehmen. »Woher wissen wir, dass es in Ordnung ist? Ich pflege für gewöhnlich keinen Giftschnüffler an Bord meines Boots mitzuführen.«

»Dieser Posten wurde für den Baron höchstpersönlich abgefüllt. Schau dir nur seine Fettmassen an, dann kannst du dir vorstellen, wie viel von dem Zeug er säuft.«

»Nun, wenn es gut genug für Baron Harkonnen ist – dann

Prost!« Leto nahm einen Schluck vom bitteren Porterbier, das durch Melangekristalle gefiltert wurde, um den Geschmack zu verstärken.

Rhombur setzte sich hinter Leto auf eine Bank und sah zu, wie der Herzog das Boot um eine felsige Landspitze steuerte und dann Kurs auf ein breites Delta nahm, wo sich mit Pundi-Reis beladene Frachtkähne versammelten. Der ixianische Prinz hatte noch keinen Schluck von seinem Bier genommen. »Was ich hier mache, ist übrigens Bestechung«, gestand er. »Du musst mir einen Gefallen tun. Am besten gleich zwei Gefallen, wenn wir schon dabei sind.«

Der Herzog lachte. »Wegen *einer* Flasche Bier?«

»Äh... da sind noch mehr in der Kühlbox. Ich möchte nur ganz offen zu dir sein. Leto, ich betrachte dich als meinen besten Freund. Selbst wenn du Nein sagst, würde ich es verstehen.«

»Du wärst immer noch mein Freund, auch wenn ich beide Gefälligkeiten ablehne?« Leto trank unbeirrt sein Bier weiter.

Rhombur schob seine Flasche auf dem kleinen Tisch hin und her, von einer Hand in die andere. »Ich möchte etwas Bedeutenderes für Ix tun, etwas mehr bewirken.«

»Du brauchst mehr Geld? Wie kann ich dir sonst noch helfen?«

»Kein Geld, jedenfalls nicht direkt. Seit C'tair Pilru vor vier Jahren Kontakt mit mir aufnahm, habe ich ihm finanzielle und moralische Unterstützung zukommen lassen.« Er blickte mit tiefen Furchen in der Stirn auf. »Mir ist zu Ohren gekommen, dass viele Freiheitskämpfer liquidiert wurden, dass es eine Razzia gab, die nur wenige überlebt haben. Ich glaube, es ist viel schlimmer, als C'tair zuzugeben bereit ist. Für mich ist es jedenfalls an der Zeit, die Sache ernsthafter anzugehen.« Rhomburs Blick wurde hart - Leto hatte diesen Ausdruck zuletzt während der Revolte im Gesicht von Dominic Vernius gesehen. »Wir müssen sie mit mehr Durchschlagkraft ausrüsten, damit sie tatsächlich etwas bewirken können.«

Leto nahm wieder einen Schluck Bier durch den Strohhalm. »Ich werde alles Vernünftige tun, um dir zu helfen, dein angestammtes Recht zurückzugewinnen. Du hattest nie einen Grund, an meiner Hilfsbereitschaft zu zweifeln. Was genau hast du im Sinn?«

»Ich möchte Sprengstoff nach Ix schicken, einige der Plaz-Waffeln aus deiner Waffenkammer. Sie sind klein und leicht und lassen sich ohne allzu große Schwierigkeiten einschmuggeln.«

»Wie viele?«

Rhombur zögerte keine Sekunde. »Eintausend.«

Leto pfiff leise. »Damit lässt sich ziemlich viel Unheil anrichten.«

»Äh... genau das ist der Sinn der Sache, Leto.«

Er lenkte das Schiff durch eine kabbelige Kreuzung zweier Strömungen vor der Mündung des Flusses. Ein Stück voraus sahen sie bereits die Lotsenboote und die bunten Meeresdrachen, die man über dem Frachthafen aufsteigen ließ. »Und wie willst du diese Lieferung nach Ix schaffen? Können deine Schmugglerfreunde sie an einen Ort bringen, wo C'tair sie in Empfang nehmen kann?«

»Die Tleilaxu haben die regelmäßigen Lieferungen wieder aufgenommen. Sie setzen eigene Transporter und spezielle Schiffe der Gilde ein. Sie mussten die Restriktionen lockern, weil sie darauf angewiesen sind, Rohstoffe und bestimmte Produkte zu importieren. Alle Schiffe landen auf den Felsplattformen in der Raumhafenschlucht. Dort ist genügend Platz, um Lagerfregatten aufzunehmen, und die Tunnel verbinden die Höhlen mit der unterirdischen Stadt. Einige der Fregatten standen bereits im Dienst meines Vaters, und die Besatzungen haben uns... äh... ihre Hilfe angeboten.«

Leto dachte an den kühnen und kahlköpfigen Grafen von Ix, der an der Seite von Paulus Atreides in der Ecazi-Revolte gekämpft hatte. Durch den Ruf seines Vaters als großer Kriegsheld hatte Rhombur möglicherweise mehr geheime Verbündete, als er ahnte.

»Wir könnten die Container markieren und C'tair eine Botschaft schicken. Ich glaube... ich glaube, wir können sie durch alle Kontrollpunkte schleusen.« In plötzlicher Wut schlug er mit der Faust auf den Holztisch. »Zinnoberrote Hölle, Leto – ich muss etwas *tun*! Fast mein halbes Leben durfte ich keinen Fuß mehr auf meinen Heimatplaneten setzen!«

»Wenn mich ein anderer um so etwas bitten würde...«, begann Leto, dann riss er sich zusammen und sagte: »Es wäre möglich – aber nur, wenn du die Beteiligung des Hauses Atreides verheimlichen kannst.« Er seufzte. »Bevor ich mich entscheide, möchte ich noch wissen, worin der zweite Gefallen besteht.«

Jetzt wurde der Prinz erst richtig nervös. »Ich habe lange nachgedacht, wie ich dich danach fragen soll, aber ich finde einfach nicht die passenden Worte. Alles erscheint mir so... äh... falsch und intrigant... aber ich muss es dir sagen.« Er atmete tief durch. »Es geht um meine Schwester.«

Leto, der gerade ein zweites Bier öffnen wollte, hielt inne. Seine Miene verfinsterte sich. »Manche Dinge sind private Angelegenheiten und gehen selbst dich nichts an, Rhombur.«

Der Prinz bedachte ihn mit einem mitfühlenden Lächeln. Seit er eine Bene Gesserit zu seiner Konkubine und engsten Freundin gemacht hatte, war er weiser geworden. »Ihr beiden habt euch auseinander gelebt, aber keinen von euch trifft die Schuld daran. Es ist einfach geschehen. Ich weiß, wie viel dir immer noch an Kailea liegt – versuch gar nicht erst, es abzustreiten. Sie hat sehr viel für das Haus Atreides getan, sie hat dir mit den Büchern und in geschäftlichen Dingen geholfen. Mein Vater hat immer gesagt, dass sie in unserer Familie die beste Nase für Geschäfte hat.«

Leto schüttelte traurig den Kopf. »Früher hat sie mir oft gute Ratschläge erteilt. Doch seit Chiara da ist, hat sie nur noch Mode und Luxus im Kopf. Selbst wenn ich ihr Kleider und Schmuck kaufe, scheint sie unzufrieden zu sein. Sie ist... sie ist nicht mehr die Frau, in die ich mich einmal verliebt habe.«

Rhombur trank von seinem Bier und genoss den bitteren Geschmack. »Vielleicht, weil du aufgehört hast, ihr die Gelegenheit zu geben, es zu tun – weil sie ihre geschäftlichen Fähigkeiten nicht mehr einsetzen konnte. Gib ihr die Verantwortung über einen deiner Geschäftsbereiche – Paradan-Melonen, Pundi-Reis, Korallenjuwelen, irgendetwas – und schau zu, wie die Profite steigen. Ich kann mir kaum vorstellen, wie weit sie es gebracht hätte, wenn... äh... die Revolte auf Ix nicht dazwischengekommen wäre.«

Leto stellte seine Flasche ab. »Hat sie dich angestiftet, mit mir zu reden?«

»Leto, meine Schwester ist eine ganz besondere Frau. Ich bitte dich als dein Freund und ihr Bruder.« Rhombur fuhr mit der Hand durch sein zerzaustes Haar. »Gib Kailea die Möglichkeit, mehr als nur deine Konkubine zu sein.«

Leto starrte den Exil-Prinzen an und wurde kalt und steif wie eine Statue. »Du willst also, dass ich sie heirate?« Rhombur hatte ihre Freundschaft bislang nie zur Durchsetzung egoistischer Ziele ausgenutzt, und Leto hatte sich niemals träumen lassen, dass er seinem Freund irgendeinen Wunsch abschlagen könnte. Aber in diesem Fall...

Rhombur biss sich auf die Unterlippe und nickte. »Ja... äh... ich schätze, das ist es, worum ich dich bitten wollte.«

Beide schwiegen für längere Zeit, während die Yacht schwankend weiterfuhr. Ein großer Frachtkahn schob sich durch das Delta auf den Hafen zu.

Letos Gedanken rasten, bis er schließlich zu einer schwierigen Entscheidung gelangte. Seine Nasenflügel bebten, als er tief Luft holte. »Ich werde dir eine deiner Bitten erfüllen – aber du musst sagen, welche.«

Rhombur schluckte, als er den gequälten Ausdruck auf Letos Gesicht bemerkte. Nach einer Weile wandte er den Blick ab. Als er die Schultern reckte, wartete Leto besorgt auf seine Antwort. In diesem Augenblick stand sehr viel auf dem Spiel.

Schließlich sagte der verbannte Prinz mit zitternder Stimme: »Dann entscheide ich mich für die Zukunft meines

Volkes. Von dir habe ich gelernt, wie wichtig es ist, so zu denken. Ich brauche den Sprengstoff. Ich hoffe nur, dass C'tair Pilru ihn sinnvoll einsetzen kann.«

Er beugte sich vor und nahm einen großen Schluck vom geschmuggelten Harkonnen-Bier, dann griff er nach Letos Unterarm. »Wenn ich eins von den Atreides gelernt habe, dann das: Zuerst kommt das Volk, persönliche Wünsche sind zweitrangig. Das muss Kailea einfach akzeptieren.«

Der Herzog wich einer Reihe von Sandbänken aus und steuerte die Yacht in den Flusslauf, auf die schwer beladenen Kähne zu, die mit wehenden grünen Bändern geschmückt waren. Viele Menschen hatten sich an den Anlegestellen versammelt und luden Säcke mit dem wichtigsten Getreideexport Caladans um. Wagen rollten am Ufer entlang, während flache Boote von den überfluteten Feldern kamen. Jemand entzündete selbst gebastelte Feuerwerkskörper, die farbenprächtig am bewölkten Himmel explodierten.

Leto steuerte ihr Schiff zum Hauptkai des Hafens, in die Nähe eines voll beladenen Kahns, der soeben ablegen wollte. Ein großes, mit grün-weißen Wimpeln geschmücktes Podium wartete auf ihn.

Er verdrängte das schwierige Gespräch mit Rhombur in den Hintergrund seiner Gedanken, setzte eine würdevolle Miene auf und genoss das Fest. Das gehörte zu seinen traditionellen Aufgaben als Herzog Atreides.

40

Fakten bedeuten gar nichts, wenn der Schein einen größeren Eindruck macht. Unterschätze niemals die Macht der Illusion gegenüber der Realität.

Kronprinz Raphael Corrino,
Die Grundlagen der Macht

Baron Harkonnen humpelte zum höchsten Balkon des höchsten Turmes der Familienburg hinauf und blickte über den Sumpf von Harko City. Er stützte sich auf den Gehstock mit dem Sandwurmkopf – und hasste ihn.

Doch ohne den Stock konnte er sich nicht mehr fortbewegen.

Ich verfluche die Hexen und was sie mir angetan haben! Er hatte niemals aufgehört, über Möglichkeiten der Vergeltung nachzugrübeln, aber da sich die Schwesternschaft und das Haus Harkonnen gegenseitig erpressen konnten, wagte es keine Partei, offen gegen die andere vorzugehen.

Ich muss eine subtilere Methode finden.

»Piter de Vries!«, brüllte er in der Erwartung, dass irgendjemand ihn hörte. »Bringt mir meinen Mentaten!«

De Vries lauerte ständig irgendwo in seiner Nähe, um zu spionieren und Pläne zu schmieden. Wenn der Baron rief, würde der verderbte Mentat ihn schon hören. Wenn doch nur jeder so gehorsam wäre – Rabban, die Mutter Oberin oder dieser selbstgefällige Suk-Doktor...

Wie erwartet kam der stets nervöse Mann sofort auf Zehenspitzen angeschlichen. Seine Gliedmaßen bewegten sich, als bestünden sie aus Gummi. Er hielt ein verschlossenes Paket in den Händen, das gerade noch rechtzeitig eingetroffen war. Die Ingenieure des Barons hatten baldige Resultate versprochen, und jeder von ihnen wusste, dass sie

lebendig gehäutet würden, wenn sie keine Erfolge vorzuweisen hatten.

»Ihre neuen Suspensoren, Baron.« De Vries verbeugte sich und reichte seinem Herrn das Paket. »Wenn Sie sich den Gürtel um die Hüfte schnallen, wird ihr Körpergewicht reduziert, sodass Sie eine völlig ungewohnte Bewegungsfreiheit erhalten.«

Der Baron griff mit pummeligen Fingern nach dem Paket und riss es auf. »Die Bewegungfreiheit, die ich einmal gewohnt war.« Im Paket befand sich ein Kettengürtel mit kleinen kugelförmigen Suspensoren, die über eine autarke Energieversorgung verfügten. Der Baron glaubte zwar nicht mehr, dass er irgendwen über die Tatsachen hinwegtäuschen konnte, aber der Suspensorgürtel würde zumindest das Ausmaß seiner Gebrechlichkeit verschleiern. Und für allgemeines Erstaunen sorgen...

»Vielleicht ist ein wenig Übung nötig, bis Sie die Handhabung...«

»Damit werde ich mich wieder gesund und kräftig fühlen.« Grinsend betrachtete der Baron die Suspensorgloben, dann schlang er sich den Gürtel um den grotesk angeschwollenen Bauch. Er schaltete die Globen einen nach dem anderen ein. Mit jedem zusätzlichen Summton spürte er, wie etwas weniger Gewicht auf seinen Füßen, seinen Gelenken, seinen Schultern lastete. »Ahhh!«

Der Baron machte einen langen Schritt und flog durch den Raum, wie ein Raumfahrer, der einen Planeten mit geringer Schwerkraft erkundete. »Piter, schau mich an! Ha ha!« Er landete auf einem Fuß und stieß sich sofort wieder vom Boden ab, sodass er fast bis zur Decke hinaufflog. Lachend hüpfte er noch einmal hoch, bis er sich wie ein Akrobat auf der linken Fußspitze drehte. »So ist es viel besser!«

Der verderbte Mentat hielt sich in der Nähe der Tür. Auf seinem Gesicht stand ein zufriedenes Grinsen.

Der Baron landete wieder auf dem Boden und ließ seinen Stock durch die Luft sausen. »Es ist genauso, wie ich es mir

erhofft hatte.« Er schlug mit dem Stock auf die unnachgiebige Tischplatte.

»Es könnte einige Zeit dauern, sich an die Parameter zu gewöhnen, Baron. Überschätzen Sie sich nicht«, warnte der Mentat, obwohl er wusste, dass der Baron genau das Gegenteil tun würde.

Mit den Schritten eines plumpen Balletttänzers durchquerte Baron Harkonnen den Raum und tätschelte dem verblüfften Piter de Vries jovial die Wangen, dann wandte er sich dem hohen, offenen Balkon zu.

Als de Vries den leichtsinnigen Übermut des korpulenten Mannes beobachtete, stellte er sich vor, wie der Baron sich verrechnete und vom Burgturm in den Himmel entschwebte. *Mir bleibt nur die Hoffnung...*

Die Suspensoren würden seinen Fall verlangsamen, aber letztlich konnten sie nur sein immenses Gewicht reduzieren. Der Baron würde mit nicht allzu hoher Geschwindigkeit irgendwo in der Stadt landen – trotzdem würde er einen großen, unappetitlichen Fleck hinterlassen. *Ein unerwarteter Bonus.*

Da de Vries für die Überwachung eines beträchtlichen Teils des Familienvermögens verantwortlich war, einschließlich der geheimen Gewürzlager wie zum Beispiel das auf Lankiveil, wäre es nach dem Dahinscheiden des Barons überhaupt kein Problem für ihn, die Besitzverhältnisse zu seinen Gunsten zu verändern. Der schwachköpfige Rabban würde gar nicht bemerken, was geschah.

Vielleicht ein kleiner Stoß in die richtige Richtung...

Aber der Baron konnte sich an der Balkonbrüstung abfangen und wurde zurückgestoßen. Er gönnte sich eine Pause, um seine Begeisterung zu genießen. Er blickte über die schmutzigen Straßen und ausufernden Gebäude der schwarzen und verrußten Metropole. Industrie- und Verwaltungskomplexe hatten ihre Wurzeln tief in Giedi Primus versenkt. Jenseits der Stadt lagen noch schmutzigere Bauern- und Bergwerksdörfer, erbärmliche Siedlungen, die kaum den Aufwand der Herrschaftsausübung lohnten. Tief

unten strömten Schichtarbeiter wie wimmelnde Läuse über die Straßen.

Der Baron hob seinen Gehstock. »Den brauche ich nicht mehr.« Er blickte noch einmal auf das silberne Maul des Sandwurms, strich mit aufgedunsenen Fingern über das glatte Holz des Schaftes – dann warf er ihn weit hinaus ins Freie.

Er beugte sich über die Brüstung, um den Fall zu verfolgen, wie er sich in der Luft überschlug und kleiner wurde. Er hegte die kindische Hoffnung, dass er tief unten irgendjemand auf den Kopf fiel.

Vom Suspensorgürtel getragen kehrte der Baron ins große Zimmer zurück, wo Piter de Vries einen enttäuschten Blick zur Balkonbrüstung warf. Der Mentat wusste, dass er niemals gegen den Baron intrigieren konnte, weil man ihm auf die Schliche kommen und ihn auf der Stelle hinrichten würde. Der Baron konnte jederzeit einen neuen Mentaten von den Bene Tleilax anfordern, vielleicht sogar einen neuen de-Vries-Ghola, der aus seinen Zellen gezüchtet worden war. Seine einzige Hoffnung lag in einem bedauerlichen Unfall... oder einer rapiden Verschlechterung seines Gesundheitszustands durch die Bene-Gesserit-Krankheit.

»Nichts kann mich mehr aufhalten, Piter«, sagte der Baron entzückt. »Das Imperium sollte sich vor Baron Wladimir Harkonnen in Acht nehmen.«

»Ja, das denke ich auch«, erwiderte der Mentat.

41

Wenn du aufgibst, hast du bereits verloren. Wenn du dich weigerst aufzugeben, wie schlecht deine Chancen auch stehen mögen, hast du es zumindest versucht.

Herzog Paulus Atreides

Wenn er seine Schwester retten wollte, musste Gurney Halleck allein handeln.

Zwei Monate lang bereitete er sich vor, obwohl es ihn drängte, seine Pläne in die Tat umzusetzen, obwohl er wusste, dass Bheth in jeder Nacht, in jedem Augenblick litt. Aber sein Vorhaben wäre zum Scheitern verurteilt, wenn er nicht jede Möglichkeit in Betracht zog. Er besorgte sich Karten von Giedi Primus, die nicht sehr detailliert waren, und plante seine Route nach Mount Ebony. Der Berg schien sehr weit entfernt – weiter, als er jemals zuvor in seinem Leben gereist war.

Er war angespannt und befürchtete, die Dorfbewohner könnten etwas von seinen Aktivitäten bemerken, aber sie trotteten wie üblich mit gesenktem Blick durch ihr tägliches Leben. Selbst seine Eltern sprachen kaum mit ihm und achteten nicht auf seine Stimmungen, als wäre ihr Sohn genauso wie ihre Tochter vor langer Zeit verschwunden.

Als er schließlich so gut vorbereitet war, wie es ging, wartete Gurney bis zum Anbruch der Dunkelheit. Und dann... ging er einfach.

Mit einem Sack voller Krall-Knollen und Gemüse über der Schulter und einem Erntemesser im Gürtel machte er sich auf den Weg durch die Felder. Er hielt sich von Straßen und Patrouillen fern, schlief während des Tages und wanderte im fahlen Mondlicht. Er bezweifelte, dass irgendje-

mand nach ihm suchen würde. Die Bewohner von Dmitri würden davon ausgehen, dass Folterknechte der Harkonnens den Störenfried im Dunkel der Nacht geholt hatten. Wenn er Glück hatte, würden sie es aus Angst nicht einmal wagen, sein Verschwinden zu melden.

In mehreren Nächten gelang es Gurney, sich in unbemannte Frachttransporter zu schleichen, die westwärts durch das Land fuhren. Die klobigen Gefährte schwebten einfach weiter, ohne anzuhalten, die ganze Nacht hindurch. Dadurch ersparte er sich mehrere hundert Kilometer Fußmarsch und konnte sich ausruhen und nachgrübeln, was er tun würde, wenn er die Militäranlage erreicht hatte.

Während der langen Stunden lauschte er auf das Summen der Suspensoren, die Waren oder Mineralien zu den Weiterverarbeitungsstätten brachten. Er sehnte sich nach seinem Baliset, das er zu Hause gelassen hatte, weil es zu sperrig war, um es auf dieser Mission mitzunehmen. Mit dem Instrument hatte er immer noch seine eigene Musik machen können, ganz gleich, wie viel die Herrschenden seiner Familie geraubt hatten. Er vermisste diese Zeiten. Jetzt konnte er nur leise und allein vor sich hin summen.

Schließlich sah er den gewaltigen Kegel von Mount Ebony – das kahle, düstere Überbleibsel eines Vulkans mit scharfen Bruchkanten. Der Fels war tiefschwarz, als hätte man ihn mit Teer übergossen.

Der militärische Komplex war ein Puzzle aus regelmäßig angeordneten Gebäuden, allesamt schmucklose, rechteckige Kästen, die etwas höher gelegen waren und gegen den Wind zu den Sklavenbergwerken und Obsidian-Minen standen. Zwischen den eingezäunten Bergwerken und dem ordentlichen Militärlager breitete sich ein Durcheinander aus Häusern, Versorgungseinrichtungen und Gaststätten aus... darunter auch ein kleines Freudenhaus, das der sexuellen Entspannung der Harkonnen-Truppen diente.

Bis hierher hatte sich Gurney unbemerkt bewegen können. Die Harkonnens konnten sich einfach nicht vorstellen, dass ein geknechteter Arbeiter ohne Bildung und finanzielle Mittel es wagen würde, sich ganz allein gegen Giedi Primus zu stellen, dass er auch nur versuchen würde, die Truppen mit einem klaren Ziel vor Augen auszuspionieren.

Aber er musste das Gebäude finden, in dem Bheth offensichtlich festgehalten wurde. Gurney versteckte sich und wartete ab, beobachtete das Militärlager und versuchte seinen Plan zu verfeinern. Er hatte nur wenige Alternativen.

Trotzdem würde er sich dadurch nicht entmutigen lassen.

* * *

Ein Mann von niederem Stand und ohne Ausbildung hatte keine Chance, sich als jemand auszugeben, der hier zu Hause war, also konnte sich Gurney nicht auf dem normalen Weg ins Freudenhaus einschleusen. Stattdessen entschied er sich für einen gewagten Überfall. Er schnappte sich ein Metallrohr, das er in einem Abfallhaufen entdeckt hatte, und hielt sein Erntemesser in der anderen Hand. Da er nicht heimlich vorgehen konnte, musste er schnell handeln.

Er stürmte durch eine Seitentür des Freudenhauses und lief zum Verwalter, einem verkrüppelten alten Mann, der im Eingangsbereich an einen Stuhl gekettet war. »Wo ist Bheth?«, brüllte der Eindringling und war überrascht, als er nach so langer Zeit wieder seine eigene Stimme hörte. Er hielt dem alten Mann die Messerspitze an die sehnige Kehle. »Bheth Halleck, wo ist sie?«

Gurney wurde einen Moment lang schwindlig. Was war, wenn sich in den Freudenhäusern der Harkonnens niemand um die Namen der Frauen scherte? Zitternd sah der alte Mann die Narben in Gurneys Gesicht und die Mordlust in seinen funkelnden Augen. »Zimmer einundzwanzig«, sagte er krächzend.

Gurney zerrte den Verwalter mitsamt Stuhl in ein klei-

nes Nebenzimmer und sperrte ihn dort ein. Dann hetzte er durch den Korridor.

Ein paar missmutige Kunden, einige unvollständig mit Harkonnen-Uniformen bekleidet, starrten ihm nach. Er hörte Schreie und dumpfe Schläge hinter verschlossenen Türen, aber er hatte keine Zeit, sich um mögliche Gräueltaten zu kümmern. Seine Gedanken waren nur auf ein Ziel konzentriert: *Zimmer einundzwanzig. Bheth.*

Sein Sichtfeld zog sich zu einem schmalen Tunnel zusammen, bis er die Tür gefunden hatte. Durch sein dreistes Vorgehen hatte er etwas Zeit gewonnen, aber es würde nicht mehr lange dauern, bis Soldaten der Harkonnens eintrafen. Er wusste nicht, wie schnell es ihm gelingen würde, Bheth von hier fort und in ein Versteck zu schaffen. Sie konnten gemeinsam fortlaufen und sich in die Wildnis flüchten. Aber er hatte keine Ahnung, wie es danach weitergehen sollte.

Er konnte nicht mehr nachdenken. Er wusste nur noch, dass er es um jeden Preis versuchen musste.

Die Nummer war in Galach-Ziffern in den Türsturz geritzt. Von drinnen hörte er ein Poltern. Gurney nahm Anlauf und rammte die Tür mit der Schulter. Die Scharniere brachen, und das Türblatt knallte laut auf den Boden.

»Bheth!« Mit wildem Gebrüll stürmte er ins schwach beleuchtete Zimmer, das Messer in der einen, das Metallrohr in der anderen Hand.

Sie antwortete ihm vom Bett mit einem erstickten Schrei, dann sah er, dass sie mit dünnen Drähten gefesselt war. Ihre Brüste und ihr Unterkörper waren wie in Kriegsbemalung mit schwarzem Öl beschmiert, und zwei nackte Harkonnen-Soldaten fuhren wie erschrockene Schlangen von ihrem Tun auf. Beide Männer hielten seltsame geformte Werkzeuge in den Händen, von denen eins funkensprühend knisterte.

Gurney wollte sich gar nicht vorstellen, welchen Aktivitäten sie sich hingegeben hatten. Die ganze Zeit über hatte er sich gezwungen, nicht über die sadistischen Foltern nach-

zudenken, die Bheth täglich erdulden musste. Sein Gebrüll erstarb in seiner Kehle, als er sie sah. Der Schock ließ ihn erstarren. Der Anblick der Erniedrigung, der Spuren, die die vergangenen vier Jahre an seiner Schwester hinterlassen hatten, verurteilten seinen Rettungsversuch zum Scheitern.

Er zögerte nur einen kurzen Moment, in dem er mit offenem Mund dastand. Bheth hatte sich so sehr verändert, ihr Gesicht war verhärmt und gealtert, ihr Körper abgemagert und voller blauer Flecken. Sie war ganz anders als das zarte siebzehnjährige Mädchen, das er zuletzt gesehen hatte. Einen Sekundenbruchteil lang stand Gurney wie gelähmt da, als seine Wut im Angesicht der schrecklichen Wirklichkeit verpuffte.

Die Harkonnens benötigen nicht mehr als diesen Augenblick, um vom Bett zu springen und sich auf ihn zu stürzen.

Selbst ohne ihre Panzerhandschuhe, Stiefel und Rüstungen gelang es den Männern, ihn niederzuschlagen. Sie wussten genau, auf welche Stellen sie zielen mussten. Einer der beiden stieß ihm ein elektrisch knisterndes Gerät gegen die Kehle, dann war seine linke Körperhälfte gelähmt. Er schlug unkontrolliert um sich.

Bheth konnte nur wortlose, keuchende Laute von sich geben, während sie sich gegen die Drähte stemmte, die sie ans Bett fesselten. Dann sah Gurney eine lange dünne Narbe an ihrem Hals. Sie hatte keinen Kehlkopf mehr.

Vor Gurneys Augen wurde alles rot. Er hörte schwere Schritte und Rufe, die durch die Gänge hallten. Die Verstärkung war eingetroffen. Er konnte nicht mehr aufstehen.

Deprimiert machte er sich klar, dass er versagt hatte. Sie würden ihn töten und Bheth wahrscheinlich ebenfalls. *Hätte ich doch nur nicht gezögert!* Dieser Augenblick der Unentschlossenheit war sein Verderben gewesen.

Einer der Männer blickte auf ihn herab, die Lippen zu einer Grimasse der Wut verzogen. Speichel lief ihm aus dem linken Mundwinkel, und seine blauen Augen, die unter anderen Umständen oder an einer anderen Person viel-

leicht sogar hübsch gewesen wären, funkelten ihn an. Der Mann riss Gurney das Erntemesser und das Rohr aus den schlaffen Händen und hob sie hoch. Grinsend warf er das Messer fort – und behielt das Metallrohr in der Hand.

»Wir wissen schon, wohin wir dich schicken werden, Kleiner«, sagte er.

Gurney hörte wieder Bheths unheimliches Flüstern, aber sie konnte keine Worte artikulieren.

Dann ließ der Mann das Rohr auf Gurneys Kopf niedersausen.

42

Träume sind so einfach
oder kompliziert wie der Träumer.

Liet-Kynes,
In den Fußstapfen meines Vaters

Liet-Kynes schwieg, als die zwei jungen Fremen von den bewaffneten Männern tiefer in das Versteck im Berghang geführt wurden. Er nahm jedes Detail auf und versuchte zu verstehen, wer diese Leute waren. Ihre abgewetzten Uniformen in Purpur- und Kupferrot schienen nach einer bestimmten militärischen Mode gestaltet zu sein.

In den Dauerfrostboden aus Eis und Sand hatte man Tunnel getrieben und die Wände mit durchsichtigem Polymer verkleidet. Die Luft war immer noch so kalt, dass Liet seinen eigenen Atem sehen konnte, was ihn auf dramatische Weise daran erinnerte, wie viel Körperfeuchtigkeit bei jedem Atemzug aus seinen Lungen entwich.

»Sie sind also Schmuggler?«, fragte Warwick. Anfangs hatte er beschämt den Blick gesenkt, weil man sie so mühelos überrumpelt hatte, doch schon bald sah er sich fasziniert um.

Dominic Vernius schaute sich zu ihnen um, ohne langsamer zu werden. »Schmuggler... und noch mehr, Jungs. Unsere Mission geht weit über finanzielle und eigennützige Interessen hinaus.« Er wirkte überhaupt nicht verärgert. Er ließ die weißen Zähne unter dem Schnurrbart in einem ehrlichen Grinsen aufblitzen. Sein Gesicht hatte etwas Offenes, und sein Kahlkopf glänzte wie poliertes Holz. In seinen Augen war ein gewisses Funkeln, das auf ein freundliches Wesen hinwies, und gleichzeitig eine Leere, als hätte der Mann viel von dem verloren, was er einmal gewesen war.

»Zeigst du ihnen nicht viel zu viel, Dom?«, fragte ein narbengesichtiger Mann, dessen rechte Augenbraue aus einem wächsernen Brandmal bestand. »Wir sind bisher immer unter uns geblieben, weil wir unsere Loyalität mit Blut besiegelt haben. Keine Fremden. Stimmt's, Asuyo?«

»Ich kann nicht behaupten, ich würde den Fremen weniger als diesem Tuek vertrauen, mit dem wir immerhin Geschäfte machen«, sagte einer der anderen Männer – ein hagerer Veteran mit borstigem, grauweißem Haarschopf. An seinem abgewetzten Overall und der Uniform hatte er sorgsam alte Dienstabzeichen und ein paar lädierte Orden angebracht. »Tuek verkauft Wasser, aber er hat etwas... etwas *Öliges* an sich.«

Der kahlköpfige Schmuggler setzte den Weg ins Innere des Berges fort, ohne anzuhalten. »Johdam, diese Jungen haben *uns* gefunden, ohne dass ich ihnen irgendetwas gezeigt hätte. Wir waren nachlässig, und wir können froh sein, dass es Fremen und keine Sardaukar waren. Fremen haben genauso wenig für den Imperator übrig wie wir, nicht wahr, Jungs?«

Liet und Warrick blickten sich an. »Imperator Shaddam ist weit weg und weiß nichts über unsere Welt.«

»Und er weiß auch nichts von der Ehre.« Eine Gewitterwolke schien über Dominics Gesicht zu ziehen, aber er beruhigte sich wieder, indem er das Thema wechselte. »Ich habe gehört, dass der Imperiale Planetologe sich eingemeindet hat, dass er zu einem Fremen geworden ist und davon redet, den Planeten umzugestalten. Ist das wahr? Unterstützt Shaddam diese Aktivitäten?«

»Der Imperator weiß nichts von irgendwelchen ökologischen Plänen.« Liet wollte nicht verraten, wer er wirklich war, wollte seinen Vater nicht erwähnen, und stellte sich mit seinem anderen Namen vor. »Ich heiße... Weichih.«

»Jedenfalls ist es gut, einem großen, unmöglichen Traum anzuhängen.« Dominic wirkte für einen kurzen Moment abwesend. »Wir alle haben solche Träume.«

Liet war sich nicht sicher, was der große Mann damit meinte. »Warum verstecken Sie sich hier? Wer sind Sie?«

Die anderen überließen es Dominic, diese Frage zu beantworten. »Wir leben jetzt seit fünfzehn Jahren hier, und das ist nur einer unserer Stützpunkte. Wir haben anderswo eine viel wichtigere Basis eingerichtet, aber ich habe immer noch eine Schwäche für unser erstes Versteck auf Arrakis.«

Warrick nickte. »Sie haben sich hier einen eigenen Sietch aufgebaut.«

Dominic blieb an einer Öffnung stehen, wo der Blick durch breite Plazfenster in eine tiefe Kluft zwischen hohen Felswänden hinausging. Auf dem flachen Schotterboden der Schlucht stand eine kleine Flotte aus unterschiedlichsten Schiffen in militärisch exakter Anordnung. Ein Leichter war von kleinen Gestalten umgeben, die ihn hastig mit Frachtkisten beluden und alles für den Start vorbereiteten.

»Wir sind hier etwas umfangreicher ausgestattet als ein Sietch – und etwas kosmopolitischer ausgerichtet.« Er musterte die beiden Fremen. »Aber wir müssen darauf achten, unsere Geheimnisse zu wahren. Was hat eure Aufmerksamkeit erregt? Warum seid ihr hierher gekommen? Wie habt ihr unsere Tarnung durchschaut?«

Als Warrick etwas sagen wollte, schnitt Liet ihm das Wort ab. »Und was haben wir davon, wenn wir es Ihnen verraten?«

»Ihr bleibt vielleicht am Leben«, sagte Asuyo missmutig. »Ist das ein Angebot?«

Liet schüttelte den Kopf und wollte nicht nachgeben. »Sie könnten uns töten, nachdem wir Ihnen gesagt haben, welche Fehler Sie begangen haben. Sie sind Gesetzlose, keine Fremen – warum sollte ich Ihrem Wort vertrauen?«

»Gesetzlose?« Dominic lachte humorlos. »Die Gesetze des Imperiums haben mehr Schaden angerichtet, als irgendeine Person gezielt bewirken könnte... vielleicht mit Ausnahme des Imperators selbst. Zuerst der alte Elrood und nun Shaddam.« Seine Augen behielten den unkonzentrierten Blick bei, der in weite Fernen gerichtet schien. »Verdammte Cor-

rinos...« Er trat einen Schritt vom Fenster zurück und hielt erneut inne. »Überlegt ihr, ob ihr mich an die Sardaukar ausliefern könntet? Ich bin überzeugt, dass immer noch ein hoher Preis auf meinen Kopf ausgesetzt ist.«

Warrick und Liet warfen sich gegenseitig ratlose Blicke zu. »Wir wissen ja nicht einmal, wer Sie sind, Herr.«

Einige der Schmuggler lachten leise. Dominic stieß einen erleichterten Seufzer aus, dann zeigte sich Enttäuschung in seiner Miene. Schließlich reckte er sich zu voller Größe empor. »Ich war ein Held der Ecazi-Revolte und mit einer Konkubine des Imperators verheiratet. Ich wurde gestürzt, als Eroberer meinen Heimatplaneten besetzten.«

Die politischen Verhältnisse im unermesslichen Imperium gingen weit über Liets Erfahrungshorizont hinaus. Gelegentlich sehnte er sich danach, fremde Planeten zu besuchen, aber er bezweifelte, dass er jemals die Gelegenheit dazu erhalten würde.

Dominic Vernius strich mit der Hand über die Polymerverkleidung. »Wenn ich mich in diesen Tunneln aufhalte, fühle ich mich fast wie auf Ix...« Er machte eine wehmütige Pause. »Deshalb habe ich diesen Ort erwählt, deshalb komme ich von unserer anderen Basis immer wieder hierher.«

Dann schien es, als würde Dominic aus seinem Traum erwachen und überrascht feststellen, dass seine Schmugglergefährten ebenfalls anwesend waren. »Asuyo, Johdam – wir bringen diese Jungs in mein Privatbüro.« Mit einem ironischen Lächeln blickte er sich zu den zwei jungen Fremen um. »Er ist nach dem Vorbild eines Raumes im Großen Palais gestaltet, so gut ich mich daran erinnern konnte. Ich hatte keine Zeit, die Baupläne mitzunehmen, als ich fliehen musste.«

Der kahlköpfige Mann marschierte weiter, gefolgt von den anderen, und erzählte seine Lebensgeschichte, knapp wie ein historischer Text aus einem Filmbuch. »Meine Frau wurde von Sardaukar ermordet. Mein Sohn und meine Tochter leben im Exil auf Caladan. Ich habe einen Angriff

auf Ix unternommen und hätte dabei fast das Leben verloren. Viele meiner Männer kamen um, und Johdam konnte mich nur mit Mühe lebend herausholen. Seitdem halte ich mich versteckt und versuche, mich an diesen Schwürmern, dem Padischah-Imperator und den Wendehälsen des Landsraads, die mich verraten haben, zu rächen.«

Sie kamen an Lagerhangars, in denen sich Ausrüstung unter großen Planen stapelte, und Werkstätten vorbei, wo Maschinenteile in verschiedenen Reparaturstadien herumlagen. »Aber meine Aktionen waren bisher nicht mehr als Vandalismus – die Zerstörung von Corrino-Denkmälern, die Schändung von Statuen, peinliche Streiche. Für Shaddam war ich nicht mehr als ein lästiger Unruhestifter. Aber mit seiner jüngsten Tochter Josifa – vier Mädchen und immer noch kein Sohn und Erbe – hat er viel mehr Probleme, als ich ihm bereiten könnte.«

Hinter ihm brummte der narbengesichtige Johdam: »Den Corrinos Ärger zu machen ist zu unserer Lebensaufgabe geworden.«

Asuyo kratzte sich im borstigen Haar und sagte mit rauer Stimme: »Graf Vernius hat mehr als einmal sein Leben für uns eingesetzt, und keiner von uns wird zulassen, dass ihm etwas widerfährt. Ich habe meine Position aufgegeben, meine Privilegien, meinen ordentlichen Dienstrang in der Armee des Imperiums, um mich diesem bunten Haufen anzuschließen. Wir werden nicht zulassen, dass irgendwelche dahergelaufenen Fremen unsere Geheimnisse verraten, stimmt's?«

»Sie können sich auf das Wort eines Fremen verlassen«, sagte Warrick indigniert.

»Aber wir haben Ihnen gar nicht unser Wort gegeben«, warf Liet ein, dessen Blick hart geworden war. »Noch nicht.«

Sie erreichten einen Raum, der unbeholfen dekoriert wirkte, als hätte jemand ohne kulturelle Finesse kostbare Dinge zusammengesucht, an die er sich dunkel erinnerte, die aber nicht ganz zusammenpassten. Münzen aus Falsch-

gold quollen aus Kisten, sodass man glauben konnte, in der Schatzkammer von Piraten gelandet zu sein. Die nachlässige Aufbewahrung der Gedenkmünzen – die auf der einen Seite mit Shaddams Porträt und auf der anderen mit dem Goldenen Löwenthron geprägt waren – erweckte den Eindruck, als ob der kahlköpfige Mann gar nicht wüsste, was er mit all dem gestohlenen Geld anfangen sollte.

Dominic fuhr mit seiner schwieligen Hand durch eine Schale, die mit fingernagelgroßen, smaragdgrün schimmernden Kugeln gefüllt war. »Moosperlen von Harmonthep«, sagte er. »Shando hat sie geliebt. Sie sagte, ihre Farbe sei ein vollkommener Grünton.« Im Gegensatz zu Rondo Tuek schien dieser Mann überhaupt nicht mit seinen Schmuckgegenständen prahlen zu wollen, sondern sie ausschließlich zum Zweck der tröstlichen Erinnerung aufzubewahren.

Nachdem er Johdam und Asuyo fortgeschickt hatte, setzte sich Dominic Vernius auf einen purpurrot gepolsterten Stuhl und bot seinen Besuchern die Kissen auf der anderen Seite des niedrigen Tisches an. Die glatte Holzoberfläche wurde wie eine Ölpfütze von unterschiedlichsten Rottönen durchflossen.

»Poliertes Blutholz.« Dominic klopfte mit einem Fingerknöchel auf den Tisch, worauf sich eine Explosion aus Farben über das Muster ausbreitete. »Der Saft fließt immer noch, wenn warmes Licht darauf fällt, noch viele Jahre nachdem der Baum gefällt wurde.« Er blickte auf den Schmuck an den Wänden. Dort hingen mehrere grobe Zeichnungen von Personen in teuren Rahmen, als hätte Dominic sie nach deutlichen Erinnerungen, aber ohne besondere künstlerische Begabung angefertigt.

»Meine Männer kämpften mit mir in den Blutholzwäldern von Ecaz. Dort töteten wir viele Rebellen und fackelten ihren Stützpunkt tief im Wald ab. Ihr habt Johdam und Asuyo gesehen – sie waren zwei meiner Hauptmänner. Johdam verlor seinen Bruder in diesen Wäldern...« Er nahm zitternd einen tiefen Atemzug. »Damals war ich noch bereit,

mein Leben für den Imperator zu geben. Ich hatte Elrood IX. die Treue geschworen und mir eine Belohnung erhofft. Er bot mir alles, was ich mir wünschte, und ich nahm mir das Einzige, womit ich ihn kränkte.«

Dominic griff in einen emaillierten Behälter, der mit goldenen Gedenkmünzen gefüllt war. »Jetzt versuche ich, dem Imperator zu schaden, wo es mir möglich ist.«

Liet runzelte die Stirn. »Aber Elrood ist doch schon viele Jahre tot. Er starb, als ich gerade auf die Welt gekommen war. Jetzt sitzt Shaddam IV. auf dem Goldenen Löwenthron.«

Warrick setzte sich neben seinen Freund. »Wir erfahren nicht viele Neuigkeiten aus dem Imperium, aber das weiß sogar ich.«

»Leider ist Shaddam genauso schlecht wie sein Vater.« Dominic spielte mit den Falschgoldmünzen und ließ sie in den Händen klingeln. Dann setzte er sich plötzlich auf, als wäre ihm mit einem Mal bewusst geworden, wie viele Jahre verstrichen waren, wie lange er schon im Untergrund lebte. »Also gut, dann hört mir zu. Wir sind natürlich sehr verärgert, dass ihr unser Versteck aufgespürt habt. Zwei Jungen... Wie alt seid ihr? Sechzehn?« Ein Lächeln warf Dominics ledrige Wangen auf. »Meinen Männern ist es peinlich, dass ihr uns auf die Schliche gekommen seid. Es wäre mir lieb, wenn ihr uns draußen zeigen könntet, was euch aufgefallen ist. Nennt euren Preis, und ich werde ihn bezahlen.«

Liets Gedanken rasten, als er die Mittel und Fähigkeiten dieser Gruppe einzuschätzen versuchte. Überall häuften sich die Schätze, aber kein Fremen hatte eine Verwendung für grüne Perlen oder anderen Flitter. Die Werkzeuge und Geräte hingegen konnten sich als wesentlich nützlicher erweisen...

Nachdem Liet genau über die Konsequenzen nachgedacht hatte, entschied er sich für eine typisch fremenitische Lösung. »Wir erklären uns einverstanden, Dominic Vernius – aber ich verlange, dass unsere Entlohnung aufgeschoben wird. Wenn ich irgendwann etwas von Ihnen

haben möchte, werde ich Sie darum bitten. Das Gleiche gilt für Warrick. Vorerst soll nur unser Teil des Geschäfts erfüllt werden. Wir werden Ihren Männern zeigen, wie Sie Ihr Versteck unsichtbar machen.« Liet lächelte. »Sogar für Fremen.«

* * *

Eingemummt folgten die Schmuggler den zwei jungen Männern, die sie auf die unzulänglich verwischten Spuren, den Farbunterschied im vereisten Berghang und den allzu offenkundigen Pfad, der zu dieser Stelle führte, hinwiesen. Selbst nachdem die Fremen es ihnen gezeigt hatten, sahen einige der Schmuggler immer noch nicht, was eigentlich mühelos zu erkennen war. Trotzdem versprach Johdam missmutig, die Vorschläge der Jungen umzusetzen.

Dominic Vernius stand in der kalten Luft und schüttelte verblüfft den Kopf. »Ganz gleich, wie sicher man sein Haus macht, es bleiben immer Lücken in der Verteidigung.« Seine Stirn legte sich in tiefe Falten. »Generationen von Planern haben versucht, Ix perfekt abzuschirmen. Nur unsere herrschende Familie kannte das gesamte System. Welch unglaubliche Verschwendung von Arbeit und Geld! Unsere Untergrundstädte waren angeblich uneinnehmbar, sodass wir immer nachlässiger wurden. Genauso wie diese Männer.«

Er schlug Johdam freundschaftlich auf den Rücken. Der pockennarbige Mann verzog das Gesicht und machte sich wieder an seine Arbeit.

Der große kahlköpfige Mann seufzte erneut. »Wenigstens konnten meine Kinder entkommen.« Seine Miene wurde zu einer Fratze der Abscheu. »Verflucht seien die dreckigen Tleilaxu und das Haus Corrino!« Er spuckte auf den Boden, was Liet erschreckte. Unter den Fremen galt Spucken – ein Opfer von kostbarer Körperflüssigkeit – als Geste des Respekts, die man nur hochgeschätzten Menschen vorbehielt. Doch Dominic Vernius hatte sie mit einem Fluch verbunden.

Seltsame Sitten, dachte Liet.

Der Mann sah die beiden jungen Fremen an. »Mein Hauptstützpunkt ist möglicherweise ähnlich unzureichend gesichert«, sagte er leise. »Wenn ihr oder einer von euch beiden uns begleiten möchtet, könntet ihr auch unsere anderen Einrichtungen inspizieren. Wir fliegen regelmäßig nach Salusa Secundus.«

Liet wurde hellhörig. »Salusa?« Er erinnerte sich an die Geschichten seines Vaters, der dort aufgewachsen war. »Ich habe gehört, dass es eine faszinierende Welt sein soll.«

Johdam, der ein Stück entfernt seiner Arbeit nachging, lachte ungläubig auf und kratzte sich an seiner vernarbten Augenbraue. »Salusa sieht gewiss nicht mehr wie die Hauptwelt des Imperiums aus.« Asuyo schüttelte ebenfalls den Kopf.

Dominic zuckte die Achseln. »Ich bin das Oberhaupt eines abtrünnigen Hauses, und ich habe geschworen, gegen das Imperium zu kämpfen. Also hielt ich Salusa Secundus für ein gutes Versteck. Wer würde ausgerechnet auf einem Gefängnisplaneten, der strengstens vom Imperator überwacht wird, nach mir suchen?«

Pardot Kynes hatte von der furchtbaren Katastrophe erzählt, die im Zuge der Rebellion einer namenlosen Adelsfamilie ausgelöst worden war. Sie war abtrünnig geworden und hatte verbotene Atomwaffen auf Salusa gezündet. Nur wenige Mitglieder des Hauses Corrino hatten überlebt, einschließlich Hassik III., der die Dynastie neu begründet und die Verwaltung des Imperiums auf den Planeten Kaitain verlegt hatte.

Pardot Kynes hatte sich weniger für die geschichtlichen und politischen Aspekte interessiert, sondern eher für die ökologische Dynamik, wie sich diese Welt vom Paradies in eine nukleare Hölle verwandelt hatte. Der Planetologe behauptete, dass Salusa Secundus mit genügend Geld und harter Arbeit wieder in den früheren Zustand zurückversetzt werden könnte.

»Vielleicht würde ich eines Tages gerne einmal einen

solchen... interessanten Ort sehen.« *Eine Welt, die meinen Vater so tiefgreifend geprägt hat.*

Dominic stieß ein schallendes Gelächter aus und klopfte Liet auf den Rücken. Er wusste, dass es eine Geste der kameradschaftlichen Verbundenheit war, obwohl sich Fremen nur selten körperlich berührten – außer im Verlauf eines Messerkampfes. »Bete, dass du niemals gezwungen bist, diese Welt zu sehen«, sagte der Anführer der Schmuggler. »Bete jeden Tag darum!«

43

Wasser ist das Bild des Lebens. Wir kommen aus dem Wasser und sind an seine ständige Allgegenwart angepasst... und wir passen uns weiter an.

Pardot Kynes, Imperialer Planetologe

»Hier draußen haben wir nichts von Ihren Annehmlichkeiten, Lady Fenring«, sagte die Shadout Mapes, während sie ihr im Mondlicht auf kurzen Beinen vorauseilte. Ihre Schritte waren so präzise und sorgfältig, dass sie keinen Staub vom harten Boden aufwirbelte. Im Gegensatz zum Treibhaus speicherte die knochentrockene Nacht nur sehr wenig Tageswärme. »Ist Ihnen kalt?«

Sie blickte sich zur gertenschlanken, blonden Margot um, die mit stolz erhobenem Haupt vor dem Priester aus Rutii ging. Mapes trug ihren Djhubba-Umhang. Die Filterstopfen des Destillanzugs baumelten neben ihrem Gesicht, und in ihren dunklen Augen spiegelte sich das Licht des Zweiten Mondes.

»Mir ist nicht kalt«, erwiderte Margot knapp. Sie trug zwar nur ihr Hauskleid aus Glitzerstoff, doch sie konnte ihren Metabolismus an die Bedingungen anpassen.

»Und diese Hausschuhe mit den dünnen Sohlen, die Sie tragen«, tadelte der Priester. »Völlig ungeeignet für einen Marsch durch die Wüste.«

»Sie haben mir keine Zeit gelassen, mich für diesen Ausflug umzuziehen.« Wie alle Ehrwürdigen Mütter hatte sie durch das Kampftraining, das sie jeden Tag durchführen musste, eine dicke Hornhaut unter den Füßen. »Wenn die Schuhe durchgewetzt sind, gehe ich eben barfuß.«

Beide Fremen lächelten über ihre Unerschütterlichkeit.

»Sie hält tatsächlich gut Schritt«, räumte Mapes ein. »Ganz anders als die anderen wasserfetten Imperialen.«

»Ich kann auch schneller gehen«, bot Margot an, »wenn Sie möchten.«

Mapes nahm die Herausforderung an und legte ein militärisches Marschtempo vor, ohne schwerer zu atmen. Margot hielt Schritt, ohne ins Schwitzen zu kommen. Ein Nachtvogel strich über den Himmel und stieß einen durchdringenden Schrei aus.

Der unbefestigte Weg führte von Arrakeen zum Dorf Rutii, dass im Schutz der kahlen Hügel vor dem Schildwall lag. Mapes machte einen großen Bogen um die Lichter der Stadt und schlug einen Pfad ein, der sich den felsigen Abhang hinaufzog.

Vor ihnen ragte der Westliche Randwall auf, ein zerklüfteter Megalithblock, der das Ende des Schildwalls markierte. Die kleine Gruppe begann mit dem Aufstieg, zuerst über einen flachen Felshang, dann über einen steilen und schmalen Pfad, der einer großen Schotterhalde auswich.

Die Fremen bewegten sich schnell und sicher durch die Dunkelheit. Trotz ihres Gleichgewichts- und Ausdauertrainings stolperte Margot zweimal auf dem unvertrauten Gelände und musste von den anderen aufgefangen werden. Das schien ihren Führern zu gefallen.

Mehr als zwei Stunden waren vergangen, seit sie die Sicherheit und Bequemlichkeit der Residenz von Arrakeen verlassen hatten. Margot musste ihre Kraftreserven anzapfen, aber sie zeigte immer noch keine Anzeichen von Schwäche. *Sind unsere verlorenen Schwestern genau denselben Weg gegangen?*

Mapes und der Priester tauschten fremdartige Worte in einer Sprache aus, die Margots Tiefenerinnerung als Chakobsa identifizierte, die uralte Sprache, die von den Fremen seit ihrer Ankunft auf Arrakis verwendet wurde. Als sie einen Satz der Shadout verstand, erwiderte Margot: »Die Macht Gottes ist in der Tat groß.«

Ihre Worte beunruhigten den Priester, doch seine klei-

nere Begleiterin lächelte nur weise. »Die Sayyadina wird mit ihr sprechen.«

Der Weg verzweigte sich mehrmals, und die Fremen-Frau führte sie hinauf und hinunter oder in Schlangenlinien, bevor sie den Aufstieg fortsetzten. Im blassen Mondlicht erkannte Margot einige Stellen wieder; also sollte ihr Orientierungssinn verwirrt werden. Doch mit ihren mentalen Fähigkeiten als Bene Gesserit würde sie jederzeit den Rückweg wiederfinden und sich an jedes Detail erinnern.

In ihrer Ungeduld und Neugier wollte sie die Fremen tadeln, dass sie völlig unnötig einen so beschwerlichen Weg nahmen, doch dann entschied sie, nichts von ihren Fähigkeiten zu verraten. Nach jahrelanger Wartezeit wurde sie endlich in ihre geheime Welt geführt, zu einem Ort, den kein Fremder jemals zu Gesicht bekommen hatte. Die Mutter Oberin Harishka erwartete von ihr, dass sie jede Einzelheit beobachtete. Vielleicht würde Margot endlich die Informationen erhalten, nach denen sie schon so lange suchte.

An einer Felskante drückte sich Mapes mit der Brust an das Gestein, hielt sich mit den Fingerspitzen fest und schob sich über einen sehr schmalen Pfad neben einem steilen Abgrund. Ohne Zögern tat Margot es ihr nach. In der Ferne flimmerten die Lichter von Arrakeen, und das Dorf Rutii lag jetzt unsichtbar tief unter ihnen.

Mapes, die ihr mehrere Meter voraus war, schien plötzlich in der Felswand zu verschwinden. Dann sah Margot einen kleinen Höhleneingang, der kaum weit genug für einen Menschen war. Drinnen erweiterte sich der Raum nach links, und im schwachen Licht erkannte sie Werkzeugspuren an den Wänden, wo Fremen die Höhle vergrößert hatten. Der strenge Geruch nach ungewaschenen Körpern drang ihr in die Nase. Die Shadout winkte ihr weiterzugehen.

Als der Priester sie eingeholt hatte, löste Mapes ein Türsiegel und öffnete einen getarnten Durchgang. Plötzlich waren Stimmen zu hören, die sich mit dem Summen von Maschinen und den raschelnden Bewegungen vieler

Menschen vermischten. Auf ein düsteres Gelb eingestellte Leuchtgloben trieben durch die Luft.

Mapes trat durch eine mit Stoff verhangene Tür in einen Raum, in dem Frauen an maschinellen Webstühlen saßen und lange Haarsträhnen und Wüstenbaumwolle zu Textilien verarbeiteten. In der warmen Luft lag ein intensiver Menschengeruch und das Aroma der Melange. Aller Augen wandten sich dem hohen Besuch zu.

Hinter dem Webraum lag eine weitere Kammer, in der ein Mann einen Metalltopf bewachte, der über einem Kochfeuer hing. Der Widerschein der Flammen tanzte über das runzlige Gesicht der Shadout und verlieh ihren tiefblauen Augen etwas Verwegenes. Margot beobachtete alles und speicherte die Einzelheiten für ihren späteren Bericht. Sie hatte sich nicht vorstellen können, dass es den Fremen gelang, eine Siedlung mit so großer Bevölkerung zu verbergen.

Schließlich kamen sie in eine größere Höhle, in der Beete mit Wüstenpflanzen angelegt waren, zwischen denen Wege verliefen. Margot erkannte Saguaro-Kakteen, wilde Luzerne, Creosote-Büsche und Mangelgräser. Eine komplette botanische Versuchsanlage!

»Warten Sie hier, Lady Fenring.« Mapes und der Priester gingen weiter. Als Margot allein war, bückte sie sich, um die Pflanzen zu inspizieren. Sie sah glänzende Früchte, festes Fleisch, blasse junge Triebe. Aus einer anderen Höhle hörte sie Stimmen und hallende Gesänge.

Als sie ein Geräusch in unmittelbarer Nähe wahrnahm, drehte sie sich um. Hinter ihr stand eine uralte Frau in schwarzem Gewand auf einem Gartenweg. Sie hatte die Arme über der Brust verschränkt und wirkte verwittert und ausgedörrt, als wäre sie aus Shiga-Draht gemacht. Sie trug eine Kette aus funkelnden Metallringen um den Hals, und ihre Augen waren wie tiefe Gruben in ihrem Gesicht.

Etwas an ihrer Haltung, an ihrer *Präsenz*, erinnerte Margot an eine Bene Gesserit. Die Mutter Oberin Harishka auf Wallach IX näherte sich der Zweihundert-Jahre-Grenze,

aber diese Frau schien noch viel älter zu sein. Ihr Körper war mit Gewürz gesättigt, während ihre Haut eher durch das Klima als den Ablauf der biologischen Uhr gealtert war. Selbst ihre Stimme war knochentrocken. »Ich bin die Sayyadina Ramallo. Wir wollen in Kürze mit der Saatzeremonie beginnen. Schließ dich an, wenn du wirklich die bist, die du zu sein behauptest.«

Ramallo! Ich kenne diesen Namen. Margot trat vor und wollte die geheimen Codesätze sprechen, die offenbaren würden, dass sie mit der Arbeit der Missionaria Protectiva vertraut war. Eine Frau namens Ramallo war vor über hundert Jahren in der Wüste verschwunden... als Letzte einer langen Reihe von vermissten Ehrwürdigen Müttern.

»Dafür haben wir jetzt keine Zeit, Kind«, unterbrach die alte Frau sie. »Alle warten bereits. Sie sind genauso neugierig auf dich wie ich.«

Margot folgte der Sayyadina in eine riesige Höhle, in der sich Tausende von Menschen drängten. Sie hatte sich nicht vorzustellen vermocht, dass es einen so großen Hohlraum im Gestein geben könnte. Wie waren sie der Entdeckung durch die ständigen Harkonnen-Patrouillen entgangen? Das hier war keine ärmliche Ansiedlung, sondern eine ganze Stadt. Die Fremen hatten viel größere Geheimnisse und Pläne, als selbst Hasimir Fenring ahnte.

Ein Schwall aus unangenehmen Gerüchen schlug ihr entgegen. Die zahlreichen Fremen waren in verstaubten Umhängen oder am Kragen geöffneten Destillanzügen gekommen, da die Höhlenluft genügend Feuchtigkeit enthielt. An einer Seite stand der Priester, der sie von Arrakeen hierher gebracht hatte.

Ich bin sicher, dass sie im Treibhaus keine Spur unseres Aufbruchs hinterlassen haben. Wenn sie vorhaben, mich hier zu töten, wird niemand wissen, was mit mir geschehen ist. Genauso wie bei den anderen Schwestern. Dann lächelte Margot still. *Nein, wenn mir etwas zustößt, wird Hasimir sie ausfindig machen.* Die Fremen mochten glauben, dass ihre Geheimnisse sicher waren, aber sie hätten keine Chance,

wenn der Graf beschließen sollte, seinen Verstand und seine Bemühungen auf die Suche nach ihnen zu richten.

Die Fremen mochten daran zweifeln, nicht jedoch Margot.

Als die letzten Wüstenmenschen aus den verschiedenen Eingängen in die Höhle strömten, nahm Ramallo Margots Rechte in ihre sehnige Hand. »Folge mir.« Die uralte Sayyadina führte sie über Felsstufen zu einer Plattform hinauf, wo sie sich der Menge zuwandte.

In der Höhle wurde es still; nur noch die Kleidung raschelte leise wie Fledermausflügel.

Mit leichter Beklemmung stellte sich Margot hinter die alte Frau. *Ich komme mir wie ein Opfer vor.* Sie machte eine Atemübung, um sich zu beruhigen. Zahllose undurchdringliche Fremen-Augen starrten sie an.

»Shai-Hulud wacht über uns«, begann Ramallo. »Die Wassermeister sollen vortreten.«

Vier Männer schoben sich durch die Menge nach vorn. Je zwei trugen einen kleinen Ledersack. Sie legten die schwappenden Behälter zu den Füßen der Sayyadina ab.

»Gibt es Saat?«, fragte Ramallo.

»Es gibt Saat«, antworteten die Männer im Chor. Dann machten sie kehrt und gingen.

Ramallo öffnete einen Sack am oberen Ende und spritzte sich Flüssigkeit auf beide Hände. »Gesegnet sei das Wasser und seine Saat.« Dabei hob sie die Hände, von denen die blaue Flüssigkeit wie geschmolzene Saphire tropfte.

Margot zuckte zusammen, als sie die Worte hörte, denn sie waren der Giftprobe der Bene Gesserit sehr ähnlich, durch die eine Schwester zu einer Ehrwürdigen Mutter wurde. Verschiedene Chemikalien – allesamt tödliche Gifte – konnten verwendet werden, um eine Schwester dieser qualvollen physischen und mentalen Prüfung zu unterziehen. Steckte die Missionaria Protectiva dahinter? Hatten die verschwundenen Bene Gesserit dieses Geheimnis an die Fremen verraten? Was mochten die Wüstenbewohner noch alles über die Pläne der Schwesternschaft wissen?

Ramallo öffnete die verschnürte Tülle des Schlauchs und hielt sie in Margots Richtung. Ohne jedes Anzeichen der Unsicherheit ging Margot in die Knie und nahm den Trinkhalm in die Hand. Erst dann zögerte sie.

»Wenn du wahrhaftig eine Ehrwürdige Mutter bist«, flüsterte Ramallo, »dann kannst du diese Essenz des Shai-Hulud trinken, ohne dass dir etwas geschieht.«

»Ich bin eine Ehrwürdige Mutter«, sagte Margot. »Ich habe es schon einmal getan.«

Die Fremen wahrten ihr tiefes, ehrfürchtiges Schweigen.

»*Dies* hast du noch nie zuvor getan, Kind«, entgegnete die alte Frau. »Shai-Hulud wird über dich urteilen.«

Die Flüssigkeit verströmte den vertrauten Gewürzduft, der jedoch mit einer bitteren Note vermischt war – und einer tödlichen Drohung. Obwohl sie die Agonie überstanden hatte und zu einer Ehrwürdigen Mutter geworden war, hätte Margot die Prozedur beinahe nicht überlebt.

Aber sie würde es noch einmal schaffen.

Die Sayyadina löste den Verschluss des zweiten Sacks. Sie nahm einen Schluck aus der Tülle, dann verdrehte sie die Pupillen ihrer Augen.

Ich darf mich nicht fürchten, dachte Margot. *Die Furcht tötet das Bewußtsein...* Stumm zitierte sie die gesamte Litanei gegen die Furcht, dann saugte sie am Trinkhalm. Es war nur ein Tropfen, der kaum die Spitze ihrer Zunge benetzte.

Doch der widerliche Geschmack schlug wie ein Hammer auf ihre Sinne ein, und die Erschütterung pflanzte sich bis in ihren Hinterkopf fort. Gift! Ihr Körper sträubte sich, aber sie zwang sich zur Konzentration auf ihre Biochemie, um hier ein Molekül zu verändern oder dort ein Radikal freizusetzen. Sie musste ihr gesamtes Können einsetzen.

Margot ließ die Tülle los. Ihr Bewusstsein schien zu schweben, und die Zeit hielt in ihrem ewigen kosmischen Lauf inne. Sie ließ zu, dass ihr Körper und ihre antrainierten Fähigkeiten als Bene Gesserit die Kontrolle übernahmen, um die Chemie des tödlichen Gifts zu neutralisieren. Margot verstand, was sie zu tun hatte. Sie musste die Subs-

tanz in etwas Nützliches verwandeln, einen Katalysator erzeugen, der die übrige Flüssigkeit in den Schläuchen transformierte...

Der Geschmack in ihrem Mund wurde süß.

Jede Handlung, die sie bis zu diesem Zeitpunkt je unternommen hatte, war nun wie ein großes Gemälde vor ihr ausgebreitet. Schwester Margot Rashino-Zea, nun Lady Margot Fenring, studierte sich selbst in allen Einzelheiten, jede Zelle ihres Körpers, jede Nervenfaser... jeden Gedanken, den sie je gehabt hatte. Tief im Zentrum ihrer Existenz fand sie jenen schrecklichen, dunklen Ort, den sie niemals sehen konnte, der sie und ihresgleichen faszinierte und erschreckte. Nur der seit langem erwartete Kwisatz Haderach konnte ihn erblicken. Der *Lisan al-Gaib*.

Ich werde es überleben, sagte sie sich.

In Margots Kopf hallte es, als wäre ein Gong geschlagen worden. Vor sich sah sie ein verzerrtes, schwankendes Bild der Sayyadina Ramallo. Dann trat einer der Wassermeister vor und drückte Margot die Tülle an den Mund, um den Tropfen der transformierten Flüssigkeit aufzufangen, den sie nun in den Behälter entließ. Die uralte Frau an ihrer Seite ließ den zweiten Schlauch los, worauf weitere Wassermeister das umgewandelte Gift in kleinere Behältnisse umfüllten, wie Brandstifter, die ihre Fackeln an ein Feld aus trockenem Gras hielten.

Die Menschen drängten sich um die Schläuche, um einen Tropfen der katalysierten Droge zu empfangen und sich die Lippen damit zu befeuchten. Irgendwo in Margots Bewusstsein tauchten Worte von Ramallo auf: »Du hast geholfen, es für sie möglich zu machen.«

Seltsam. Das hier war ganz anders als ihre bisherige Erfahrung... aber so unterschiedlich war es auch wieder nicht.

Wie ein Träumer, der durch sein eigenes Bewusstsein treibt, kehrte Margot langsam in die große Höhle zurück, und die Drogenvision verblasste zu einer unklaren Erinnerung. Immer noch berührten Fremen die Tropfen der Flüssigkeit, kosteten davon und traten zur Seite, damit andere

ihren Platz einnehmen konnten. Euphorie breitete sich wie ein Sonnenaufgang unter den Menschen aus.

»Ja, einst war ich eine Ehrwürdige Mutter«, sagte Ramallo endlich zu ihr. »Vor vielen Jahren kannte ich deine Mutter Oberin.«

Margot stand immer noch unter den Nachwirkungen der starken Droge, sodass sie nicht einmal schockiert reagieren konnte. Die alte Frau nickte. »Schwester Harishka und ich waren Klassenkameradinnen... vor langer, langer Zeit. Ich ging in die Missionaria Protectiva und wurde zusammen mit neun anderen Ehrwürdigen Müttern hierher geschickt. Hier hatte sich die Spur vieler Frauen unseres Ordens verloren, die von Fremen-Stämmen aufgenommen wurden. Andere starben einfach in der Wüste. Ich bin die Letzte. Es ist ein hartes Leben auf *Dune*, selbst für eine ausgebildete Bene Gesserit. Selbst mithilfe der Melange, die wir auf neue Weise verstanden und zu schätzen gelernt haben.«

Margot blickte tief in Ramallos Augen und sah darin ihre Weisheit.

»In deiner Botschaft erwähntest du den *Lisan al-Gaib*«, sagte Ramallo mit einem Zittern in der Stimme. »Er ist nah, nicht wahr? Nach all den Jahrtausenden.«

Margot sprach leise, während die Fremen in eine immer wildere Ekstase gerieten. »Wir hoffen, dass es in zwei Generationen soweit ist.«

»Diese Menschen haben sehr lange gewartet.« Die Sayyadina beobachtete die Euphorie der Menschen. »Ich könnte dir Bene-Gesserit-Angelegenheiten offenbaren, Kind, aber ich bin jetzt auch den Fremen zur Treue verpflichtet. Ich habe geschworen, die Werte der Wüstenstämme zu wahren. Gewisse Dinge dürfen keinem Fremden offenbart werden. Eines Tages muss ich eine Nachfolgerin erwählen – zweifellos eine dieser Frauen hier.«

Ramallo senkte den Kopf. »Die Tau-Orgie des Sietches ist ein Verbindungspunkt von Bene Gesserit und Fremen. Schon lange vor der Missionaria Protectiva hatten diese

Menschen einen Weg gefunden, die bewusstseinserweiternden Fähigkeiten dieser Droge auf primitive Art zu nutzen.«

Die Fremen ließen sich durch die düstere Höhle treiben, vom transformierten Gift benebelt, manche in einen Zustand des inneren Friedens und der Ekstase erhoben, während andere zur wilden sexuellen Vereinigung getrieben wurden. Eine Leinwand mit einer flüchtig skizzierten anderen Wirklichkeit hatte sich über sie gelegt und verwandelte ihr hartes Leben in ein Traumbild.

»Im Laufe der Jahrhunderte haben Schwestern wie ich sie angehalten, neue Rituale zu entwickeln. Wir haben die alten Fremen-Traditionen unseren Vorstellungen angepasst.«

»Sie haben hier sehr viel erreicht, Mutter. Auf Wallach IX ist man gespannt, mehr darüber zu erfahren.«

Während die Orgie der Fremen weiterging, hatte Margot ein Gefühl des Schwebens, der Betäubtheit und des Losgelöstseins. Die uralte Frau hob eine klauenartige Hand, um sie zu segnen, um sie wieder in die äußere Realität zu entlassen. »Geh und erstatte Harishka Bericht.« Ramallo zeigte ein feines Lächeln. »Und überreiche ihr dieses Geschenk.« Sie zog ein kleines gebundenes Buch aus einer Tasche ihres Gewandes.

Margot öffnete es und las die Titelseite: *Handbuch der Freundlichen Wüste*. Darunter stand in kleineren Lettern: »Ein Ort voller Leben. Hier findest du die Ayat und Burhan des Lebens. Glaube, und al-Lat wird dich niemals verbrennen.«

»Es ist wie das *Buch Azhar*«, rief Margot überrascht. Der Inhalt war geschickt an die Lebensumstände der Fremen angepasst worden. »Unser Buch der Großen Geheimnisse.«

»Schenke Harishka dieses heilige Buch. Es wird sie erfreuen.«

* * *

Mit deutlich größerer Ehrfurcht als zuvor brachte der Priester aus Rutii Margot zur Residenz von Arrakeen zurück. Sie traf kurz vor der Dämmerung ein, als der Himmel gerade

eine pastellene Orangefärbung anzunehmen begann. Lautlos schlüpfte sie in ihr Bett. Niemand im gesamten Haushalt – mit Ausnahme der Shadout Mapes – wusste, dass sie fort gewesen war. Aufgeregt lag sie stundenlang wach...

Mehrere Tage später machte sich Margot mit einem Kopf voller Fragen auf den Weg und folgte dem Weg zur Höhle. Sie ließ sich von ihrer kristallklaren Erinnerung leiten. Im hellen Sonnenlicht erkletterte sie den steilen Pfad in den Westlichen Randwall und tastete sich über die schmale Felskante zum Eingang des Sietches. Die Hitze machte ihr zu schaffen.

Sie schlüpfte in den kühlen Schatten der Höhle und stellte fest, dass das Türsiegel entfernt worden war. Sie ging durch die Höhlen, die allesamt leer waren. Keine Maschinen, keine Einrichtungsgegenstände, keine Menschen. Kein Beweis. Nur Gerüche, die noch nicht ganz verflogen waren...

»Also vertraust du mir doch nicht ohne Einschränkung, Sayyadina«, sagte sie laut.

Margot blieb für längere Zeit in der großen Höhle, wo die Tau-Orgie stattgefunden hatte. Sie kniete sich auf den Boden, wo sie vom Wasser des Lebens getrunken hatte, und spürte die Echos der Anwesenheit von Menschen. Die nun allesamt fort waren...

Am nächsten Tag kehrte Graf Hasimir Fenring von einer Inspektionsreise durch die Wüste mit Baron Harkonnen zurück. Beim Abendessen erfreute er sich an der Gegenwart seiner hübschen Frau und fragte sie, was sie während seiner Abwesenheit getan hatte.

»Ach, nichts, mein Lieber«, antwortete sie und warf unbeschwert ihr honigblondes Haar zurück. Sie hauchte ihm einen zärtlichen Kuss auf die Wange. »Ich habe meinen Garten gepflegt.«

44

Ich befinde mich in der heiligen menschlichen Gegenwart. An derselben Stelle solltest auch du eines Tages stehen. Ich ersuche deine Gegenwart, es so geschehen zu lassen. Die Zukunft soll ungewiss bleiben, denn sie ist die Leinwand, auf der unsere Wünsche Gestalt annehmen. So steht die menschliche Existenz vor der ewigen Tabula rasa. Wir haben nicht mehr als diesen Augenblick, in dem wir uns ständig aufs Neue der heiligen Gegenwart weihen, die wir gemeinsam schaffen.

Bene-Gesserit-Segen

»Auf diese Weise testen wir Menschen, mein Kind.«

Hinter der Barriere ihres Schreibtischs wirkte die Ehrwürdige Mutter Gaius Helen Mohiam wie eine Fremde. Ihr Gesicht war wie versteinert, ihr Blick düster und gnadenlos. »Es ist eine Prüfung auf Leben und Tod.«

Jessica stand mit großer Anspannung vor der Proctor Superior. Ein hageres Mädchen mit langem, bronzefarbenem Haar und einem Gesicht, in dem der Ansatz wahrer Schönheit lag, die schon bald erblühen würde. Die Schwester, die Jessica auf Anweisung der Ehrwürdigen Mutter geholt hatte, schloss hinter ihr die schwere Tür. Der Riegel schnappte mit einem bedrohlichen Klicken ein.

Was kann das für ein Test sein?

»Ich bin bereit, Ehrwürdige Mutter.« Jessica sammelte ihre ganze Kraft und hielt ihre Stimme leise und ruhig, während sie sich einen friedlichen See vorstellte.

Erst vor kurzem war Mohiam zur Proctor Superior befördert worden, zur Sachwalterin der Mütterschule auf Wallach IX. Mohiam hatte nun ein eigenes Büro, in dem sich

auch eine Klarplaz-Vitrine mit antiken Büchern befand, die dort vor Feuchtigkeit geschützt waren. Auf ihrem großen Schreibtisch standen drei silberne Tabletts mit je einem geometrischen Objekt: einem grünen Metallwürfel, einer hellroten Pyramide und einer goldenen Kugel. Lichtstrahlen brachen sich auf den Oberflächen der Objekte und sprangen zwischen ihnen hin und her. Eine ganze Weile starrte Jessica auf diesen hypnotischen Tanz.

»Du musst mir aufmerksam zuhören, Mädchen, auf jedes Wort, jede Betonung, jede Nuance achten. Dein Leben hängt davon ab.«

Jessica runzelte die Stirn. Ihre grünen Augen blickten in die kleinen, vogelgleichen Augen der älteren Frau. Mohiam schien nervös und ängstlich zu sein, aber warum?

»Was ist das?« Jessica zeigte auf die ungewöhnlichen Objekte auf dem Tisch.

»Du bist sehr neugierig, nicht wahr?«

Jessica nickte.

»Sie sind das, was immer du glaubst, was sie sind.« Mohiams Stimme war so trocken wie der Wüstenwind.

Die Objekte rotierten synchron. Jedes hatte ein sehr dunkles Loch, das von derselben Form wie das jeweilige Objekt war. Jessica konzentrierte sich auf die rote Pyramide mit der dreieckigen Öffnung.

Plötzlich schwebte die Pyramide auf sie zu. *Ist es wirklich oder eine Illusion?* Verblüfft riss sie die Augen auf und beobachte gebannt die Szene.

Die anderen zwei geometrischen Objekte folgten dem ersten, bis alle drei vor Jessicas Gesicht in der Luft hingen. Helle Strahlen schossen hin und her, ein lautloses Spiel aus Spektralfarben.

Jessicas Neugier mischte sich mit Furcht.

Mohiam ließ sie einige Zeit warten, dann sagte sie mit harter Stimme: »Wie lautet die erste Lektion? Was hat man dich seit frühester Kindheit gelehrt?«

»Menschen dürfen sich niemals Tieren unterwerfen.« Jessica ließ einen verärgerten, ungeduldigen Unterton in ihre

Stimme einfließen. Mohiam würde erkennen, dass es absichtlich geschah. »Was soll diese Frage? Nach allem, was ich von Ihnen gelernt habe, Proctor Superior – wie können Sie auf die Idee kommen, ich sei kein Mensch? Wann habe ich Ihnen jemals Anlass...«

»Sei still! Nicht alles, was in menschlicher Gestalt daherkommt, *ist* menschlich.« Sie kam mit der Anmut einer Raubkatze hinter dem Schreibtisch hervor und blickte Jessica durch das funkelnde Licht zwischen dem Würfel und der Pyramide an.

Das Mädchen spürte ein Kribbeln in der Kehle, aber es unterdrückte den Drang, zu husten oder zu sprechen. Aus jahrelanger Erfahrung mit dieser Lehrerin wusste Jessica, dass noch etwas kommen würde. Und es kam.

»Vor Jahrtausenden, vor Butlers Djihad, waren die meisten Menschen nicht mehr als organische Automaten, die den Befehlen der Denkmaschinen folgten. Sie stellten niemals Fragen, leisteten niemals Widerstand und *dachten* niemals. Es waren Menschen, aber sie hatten den Funken verloren, der sie *menschlich* gemacht hätte. Doch ein harter Kern leistete Widerstand. Sie wehrten sich, wollten sich nicht geschlagen geben und waren schließlich siegreich. Nur sie erinnerten sich noch daran, wie es war, menschlich zu sein. Wir dürfen niemals die Lektionen vergessen, die wir in dieser gefährlichen Epoche gelernt haben.«

Das Gewand der Ehrwürdigen Mutter raschelte, als sie zur Seite trat, und plötzlich schoss ihr Arm mit erstaunlicher Geschwindigkeit vor. Jessica sah nur eine verschwommene Bewegung, dann das Funkeln einer Nadel an Mohiams Fingerspitze, die unmittelbar unter Jessicas rechtem Auge auf ihre Wange gerichtet war.

Das Mädchen zuckte nicht einmal zusammen. Mohiams papierne Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. »Du kennst das Gom Jabbar, den gnadenlosen Feind, der ausschließlich Tiere tötet – jeden, der sich nicht von der Selbstdisziplin, sondern seinen Instinkten leiten lässt. Diese

Spitze ist mit Meta-Zyanid präpariert. Der winzigste Kratzer genügt, und du stirbst.«

Die Nadel blieb völlig regungslos, als wäre sie in der Luft festgefroren. Mohiam beugte sich näher an ihr Ohr. »Von den drei Objekten vor dir ist eins Schmerz, ein zweites Freude und ein drittes die Ewigkeit. Die Schwesternschaft benutzt diese Dinge auf unterschiedliche Arten in unterschiedlichen Kombinationen. Bei diesem Test sollst du dasjenige aussuchen, das für dich am grundlegendsten ist, und es erleben, wenn du es wagst. Du darfst keine weiteren Fragen stellen. Du weißt alles, was du wissen musst.«

Ohne den Kopf zu bewegen, musterte Jessica alle drei Objekte. Mithilfe ihrer Beobachtungsfähigkeiten als Bene Gesserit – und von etwas anderem, dessen Ursprung sie nicht kannte – spürte sie Freude in der Pyramide, Schmerz im Würfel und Ewigkeit in der Kugel. Sie hatte sich noch nie einem derartigen Test unterzogen und auch noch nie davon gehört, obwohl sie das Gom Jabbar kannte, die legendäre Nadel, die seit Urzeiten benutzt wurde.

»Der Test hat begonnen«, sagte die Ehrwürdige Mutter Mohiam. »Wenn du versagst, werde ich dich stechen.«

Jessica wappnete sich. »Und ich werde sterben.«

* * *

Wie ein Geier lauerte die lederhäutige Sachwalterin an der Seite des Mädchen, beobachtete jede Augenbewegung, jedes Zucken eines Muskels. Mohiam durfte Jessica nicht zeigen, wie groß ihre Besorgnis und Angst war, aber sie musste sie diesem Test unterziehen.

Du darfst nicht versagen, meine Tochter.

Gaius Helen Mohiam hatte das Mädchen seit ihrer Kindheit trainiert, doch Jessica wusste nichts von ihrer Abstammung oder ihrer Bedeutung für das Zuchtprogramm der Schwesternschaft. Sie wusste nicht, dass Mohiam ihre Mutter war.

Jessica war aschfahl vor Konzentration. Schweißtropfen

funkelten auf ihrer glatten Stirn. Mohiam betrachtete die Muster auf den geometrischen Figuren und erkannte, dass das Mädchen noch mehrere Erkenntnisschritte vor sich hatte...

Bitte, mein Kind! Ich könnte es nicht tun. Ich bin zu alt dafür. Du musst überleben!

Ihre erste vom Baron gezeugte Tochter war schwach und missgebildet gewesen. Nach einem schrecklichen prophetischen Traum hatte Mohiam das Kind mit eigenen Händen getötet. Sie war überzeugt, dass es eine echte Zukunftsvision gewesen war. Sie hatte ihre entscheidende Stellung in der Kulmination des jahrtausendelangen Zuchtprogramms der Schwesternschaft gesehen. Aber sie hatte auch gesehen, dass dem Imperium viel Leid und Tod bevorstand – verbrannte Planeten, ein beinahe totaler Genozid –, wenn die Zuchtpläne scheiterten. Wenn in der nächsten Generation das falsche Kind geboren wurde.

Mohiam hatte bereits eine ihrer Töchter ermordet, und sie war bereit, auch Jessica zu opfern. Wenn es nötig war. Lieber so, als einen neuen schrecklichen Djihad heraufzubeschwören.

Höchstens ein Haar hätte zwischen der vergifteten Nadel und Jessicas junger Haut Platz gefunden. Das Mädchen zitterte.

* * *

Jessica konzentrierte sich mit all ihrer Kraft, doch in ihrem Geist sah sie nur Worte – die Litanei gegen die Furcht. *Ich darf mich nicht fürchten. Die Furcht tötet das Bewusstsein. Die Furcht führt zu völliger Zerstörung.*

Sie nahm einen tiefen, beruhigenden Atemzug und dachte: *Wofür entscheide ich mich? Wenn ich mich falsch entscheide, werde ich sterben.* Sie erkannte, dass sie tiefer vordringen musste, dann wurde ihr in einer plötzlichen Epiphanie bewusst, wie die drei Objekte im menschlichen Lebenslauf angeordnet waren: der Schmerz der Geburt, die Freude eines guten Lebens, die Ewigkeit des Todes. Sie

sollte das Grundlegendste aussuchen, hatte Mohiam gesagt. Aber was war es? Wie konnte sie anderswo als am Anfang beginnen?

Zuerst der Schmerz.

»Wie ich sehe, hast du dich entschieden«, sagte Mohiam, als das Mädchen die rechte Hand hob.

Behutsam schob Jessica ihre Hand durch die quadratische Öffnung in den grünen Würfel. Sofort spürte sie, wie ihre Haut brannte und verkohlte, wie sich ihre Knochen in glutflüssige Lava verwandelten. Ihre Fingernägel platzten in der unerträglichen Hitze ab. Sie hatte niemals in ihrem Leben solche Qualen erlitten – sie niemals für möglich gehalten. Und es wurde immer schlimmer.

Ich werde meiner Furcht ins Gesicht sehen. Sie soll mich völlig durchdringen.

Mit übermenschlicher Anstrengung fand sie sich damit ab, künftig ohne ihre Hand zu leben, und blockierte die Nerven. Sie würde es tun, wenn es sein musste. Doch dann schaltete sich trotz der Qualen ihre Vernunft ein. Sie konnte sich nicht erinnern, in den Hallen der Mütterschule jemals Schwestern mit Armstümpfen gesehen zu haben. Und wenn alle Akoluthen sich einem solchen Test stellen mussten...

Und wenn die Furcht von mir gegangen ist, wird nichts zurückbleiben.

Irgendwo registrierte ein analytischer Sektor ihres Gehirns, dass sie keinen Geruch nach verbranntem Fleisch wahrnahm, dass sie weder Rauch sah noch das Zischen des Fetts in ihrer Hand hörte.

Nichts außer mir.

Jessica kämpfte um die Herrschaft über ihre Nerven und schaltete den Schmerz ab. Vom Handgelenk bis zum Ellbogen spürte sie nur noch eine taube Kälte. Ihre Hand existierte nicht mehr; damit existierte auch der Schmerz nicht mehr. Tiefer und tiefer. Kurz darauf existierte sie überhaupt nicht mehr in körperlicher Form, als sie sich völlig von der Materie losgelöst hatte.

Aus dem Loch im grünen Würfel floss ein Nebel. Wie Weihrauch.

»Gut, sehr gut«, flüsterte Mohiam.

Der Nebel – eine Manifestation von Jessicas Bewusstsein – floss in die Öffnung eines anderen Objekts, in die rote Pyramide. Nun wurde sie von einer Welle der Freude überschwemmt, die unglaublich angenehm, aber gleichzeitig so schockierend war, dass sie diese Empfindung kaum ertragen konnte. Sie war von einem Extrem ins andere gefallen. Sie erzitterte und schien sich wogend aufzubäumen, wie ein Tsunami, der sich auf hoher See aufbäumt. Die Welle stieg immer höher und höher und brach...

Und der Nebel ihres Bewusstseins stürzte in die tosende Gischt, wurde fortgerissen... immer tiefer...

Die Bilder verflüchtigten sich, und Jessica spürte die dünnen Stoffschuhe an ihren Füßen, die feine Schweißschicht zwischen Haut und Stoff und darunter die Härte des Bodens. Ihre rechte Hand... sie konnte sie immer noch nicht spüren oder sehen, auch keinen verkohlten Stumpf, denn das Einzige, was sie bewegen konnte, waren ihre Augen.

Als sie nach rechts blickte, sah sie die vergiftete Nadel an ihrer Wange, den tödlichen Gom Jabbar und dahinter die goldene Kugel der Ewigkeit. Mohiam ließ keinen Moment lang locker, und Jessica konzentrierte sich auf die scharfe, silbrige Spitze, den winzigen Mittelpunkt des Universums, der wie ein ferner Stern glitzerte. Ein Nadelstich, und Jessica würde in die Kugel der Ewigkeit eintreten, sowohl geistig als auch körperlich. Von dort gab es keine Rückkehr. Sie verspürte weder Schmerz noch Freude, sondern nur noch eine betäubende Stille, während sie vor einer schweren Entscheidung stand.

Ihr kam eine Erkenntnis: *Ich bin nichts.*

»Schmerz, Freude, Ewigkeit... alles interessiert mich«, murmelte Jessica schließlich wie aus großer Ferne, »denn was ist das eine ohne das andere?«

Mohiam stellte fest, dass das Mädchen die Krise über-

wunden und den Test überlebt hatte. Ein Tier wäre niemals in der Lage gewesen, solche abstrakten Dinge zu begreifen. Jessica sank in sich zusammen und war sichtlich erschüttert. Die giftige Nadel zog sich zurück.

Für Jessica kam das Ende der Qual urplötzlich. Alles hatte nur in ihrer Vorstellung existiert, der Schmerz, die Freude, das Nichts. Alles war nur durch die Beherrschung des Geistes bewirkt worden, durch die enormen Fähigkeiten der Bene Gesserit, die Gedanken und Handlungen einer anderen Person zu beeinflussen. Ein Test.

Hatte sich ihre Hand wirklich im grünen Würfel befunden? War sie wirklich zu einem Nebel geworden? Intellektuell glaubte sie nicht daran. Doch als sie die Finger ihrer Hand bewegte, fühlten sie sich steif und wund an.

Mohiam, deren Gewand scharf nach Schweiß roch, zitterte, bis sie sich wieder in der Gewalt hatte. Sie drückte Jessica kurz an sich, dann kehrte sie zur Förmlichkeit zurück.

»Willkommen in der Schwesternschaft, Mensch.«

45

Ich habe in großen Kriegen gekämpft, um das Imperium zu verteidigen, und im Namen des Imperators viele Menschen getötet. Ich habe an Sitzungen des Landsraads teilgenommen. Ich habe die Kontinente von Caladan bereist. Ich habe alle schwierigen Aufgaben erfüllt, die mit der Führung eines Großen Hauses verbunden sind. Doch am besten war die Zeit, die ich mit meinem Sohn verbracht habe.

Herzog Paulus Atreides

Als das herzogliche Flügelboot vom Hafenkai ablegte und aufs Meer hinausfuhr, stand Leto am Bug und blickte auf das uralte Gebäude der Burg Caladan, in der das Haus Atreides nun schon seit sechsundzwanzig Generationen regierte.

Er konnte auf diese Entfernung keine Gesichter erkennen, aber er sah eine schmale Silhouette auf einem hohen Balkon. *Kailea.* Obwohl sie dagegen protestiert hatte, dass er den jungen Victor, der noch keine zweieinhalb Jahre alt war, auf diesen Ausflug mitnahm, war sie dennoch gekommen, um sich auf ihre ruhige Art von ihnen zu verabschieden. Das gab Leto Hoffnung.

»Kann ich das Ruder übernehmen?« Auf Rhomburs rundem Gesicht stand ein erwartungsvolles Lächeln. Sein unordentliches strohblondes Haar flatterte in der frischen Brise. »Ich habe noch nie zuvor ein großes Flügelboot gesteuert.«

»Warte, bis wir das offene Meer erreicht haben.« Leto bedachte den ixianischen Prinzen mit einem verschmitzten Grinsen. »Dort ist es sicherer. Ich kann mich vage erinnern, wie du schon einmal ein Schiff zu Bruch gefahren hast.«

Rhombur errötete. »Seitdem habe ich eine Menge gelernt. Äh... insbesondere, keine Dummheiten mehr zu machen.«

»So ist es. Tessia hat einen guten Einfluss auf dich.« Die Bene-Gesserit-Konkubine mit dem mausbraunen Haar hatte Rhombur zum Hafen begleitet und ihn zum Abschied umarmt und leidenschaftlich geküsst.

Kailea hingegen hatte sich geweigert, aus diesem Anlass die Burg zu verlassen.

Im Heckbereich des V-förmigen Gefährts kicherte der kleine Victor und ließ die Hände durch die eiskalte Gischt streichen, während der ewig wachsame Hauptmann Swain Goire auf ihn Acht gab. Goire bemühte sich, den Jungen zu unterhalten, während er ihn gleichzeitig beschützte.

Acht Männer begleiteten Leto und Victor auf dieser Vergnügungsfahrt. Neben Rhombur und Goire hatte er Thufir Hawat, zwei Wachmänner, den Kapitän des Schiffs und zwei Fischer mitgenommen, Gianni und Dom, mit denen Leto schon als kleiner Junge am Hafen gespielt hatte. Sie wollten fischen und die Seegraswälder und Tanginseln besuchen. Leto wollte seinem Sohn die Wunder von Caladan zeigen.

Kailea hätte Victor am liebsten in der Burg eingesperrt, wo ihm nichts Schlimmeres als eine ordinäre Erkältung widerfahren konnte. Leto hatte sich ihre Klagen schweigend angehört und gewusst, dass der Bootsausflug gar nicht der Grund für ihre Einwände war, sondern lediglich die neueste Manifestation. Es war immer wieder dasselbe alte Problem...

Vielleicht war Kailea schließlich durch Chiaras Einflüsterungen überzeugt worden, dass Leto die Schuld an ihrer unerträglichen Situation trug. »Ich will mehr als nur ein Flüchtling im Exil sein!«, hatte sie während ihres letzten gemeinsamen Abends geschrien. Als ob das irgendetwas mit dem Bootsausflug zu tun hätte...

Leto hatte den Drang unterdrückt, Kailea daran zu erinnern, dass ihre Mutter ermordet, ihr Vater ein gejagter Flüchtling und ihr Volk immer noch von den Tleilaxu ver-

sklavt war – während sie als Lady eines Herzogs mit einem gesunden Sohn und dem Reichtum und Luxus eines Großen Hauses leben durfte. »Du solltest dich nicht beklagen«, hatte er mit düsterer Wut entgegnet.

Auch wenn er sie nicht beschwichtigen konnte, wollte Leto nur das Beste für ihren Sohn.

Unter dem wolkenverhangenen Himmel atmeten sie nun frische Meeresluft und entfernten sich immer weiter vom Land. Das Flügelboot schnitt durch das Wasser wie eine Messerklinge durch Pundi-Reispudding.

Thufir Hawat stand wachsam im Deckshaus und behielt die Signaleinrichtungen und die Wetterentwicklung im Auge. Er tat alles, um zu verhindern, dass sein geliebter Herzog in irgendeine Gefahr geriet. Der Meister der Assassinen hielt sich gut in Form. Seine Haut war ledrig, seine Muskulatur kräftig wie Kabelstränge. Sein scharfer Mentatengeist konnte die verborgenen Rädchen in feindlichen Intrigen erkennen. Er bedachte Konsequenzen dritter und vierter Ordnung, die Leto oder selbst Kailea mit ihrem ökonomisch geschulten Verstand niemals begreifen konnten.

Am frühen Nachmittag warfen die Männer Netze aus. Obwohl er sein ganzes Leben als Fischer verbracht hatte, machte Gianni kein Geheimnis daraus, dass er jederzeit ein großes, saftiges Steak mit einem Glas guten caladanischen Weins vorziehen würde. Aber hier draußen mussten sie das essen, was das Meer ihnen zur Verfügung stellte.

Als die Netze mit den zappelnden und sich windenden Geschöpfen eingezogen wurden, lief Victor herbei, um die schönen Fische mit den farbigen Schuppen zu bewundern. Goire blieb gewissenhaft in der Nähe des Jungen und hielt ihn von den Exemplaren mit giftigen Stacheln fern.

Leto suchte vier dicke Butterfische aus, die Gianni und Dom in die Kombüse brachten, um sie zu putzen. Dann ging er neben seinem neugierigen Sohn in die Knie und half ihm, die übrigen Fische aufzulesen. Gemeinsam warfen sie sie über Bord, und Victor klatschte begeistert in die Hände, wenn die schlanken Geschöpfe ins Wasser tauchten.

Ihre Reise führte sie zu schwimmenden Kontinenten aus zusammenhängendem Sargasso-Tang, eine grünlich-braune Einöde, die sich über das Meer erstreckte, so weit das Auge reichte. Breite Flüsse schnitten durch die Algenmasse. Fliegen summten und legten ihre Eier in glänzenden Wassertropfen ab, schwarz-weiße Vögel hüpften von Blatt zu Blatt und verzehrten Garnelen, die sich im warmen Oberflächenwasser tummelten. Der stechende Geruch nach verwesender Vegetation erfüllte die Luft.

Als die Männer im Tang vor Anker gingen, unterhielten sie sich und sangen Lieder. Swain Goire half Victor, eine Angelleine über die Reling zu werfen, und obwohl sich sein Haken immer wieder im Tang verfing, gelang es dem Jungen, mehrere silbrige Fingerfische aus dem Wasser zu ziehen. Victor lief in die Kabine, um seinem Vater die schlüpfrigen Fische zu zeigen, der die Angelkünste seines Sohnes lobte. Nach einem so erschöpfenden Tag kroch der Junge kurz nach Sonnenuntergang in seine Koje und schlief ein.

Leto und die zwei Fischer vertrieben sich die Zeit mit Glücksspielen. Obwohl er ihr Herzog war, nahmen Gianni und Dom keine Rücksicht und ließen ihn keineswegs gewinnen. Sie betrachteten ihn als Freund... genauso wie es sich Leto wünschte. Als sie später traurige Geschichten erzählten und tragische Lieder sangen, weinte Gianni bei der leisesten Andeutung von Rührseligkeit.

Und spät in der Nacht saßen Leto und Rhombur in der Dunkelheit auf dem Deck und unterhielten sich. Rhombur hatte vor kurzem eine knappe codierte Botschaft erhalten, dass C'tair Pilru den Sprengstoff erhalten hatte. Aber kein Wort, wie er ihn einzusetzen gedachte. Der Prinz hätte sich gerne angesehen, was die Rebellen in den Höhlen seines Heimatplaneten taten, aber er konnte sich nicht nach Ix wagen. Er wusste nicht, was sein Vater in dieser Situation getan hätte.

Sie sprachen auch über Letos diplomatische Bemühungen im Moritani-Ecaz-Konflikt. Es war ein langwieriger Prozess, und der Widerstand rührte nicht nur von den zerstrittenen

Parteien her, sondern auch von Imperator Shaddam persönlich, dem die Einmischung der Atreides gar nicht recht zu sein schien. Shaddam glaubte, dass er das Problem längst bereinigt hatte, nachdem einige Jahre lang eine Sardaukar-Legion auf Grumman stationiert gewesen war. Doch in Wirklichkeit waren die Feindseligkeiten dadurch nur hinausgeschoben worden. Nachdem die imperialen Truppen abgezogen waren, nahmen die Spannungen wieder zu...

Sie schwiegen längere Zeit, und Leto beobachtete Hauptmann Goire, der ihn an einen anderen Freund und Mitstreiter erinnerte. »Duncan Idaho ist jetzt schon seit vier Jahren auf Ginaz.«

»Er wird einmal ein großer Schwertmeister sein.« Rhombur starrte über die Tangwüste, in der pelzige Murmonen glucksend im Chor sangen und sich in der Dunkelheit durch Rufe verständigten. »Und nach so vielen Jahren der harten Ausbildung wird er für dich noch tausendmal wertvoller sein. Du wirst sehen.«

»Trotzdem vermisse ich ihn.«

* * *

Am nächsten Morgen wachte Leto in der taufeuchten grauen Dämmerung auf. Er atmete tief durch und fühlte sich erfrischt und voller Energie. Victor schlief noch unter der Decke, die er mit einer kleinen Faust festhielt. Rhombur gähnte und streckte sich in seiner Koje, aber er schien keine Anstalten machen zu wollen, Leto nach draußen aufs Deck zu folgen. Auch auf Ix war der Prinz noch nie ein Frühaufsteher gewesen.

Der Kapitän des Flügelboots hatte den Anker bereits gelichtet. Auf Hawats Anweisung – schlief der Mentat eigentlich jemals? – fuhren sie durch einen breiten Kanal im Seetang zurück aufs offene Meer. Leto stand auf dem Vorderdeck und genoss die Stille, die nur durch das Summen der Flügelbootmotoren gestört wurde. Selbst die Tanghüpfervögel schwiegen...

Leto bemerkte seltsame Verfärbungen der Wolken über dem Meer, eine Gruppe flackernder, sich langsam bewegender Lichter. So etwas hatte er noch nie zuvor gesehen. Der Kapitän, der sich mittschiffs im Deckshaus befand, erhöhte die Leistung der Motoren, worauf das Flügelboot immer schneller über das Wasser raste.

Leto schnupperte und nahm einen metallischen Ozongeruch mit einer säuerlichen Note wahr. Er kniff die grauen Augen zusammen und machte sich bereit, den Kapitän zu rufen. Die konzentrierte elektrische Aktivität bewegte sich gegen den Wind in nicht allzu großer Höhe über dem Wasser... als wäre es etwas Lebendes.

Und es näherte sich.

Mit großer Besorgnis kehrte er um und betrat das Deckshaus. »Sehen Sie das, Käpt'n?«

Der ältere Mann ließ weder seine Steuerinstrumente noch das Phänomen aus dem Auge. »Ich beobachte es schon seit zehn Minuten, Mylord – und seitdem hat sich die Entfernung um die Hälfte verringert.«

»So etwas habe ich noch nie gesehen.« Leto stand hinter dem Sitz des Kapitäns. »Was ist das?«

»Ich habe da einen Verdacht.« In der Miene des Kapitäns mischten sich Sorge und Furcht. Er zog am Gashebel, worauf die Motoren noch lauter als zuvor dröhnten. »Ich denke, wir sollten schnellstens verschwinden.«

Leto legte seine ganze herzogliche Autorität in die Stimme und sprach ohne die Freundlichkeit, die sich im Verlauf des vergangenen Tages zwischen ihnen aufgebaut hatte. »Käpt'n, ich verlange eine Erklärung!«

»Es ist ein Elecran, Herr. Wenn Sie mich fragen.«

Leto lachte einmal kurz auf, dann verstummte er. »Ein Elecran? Ich dachte, das wäre nur ein Märchen.« Sein Vater, der alte Herzog, hatte gerne solche Geschichten erzählt, wenn sie gemeinsam an einem Strandlagerfeuer saßen und die Nacht nur durch flackernde Flammen erhellt wurde. »Du glaubst es nicht, was es draußen auf dem Meer alles gibt, Junge«, hatte Paulus gesagt und auf das dunkle Wasser

gezeigt. »Deine Mutter würde bestimmt mit mir schimpfen, wenn sie wüsste, dass ich dir davon erzähle, aber ich denke, du sollest es erfahren.« Er nahm einen langen, nachdenklichen Zug aus seiner Pfeife, bevor er mit der Geschichte begann...

Der Kapitän des Flügelboots schüttelte den Kopf. »Sie sind selten, Mylord, aber es gibt sie.«

Wenn ein derartiges elementares Phänomen wirklich existierte, ahnte Leto, wie viel Tod und Vernichtung es bringen konnte. »Dann wenden Sie das Schiff. Setzen Sie einen Kurs, der uns davon wegbringt. Maximale Geschwindigkeit.«

Der Kapitän schwenkte nach steuerbord. Das Kielwasser schäumte weiß. Das Deck neigte sich so weit zur Seite, dass unten die Männer aus den Kojen fielen. Leto klammerte sich an einer Stange fest, bis seine Fingerknöchel weiß hervortraten.

Thufir Hawat und Swain Goire eilten ins Deckshaus und wollten den Grund für das plötzliche Manöver wissen. Als Leto nach achtern zeigte, starrten die Männer durch das vom Nebel beschlagene Plazfenster. Goire fluchte und benutzte Begriffe, die er in Victors Nähe niemals in den Mund nahm. Hawat runzelte die Stirn, als sein komplexer Mentatenverstand die Situation analysierte und alle nötigen Informationen aus seinem Wissensvorrat heraussuchte. »Wir sind in Schwierigkeiten, Mylord.«

Das seltsame Gebilde näherte sich von achtern wie ein Hurrikan. Es wurde schneller und ließ Wasserdampf aufkochen. Auf der Stirn des Kapitäns stand glänzender Schweiß. »Es hat uns gesehen, Herr.« Er riss so heftig am Gashebel, dass er beinahe abgebrochen wäre. »Selbst mit diesem Flügelboot können wir ihm nicht entkommen. Machen Sie sich auf einen Angriff gefasst.«

Leto drückte den Alarmknopf. Innerhalb weniger Sekunden waren die Wachen da, gefolgt von den zwei Fischern. Rhombur trug Victor in den Armen, der sich durch den Aufruhr verängstigt an seinen Onkel klammerte.

Hawat starrte nach hinten und kniff die Augen zu schmalen Schlitzen zusammen. »Ich habe keine Ahnung, wie wir gegen ein Märchen kämpfen sollen.« Er blickte seinen Herzog an, als wäre alles irgendwie seine Schuld. »Trotzdem werden wir es versuchen.«

Goire klopfte gegen die Wand des Deckshauses. »Dieses Schiff dürfte uns keinen Schutz bieten, oder?« Der Wachmann schien bereit, gegen alles zu kämpfen, was der Herzog als Feind einstufte.

»Ein Elecran ist eine Ansammlung von Geistern vieler Männer, die auf dem Meer in einem Sturm umgekommen sind«, sagte Dom. Die Stimme des Fischers klang unsicher, als er sich aus dem Deckshaus beugte, während die anderen auf das Achterdeck liefen, um sich dem Gebilde zu stellen.

Sein Bruder Gianni schüttelte den Kopf. »Unsere Großmutter sagte, es sei die lebendig gewordene Rache einer verschmähten Frau. Vor langer Zeit ging eine Frau während eines Gewitters nach draußen und verfluchte den Mann, der sie verlassen hatte. Sie wurde von einem Blitz getroffen, und so wurde der Elecran geboren.«

Letos Augen schmerzten, wenn er den Elecran anschaute, eine hohe Säule aus Elektrizität, die aus vertikalen Energieblitzen und Gasströmen bestand. Blaue Entladungen zuckten über die Oberfläche, eine Mischung aus Nebel, Dampf und Ozon hüllten ihn wie ein Schild ein. Als sich das Gebilde dem Flügelboot näherte, vergrößerte es das Volumen, während es wie ein Geysir Meerwasser aufsog.

»Ich habe gehört, dass es nur so lange am Leben bleiben oder existieren kann, wie es in Kontakt mit dem Wasser steht«, fügte der Kapitän hinzu.

»Diese Information ist schon etwas nützlicher«, sagte Hawat.

»Zinnoberrote Hölle! Wir können das verdammte Ding doch niemals aus dem Wasser heben«, sagte Rhombur. »Ich hoffe, es gibt noch eine andere Möglichkeit, es unschädlich zu machen.«

Hawat bellte einen Befehl, dann zogen die zwei Atreides-Wachen ihres Lasguns. Der Kriegermentat hatte darauf bestanden, dass sie die Waffen mit an Bord nahmen. Leto hatte sich gefragt, wozu sie während eines einfachen Bootsausflugs eine derartige Bewaffnung benötigten, doch nun war er froh darüber. Dom und Gianni blickten noch einmal auf den bedrohlichen Energiewirbel, dann flüchteten sie unter Deck.

Swain Goire überzeugte sich mit einem kurzen Blick über die Schulter, dass Victor bei Rhombur in Sicherheit war, dann hob auch er seine Waffe. Er war der Erste, der vom Heck des dahinrasenden Schiffs das Feuer eröffnete und dem Elecran einen heißen, pulsierenden Lichtblitz entgegenschleuderte. Die Energie traf auf den Wirbel und verschwand darin – ohne sichtbare Wirkung. Dann feuerten Thufir Hawat und der zweite Atreides-Wachmann.

»Keine Wirkung!«, rief der Mentat im zunehmenden Getöse. »Mylord, bleiben Sie in der Sicherheit der Kabine!«

Selbst im Deckshaus konnte Leto die Hitze in der Luft spüren und den Gestank nach verbranntem Salz und Tang riechen. Energieblitze fuhren durch den flüssigen Körper des Elecrans, der immer höher hinter dem Flügelboot aufragte. Mit nur einem Schlag konnte er das Schiff zerschmettern und jedem an Bord einen tödlichen Stromstoß versetzen.

»Es gibt keine Sicherheit, Thufir«, rief Leto zurück. »Ich lasse nicht zu, dass dieses Ding meinen Sohn bekommt!« Er blickte sich zum Jungen um, der sich an Rhomburs Hals klammerte.

Als wollte es seine Macht demonstrieren, senkte sich ein zuckender Tentakel herab und berührte die Holzwandung des Schiffs, wie ein Priester, der seinen Segen spendete. Ein Teil der metallenen Beschläge des Schiffs wurde abgesprengt, und heiße Funken tanzten über jedes leitende Element. Die Motoren gerieten ins Stottern und erstarben kurz darauf.

Der Kapitän versuchte sie wieder zu starten, aber sie gaben nur metallisch schabende Geräusche von sich.

Goire schien bereit, sich in die knisternde, wirbelnde Masse zu stürzen, als könnte er damit irgendetwas bewirken. Die Männer feuerten immer wieder ihre Lasguns auf das Zentrum des Elecrans ab, obwohl sie damit genauso erfolglos waren, als hätten sie Messer geworfen. Doch Leto erkannte nun, dass sie auf die falsche Stelle zielten. Nachdem das Flügelboot keine Energie mehr hatte, drehte es sich, sodass der Bug sich auf das Monstrum ausrichtete.

Als Leto seine Chance sah, verließ er das Deckshaus und lief zum spitzen Bug des Schiffes. Hawat rief etwas, um seinen Herzog zurückzuhalten, aber Leto brachte ihn mit einer entschiedenen Geste zum Schweigen. Wagemut war schon immer ein Markenzeichen der Atreides gewesen. Er musste nur beten, dass die Volksweisheiten des Kapitäns nicht jeglicher Grundlage entbehrten.

»Leto! Tu es nicht!«, rief Rhombur und drückte Victor fest an sich. Der Junge schrie und wand sich, wollte sich aus dem Griff seines Onkels befreien, um zu seinem Vater zu laufen.

Leto riss die Arme hoch und schrie das Monstrum an, in der Hoffnung, es abzulenken, sich als Köder anzubieten. »Hierher! Zu mir!« Er musste gleichzeitig seinen Sohn und seine Männer retten. Der Kapitän versuchte immer noch, die Maschinen wieder zum Laufen zu bringen, aber sie reagierten einfach nicht. Thufir, Goire und die zwei Wachen liefen zu Leto aufs Vorderdeck.

Der Herzog beobachtete, wie der Elecran größer wurde. Das Gebilde ragte nun wie ein gewaltiger Tornado vor ihnen auf, doch es hielt nur einen dünnen Kontakt mit dem Salzwasser, dem es seine körperliche Existenz verdankte. In der statischen Elektrizität stellte sich Letos Haar auf, und es fühlte sich an, als würden Millionen winziger Insekten über seine Haut krabbeln.

Jetzt kam es auf ein präzises Timing an. »Thufir, Swain – richten Sie die Lasguns auf das Wasser *unter* dem Ding. Verwandeln Sie das Meer in eine Dampfwolke.« Leto hob

wieder die Arme und bot sich als Opfer an. Er hatte keine Waffe, nichts, womit er diese Kreatur bedrohen konnte.

Der furchterregende Elecran glühte immer heller – eine Masse aus knisternder, urwüchsiger Energie, die sich turmhoch über das Wasser erhob. Das Ungeheuer hatte kein Gesicht, keine Augen, keine Zähne, aber der gesamte Körper bestand aus Tod.

Hawat gab den Feuerbefehl, als Leto sich auf das Holzdeck fallen ließ. Zwei Lasguns entluden sich und verwandelten das Wasser in Dampf, wo die von Blitzen umzuckte Säule ansetzte. Weiße Wolken stiegen kochend auf.

Leto rollte sich zur Seite und versuchte, in den Schutz eines hohen Schandecks zu gelangen. Die zwei Atreides-Wachen eröffneten ebenfalls das Feuer und verdampften das Meer rund um den Energiewirbel.

Der Elecran geriet in hektische Bewegungen, als wäre er überrascht, dass er plötzlich den Kontakt zum Meerwasser verloren hatte. Er stieß einen unirdischen Schrei aus und schlug zweimal mit krampfartigen Blitzen nach dem Schiff. Als die Verbindung endgültig abgerissen war, verlor der Elecran seinen Zusammenhalt.

In einer grellen Funkenexplosion löste er sich in Nichts auf und kehrte ins Reich der Mythen zurück. In einem plötzlichen Schauer regneten die erhitzten Wassermassen aufs Deck nieder. Die dicken Tropfen sprudelten kribbelnd, als enthielten sie immer noch winzige Teile der Energie des Elecrans. Leto hatte das Gefühl, unter eine heiße Dusche geraten zu sein. Der Ozongestank erschwerte das Atmen.

Dann wurde der Ozean wieder friedlich, und alles war still und ruhig...

* * *

Die Stimmung war gedämpft, als das Flügelboot in den Hafen zurückkehrte. Leto fühlte sich erschöpft und doch zufrieden, dass er das Problem gelöst und seine Männer gerettet hatte – und vor allem seinen Sohn –, ohne einen Toten oder Verletzten beklagen zu müssen. Gianni und Dom

waren bereits dabei, die Geschichte auszuschmücken, die sie in stürmischen Nächten erzählen würden.

Eingelullt vom Summen der Motoren war Victor auf dem Schoß seines Vaters eingeschlafen. Leto starrte auf das Wasser hinaus. Er streichelte das dunkle Haar des Jungen und betrachtete lächelnd sein unschuldiges Gesicht. In Victors Zügen erkannte er die imperiale Abstammungslinie, die über Letos Mutter zu ihm führte – das schmale Kinn, die ausdrucksvollen grauen Augen, die Adlernase.

Als er den schlafenden Jungen betrachtete, fragte er sich, ob er Victor mehr liebte als seine Konkubine. Manchmal zweifelte er sogar, ob er Kailea überhaupt noch liebte – vor allem während des schwierigen vergangenen Jahres, in dem sie sich langsam und unaufhaltsam immer weiter voneinander entfernt hatten.

War es seinem Vater mit Helena genauso ergangen? Auch er war gezwungen gewesen, die Beziehung zu einer Frau aufrechtzuerhalten, deren Erwartungen sich sehr von seinen eigenen unterschieden. Und wie hatte ihre Ehe so sehr degenerieren können, bis sie das niedrigste vorstellbare Niveau erreicht hatte? Nur wenige Menschen wussten, dass Lady Helena Atreides gegen den alten Herzog intrigiert hatte, dass letztlich sie verantwortlich gewesen war, dass er in der Arena durch einen salusanischen Stier getötet worden war.

Leto streichelte seinen Sohn behutsam, damit er nicht aufwachte, und schwor sich, Victor nie wieder einer solchen Gefahr auszusetzen. Sein Herz schwoll an, als wollte es aus Liebe zu diesem Jungen platzen. Vielleicht hatte Kailea doch Recht gehabt. Er hätte das Kind nicht auf diesem Bootsausflug mitnehmen sollen.

Dann wurde das Gesicht des Herzogs wieder ernst, als er sich auf seine Autorität besann. Er erkannte die Feigheit hinter seinen Gedanken und erteilte sich einen Tadel. *Ich darf ihn nicht zu sehr beschützen.* Es wäre ein schwerer Fehler, dieses Kind zu verhätscheln. Nur wenn er sich Gefahren und Herausforderungen stellte, so wie Paulus Atrei-

des es mit Leto gemacht hatte, konnte der junge Mann die Stärke und Intelligenz entwickeln, die er im späteren Leben brauchen würde.

Er blickte zärtlich lächelnd auf Victor. *Schließlich könnte dieser Junge eines Tages den Titel eines Herzogs führen*, dachte er.

Er sah, wie die graue Küste aus dem Morgennebel auftauchte, dann Burg Caladan und der Hafen. Es würde gut tun, wieder zu Hause zu sein.

46

Körper und Geist sind zwei Phänomene, die unter verschiedenen Bedingungen beobachtet werden, denen jedoch letztlich dieselbe Realität zugrunde liegt. Sie funktionieren nach dem Prinzip der Synchronizität. Dinge geschehen gleichzeitig und verhalten sich, als wären sie ein und dasselbe - obwohl sie als getrennt betrachtet werden können.

Medizinisches Handbuch der Ginaz-Schule

An einem verregneten Spätvormittag wartete Duncan Idaho wieder einmal zusammen mit seinen Schulkameraden auf einem Trainingsplatz auf einer weiteren Insel der weit verstreuten Schule. Aus den erdrückenden tropischen Wolken fielen warme Tropfen. Hier schien es ständig zu regnen.

Der Schwertmeister trug weite Khakihosen und war fett und verschwitzt. Er hatte sich ein rotes Tuch als Stirnband um den gewaltigen Kopf geschlungen. Sein mahagonifarbenes Haar stand in regenfeuchten Spitzen in die Höhe. Seine Augen verschossen erbarmungslose kleine Pfeile und waren von so dunklem Braun, dass die Iris kaum von der Pupille zu unterscheiden war. Er sprach mit feiner, heller Stimme, die aus einer Stimmbox unter den gewaltigen Hängebacken drang.

Doch wenn sich Schwertmeister Rivvy Dinari bewegte, geschah es mit der Anmut und Schnelligkeit eines Raubtiers, das seine Beute anspringt. Duncan erkannte keine Spur von Jovialität an diesem Mann und wusste genau, dass er ihn nicht unterschätzen durfte. Seine Pummeligkeit war eine sorgsam kultivierte Täuschung. »Ich bin hier eine Legende«, hatte der stämmige Lehrer gesagt, »und ihr werdet bald erfahren, warum.«

In der zweiten vierjährigen Ausbildungsphase war die Zahl der Ginaz-Schüler nur noch halb so groß wie am ersten Tag, als Duncan eine schwere Rüstung hatte tragen müssen. Die gnadenlose Ausbildung hatte sogar ein paar Todesopfer gefordert, aber die meisten hatten irgendwann aufgegeben und waren abgereist. »Nur die Besten können zu Schwertmeistern werden«, sagten die Lehrer, als wären damit alle Widrigkeiten gerechtfertigt.

Duncan besiegte seine Mitschüler immer wieder im Kampf oder bei den Denkübungen, die für künftige Strategen und Taktiker so wichtig waren. Bevor er Caladan verlassen hatte, war er einer der besten jungen Kämpfer im Dienst des Hauses Atreides gewesen, aber er hatte sich niemals vorstellen können, wie wenig er noch wusste.

»Kämpfer werden nicht durch Zärtlichkeiten geformt«, hatte Schwertmeister Mord Cour eines Nachmittags vor langer Zeit getönt. »Kämpfer werden in wirklichen Kämpfen geformt, durch extreme Herausforderungen, die sie zwingen, bis an ihre Grenzen zu gehen.«

Einige der gelehrten Schwertmeister hatten tagelang über Militärtaktik, die Geschichte der Kriegsführung und sogar Philosophie und Politik doziert. Sie brillierten mit den Mitteln der Rhetorik statt dem Schwert. Andere waren Ingenieure und Ausrüstungsspezialisten, von denen Duncan gelernt hatte, jede Art von Waffe auseinander zu nehmen und wieder zusammenzubauen und aus den einfachsten Gegenständen tödliche Dinge herzustellen. Er erfuhr, wie Schilde benutzt und repariert wurden, wie großmaßstäbliche Verteidigungsanlagen konzipiert wurden und wie man Schlachtpläne für militärische Konflikte entwarf.

Jetzt prasselte der Regen unerbittlich auf den Strand, die Felsen und die Schüler herab. Rivvy Dinari schien das Wetter überhaupt nicht zur Kenntnis zu nehmen. »In den nächsten sechs Monaten werdet ihr den Kriegercodex der Samurai und ihre grundlegende Philosophie des *bushido* auswendig lernen. Falls ihr beschließt, glatte Steine zu sein, werde ich das tosende Wasser sein. Ich werde euren Wider-

stand abschleifen, bis ihr alles gelernt habt, was ich euch beibringen kann.« Sein durchdringender Blick ruckte wie eine Stakkatosalve hin und her, sodass es schien, als würde er jeden Schüler einzeln ansprechen. Ein Regentropfen hing an seiner Nase, bis er herunterfiel und der nächste seinen Platz einnahm.

»Ihr müsst lernen, was Ehre ist, sonst habt ihr es nicht verdient, irgendetwas zu lernen.«

Der stets schlecht gelaunte Adelsspross Trin Kronos ließ sich nicht einschüchtern und unterbrach den korpulenten Lehrer. »Mit Ehre gewinnt man keinen Kampf, solange nicht alle Kampfparteien übereinkommen, sich an dieselben Bedingungen zu halten. Wenn Sie sich durch unsinnige Selbsteinschränkungen behindern, Meister, werden Sie von jedem Gegner überwältigt, der bereit ist, die Regeln zu brechen.«

In diesem Moment glaubte Duncan etwas besser zu verstehen, wie es zu den dreisten, provokanten Aktionen gekommen war, die Graf Moritani während des Konflikts mit Ecaz unternommen hatte. Die Grummaner hielten sich nicht an dieselben Spielregeln.

Dinaris Gesicht wurde dunkelrot. »Ein Sieg ohne Ehre ist kein Sieg.«

Kronos schüttelte den Kopf. »Erzählen Sie das den toten Soldaten auf der Verliererseite.« Seine Freunde murmelten anerkennend ihren Glückwunsch zu seiner schlagfertigen Erwiderung. Obwohl die kleine Gruppe klitschnass war, gelang es ihr irgendwie, ihren hochmütigen Stolz zu wahren.

Dinaris Stimme wurde schärfer. »Willst du alle menschliche Kultur aufgeben? Willst du lieber zu einem wilden Tier werden?« Der große Mann trat näher an Kronos heran, der zunächst zögerte und dann zurückwich, wobei er in eine Pfütze trat. »Die Krieger der Ginaz-Schule werden im gesamten Imperium geachtet. Wir bringen die besten Kämpfer und die größten Taktiker hervor, die sogar noch besser als die Sardaukar des Imperators sind. Brauchen wir etwa eine Militärflotte im Orbit über unserem Planeten? Brauchen wir

eine stehende Arme, um Invasoren abzuschrecken? Brauchen wir ein großes Waffenarsenal, damit wir nachts besser schlafen können? Nein! Weil wir uns an einen Ehrencodex halten und überall respektiert werden.«

Entweder bemerkte Kronos es nicht, oder er ignorierte es bewusst, dass ein tödliches Funkeln in die Augen des Schwertmeisters getreten war. »Dann haben Sie einen blinden Fleck: Ihr übermäßiges Selbstvertrauen.«

Eine ganze Weile herrschte Stille, die nur vom beständigen Prasseln des Regens gebrochen wurde. Dinari legte ein erdrückendes Gewicht in seine nächsten Worte. »Aber wir haben unsere *Ehre*. Lerne sie zu würdigen!«

* * *

Wieder regnete es, genauso wie schon seit Monaten. Rivvy Dinari schlenderte zwischen den Reihen der Schüler hin und her. Trotz seiner Körpermasse bewegte sich der Schwertmeister wie eine Brise über den schlammigen Boden. »Wenn ihr das Verlangen nach einem Kampf verspürt, müsst ihr euch vom Verlangen befreien. Wenn ihr Wut auf einen Gegner empfindet, müsst ihr euch von der Wut befreien. Tiere kämpfen wie Tiere. Menschen kämpfen mit ihrer Klugheit.« Sein durchdringender Blick richtete sich auf Duncan. »Klärt euren Geist!«

Duncan hörte auf zu atmen und zu blinzeln. Jede Zelle seines Körpers war erstarrt, alle Nervenfasern schwiegen. Eine feuchte Bö peitschte sein Gesicht, aber er beachtete sie nicht. Der ständige Regen durchnässte seine Kleidung, seine Haut, seine Knochen – doch er stellte sich vor, dass die Feuchtigkeit einfach durch ihn hindurchfloss.

»Stellt jede Bewegung ein. Kein Lidschlag, kein Heben oder Senken des Brustkorbs, nicht das winzigste Zucken eines einzigen Muskels. *Seid wie ein Stein! Löst euch vom bewussten Universum!*«

Nach monatelanger strenger Unterweisung durch Dinari wusste Duncan, wie er seinen Metabolismus verlangsamte,

bis er einen todesähnlichen Zustand erreichte, der als *funestus* bezeichnet wurde. Die Schwertmeister sprachen von einem Reinigungsprozess, durch den sie ihren Geist und Körper auf die Einführung in eine neue Kampftechnik vorbereiteten. Im Zustand des *funestus* empfand Duncan ein unvergleichliches Gefühl des Friedens. Es erinnerte ihn an die Arme seiner Mutter und ihre süße, flüsternde Stimme.

Von der Trance umhüllt konzentrierte Duncan seine Gedanken, seine Vorstellungskraft, seine Energie. Eine intensive Helligkeit erfüllte seine Augen, aber er behielt die Ruhe und weigerte sich zu blinzeln.

Dann spürte er einen plötzlichen Stich im Nacken, wie von einer Nadel. »Aha! Du blutest immer noch«, rief Dinari, als wäre es seine Aufgabe, so viele Kandidaten wie möglich zu vernichten. »Also wirst du auch im Kampf bluten. Du befindest dich nicht im vollkommenen Zustand des *funestus*, Duncan Idaho.«

Er bemühte sich um ein meditatives Stadium, in dem sein Geist die völlige Herrschaft über die *Chi*-Energie hatte, während er völlig ruhig blieb, aber gleichzeitig für den Kampf bereit war. Er strebte nach dem höchsten Konzentrationsniveau, auf dem er sich nicht mehr von überflüssigen und verwirrenden Gedanken ablenken ließ. Er spürte, wie seine Trance immer tiefer wurde, und nahm trotzdem Rivvy Dinaris fortgesetzte verbale Attacken wahr.

»Du trägst das Schwert des Herzogs Paulus Atreides, eine der besten Klingen des Imperiums.« Dinari ragte vor dem Schüler auf, der bemüht war, seine Konzentration und Ausgeglichenheit zu wahren. »Aber du musst dir erst noch das Recht erwerben, es im Kampf benutzen zu dürfen. Du hast kämpferische Fertigkeiten erlernt, aber du hast noch nicht bewiesen, dass du deine eigenen Gedanken beherrschst. Die ausufernde Benutzung des Intellekts verlangsamt die Reaktionen eines Kriegers und trübt seine Instinkte. Körper und Geist sind eins – und du musst beides im Kampf einsetzen.«

Der korpulente Schwertmeister schlich langsam im Kreis um ihn herum. Duncan hielt den Blick geradeaus gerichtet.

»Ich sehe jedes noch so winzige Loch, dessen du dir gar nicht bewusst bist. Wenn ein Schwertmeister versagt, blamiert er nicht nur sich selbst, sondern er bringt seine Kameraden in Gefahr und entehrt sein Haus.«

Duncan spürte einen weiteren Nadelstich im Genick und hörte nun ein zufriedenes Brummen. »Schon besser.« Dinaris Stimme wurde leiser, als er weiterging, um der Reihe nach die anderen zu inspizieren...

Duncan wahrte den *funestus*, während der erbarmungslose Regen auf ihn niederprasselte. Die Welt ringsum wurde still – wie die Stille vor einem Sturm. Die Zeit verlor jede Bedeutung für ihn.

»Aiieeh... huh!«

Auf Dinaris Ruf hin setzte sich Duncans Bewusstsein in Bewegung, es trieb wie ein Boot auf einem schnell fließenden Strom dahin. Er tauchte unter und schwamm durch das metaphorische Wasser auf ein Ziel zu, das sich weit jenseits seines Geistes befand. Er hatte sich schon mehrere Male in diesem mentalen Strom befunden... die Reise des *partus*, der zweiten Stufe in der Meditationsfolge. Er schwemmte alles Alte fort, damit er wie ein Kind ganz von vorn beginnen konnte. Das Wasser war frisch, sauber und warm; es umgab ihn wie ein Mutterleib.

Duncan raste immer schneller durch den Strom, und das Boot war seine gekenterte Seele. Die Dunkelheit wich, als er ein Leuchten über sich sah, das immer heller wurde. Das funkelnde Licht wurde zu einer kristallklaren Helligkeit. Er sah sich selbst als winziges Staubkorn, das nach oben schwamm.

»Aiieeh... huh!«

Auf Dinaris zweiten Ruf hin tauchte Duncan aus dem metaphorischen Fluss auf und befand sich wieder im tropischen Regen und der süßlichen Luft. Er rang hustend nach Atem, genauso wie die anderen Schüler – bis er feststellte, dass er völlig trocken war. Aus seiner Kleidung, aus seinem Haar und von seiner Haut war jede Feuchtigkeit verschwunden. Bevor er seiner Verblüffung Ausdruck verleihen konn-

te, drang der Regen erneut in seine Kleidung, um sie in kürzester Zeit völlig zu durchnässen.

Mit gefalteten Händen blickte der fettleibige Schwertmeister in den grauen Himmel und ließ die Regentropfen wie eine reinigende Taufe über sein Gesicht fließen. Dann senkte er den Kopf und sah mit dem Ausdruck höchster Freude in die Gesichter seiner Schüler. Sie hatten den Zustand des *novellus* erreicht, das letzte Stadium der organischen Wiedergeburt, dessen Erreichen notwendig war, um mit einem komplexen neuen Lehrstoff beginnen zu können.

»Um eine Kampfmethode zu meistern, müsst ihr zulassen, dass sie euch meistert. Ihr müsst euch völlig von ihr erobern lassen.« Die losen, feuchten Enden des roten Tuchs, das sich Schwertmeister Dinari um den Kopf gebunden hatte, hingen ihm ins Genick. »Euer Geist muss wie weicher Ton sein, der jeden Eindruck aufnimmt.«

»Wir werden lernen, Meister«, riefen die Schüler im Chor.

»*Bushido*«, sagte der Schwertmeister feierlich. »Wo beginnt die Ehre? Die alten Samurai-Meister hängten Spiegel in ihren Shinto-Tempeln auf und forderten ihre Anhänger auf, tief in sich selbst hineinzuschauen, damit sie ihre eigenen Herzen sehen, die vielfältigen Reflexionen ihres Gottes. Das Herz ist der Ort, an dem die Ehre wächst und gedeiht.«

Mit einem bedeutungsvollen Blick zu Trin Kronos und den anderen Schülern von Grumman fuhr er fort: »Denkt stets daran, dass die Unehre wie die Wunde in einer Baumrinde ist. Mit der Zeit verschwindet sie nicht, sondern sie wird immer größer.«

Die Klasse musste seine Worte dreimal wiederholen, bevor er fortfuhr. »Für einen Samurai war der Ehrencodex viel wertvoller als jeder Schatz. Sein Wort – das *bushi no ichi-gon* – wurde niemals bezweifelt. Das Gleiche gilt für das Wort jedes Schwertmeisters von Ginaz.«

Endlich lächelte Dinari und zeigte ihnen, wie stolz er auf sie war. »Meine jungen Samurai, zuerst werdet ihr die grundlegenden Bewegungen mit leeren Händen lernen. Wenn ihr

diese Technik perfektioniert habt, folgt die Übung an der Waffe.« Mit seinen fast pechschwarzen Augen blickte er alle Schüler der Reihe nach an, um ihnen Angst zu machen.

»Die Waffe ist eine Verlängerung der Hand.«

* * *

Eine Woche später zogen sich die erschöpften Schüler in ihre Feldbetten in den Zelten an der zerklüfteten Nordküste zurück. Regen prasselte auf ihre Unterkünfte, und Passatwinde wehten die ganze Nacht. Entkräftet von den harten Kämpfen legte sich Duncan schlafen. Die Zeltseile schwirrten, und die Metallösen schlugen im gleichmäßigen Rhythmus gegen die Planen. Die Geräusche lullten ihn ein. Manchmal glaubte er, dass er nie wieder völlig trocken sein würde.

Eine laute Stimme schreckte ihn auf. »Alle aufstehen!« Es war eindeutig Dinaris Stimme, aber im Tonfall des großen Mannes lag noch etwas anderes, etwas Bedrohliches. Eine weitere überraschend angesetzte Übung?

Die Schüler krochen aus den Zelten und stellten sich eilig in ihrer gewohnten Formation auf. Einige trugen Unterwäsche, andere gar nichts. Mittlerweile nahmen sie den Regen kaum noch wahr. Leuchtgloben schwankten im Wind und zerrten an ihren Suspensorseilen.

Schwertmeister Dinari, der immer noch seine Khakihosen trug, ging nervös wie ein Raubtier vor der Klasse auf und ab. Mit jedem Schritt stampfte er schwer und wütend auf. Es war ihm gleichgültig, dass dabei der Schlamm der Pfützen hochspritzte. Hinter ihm heulten die Maschinen eines gelandeten Ornithopters, dessen gegliederte Flügel träge flatterten.

Ein rotes Blinklicht auf dem Dach des Flugzeugs beleuchtete die Gestalt der schlanken, kahlköpfigen Karsty Toper, die Duncan bei seiner Ankunft auf Ginaz in Empfang genommen hatte. Sie trug ihren gewohnten schwarzen Kampfanzug, der jetzt klitschnass war, und hielt eine diplo-

matische Tafel in der Hand, die gegen Feuchtigkeit geschützt war. Ihr Gesichtsausdruck war hart und besorgt, als wäre sie kaum in der Lage, ihre Wut oder Abscheu im Zaum zu halten.

»Vor vier Jahren wurde ein Ecazi-Diplomat von einem Grumman-Botschafter ermordet, nachdem man dem Haus Moritani vorgeworfen hatte, die Nebelholzwälder von Ecaz sabotiert zu haben. Darauf überzogen Truppen von Grumman den Planeten Ecaz auf verbrecherische Weise mit einem Bombenteppich. Diese abscheulichen und illegalen Aggressionen waren eine direkte Verletzung der Großen Konvention. Der Imperator stationierte eine Sardaukar-Legion auf Grumman, um weitere Gewaltaktionen zu unterbinden.« Toper machte eine kurze Pause, damit jeder sich der Konsequenzen bewusst werden konnte.

»Die Formen müssen gewahrt bleiben!«, rief Dinari voller Entrüstung.

Karsty Toper trat vor und hielt das Kristalldokument wie eine Keule in der Hand. Regen strömte über ihre Kopfhaut und ihre Schläfen. »Bevor er seine Sardaukar von Grumman abzog, nahm der Imperator beiden Seiten das Versprechen ab, keine weiteren Angriffe zu unternehmen.«

Duncan hatte keine Ahnung, was diese Ereignisse mit den Anwesenden zu tun hatten, und sah sich zu den anderen Schülern um. Doch niemand schien zu wissen, wovon die Frau sprach oder warum der Schwertmeister so aufgebracht wirkte.

»Nun hat das Haus Moritani erneut zugeschlagen«, sagte Toper. »Der Graf hat die Vereinbarungen aufgekündigt, und Grumman...«

»Sie haben ihr Wort gebrochen!«, fuhr Schwertmeister Dinari dazwischen.

»Und Grumman hat Agenten geschickt, die den Bruder und die älteste Tochter von Erzherzog Armand Ecaz entführten und öffentlich hinrichteten.«

Ein bestürztes Raunen ging durch die versammelten Schüler. Duncan ahnte jedoch, dass dies viel mehr als nur

ein schulischer Vortrag über die politischen Beziehungen zwischen den Großen Häusern war. Er machte sich Sorgen, was noch kommen würde.

Hiih Resser, der rechts von Duncan stand, scharrte unruhig mit den Füßen. Er trug weder Shorts noch Hemd. Zwei Reihen hinter ihnen stand Trin Kronos und schien sich über das, was sein Haus getan hatte, ins Fäustchen zu lachen.

»Sieben Mitglieder dieser Klasse stammen von Grumman, drei von Ecaz. Obwohl diese Häuser eingeschworene Feinde sind, haben Sie keine Feindseligkeiten zugelassen, die den Schulbetrieb gestört hätten. Das gereicht Ihnen allen zur Ehre.« Toper steckte die diplomatische Tafel in eine Tasche.

Der Wind ließ die Enden von Dinaris Tuch um seinen Kopf flattern, doch er stand so unerschütterlich wie eine uralte Eiche da. »Obwohl wir keinen Anteil an diesem Konflikt haben und uns grundsätzlich aus der imperialen Politik heraushalten, kann die Schule von Ginaz eine solche Ehrlosigkeit nicht tolerieren. Ich möchte den Namen Ihres Hauses nicht einmal ausspucken. Alle Grummaner vortreten! In der Mitte sammeln!«

Die sieben Schüler taten wie befohlen. Zwei von ihnen (einschließlich Trin Kronos) waren nackt, aber sie nahmen genauso wie ihre Kameraden Haltung an, als wären sie bekleidet. Resser schien beunruhigt und beschämt; Kronos hingegen hob voller Entrüstung den Kopf.

»Sie haben zwei Möglichkeiten, sich zu entscheiden«, sagte Toper. »Ihr Haus hat die imperialen Gesetze gebrochen und Schande über sich gebracht. Nachdem Sie mehrere Jahre auf Ginaz verbracht haben, verstehen Sie die Ernsthaftigkeit eines solch abscheulichen Vergehens. Nie zuvor wurde ein Schüler aus rein politischen Gründen von dieser Schule verwiesen. Daher haben Sie die Wahl, ob Sie entweder die schändliche Vorgehensweise des Grafen verurteilen wollen - oder unverzüglich und für immer aus der Akademie verstoßen werden.« Sie zeigte auf den wartenden Ornithopter.

Trin Kronos zog eine finstere Miene. »Nach all Ihren Vorträgen über die *Ehre* fordern Sie uns also auf, unserem Haus und unserer Familie die Loyalität zu verweigern? Einfach so?« Er blickte auf den korpulenten Schwertmeister. »Ohne Loyalität kann es keine Ehre geben. Ich werde auf ewig Grumman und dem Haus Moritani die Treue halten.«

»Die Loyalität gegenüber einer ungerechten Sache ist eine Perversion der Ehre.«

»Eine ungerechte Sache?« Kronos reckte entrüstet den nackten Körper und wurde rot vor Wut. »Es steht mir nicht zu, die Entscheidungen meines Herrn in Frage zu stellen – *genauso wenig wie Ihnen.*«

Resser blickte geradeaus und sah seine Kameraden nicht an. »Ich habe mich entschieden, ein Schwertmeister zu werden. Ich werde hierbleiben.« Der junge Mann mit dem roten Haar trat zurück in die Reihe neben Duncan, während die anderen Grummaner ihn wie einen Verräter anstarrten.

Die übrigen fünf hielten zu Kronos und weigerten sich nachzugeben. Der Moritani-Sprößling knurrte: »Sie werden die Konsequenzen zu tragen haben, wenn Sie Grumman beleidigen. Der Graf wird Ihnen niemals verzeihen, dass Sie Partei ergriffen haben.« Seine Worte klangen wie ein Fluch, aber weder Schwertmeister Dinari noch Karsty Toper ließen sich davon beeindrucken.

Die Grummaner bemühten sich um eine stolze und überhebliche Haltung, obwohl es ihnen offensichtlich unangenehm war, dass man sie in eine solche Lage gebracht hatte. Duncan hatte ein gewisses Verständnis für sie, als ihm bewusst wurde, das auch sie sich für den Weg der Ehre entschieden hatten – auch wenn es ein anderer Weg war. Trotz aller Anschuldigungen waren sie nicht bereit, ihr Haus im Stich zu lassen. Wenn er selbst gezwungen gewesen wäre, zwischen der Loyalität zur Ginaz-Schule oder zum Haus Atreides zu wählen, hätte er sich ohne Zögern für Herzog Leto entschieden...

Die Schüler von Grumman hatten nur wenige Minuten, um sich anzuziehen und ihre Sachen zu packen, bevor sie in den Thopter stiegen. Die Flügel wurden vollständig ausgefahren und schlugen heftiger, worauf das Gefährt durch den Regen aufstieg und über das dunkle Wasser davonflog, bis das rote Blinklicht wie ein sterbender Stern verblasste.

47

Das Universum ist ein unzugänglicher, unverständlicher und völlig absurder Ort... von dem das Leben - insbesondere das intelligente Leben - entfremdet ist. Es gibt keine Sicherheit und kein Grundprinzip, auf dem das Universum beruht. Es gibt nur vorübergehende, verborgene Beziehungen, die sich auf wenige Aspekte beschränken und zwangsläufig nicht von Dauer sind.

Meditationen aus Bifrost Eyrie,
Texte des Buddhislam

Rabbans Gemetzel an den Pelzwalen im Tula-Fjord war nur die erste einer ganzen Reihe von Katastrophen, die über Abulurd Harkonnen hereinbrachen.

Eines sonnigen Tages, als nach einem langen und harten Winter endlich das Tauwetter einsetzte, wurde Bifrost Eyrie unter einer schrecklichen Schneelawine begraben. Es war das größte der Bergklöster, die von den abgeschieden lebenden buddhislamischen Mönchen errichtet worden waren, und gleichzeitig der Stammsitz der Vorfahren des Hauses Rabban.

Schnee und Eis stürzten in einem weißen Inferno herab und machten alles dem Erdboden gleicht. Gebäude wurden zerstört und Tausende von Gläubigen verschüttet. Emmis Vater Onir Rautha-Rabban schickte ein dringendes Hilfeersuchen ins Blockhaus.

Bedrückt bestiegen Abulurd und Emmi einen Ornithopter, der mehrere große Transporter mit einheimischen Freiwilligen anführte. Abulurd steuerte das Gefährt mit einer Hand, während die andere die seiner Frau hielt. Er nahm sich einen Moment Zeit, um ihr markantes Profil und das

lange schwarze Haar zu studieren. Obwohl sie im klassischen Sinne keine Schönheit war, wurde er nie müde, sie zu betrachten und in ihrer Nähe zu sein.

Sie flogen die zerklüftete Küste entlang und drangen dann tief in die wilden Berge vor. Viele der isolierten Klöster hatten nicht einmal Straßen, die in die steilen Täler führten. Alle benötigten Rohstoffe wurden aus den Bergen gewonnen; die Menschen und Vorräte kamen per Thopter.

Vor vier Generationen hatte das geschwächte Haus Rabban die Industrie und die finanziellen Anrechte auf den Planeten an die Harkonnens abgetreten – unter der Bedingung, dass ihnen ein Leben in Frieden gestattet wurde. Die religiösen Orden bauten Klöster und konzentrierten ihre Aktivitäten auf Schriften und Sutras, mit denen sie die subtilsten Nuancen der Theologie zu ergründen versuchten. Dem Haus Harkonnen war es einerlei.

Bifrost Eyrie war eine der ersten Städte gewesen, die wie ein Traum von Shangri-La in den unzugänglichen Gebirgszügen erbaut worden waren. Steinmetze errichteten die Gebäude so hoch auf den Klippen, dass sie über die ewige Wolkendecke Lankiveils hinausragten. Von den Meditationsbalkonen sah es aus, als würden die Berggipfel wie Inseln in einen Meer aus weißen Kumuluswolken treiben. Die Türme und Minarette waren mit Gold überzogen, das man mühsam in fernen Lagerstätten abgebaut hatte; jede flache Wand war mit Reliefs verziert, die uralte Sagen oder moralische Allegorien darstellten.

Abulurd und Emmi hatten Bifrost Eyrie viele Male besucht, um ihren Vater zu treffen oder sich einfach zurückzuziehen und auszuspannen. Als sie nach sieben Jahren vom staubigen Arrakis nach Lankiveil zurückgekehrt waren, hatten sie beide einen ganzen Monat in Bifrost Eyrie benötigt, um ihren Geist zu reinigen.

Und jetzt hatte eine Lawine dieses großartige Monument fast völlig zerstört. Abulurd wusste nicht, ob er den Anblick der Verwüstung würde ertragen können.

Sie saßen angespannt nebeneinander, während er den Ornithopter lenkte und versuchte, das Gefährt in den unberechenbaren Windverhältnissen ruhig zu halten. Da es nur wenige Landmarken und keine Straßen gab, verließ er sich auf die Koordinaten, die das Navsystem des Thopters anzeigte. Sie überwanden einen messerscharfen Grat und flogen über ein weites Gletschertal. Dann ging es einen schwarzen Abhang hinauf, über dem die Stadt lag. Das Sonnenlicht war blendend hell.

Emmi blickte mit ihren jaspisbraunen Augen in die Ferne, zählte Berggipfel, um sich zu orientieren, und zeigte dann auf eine Stelle, ohne mit der anderen Hand seine loszulassen. Abulurd erkannte ein paar golden glitzernde Türme und die milchweißen Steine, aus denen die großartigen Gebäude errichtet worden waren. Ein komplettes Drittel von Bifrost Eyrie war buchstäblich ausradiert worden, als hätte ein gigantischer Eisbesen den Felshang geglättet und von allen Hindernissen gesäubert, ganz gleich, ob es Steine, Gebäude oder betende Mönche waren.

Der Thopter landete auf dem ehemaligen Hauptplatz der Stadt, der nun als Ausgangspunkt der Rettungsaktionen diente. Die überlebenden Mönche und Besucher hatten sich über das Schneefeld verteilt, wo sie mit provisorischen Werkzeugen oder sogar mit bloßen Händen versuchten, weitere Überlebende zu retten. Doch hauptsächlich gruben sie gefrorene Leichen aus.

Abulurd stieg aus dem Thopter und streckte seiner Frau eine Hand entgegen, um ihr zu helfen. Er machte sich Sorgen, falls ihre Beine genauso zitterten wie seine. Obwohl kalte Böen ihnen feinen Eisstaub ins Gesicht wehten, waren die Tränen, die in Abulurds blassen Augen standen, nicht auf den Wind zurückzuführen.

Als der Bürgermeister Onir Rautha-Rabban sie sah, eilte er sofort herbei. Sein Mund über dem bärtigen Kinn öffnete und schloss sich ein paarmal, aber er brachte kein Wort heraus. Schließlich schlang er einfach die dicken Arme um seine Tochter und drückte Emmi fest an seine mächtige

Brust. Auch Abulurd begrüßte seinen Schwiegervater mit einer Umarmung.

Bifrost Eyrie war für seine Architektur und die Prismenfenster berühmt gewesen, die Regenbogeneffekte auf die Berge spiegelten. Die Menschen, die hier lebten, waren Handwerker, die künstlerisch wertvolle Stücke an wohlhabende und anspruchsvolle Kunden von anderen Welten verkauften. Am berühmtesten waren jedoch die unersetzlichen Bücher, in feinster Kalligraphie ausgeführte und mit Illustrationen versehene Kopien der umfangreichen Orange-Katholischen Bibel. Nur die reichsten Großen Häuser des Landsraads konnten sich eine von den Mönchen Lankiveils handgeschriebene und illuminierte Bibel leisten.

Von besonderem Interesse waren die singenden Kristallskulpturen gewesen, die man aus Höhlen geholt und sorgsam nach Wellenlängen arrangiert hatte, sodass ein Quarzkristall, wenn er angeschlagen wurde, den nächsten zur Resonanz brachte und so weiter, bis eine harmonische Musik ertönte, wie sie im ganzen Imperium einzigartig war...

»Weitere Arbeiter und Transporter sind bereits unterwegs«, sagte Abulurd zu Onir Rautha-Rabban. »Sie bringen Werkzeug und lebensnotwendige Dinge mit.«

»Wir sehen hier nur Kummer und Trauer«, sagte Emmi. »Ich weiß, dass es noch zu früh ist, um einen klaren Gedanken zu fassen, Vater, aber können wir irgendetwas für euch tun...?«

Der breitschultrige Mann mit dem grauen Bart nickte. »Ja, durchaus, meine Tochter.« Onir blickte Abulurd in die Augen. »Unser Zehnter an das Haus Harkonnen ist nächsten Monat fällig. Wir haben genügend Kristalle, Wandteppiche und Bücher verkauft und die entsprechende Geldsumme zur Seite gelegt. Aber nun...« Er deutete auf die Ruinen, die die Lawine hinterlassen hatte. »Alles liegt irgendwo dort begraben, und das Geld, das wir noch haben, brauchen wir für...«

Im ursprünglichen Vertrag zwischen den Häusern Rabban und Harkonnen hatten sich alle religiösen Siedlun-

gen auf Lankiveil verpflichtet, jedes Jahr eine bestimmte Summe abzutreten. Damit waren sie von allen weiteren Verpflichtungen befreit und wurden in Ruhe gelassen. Abulurd hob die Hand. »Kein Grund zur Sorge.«

Obwohl die Rücksichtslosigkeit eine Tradition seiner Familie war, hatte sich Abulurd stets bemüht, ein guter Mensch zu sein und andere mit dem Respekt zu behandeln, der ihnen zustand. Doch seit sein Sohn die Wale aus dem Tula-Fjord vertrieben hatte, kam er sich vor, als würde er in ein dunkles, tiefes Loch rutschen. Nur seine Liebe zu Emmi hielt ihn noch aufrecht und gab ihm Kraft und Optimismus.

»Lasst euch damit so viel Zeit, wie ihr braucht. Jetzt kommt es darauf an, Überlebende zu finden und mit dem Wiederaufbau zu beginnen.«

Onir Rautha-Rabban war so verzweifelt, dass er nicht einmal die Kraft für Tränen hatte. Er starrte auf die Leute, die am Berghang arbeiteten. Die Sonne strahlte am klaren blauen Himmel. Die Lawine hatte das Leid, das sie über seine Welt gebracht hatte, mit einem makellosen Weiß übertüncht.

* * *

In seinem Privatzimmer auf Giedi Primus, in das er sich häufig mit seinem Neffen und dem Mentaten zum Grübeln zurückzog, reagierte Baron Harkonnen mit angemessener Entrüstung auf die Neuigkeit. Er hüpfte mithilfe seines Suspensorgürtels durch das Durcheinander, während die anderen auf Formsesseln Platz genommen hatten. Ein neuer Gehstock, der hauptsächlich dekorativen Zwecken diente, lehnte gegen den Sessel, stets in Reichweite, falls es ihm danach war, jemanden zu schlagen. Im Gegensatz zu seinem ersten, den er vom Balkon geworfen hatte, war der Griff dieses Stocks mit einem Harkonnen-Greifen verziert.

Dekorative Säulen ragten in jeder Ecke des Raumes auf und trugen zur stilistisch sehr uneinheitlichen Architektur bei. In einer Ecke stand ein trockener Springbrunnen. Es gab keine Fenster, da der Baron ohnehin nur selten die Aus-

sicht zu genießen wünschte. Die polierten Fliesen fühlten sich kalt unter seinen bloßen Füßen an, die den Boden dank seiner Suspensoren wie ein Flüstern berührten. In einer anderen Ecke lag eine Stange mit dem zerknüllten Banner der Harkonnens an der Wand, seitdem irgendjemand sie dorthin geworfen hatte.

Der Baron bedachte Glossu Rabban mit einem finsteren Blick. »Dein Vater demonstriert wieder einmal, wie weichherzig und schwachköpfig er ist.«

Rabban zuckte zusammen, da er befürchtete, mit dem Befehl zurückgeschickt zu werden, Abulurd zur Vernunft zu bringen. Er trug eine gepolsterte ärmellose Jacke aus braunem Leder, die seine muskulösen Arme freiließ. Sein kurz geschorenes rotes Haar war durch den Helm, den er häufig trug, zu einer Tolle aufgeworfen worden. »Es wäre schön, wenn du mich nicht ständig daran erinnerst, dass er mein Vater ist«, versuchte er den Zorn des Barons abzulenken.

»Seit vier Generationen waren die Zahlungen der Klöster von Lankiveil ein stetig fließender Strom. So wurde es vertraglich mit dem Haus Rabban vereinbart. Sie haben immer pünktlich gezahlt. Sie kennen die Bedingungen. Und jetzt wollen sie sich wegen ein bisschen...« – der Baron schnaufte – »*Schnee* vor ihren Abgaben drücken? Wie kann Abulurd einfach so mir nichts, dir nichts seine Untertanen von ihren steuerlichen Verpflichtungen befreien? Wo bleibt sein Verantwortungsgefühl als planetarischer Gouverneur?«

»Wir können jederzeit verfügen, dass die anderen Städte mehr zu zahlen haben«, schlug Piter de Vries vor. Er zuckte nervös, als ihm zusätzliche Möglichkeiten durch den Kopf gingen. Er stand von seinem Sessel auf und ging durch den Raum auf den Baron zu. Sein loses Gewand rauschte, als er mit der Anmut und Lautlosigkeit eines rachsüchtigen Geistes dahinglitt.

»Ich bin überhaupt nicht damit einverstanden, einen derartigen Präzedenzfall zu schaffen«, sagte der Baron. »Mir ist es lieber, wenn unsere Finanzen ordentlich geregelt sind –

und bislang hat es nie Probleme mit Lankiveil gegeben.« Er begab sich zu einem kleinen Tisch und goss sich ein Glas Kirana-Brandy ein. Er nippte daran und hoffte, dass das rauchig schmeckende Getränk die Schmerzen aus seinen Gelenken vertrieb. Seit er mit dem Schwebemechanismus ausgestattet war, hatte der Baron sogar noch mehr zugenommen, weil er sich kaum noch bewegte. Sein Körper fühlte sich wie ein belastender Klotz an, der an seinen Knochen hing.

Die Haut des Barons verströmte den Duft von Eukalyptus- und Nelkenöl, die seinem täglichen Bad beigemischt wurden. Die Massagejungen hatten ihm Salben tief in die Haut eingerieben, doch sein dahinsiechender Körper verspürte kaum Linderung.

»Wenn wir mit einer Stadt Nachsicht üben, wird das zu einer Epidemie inszenierter Katastrophen führen.« Er verzog die vollen Lippen zu einem Schmollmund, und seine pechschwarzen Augen suchten nach Rabban.

»Ich verstehe gut, warum du unzufrieden bist, Onkel. Mein Vater ist ein Idiot.«

De Vries hob einen langen, knochigen Finger. »Ich möchte auf etwas anderes hinweisen, mein Baron. Lankiveil wirft durch den Walpelzhandel hohe Gewinne ab. Praktisch unsere gesamten Einnahmen kommen aus diesem Gewerbezweig. Die Erlöse des Kunsthandwerks in den Klöstern sind nicht zu verachten, ja... aber insgesamt ist es nur ein unbedeutender Anteil. Generell ist es natürlich wichtig, dass alle bezahlen, aber wir *brauchen* dieses Geld nicht.« Der Mentat machte eine Pause.

»Worauf willst du hinaus?«

Er hob die buschigen Augenbrauen. »Ich will damit sagen, Baron, dass wir es uns in diesem speziellen Fall leisten können – wie soll ich sagen? –, ein Exempel zu statuieren.«

Rabban lachte laut und schallend, ganz ähnlich wie sein Onkel. Sein Exil auf Lankiveil war für ihn immer noch ein wunder Punkt.

»Das Haus Harkonnen herrscht über das Lehen von Rabban-Lankiveil«, sagte der Baron. »Angesichts der Schwankungen auf dem Gewürzmarkt müssen wir jedes gewinnbringende Unternehmen unter Kontrolle halten. Vielleicht haben wir die Aktivitäten meines Halbbruders etwas zu nachlässig beobachtet. Vielleicht glaubt er jetzt, dass er nach Belieben Milde walten lassen kann, ohne dass wir eingreifen. Solche Ideen dürfen wir nicht tolerieren.«

»Was willst du tun, Onkel?« Rabban beugte sich vor und kniff die dicken Augenlider zusammen.

»Die Frage ist, was *du* tun wirst. Ich brauche jemanden, der mit Lankiveil vertraut ist und weiß, wie man Machtansprüche durchsetzt.«

Rabban schluckte nervös, weil er ahnte, was kommen würde.

»Du wirst nach Lankiveil zurückkehren«, befahl der Baron. »Aber diesmal nicht in Ungnade. Diesmal hast du dort eine Aufgabe zu erledigen.«

48

Die Bene Gesserit erzählen keine bequemen Lügen. Die Wahrheit ist uns nützlicher.

Bene-Gesserit-Codex

An einem bewölkten Morgen saß Herzog Leto allein im Hof von Burg Caladan und starrte auf das unberührte Frühstück aus Eiern und geräuchertem Fisch. Ein Magnetbrett mit metallimprägnierten Papierdokumenten lag neben seiner rechten Hand. Kailea schien sich immer seltener um alltägliche Geschäftsangelegenheiten zu kümmern. Es gab so viele Dinge zu tun, von denen nur wenige interessant waren.

Auf dem Tisch standen noch die Überreste von Thufir Hawats Mahlzeit. Der Mentat hatte eilig gefrühstückt und war bald aufgebrochen, weil er sich um die Sicherheitsvorkehrungen des anstehenden Tages kümmern musste. Letos Gedanken kehrten immer wieder zum Heighliner zurück, der sich seit kurzem im Orbit befand, und zum Shuttle, das demnächst auf der Oberfläche des Planeten landen würde.

Was wollen die Bene Gesserit von mir? Warum schicken sie eine Delegation nach Caladan? Er hatte nichts mehr mit der Schwesternschaft zu tun gehabt, seit Rhombur sich Tessia zur festen Konkubine erwählt hatte. Die Vertreterin wollte mit ihm über eine ›äußerst wichtige Angelegenheit‹ sprechen, weigerte sich jedoch, weitere Details zu offenbaren.

Seine Eingeweide verkrampften sich. In der vergangenen Nacht hatte er nicht gut geschlafen. Der Wahnsinn des Moritani-Ecaz-Konflikts lastete ihm auf der Seele. Während er durch seine entschlossenen diplomatischen Bemühungen Ansehen im Landsraad gewonnen hatte, erschreckten ihn die jüngste Entführung und Hinrichtung der Familienmitglieder

des Erzherzogs. Leto war Armand Ecaz' Tochter Sanyá einmal begegnet, hatte sie sympathisch gefunden und sie sogar für eine Heirat in Betracht gezogen. Aber nun hatten Banditen von Grumman Sanyá und ihren Onkel getötet.

Er wusste, dass sich dieses Problem nicht ohne weiteres Blutvergießen lösen ließ.

Leto beobachtete einen orange-gelben Schmetterling, der über einer Blumenvase auf dem Frühstückstisch flatterte. Einen Augenblick lang ließ ihn das hübsche Insekt seine Sorgen vergessen, doch bald schon drängten sich die Fragen wieder in sein Bewusstsein.

Vor Jahren hatten die Bene Gesserit ihm während seines Verwirkungsverfahrens ihre Hilfe angeboten. Aber er hatte gewusst, dass solche Großzügigkeiten nur selten umsonst zu haben waren. Thufir Hawat hatte Leto gewarnt, obwohl er sich der Risiken längst bewusst war: »Die Bene Gesserit verdingen sich für niemanden als Laufburschen. Sie haben dieses Angebot gemacht, weil sie es so wollten, weil sie auf irgendeine Weise davon profitieren.«

Hawat hatte natürlich Recht. Die Schwestern waren Meisterinnen im Spiel um Informationen, Macht und Positionen. Eine Bene Gesserit von Verborgenem Rang war mit dem Imperator verheiratet, Shaddam hatte ständig eine uralte Wahrsagerin in seiner Nähe, und eine andere Schwester war die Ehefrau von Shaddams Gewürzminister Graf Hasimir Fenring geworden.

Warum sind sie ständig so sehr an mir interessiert?, fragte er sich.

Der Schmetterling landete auf dem Magnetbrett neben seiner Hand und protzte mit den wunderschön gemusterten Flügeln.

Selbst mit seinen hoch entwickelten Mentatenfähigkeiten konnte Hawat keine sinnvollen Erklärungen für die Motive der Schwesternschaft ermitteln. Vielleicht sollte Leto Tessia danach fragen. Rhomburs Konkubine gab auf direkte Fragen normalerweise direkte Antworten. Aber auch wenn Tessia jetzt zum Haushalt der Atreides gehörte, blieb die

junge Frau der Schwesternschaft treu verbunden. Und keine Organisation verstand sich besser darauf, ihre Geheimnisse zu wahren, als die Bene Gesserit.

In einem spektakulären Farbenspiel tanzte der Schmetterling nun genau vor seinen Augen. Er streckte eine Hand aus – und zu seiner Überraschung landete das Geschöpf darauf. Es war so leicht, dass er kaum etwas spürte.

»Hast du die Antworten, nach denen ich suche? Ist es das, was du mir sagen willst?« Der Schmetterling schien sich vertrauensvoll darauf zu verlassen, dass Leto ihm nichts tat. Genauso verhielt es sich mit dem heiligen Vertrauen, das das gute Volk von Caladan in ihn setzte. Der Schmetterling flog wieder davon und landete auf dem Boden, wo er im Schatten des Frühstückstischs nach Tau suchte.

Plötzlich trat ein Hausdiener auf den Hof. »Mylord, die Delegation ist früher als erwartet eingetroffen. Sie warten bereits am Raumhafen.«

Leto stand abrupt auf und warf dabei das Magnetbrett vom Tisch, das auf die kalten Pflastersteine fiel. Der Diener eilte herbei, um es aufzuheben, aber Leto wehrte ihn ab, als er sah, das der Schmetterling darunter zerquetscht worden war. Durch seine Nachlässigkeit hatte er das zarte Geschöpf getötet. Verstört kniete er einen Augenblick lang am Boden.

»Ist alles in Ordnung, Mylord?«, fragte der Diener.

Leto richtete sich auf, säuberte flüchtig das Magnetbrett und setzte eine stoische Miene auf. »Teilen Sie der Delegation mit, dass ich sie nicht am Raumhafen, sondern in meinem Arbeitszimmer empfangen werde.«

Als der Diener davoneilte, hob Leto den toten Schmetterling auf und legte ihn zwischen zwei Magnetpapierblätter. Der Körper des Insekts war zerquetscht, aber die herrlichen Flügel waren unversehrt. Er wollte das Tier in Klarplaz einhüllen lassen, damit es ihn stets daran erinnerte, wie leicht jede Schönheit durch eine kurze Unachtsamkeit zerstört werden konnte...

* * *

In seiner schwarzen Uniform mit grünem Umhang und herzoglichen Insignien erhob sich Leto vom Schreibtisch aus Elacca-Holz. Er verbeugte sich, als fünf schwarz gewandete Schwestern eintraten, angeführt von einer grauhaarigen Frau mit ernstem Gesicht, eingefallenen Wangen und hellen Augen. Sein Blick wanderte nur kurz zu einer bronzehaarigen jungen Schönheit an ihrer Seite.

»Ich bin die Ehrwürdige Mutter Gaius Helen Mohiam«, sagte die ältere Frau, deren Gesicht keine Spur von Feindseligkeit zeigte, sich aber auch nicht zu einem Lächeln entspannte. »Vielen Dank, dass Sie uns erlaubt haben, mit Ihnen zu sprechen, Herzog Leto Atreides.«

»Normalerweise empfange ich keine Besucher, die sich so kurzfristig ankündigen«, sagte er mit einem kühlen Nicken. Hawat hatte ihm geraten, die Frauen nach Möglichkeit auf Distanz zu halten. »Doch da die Schwesternschaft nicht sehr häufig meine Geduld beansprucht, kann ich eine Ausnahme machen.« Leto gab seinem Kriegermentaten einen Wink, und ein Hausdiener schloss die Tür zu Letos privatem Arbeitszimmer. »Ehrwürdige Mutter, darf ich Ihnen Thufir Hawat vorstellen, meinen Sicherheitsbeauftragten...«

»Ah, der berühmte Meister der Assassinen«, sagte sie und sah ihn an.

»Das ist kein offizieller Titel.« Hawat, misstrauisch und wachsam wie immer, verbeugte sich leicht. Die Atmosphäre war extrem angespannt, und Leto wusste nicht, was er dagegen tun konnte.

Als die Frauen in den weich gepolsterten Sesseln Platz nahmen, wurde Letos Blick wieder vom Mädchen mit dem bronzefarbenen Haar angezogen, das stehen blieb. Die junge Frau war vielleicht siebzehn Jahre alt und hatte ein ovales Gesicht mit intelligenten grünen Augen, eine leichte Stupsnase und volle Lippen. Ihre Haltung war elegant und würdevoll. Hatte er sie schon einmal gesehen? Er war sich nicht sicher.

Mohiam sah sich zu dem Mädchen um und bedachte sie

mit einem strengen Blick, als gäbe es zwischen ihnen eine Unstimmigkeit. »Das ist Schwester Jessica, eine sehr talentierte Schülerin, die auf vielen Gebieten ausgebildet wurde. Wir möchten sie für Ihren Haushalt empfehlen.«

»Sie *empfehlen*?«, fragte Hawat mit scharfem Unterton. »Als Dienerin oder als Ihre Spionin?«

Das Mädchen warf ihm einen entrüsteten Blick zu, hatte sich aber sofort wieder in der Gewalt.

»Als Gemahlin oder auch nur als Beraterin. Das muss der Herzog entscheiden.« Mohiam ging überhaupt nicht auf Hawats Unterstellungen ein. »Die Schwestern haben in vielen Häusern ihren Wert als Ratgeberinnen bewiesen, einschließlich des Hauses Corrino.« Ihr Blick war auf Leto konzentriert, obwohl es keinen Zweifel gab, dass sie jede Bewegung Hawats verfolgte. »Eine Schwester mag aus Beobachtungen ihre Schlussfolgerungen ziehen... aber das macht sie noch nicht zu einer Spionin. Viele Aristokraten halten unsere Frauen für gute Gefährtinnen, hübsch, bewandert in den Künsten der...«

Leto unterbrach sie. »Ich habe bereits eine Konkubine, die die Mutter meines Sohnes ist.« Er sah sich zu Hawat um, der damit beschäftigt war, alle neuen Daten zu analysieren.

Mohiam antwortete mit einem wissenden Lächeln. »Ein bedeutender Mann wie Sie kann mehr als nur eine Frau haben, Herzog Atreides. Sie haben sich noch keine Ehegattin erwählt.«

»Im Gegensatz zum Imperator unterhalte ich keinen Harem.«

Die anderen Schwestern schienen ungeduldig zu werden, und die Ehrwürdige Mutter stieß einen langen Seufzer aus. »Die ursprünglich Bedeutung des Wortes ›Harem‹, Herzog Atreides, schloss sämtliche Frauen ein, für die ein Mann verantwortlich war, neben Ehefrauen und Konkubinen auch seine Mutter und seine Schwestern. Ein sexuelles Verhältnis war nicht impliziert.«

»Wortspiele«, brummte Leto.

»Möchten Sie mit Worten spielen, Herzog Leto, oder ein gutes Geschäft abschließen?« Die Ehrwürdige Mutter blickte zu Hawat, als müsste sie überlegen, wie viel sie vor dem Mentaten sagen durfte. »Wir sind auf eine Angelegenheit aufmerksam geworden, die direkt das Haus Atreides betrifft. Es geht um eine gewisse Intrige, die vor Jahren gegen Sie in die Wege geleitet wurde.«

Hawat reagierte mit einem kaum merklichen Zucken, während Leto sich interessiert vorbeugte. »Was für eine Intrige, Ehrwürdige Mutter?«

»Bevor wir Ihnen diese brisante Information offenbaren, müssen wir zu einer Übereinkunft gelangen.« Diese Bedingung überraschte Leto nicht im Geringsten. »Ist es wirklich zu viel verlangt, was wir als Gegenleistung erwarten?« Da die Sache von großer Bedeutung war, zog Mohiam in Erwägung, die *Stimme* einzusetzen, doch der Mentat würde es zweifellos bemerken. Jessica stand immer noch etwas abseits, wie ein Ausstellungsstück. »Jeder Mann von Adel wäre froh, dieses hübsche Kind in sein Gefolge aufzunehmen... ganz gleich, in welcher Stellung.«

Letos Gedanken rasten. *Offensichtlich wollen sie auf Caladan jemanden in gehobener Position unterbringen. Aber zu welchem Zweck? Nur um Einfluss zu gewinnen? Wozu die Mühe? Tessia ist doch bereits hier, falls sie so dringend eine Spionin brauchen. Das Haus Atreides hat einen gewissen Respekt und Einfluss, aber im Landsraad ist es nicht besonders mächtig.*

Warum bin ich für sie so interessant?

Und warum wollen sie mir dieses spezielle Mädchen aufzwingen?

Leto kam hinter seinem Schreibtisch hervor und winkte Jessica. »Komm bitte zu mir!« Die junge Frau glitt durch das Zimmer. Sie war einen Kopf kleiner als der Herzog und eine makellose Schönheit. Sie sah ihn lange mit unerschütterlichem Blick an.

»Ich habe gehört, alle Bene Gesserit seien Hexen«, sagte

er, während er mit einem Finger durch ihr seidiges Haar strich.

»Aber wir haben Herzen und Körper«, sagte sie mit sanfter Stimme, ohne den Blick abzuwenden. Ihre Lippen waren sinnlich und einladend.

»Und wozu wurde dein Herz und dein Körper ausgebildet?«

Sie antwortete mit leiser, aber fester Stimme. »Loyal zu sein, liebenden Trost zu spenden... Kinder zu bekommen.«

Leto sah sich zu Thufir Hawat um. Der wettergegerbte Krieger hatte die Mentatentrance verlassen und nickte zum Zeichen, dass er keine Einwände gegen dieses Geschäft hatte. Zuvor hatten die beiden vereinbart, der Delegation nicht zu freundlich zu begegnen, um zu sehen, wie die Bene Gesserit unter Druck reagierten. Sie wollten sie aus dem Gleichgewicht bringen, damit der Mentat sie gründlich beobachten konnte. Dies schien die Gelegenheit zu sein, über die sie gesprochen hatten.

»Ich glaube nicht, dass die Bene Gesserit je etwas geben, ohne gleichzeitig zu nehmen«, erwiderte Leto in plötzlichem Zorn.

»Aber, Mylord...« Jessica konnte den Satz nicht vollenden, weil Leto ohne Vorwarnung ein Messer mit juwelenbesetztem Griff aus einer Scheide an seiner Hüfte gezogen hatte. Er packte sie wie eine Geisel und hielt ihr die Klinge an die Kehle.

Ihre Begleiterinnen rührten sich nicht. Sie blickten Leto mit zermürbender Unerschütterlichkeit an, als wären sie davon überzeugt, dass Jessica sich jederzeit mit tödlichen Mitteln aus dieser Lage befreien konnte. Mohiam sah ihn mit undurchdringlicher Miene an.

Jessica legte den Kopf zurück, um die glatte, weiche Haut ihrer Kehle völlig zu entblößen. Genauso taten es D-Wölfe, wie sie in der Mütterschule gelernt hatte. Wenn man sich völlig in die Gewalt des Angreifers begab, würde er den Angriff einstellen.

Die Spitze von Letos Messer drückte leicht gegen ihre

Haut, ohne sie zu verletzen. »Ich traue Ihrem Angebot nicht.«

Jessica erinnerte sich an die Worte, die Mohiam ihr zugeflüstert hatte, bevor sie auf dem Raumhafen von Cala City aus dem Shuttle gestiegen waren. »Die Kette darf nicht zerreißen«, hatte ihre Mentorin ernst befohlen. »Du musst uns das weibliche Kind gebären, das wir benötigen.«

Jessica hatte nicht erfahren, welche Rolle sie im Zuchtprogramm der Schwesternschaft spielte, und es stand ihr auch nicht zu, danach zu fragen. Viele junge Mädchen wurden als Konkubinen an Große Häuser vermittelt, und Jessica hatte keinen Grund zur Annahme, dass sie sich in irgendeiner Weise von allen anderen unterschied. Sie achtete ihre Vorgesetzten und bemühte sich, ihren Erwartungen gerecht zu werden, doch manchmal rieb sie sich an Mohiams Unnachgiebigkeit. Sie hatten sich während der Reise nach Caladan gestritten, und die Unstimmigkeit war noch nicht ganz verflogen.

»Ich könnte dich auf der Stelle töten«, flüsterte Leto ihr ins Ohr. Doch weder ihr noch den anderen Schwestern konnte verborgen bleiben, dass sein Zorn nur gespielt war. Vor Jahren hatte sie diesen dunkelhaarigen Mann auf Wallach IX beobachtet und studiert, während sie sich im Schatten eine Galerie verborgen hatte.

Sie drückte leicht den Hals gegen die Schneide. »Sie sind kein kaltblütiger Mörder, Leto Atreides.«

Er zog die Klinge zurück, ohne den Griff um ihre Taille zu lockern. »Du hast nichts von mir zu befürchten«, sagte er.

»Kommen wir miteinander ins Geschäft, Herzog Leto?«, fragte Mohiam, die sich nicht im Geringsten durch sein Verhalten irritieren ließ. »Ich versichere Ihnen, dass unsere Informationen... höchst interessant sind.«

Leto mochte es nicht, wenn er in die Enge getrieben wurde, dennoch trat er von Jessica zurück. »Sie sagten, es geht um eine Intrige gegen mich?«

Ein Lächeln spielte um die runzligen Mundwinkel der Ehrwürdigen Mutter. »Zuerst müssen Sie der Vereinbarung

zustimmen. Jessica bleibt hier und wird mit dem gebührenden Respekt behandelt.«

Leto und sein Mentat tauschten einen Blick. »Sie darf auf Burg Caladan wohnen«, sagte er schließlich, »aber ich erkläre mich nicht bereit, mit ihr ins Bett zu gehen.«

Mohiam hob die Schultern. »Benutzen Sie sie nach Belieben. Jessica ist eine wertvolle und nützliche Frau, aber vergeuden Sie nicht ihre Talente.« *Die Biologie wird für alles Weitere sorgen.*

»Ehrwürdige Mutter, welche Informationen haben Sie uns mitzuteilen?«, fragte Hawat.

Mohiam räusperte sich, bevor sie antwortete. »Es geht um den Zwischenfall vor einigen Jahren, der dazu führte, dass Ihnen fälschlicherweise vorgeworfen wurde, zwei Tleilaxu-Schiffe angegriffen zu haben. Wir haben erfahren, dass die Harkonnens dahinterstecken.«

Leto und Hawat erstarrten gleichzeitig. Die Stirn des Mentaten legte sich in tiefe Falten, während er konzentriert auf weitere Daten wartete.

»Haben Sie Beweise für diese Behauptung?«, erkundigte sich Leto.

»Sie haben ein unsichtbares Kampfschiff eingesetzt, mit dem sie das Feuer auf die Tleilaxu eröffneten, um einen Krieg zwischen dem Haus Atreides und den Bene Tleilax anzuzetteln. Das Wrack dieses Schiffes befindet sich in unserem Besitz.«

»Ein *unsichtbares* Schiff? Davon habe ich noch nie gehört.«

»Dennoch existiert es. Wir haben den Prototyp, das einzige Exemplar. Glücklicherweise hatten die Harkonnens mit technischen Problemen zu kämpfen, die letztlich dazu führten, dass es... in der Nähe unserer Mütterschule abstürzte. Wir konnten außerdem in Erfahrung bringen, dass die Harkonnens nicht in der Lage sind, ein weiteres solches Schiff zu bauen.«

Der Mentat beobachtete sie genau. »Haben Sie die Technik analysiert?«

»Wir können die Ergebnisse unserer Untersuchungen nicht offenbaren. Eine solch furchterregende Waffe würde großen Schaden im Imperium anrichten.«

Leto lachte bellend, voller Erleichterung, dass er endlich die Antwort auf eine Frage hatte, die ihm seit fünfzehn Jahren keine Ruhe gelassen hatte. »Thufir, wir gehen mit dieser Information zum Landsraad, damit mein Name ein für alle Mal reingewaschen wird. Ehrwürdige Mutter, stellen Sie uns all Ihre Beweise und Dokumente zur Verfügung...«

Mohiam schüttelte den Kopf. »Das gehört nicht zum Geschäft. Der Sturm hat sich verzogen, Herzog Leto. Ihr Verwirkungsverfahren ist vorbei, und Sie wurden von allen Vorwürfen freigesprochen.«

»Aber die Sache wurde nie geklärt. Einige der Großen Häuser haben immer noch den Verdacht, dass ich für den Überfall verantwortlich bin. Sie könnten stichhaltige Beweise für meine Unschuld vorlegen.«

»Bedeutet Ihnen das wirklich so viel, Herzog Leto?« Sie hob die Augenbrauen. »Vielleicht könnten Sie diese Information auf wesentlich effektivere Weise nutzen. Die Schwesternschaft wird Sie nicht unterstützen, wenn Sie lediglich Ihren Stolz oder Ihr gutes Gewissen reparieren wollen.«

Leto kam sich wie ein hilfloser kleiner Junge vor. »Wie können Sie mit einer solchen Information zu mir kommen und erwarten, dass ich einfach stillhalte? Wenn Sie mir keine Beweise überlassen, ist sie völlig wertlos für mich.«

Mohiam runzelte die Stirn, und ihre dunklen Augen funkelten. »Ich bitte Sie, Herzog Leto! Ist das Haus Atreides nur an äußerlichen Dingen und Dokumenten interessiert? Ich dachte, Sie wüssten den Wert der Wahrheit zu schätzen. Und ich habe Ihnen die Wahrheit offenbart.«

»Das sagen Sie«, entgegnete Hawat.

»Der weise Herrscher hat Geduld.« Mohiam gab ihren Begleiterinnen durch ein Zeichen zu verstehen, dass sie zum Aufbruch bereit war. »Eines Tages werden Sie feststellen,

wie Sie diese Information auf nützliche Weise einsetzen können. Verlieren Sie nicht den Mut. Machen Sie sich bewusst, wie viel es bedeutet, zu wissen, was seinerzeit wirklich im Heighliner vorgefallen ist, Herzog Leto Atreides.«

Hawat wollte etwas einwenden, aber Leto hob die Hand. »Sie hat Recht, Thufir. Diese Antworten besitzen für mich einen großen Wert.« Sein Blick wanderte zum bronzehaarigen Mädchen. »Jessica darf hierbleiben.«

49

Wer sich der Adrenalinsucht hingibt, wendet sich gegen die gesamte Menschheit. Und er wendet sich gegen sich selbst. Er flieht vor den durchführbaren Lebensaufgaben und gesteht eine Niederlage ein, die er selbst durch seine eigenen gewalttätigen Aktionen bewirkt hat.

Cammar Pilru, Ixianischer Botschafter im Exil,
Über den Sturz ungerechter Regime

Die geheime Sprengstofflieferung traf unversehrt ein, nachdem sie von bestochenen Schiffsbesatzungen übernommen, zwischen Kisten versteckt und an einer ganz bestimmten Laderampe in den Höhlen der Raumhafenschlucht deponiert worden war.

C'tair, der dafür gesorgt hatte, dass er den Frachtarbeitern zugeteilt war, entdeckte die winzigen Markierungen und leitete den unscheinbaren Container um, wie er es schon viele Male zuvor getan hatte. Doch als er die Sprengsätze auspackte, staunte er. Es mussten Tausende sein! Abgesehen von einer Gebrauchsanweisung gab es keine weitere Botschaft, nicht einmal einen codierten Hinweis auf die Herkunft, aber C'tair wusste auch so, wer der Absender war. So viel Material hatte Prinz Rhombur ihm noch nie geschickt. C'tair fasste neue Hoffnung und spürte die Last einer enormen Verantwortung.

Nur noch wenige äußerst vorsichtige Rebellen arbeiteten im Untergrund. Sie blieben für sich und trauten niemandem. C'tair verhielt sich genauso. Mit Ausnahme von Miral Alechem setzte er seinen Kampf ganz allein fort, auch wenn Rhombur – genauso wie die Tleilaxu – offenbar glaubte, dass es einen viel größeren und organisierteren Widerstand gab.

Mit diesem Sprengstoff ließen sich einige Schwächen ausgleichen.

Als Jugendlicher war Prinz Rhombur recht pummelig gewesen. C'tair kannte ihn als gutmütigen Trottel, der viel mehr Zeit darauf verwendet hatte, geologische Proben zu sammeln, als sich mit der Staatskunst oder der ixianischen Industrieproduktion vertraut zu machen. Solche Dinge hatte er problemlos auf später verschieben können.

Doch dann hatte sich alles verändert, als die Tleilaxu kamen. *Alles.*

Selbst im Exil besaß Rhombur immer noch Passwörter und Beziehungen zur Transportverwaltung, die für die Versorgung der Fabrikstadt mit Rohstoffen verantwortlich war. Es war ihm gelungen, lebenswichtige Ausrüstung einzuschmuggeln – und nun diese Sprengsätze. C'tair schwor sich, jeden einzelnen sinnvoll einzusetzen. Seine größte Sorge bestand nun darin, das explosive Material gut zu verstecken, damit kein dumpfer Suboide zufällig auf den wahren Inhalt des Behälters stieß.

In der gestohlenen Uniform eines höherrangigen Arbeiters brachte er die Sprengstofflieferung zusammen mit anderen unauffälligen Paketen auf einem Suspensorwagen in die Stalaktit-Stadt. Er legte keine Eile an den Tag, während er zu seinem Versteck unterwegs war. Sein Gesichtsausdruck blieb leer und nichtssagend, meistens schwieg er, und er reagierte kaum auf Bemerkungen oder Beleidigungen der Tleilaxu-Meister.

Als er schließlich das richtige Stockwerk erreicht hatte, schob er sich geduckt durch den getarnten Eingang in den abgeschirmten Raum. Nachdem er die schwarzen Plaz-Waffeln auf einen Haufen geschichtet hatte, legte er sich schwer atmend auf seine Pritsche.

Jetzt konnte er den ersten größeren Schlag seit Jahren planen.

Er schloss die Augen. Wenig später hörte er ein Klicken an der Tür, dann Schritte und ein Rascheln. Er blickte überhaupt nicht auf, weil die Geräusche vertraut klangen. Für

ihn waren sie ein kleiner Trost in einer ansonsten trostlosen Welt. Er nahm ihren schwachen, süßen Geruch wahr.

Seit Monaten lebte er nun schon mit Miral Alechem zusammen. Sie hatten sich aneinander geklammert, seit sie sich zum ersten Mal in einem dunklen Tunnel geliebt hatten, leise und nervös, stets auf der Hut vor Sardaukar-Patrouillen. Während seiner Jahre als ixianischer Patriot hatte C'tair dem Drang nach einer persönlicheren Beziehung widerstanden und jeden engen Kontakt zu anderen Menschen vermieden. Es war einfach zu gefährlich und würde ihn von seinem Ziel ablenken. Miral jedoch hatte dieselbe Vision wie er, dasselbe brennende Verlangen. Und sie war so wunderschön...

Jetzt hörte er, wie sie etwas auf dem Boden abstellte. Sie küsste ihn auf die Wange. »Ich habe ein paar Sachen besorgt, Hochenergiedrähte, eine Lasereinheit, eine...« Dann hörte er, wie sie scharf den Atem einsog.

C'tair lächelte und hielt die Augen geschlossen. Sie hatte die gestapelten Sprengkörper entdeckt.

»Ich habe da auch etwas.« Unvermittelt setzte er sich auf und erklärte, wie er an die Sprengladungen gelangt war und wie sie funktionierten. Die schwarzen Waffeln von der Größe einer kleinen Münze enthielten mehrere Explosivkügelchen mit genügend Sprengkraft, um ein kleineres Gebäude zu zerstören. Mit nur einer Handvoll konnten sie erheblichen Schaden anrichten, wenn sie sinnvoll plaziert wurden.

Ihre Finger näherten sich dem Stapel, dann zögerte sie. Mit ihren großen dunklen Augen sah sie ihn an. Miral war der beste Mensch, dem er jemals begegnet war. Sie ging ähnlich hohe Risiken wie er ein, wofür er sie bewunderte. Sie hatte nicht versucht, ihn zu verführen. Ihre Beziehung hatte sich einfach ereignet. Sie waren wie füreinander gemacht.

Er dachte kurz an seine jugendliche Schwärmerei für Kailea, die Tochter des Grafen Vernius. Das war eine pubertäre Phantasie gewesen, ein Spiel, das vielleicht eine Chance ge-

habt hätte, Wirklichkeit zu werden, wenn Ix nicht gefallen wäre. Miral jedoch war Realität.

»Keine Sorge«, beruhigte er sie. »Man braucht einen Zünder, um sie hochgehen zu lassen.« Er zeigte auf eine kleine rote Kiste, die mit Steckzeitzündern gefüllt war.

Sie nahm eine Waffel in die Hand und untersuchte sie, wie ein Juwelier von Hagal ein neues Feuerjuwel begutachtet hätte. C'tair konnte sich vorstellen, welche Möglichkeiten ihr durch den Kopf gingen, strategisch günstige Stellen in der Stadt, wo die Sprengladungen den Eroberern großen Schmerz und schweren Schaden zufügen würden.

»Ich habe mir bereits ein paar Ziele ausgesucht«, sagte er. »Es wäre gut, wenn du mir dabei helfen könntest.«

Sie legte die Waffeln vorsichtig zurück, dann ließ sie sich mit ihm auf die Pritsche fallen. »Darauf kannst du Gift nehmen!« Ihr Atem strich heiß über sein Gesicht. Sie konnten es kaum erwarten, sich endlich von der störenden Kleidung zu befreien.

Nachdem sie sich mit einer Heftigkeit geliebt hatten, die durch ihre großen Pläne angefacht wurde, schlief C'tair länger, als er es sich normalerweise gestattete. Als er ausgeruht und bereit war, gingen Miral und er mehrmals alle nötigen Schritte durch, bis die Abläufe und Sicherheitsvorkehrungen stimmten. Dann bereiteten sie im abgeschirmten Versteck mehrere Sprengsätze vor und nahmen die übrigen Ladungen mit. Bevor sie durch den versiegelten Eingang traten, vergewisserten sie sich mittels ihrer Scanner, dass der äußere Korridor leer war.

Wehmütig verabschiedeten sich C'tair und Miral vom gut gesicherten Versteck, das C'tair so viele Jahre lang gute Dienste geleistet hatte. Jetzt sollte es eine letzte Aufgabe erfüllen und den Invasoren einen schmerzhaften Stich versetzen.

Die Bene Tleilax würden niemals erfahren, was plötzlich über sie hereinbrach.

* * *

C'tair stapelte die Kisten zwischen die anderen, die für die geheimen Experimente der Tleilaxu im Forschungspavillon benötigt wurden. Eine der Kisten war mit explosiven Waffeln präpariert, sah jedoch genauso wie die übrigen aus, die auf das automatische Schienensystem verladen wurden. Das Paket würde mitten ins bestens gesicherte Herz der geheimen Anlage befördert werden.

Er verschwendete keinen letzten Blick auf die spezielle Kiste, sondern stellte sie einfach zu den anderen, um dann unauffällig den Zeitzünder zu aktivieren. Er beeilte sich, einen weiteren Container aufzuladen. Als ein Suboide stolperte, nahm C'tair dem Arbeiter die Kiste ab und stellte sie selbst auf den Transportschlitten, um jede Verzögerung zu vermeiden. Obwohl er die Aktion mit ausreichender Sicherheitsspanne geplant hatte, fiel es ihm schwer, sich nicht anmerken zu lassen, wie nervös er war. Miral Alechem befand sich in einem Gang unter einem großen Gebäude mit Tleilaxu-Büros in den oberen Stockwerken und brachte dort ebenfalls Sprengladungen an. Inzwischen musste sie die Vorbereitungen abgeschlossen haben und sich auf dem Rückzug befinden.

Mit lautem Summen setzte sich der beladene Schlitten in Bewegung und fuhr mit zunehmender Geschwindigkeit über die Schienen zum Laborkomplex. C'tair brannte darauf zu erfahren, was hinter den blinden Fenstern geschah, doch weder Miral noch er hatten irgendetwas darüber herausfinden können. Aber es wäre bereits eine große Genugtuung, dort einfach nur Schaden anzurichten.

Die Tleilaxu waren trotz der fortgesetzten blutigen Unterdrückung im Laufe von sechzehn Jahren nachlässig geworden. Ihre Sicherheitsvorkehrungen waren lächerlich... und er wollte ihnen jetzt zeigen, was sie falsch machten. Dieser Schlag musste kräftig genug sein, um sie ins Schwanken zu bringen, weil der nächste Versuch nicht mehr so leicht sein würde.

Als C'tair dem Schlitten nachschaute, unterdrückte er ein

schadenfrohes Grinsen. Hinter ihm beluden die Arbeiter ein weiteres Gefährt. Er sah zur Höhlendecke und den filigranen Gebäuden hinauf, die wie kopfüber hängende Inseln aus dem projizierten Himmel ragten.

Das Timing war entscheidend. Alle vier Bomben mussten fast gleichzeitig hochgehen.

Dieser Sieg würde eher psychologischer als materieller Natur sein. Die Tleilaxu mussten zur Schlussfolgerung gelangen, dass eine große und bestens koordinierte Widerstandsbewegung für diese Anschläge verantwortlich war, dass die Rebellen über zahlreiche Mitglieder und eine organisierte Struktur verfügten.

Sie dürfen niemals darauf kommen, dass wir nur zu zweit sind.

Bei einem überwältigenden Erfolg mochten sich andere ermutigt fühlen, den Kampf wieder aufzunehmen. Wenn genügend Ixianer die Initiative ergriffen, würde die große Rebellion wie eine sich selbst erfüllende Prophezeiung sein.

Er atmete tief durch und wandte sich den anderen Kisten zu. Er wagte es nicht, irgendein abweichendes Verhalten an den Tag zu leben. Oben flogen ständig Überwachungskapseln mit blinkenden Lichtern und alles sehenden Trans-Augen hin und her.

Er sah nicht auf sein Chronometer, aber er wusste, dass der Zeitpunkt nahe war.

Als die erste Explosionswelle durch den Höhlenboden lief, hielten die stumpfsinnigen Arbeiter inne und blickten sich verwirrt um. C'tair wusste, dass die Detonation an den Abfallgruben genügen musste, um die Räume zum Einsturz zu bringen und die Förderbänder unbrauchbar zu machen. Vielleicht würden die Trümmer sogar die tiefen Magmaschächte verstopfen.

Bevor irgendwem sein zufriedener Gesichtsausdruck auffallen konnte, explodierten die Stalaktit-Gebäude an der Höhlendecke.

Die kombinierten Sprengladungen in seinem abge-

schirmten Versteck verwüsteten mehrere Ebenen des Verwaltungskomplexes. Ein Flügel des Großen Palais war völlig zertrümmert und hing nur noch an einigen Streben und Kabeln.

Trümmer regneten auf den Höhlenboden, wo Arbeiter panisch die Flucht ergriffen. Grelles Licht und eine dicke Staubwolke breitete sich von der Decke nach unten aus.

Alarmsirenen heulten auf und hallten wie ein Gewitter von den Felswänden zurück. Einen solchen Lärm hatte er seit dem ersten Aufstand der Suboiden vor vielen Jahren nicht mehr gehört. Alles lief wie am Schnürchen.

In vorgetäuschtem Entsetzen wich er zusammen mit den anderen ixianischen Arbeitern zurück und verlor sich in der schützenden Menge. Er roch den Staub der zertrümmerten Gebäude und den Gestank der Furcht.

Dann hörte er eine ferne Explosion aus der Richtung des Gebäudes, an dem Miral gearbeitet hatte. Sie war zweifellos klug genug gewesen, sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Und schließlich – seine Planung erwies sich als perfekt – traf der beladene Transportschlitten an der Ladestation im geheimen Forschungspavillon ein. Die letzte Sprengladung verwandelte sich in tosendes Feuer und schwarze Rauchwolken. Zwischen den dicken Wänden klang der Explosionsknall wie eine Urgewalt.

Feuer breiteten sich aus. Bewaffnete Sardaukar eilten wie aufgescheuchte Ameisen umher und suchten nach dem Ursprung der gleichzeitigen Anschläge. In ihrer Wut und Verzweiflung schossen sie auf die Höhlendecke. Der Alarm heulte, Tleilaxu-Meister brüllten über das Lautsprechersystem unverständliche Befehle in ihrer eigenen Sprache, und die Arbeiter murmelten ängstlich.

Doch selbst in diesem Chaos bemerkte C'tair einen seltsamen Ausdruck in einigen ixianischen Gesichtern: eine gewisse Befriedigung und das Erstaunen, dass so etwas möglich war. Sie hatten schon vor langem jeden Kampfeswillen verloren.

Jetzt gewannen sie ihn vielleicht zurück.

Endlich, dachte C'tair, als er versuchte, verständnisloses Entsetzen zu mimen und sein Lächeln zu verbergen. Er reckte die Schultern, ließ sie jedoch sofort wieder hängen, um nicht aus der Rolle des besiegten und willfährigen Gefangenen zu fallen.

Endlich hatten sie den Invasoren einen schweren Schlag versetzen können.

50

Es gibt keine Möglichkeit, Informationen auszutauschen, ohne dass Urteile gefällt werden.

Bene-Gesserit-Axiom

Vom Balkon ihrer Privatgemächer beobachtete Jessica ihre tantenhafte, pausbäckige Hausdame. Im Trainingshof neben dem westlichen Wachhaus redete die Frau atemlos auf Thufir Hawat ein und gestikulierte übertrieben mit den Händen. Beide blickten immer wieder zu ihrem Fenster herauf.

Hält der Mentat mich für strohdumm?

Seit Jessica vor einem Monat nach Caladan gekommen war, hatte man ihr jeden Wunsch mit kühler Effizienz erfüllt. Sie wurde wie ein respektierter Gast behandelt – und keinen Deut besser. Thufir Hawat hatte sich persönlich um ihr Wohlergehen gekümmert und sie in den ehemaligen Räumen von Lady Helena Atreides untergebracht. Nachdem sie mehrere Jahre lang versiegelt gewesen waren, hatten sie gut durchgelüftet werden müssen, doch die schönen Möbel, das Bad mit Pool und der Sonnenraum sowie die umfangreiche Garderobe waren viel mehr, als sie benötigte. Eine Bene Gesserit hatte nur wenig Bedarf an Komfort und Luxus.

Der Mentat hatte ihr außerdem die übereifrige Hausdame zugeteilt, die sie umflatterte wie eine Motte das Licht und immer wieder neue kleine Aufgaben fand, die sie ständig in Jessicas Nähe hielten. Offensichtlich arbeitete sie als Spionin für Hawat.

Ohne Vorankündigung und ohne Angabe von Gründen hatte Jessica die Frau an diesem Morgen aus ihren Diensten entlassen. Jetzt wartete sie auf die Folgen dieser Entschei-

dung. Würde der Meister der Assassinen persönlich zu ihr kommen oder einen Vertreter schicken? Würde er ihre implizierte Botschaft überhaupt verstehen? *Unterschätzen Sie mich nicht, Thufir Hawat!*

Vom Balkon aus beobachtete sie, wie er die Diskussion mit der in Ungnade gefallenen Frau abbrach. Mit sicheren und kraftvollen Schritten entfernte er sich vom westlichen Wachhaus und näherte sich der eigentlichen Burg.

Ein seltsamer Mann, dieser Mentat. An der Mütterschule hatte sich Jessica alles über Hawats Hintergrund eingeprägt, wie er die Hälfte seines Lebens in einem Ausbildungszentrum für Mentaten verbracht hatte, zuerst als Schüler und später als Philosoph und Taktikfachmann, bevor Herzog Paulus Atreides, Letos Vater, ihn kurz nach seinem Amtsantritt gekauft hatte.

Mit Hilfe ihrer Beobachtungsfähigkeiten als Bene Gesserit musterte Jessica den wettergegerbten, selbstbewussten Mann. Hawat unterschied sich von anderen Absolventen der Mentatenschulen, von den introvertierten Charakteren, die vor allzu persönlichen Kontakten zurückschraken. Dieser Mann war tatkräftig und intelligent und dem Haus Atreides auf geradezu fanatische Weise treu ergeben. In seiner Gefährlichkeit ähnelte er dem durch die Tleilaxu verderbten Piter de Vries, doch Hawat war das ethische Gegenteil des Harkonnen-Mentaten. Das alles war sehr ungewöhnlich...

Natürlich war ihr nicht entgangen, dass auch der alte Meister der Assassinen sie gründlich analysiert hatte, um durch die Abwägung von Daten und Wahrscheinlichkeiten zu Schlussfolgerungen über sie zu gelangen. Hawat konnte in der Tat sehr gefährlich sein.

Alle wollten wissen, warum sie hier war, warum die Bene Gesserit sie ausgesucht und nach Caladan geschickt hatten und was ihr Auftrag war.

Als Jessica ein dumpfes Pochen an der Tür hörte, ließ sie ihren Besucher persönlich herein. *Jetzt werden wir sehen, was er zu sagen hat. Genug gespielt.*

Hawats Lippen waren feucht vom Sapho-Saft, und in den tief liegenden braunen Augen stand Besorgnis und Aufregung. »Bitte erklären Sie, warum Sie mit der Dienerin, die ich für Sie ausgesucht habe, nicht zufrieden sind, Mylady.«

Jessica trug einen lavendelfarbenen Hausanzug aus Soosatin, der die Rundungen ihres schlanken Körpers zur Geltung brachte. Ihr Make-up war minimal, nur etwas Lavendel über den Augen und als Lippenfarbe. Ihr Gesicht drückte Unnachgiebigkeit aus. »Angesichts Ihrer legendären Findigkeit hätte ich von Ihnen deutlich mehr Finesse erwartet, Thufir Hawat. Wenn Sie mich ausspionieren wollen, sollten Sie jemanden mit etwas mehr Geschick einsetzen.«

Ihre offene Antwort überraschte ihn, und er betrachtete die junge Frau nun mit deutlich größerem Respekt. »Ich bin für die persönliche Sicherheit des Herzogs verantwortlich, Mylady. Ich muss alle Maßnahmen ergreifen, die ich zu seinem Schutz für notwendig halte.«

Jessica schloss die Tür, und sie blieben im Eingangsbereich stehen – nahe genug für einen tödlichen Angriff. »Mentat, was wissen Sie über die Bene Gesserit?«

Ein feines Lächeln verzog sein ledriges Gesicht. »Nur das, was die Schwesternschaft Außenstehenden zu wissen gestattet.«

Ihre Stimme wurde eine Spur lauter. »Als die Ehrwürdigen Mütter mich hierher brachten, wurde auch ich zur eingeschworenen Dienerin des Herzogs. Glauben Sie, ich könnte irgendeine Gefahr für ihn darstellen? Dass die Schwesternschaft offen gegen einen Fürsten des Landsraads vorgeht? Ist Ihnen bewusst, dass es in der Geschichte des Imperiums noch nie einen solchen Fall gegeben hat? Weil es Selbstmord für die Bene Gesserit wäre.« Ihre Nasenflügel bebten. »Denken Sie nach, Mentat! Wie lautet Ihre Analyse?«

Nach einem bedrückenden Moment des Schweigens sagte Hawat: »Mir ist kein derartiger Fall bekannt, Mylady.«

»Trotzdem haben Sie mir diese tolpatschige Magd unter-

geschoben, damit sie mich überwacht. Warum haben Sie solche Angst vor mir? Was befürchten Sie?« Sie verzichtete darauf, die *Stimme* einzusetzen, was Hawat ihr niemals verziehen hätte. Stattdessen fügte sie eine leisere Drohung hinzu. »Ich warne Sie, versuchen Sie nicht, mich anzulügen!« *So, jetzt kann er sich den Kopf darüber zerbrechen, ob ich eine Hellseherin bin!*

»Ich muss mich für diese Indiskretion entschuldigen, Mylady. Vielleicht war ich ein wenig... übereifrig in meinem Bemühen, den Herzog zu beschützen.« *Sie ist eine starke junge Frau,* dachte Hawat. *Dem Herzog hätte Schlimmeres widerfahren können.*

»Ihre Ergebenheit ist bewundernswert.« Jessica bemerkte, dass ein sanfterer Ausdruck in seine Augen getreten war, doch es war keine Furcht, sondern nur etwas mehr Respekt. »Ich bin erst seit kurzem hier, während Sie den Atreides bereits seit drei Generationen dienen. Am Bein haben Sie eine Narbe, die Ihnen ein salusanischer Stier zufügte, als Sie den alten Herzog beschützen wollten, nicht wahr? Für Sie ist es nicht leicht, sich auf neue Dinge einzustellen.« Sie wich einen winzigen Schritt vor ihm zurück und ließ eine Spur von Bedauern in ihren Tonfall einfließen. »Bislang hat Ihr Herzog mich eher wie eine entfernte Verwandte behandelt, aber ich hoffe, dass er in Zukunft nicht mehr so viel Missfallen an mir haben wird.«

»Er hat überhaupt kein Missfallen an Ihnen, Mylady. Aber er hat sich bereits Kailea Vernius als Lebensgefährtin erwählt. Sie ist die Mutter seines Sohnes.«

Jessica hatte nicht lange gebraucht, um festzustellen, dass es in dieser Beziehung zu Reibungen gekommen war. »Ich bitte Sie, Mentat, sie ist weder seine gebundene Konkubine noch seine Ehefrau. In jedem Fall hat er kein Geburtsrecht auf den Jungen übertragen. Welchen Schluss können wir aus diesem Tatbestand ziehen?«

Hawats Haltung versteifte sich, als wäre er beleidigt worden. »Leto hat von seinem Vater gelernt, nur dann zu heira-

ten, wenn es dem Haus Atreides einen politischen Vorteil verschafft. Er hat viele Angebote aus dem Landsraad erhalten, aber er hat sich noch nicht für die beste Partie entschieden... obwohl er darüber nachdenkt.«

»Dann soll er weiter nachdenken.« Jessica gab ihm mit einer Geste zu verstehen, dass das Gespräch beendet war. Sie wartete, bis er sich zum Gehen gewandt hatte, dann fügte sie hinzu: »Bis dahin, Thufir Hawat, wäre es mir lieber, wenn ich meine Hausdamen selbst aussuchen darf.«

»Wie Sie wünschen.«

Nachdem der Mentat gegangen war, analysierte Jessica ihre Situation, allerdings mehr unter langfristigen Aspekten als denen ihrer aktuellen Mission für die Schwesternschaft. Mit den Verführungstechniken der Bene Gesserit konnte sie ihre Attraktivität verstärken. Leto war jedoch ein stolzer und eigensinniger Mann. Wenn er ihre Absichten erriet, würde er ihr den Versuch der Beeinflussung übel nehmen. Nichtsdestotrotz hatte Jessica eine Aufgabe zu erfüllen.

Sie hatte bemerkt, dass er sie in manchen Momenten mit Schuldgefühlen in den Augen betrachtete – insbesondere nach Auseinandersetzungen mit Kailea. Doch wenn Jessica versuchte, diese Momente auszunutzen, zog er sich jedes Mal vor ihr zurück.

Und es war auch nicht hilfreich, in den ehemaligen Gemächern der Lady Helena zu wohnen. Leto suchte diese Räume nur ungern auf. Seit dem Tod von Paulus Atreides war die Beziehung zwischen Leto und seiner Mutter von äußerster Feindseligkeit geprägt. Helena hatte sich in eine abgelegene religiöse Einsiedelei zurückgezogen, um ›sich auszuruhen und zu meditieren‹. Für Jessica klang das nach einer Verbannung, aber sie hatte bei ihren Nachforschungen keinen Hinweis auf einen möglichen Grund entdeckt. Solange sie in diesen Zimmern wohnte, würde eine emotionale Barriere zwischen ihnen stehen.

Leto Atreides war zweifellos ein attraktiver Mann, und Jessica hätte keine Probleme, ihn als Partner zu akzeptie-

ren. Wenn sie ehrlich war, *begehrte* sie ihn sogar. Sie tadelte sich jedes Mal, wenn sie solche Anwandlungen erlebte – was viel zu häufig geschah. Sie durfte sich nicht von Gefühlen irritieren lassen; Liebe war für die Bene Gesserit tabu.

Ich habe eine Aufgabe zu erfüllen, rief sie sich ins Gedächtnis. Jessica blieb nichts anderes übrig, als auf den richtigen Zeitpunkt und die richtige Gelegenheit zu warten.

51

Die Unendlichkeit zieht uns an wie ein Flutlicht in der Nacht – und macht uns blind für die Ausschweifungen, die sie in der Endlichkeit anrichten kann.

Meditationen aus Bifrost Eyrie,
Texte des Buddhislam

Vier Monate nach der Lawinenkatastrophe statteten Abulurd Harkonnen und seine Frau der Bergstadt einen öffentlichkeitswirksamen Besuch ab. Die Tragödie von Bifrost Eyrie hatte ganz Lankiveil einen Schock versetzt und das Volk enger zusammengeschmiedet.

Emmi und er hatten ihre unerschütterliche Treue und gemeinsame Stärke demonstriert. Abulurd hatte es seit Jahren vorgezogen, als Herrscher eher hinter den Kulissen zu wirken und nicht einmal den Titel zu führen, auf den er Anspruch hatte. Er wollte, dass sich das Volk von Lankiveil selbst verwaltete und sich freiwillig gegenseitige Hilfestellung leistete. Er betrachtete die Dorfbewohner, Jäger und Fischer als große Familie mit gemeinsamen Interessen.

Dann hatte Emmi ihren Ehemann mit stiller Zuversicht überzeugt, dass eine öffentliche Pilgerreise als amtierender planetarischer Gouverneur die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Not der Bergfestung lenken würde. Der Bürgermeister Onir Rautha-Rabban würde sie mit offenen Armen empfangen.

Abulurd und Emmi waren in einem großen Transporter unterwegs, begleitet von Dienern und Angestellten, von denen viele kaum über die Walfangdörfer hinausgekommen waren. Die drei Ornithopter flogen langsam über Gletscher und schneebedeckte Berge hinweg und näherten sich den

zerklüfteten Tälern, in denen sich die Klosterstadt versteckte.

Die Sonne spiegelte sich glitzernd im Schnee und an den Eiskristallen, die die Berggipfel überzuckerten, und ließen die Welt unberührt und friedlich erscheinen. Als ewiger Optimist hoffte Abulurd, dass die Bewohner von Bifrost jetzt in eine noch bessere Zukunft blicken konnten. Er hatte eine Rede geschrieben, deren Grundaussage auf diese Botschaft hinauslief, obwohl er nicht viel Erfahrung mit Ansprachen vor großen Mengen hatte. Trotzdem freute er sich darauf. Er hatte seine Rede bereits zweimal mit Emmi als Publikum geübt.

Das Gefolge des Gouverneurs landete auf einem Plateau vor den steilen Klippen von Bifrost Eyrie, dann stiegen Abulurd und seine Leute aus. Emmi ging an der Seite ihres Gatten und sah in ihrem schweren blauen Umhang sehr vornehm aus. Er nahm ihren Arm.

Der Wiederaufbau war erstaunlich weit fortgeschritten. Die Arbeiter hatten den Schneekeil abgetragen und die verschütteten Gebäude wieder freigelegt. Da der größte Teil der wunderbaren Architektur zerstört oder schwer beschädigt war, hatte man sie mit einem Netz aus Gerüsten überzogen. Die besten Steinmetze von Lankiveil arbeiteten rund um die Uhr und fügten Stein um Stein aufeinander, um der Stadt ihre ehemalige Pracht zurückzugeben. Natürlich würde Bifrost Eyrie nie wieder genauso wie früher sein... Aber vielleicht wurde die Stadt noch schöner als zuvor, wie ein Phoenix, der sich aus dem Schnee erhob.

Der stämmige Onir Rautha-Rabban trat vor, um sie zu begrüßen. Er trug ein goldenes Gewand, das mit schwarzem Walpelz besetzt war. Emmis Vater hatte sich nach der Katastrophe den vollen grauen Bart abrasiert. Jedes Mal, wenn er in einen Spiegel blickte, wollte er daran erinnert werden, wie viel seine Bergstadt verloren hatte. Diesmal wirkte sein breites, kantiges Gesicht zufriedener als bei ihrer letzten Begegnung, und in seinen Augen strahlte wieder ein Feuer, das Hoffnung machte.

Zur Ankunft des planetarischen Gouverneurs stiegen die Arbeiter von den Gerüsten und folgten den festgetretenen Pfaden durch das Schneefeld, die zum großen Platz der Stadt führten. Nach der Fertigstellung würden hohe Gebäude wie Götter auf den Platz herabschauen, doch selbst die unfertigen Bauten wirkten beeindruckend.

Seit der Lawine hatte es das Wetter gut mit ihnen gemeint, aber in ein bis zwei Monaten würde der Einbruch des nächsten Winters sie zwingen, die Arbeiten einzustellen und sich ein halbes Jahr lang hinter dicken Steinmauern zu verkriechen. In dieser Saison würde Bifrost Eyrie nicht mehr fertig werden. Angesichts des Ausmaßes der Bauarbeiten wurde es vielleicht niemals fertig. Aber die Menschen würden stets weiterbauen und ihr in Stein gehauenes Gebet an den Himmel von Lankiveil vervollkommnen.

Als sich die Menge versammelt hatte, hob Abulurd die Hände und rief sich seine Rede ins Gedächtnis. Dann verschwanden plötzlich alle Worte aus seinem Geist und ließen nur Nervosität zurück. Emmi, die wie eine Königin an seiner Seite stand, berührte seinen Arm, um ihm Zuversicht zu geben. Sie flüsterte ihm den ersten Satz seiner Rede zu, damit er sich erinnerte, was er sagen wollte.

»Meine Freunde«, rief er laut und grinste verlegen, »die Lehren des Buddhislam halten uns zur Wohltätigkeit, harten Arbeit und Unterstützung der Bedürftigen an. Es gibt kein besseres Beispiel für eine Zusammenarbeit, die von Herzen kommt, als den freiwilligen Aufbau, den Sie hier unternehmen...«

Ein Raunen ging durch die Menge, und die Menschen zeigten bedeutungsvoll zum Himmel hinauf. Abulurds Verunsicherung wuchs wieder, bis er sich umblickte. In diesem Moment schrie Emmi auf.

Eine Formation schwarzer Schiffe war am azurblauen Himmel erschienen. Es waren Kampfschiffe mit dem Greifen des Hauses Harkonnen, die genau auf die Berge zuhiel-

ten. Abulurd legte die Stirn in Falten, doch eher vor Verwirrung als vor Schreck. Er sah seine Frau an. »Was hat das zu bedeuten, Emmi? Ich habe keine Schiffe gerufen.« Aber sie hatte auch keine bessere Erklärung als er.

Sieben Kampfjäger näherten sich mit brüllenden Triebwerken im Tiefflug. Abulurd machte sich Sorgen, dass der Lärm weitere Lawinen auslösen könnte – dann fuhren die Schiffe ihre Waffen aus. Die Bewohner der Bergfestung gerieten in Bewegung, sie schrien und liefen verwirrt hin und her. Einige suchten offensichtlich Deckung. Abulurd verstand immer noch nicht, was geschah.

Drei der schlanken Schiffe wurden langsamer und schwebten über dem Platz, wo sich die Menschen versammelt hatten. Die Lasguns waren auf die Menge gerichtet.

Abulurd winkte, um die Piloten auf sich aufmerksam zu machen. »Was machen Sie da? Hier muss ein Missverständnis vorliegen!«

Emmi drängte ihm vom Podium, wo er ein ausgezeichnetes Ziel abgab. »Das ist kein Missverständnis.«

Die Dorfbewohner flüchteten sich in den Schutz der Häuser, als die Schiffe zur Landung ansetzten. Abulurd hatte den Eindruck, dass die Piloten keine Rücksicht auf die Zuschauer genommen hätten, wenn der Platz nicht so schnell geräumt worden wäre. »Bleib hier«, sagte er zu Emmi und marschierte dann zu den drei Schiffen hinüber, um eine Erklärung zu verlangen.

Die vier übrigen Schiffe flogen eine Runde über der Stadt und kehrten dann zurück. Mit lautem Knistern stachen heiße Lasgun-Strahlen durch die Luft und rissen die Gerüste von den Steingebäuden.

»Aufhören!«, rief Abulurd in den Himmel, die Fäuste geballt, doch keiner der Soldaten konnte ihn hören. Es waren Harkonnen-Truppen, die seiner Familie dienten, aber nun griffen sie seine Leute an, die Bürger von Lankiveil. »Aufhören!«, wiederholte er, während er von den Schockwellen zurückgetrieben wurde.

Emmi packte ihn und zerrte ihn zur Seite, als eins der

Schiffe im Tiefflug über den Platz sauste und einen heftigen heißen Sturm hinter sich her zog.

Die nächsten Lasgun-Salven zielten mitten in die wimmelnden Massen. Jeder Schuss mähte Dutzende Menschen nieder.

Blauweiße Eisblöcke lösten sich von den Gletschern und stürzten in dichten Dampfwolken herab. Halb fertiggestellte Gebäude brachen zusammen, als sie durch Lasgun-Strahlen zerstückelt wurden.

Die vier Angriffsschiffe setzten zu einem dritten Anflug an, während die gelandeten Schiffe am Boden blieben und die Triebwerke herunterfuhren. Zischend öffneten sich die Türen, und Harkonnen-Truppen quollen heraus. Die Männer trugen dunkelblaue Einsatzuniformen, die gegen die Kälte isoliert waren.

»Ich bin Abulurd Harkonnen, und ich befehle Ihnen, den Angriff einzustellen!« Die Soldaten warfen ihm nur einen flüchtigen Blick zu und beachteten ihn nicht weiter.

Schließlich trat Glossu Rabban aus einem der Schiffe. Sein Gürtel war mit Waffen behangen und seine Brust mit militärischen Abzeichen bestückt. Mit seinem schwarzen Helm sah er aus wie ein Gladiator in einem antiken Kolosseum.

Als Onir Rautha-Rabban seinen Enkel erkannte, lief er mit flehend erhobenen Händen auf ihn zu. In seinem Gesicht standen Wut und Entsetzen. »Bitte aufhören! Glossu Rabban, warum tust du das?«

Auf der anderen Seite des Platzes zogen die Bodentruppen ihre Lasguns und eröffneten das Feuer auf die schreienden Menschen, die sich nirgendwohin flüchten konnten. Bevor der alte Bürgermeister Rabban auf der Landerampe erreichen konnte, hatten ihn Soldaten gepackt und zerrten ihn fort.

Wutentbrannt marschierte Abulurd zu Rabban. Harkonnen-Soldaten wollten ihm den Weg versperren, aber er donnerte sie an: »Weg da! Lassen Sie mich durch!«

Rabban blickte ihn mit metallisch kalten Augen von oben

bis unten an. Seine dicken Lippen hatten sich über dem grobschlächtigen Kinn zu einem zufriedenen Strich auseinander gezogen. »Vater, dein Volk muss lernen, dass es viel schlimmere Dinge als Naturkatastrophen gibt.« Er hob das Kinn ein kleines Stückchen höher. »Wenn sie sich davor drücken wollen, ihren Zehnten zu entrichten, bekommen sie es mit einer *un*natürlichen Katastrophe zu tun – mit mir.«

»Ruf sie zurück!«, rief Abulurd mit Befehlsstimme, obwohl er sich völlig machtlos fühlte. »Ich bin hier der Gouverneur, und dies ist mein Volk!«

Rabban bedachte ihn mit einem verächtlichen Blick. »Und sie brauchen unbedingt eine Lektion, damit sie verstehen, was von ihnen erwartet wird. Die Sache ist eigentlich gar nicht so kompliziert, aber du scheinst nicht in der Lage zu sein, es ihnen auf die richtige Weise nahe zu bringen.«

Soldaten hatten den sich wehrenden Onir Rabban vor einen tiefen Abgrund gezerrt. Als Emmi sah, was sie vorhatten, schrie sie. Abulurd fuhr herum und sah, dass sein Schwiegervater unmittelbar an der steilen, vereisten Klippe stand. In der Tiefe war nicht mehr als ein Wolkenmeer zu erkennen.

»Das kannst du nicht tun!«, sagte Abulurd entgeistert. »Dieser Mann ist das rechtmäßige Oberhaupt dieser Stadt. Und er ist dein Großvater.«

Lächelnd, aber ohne Emotion und ohne den Nachdruck eines Befehls flüsterte Rabban: »Wartet. Halt.« Die Soldaten konnten ihn unmöglich gehört haben. Außerdem hatten sie längst ihre Befehle.

Die Harkonnen-Wachen hielten den Bürgermeister an beiden Armen fest und hoben ihn wie einen Abfallsack, der in eine Müllgrube geworfen werden sollte. Emmis Vater schrie auf und strampelte verzweifelt. Mit Fassungslosigkeit und Entsetzen im Gesicht blickte er Abulurd an. Ihre Blicke trafen sich.

»Oh nein, bitte nicht«, flüsterte Rabban, während sich seine Lippen zu einem Grinsen verzogen.

Dann ließen die Soldaten den alten Mann los, der in der Tiefe verschwand.

»Ach, zu spät«, sagte Rabban mit einem Achselzucken.

Emmi fiel auf die Knie und würgte. Abulurd konnte sich nicht entscheiden, ob er zu ihr eilen und sie trösten oder sich auf seinen Sohn stürzen sollte; also blieb er wie gelähmt stehen.

Rabban klatschte in die pummeligen Hände und rief: »Genug jetzt! Angetreten!«

Laute Signaltöne kamen von den gelandeten Schiffen, worauf die Harkonnen-Truppen in perfekter militärischer Formation zurückmarschiert kamen. Hinter ihnen rafften sich die jammernden Überlebenden auf und eilten zu den Opfern hinüber, um nach Freunden oder geliebten Menschen zu suchen und ihnen zu helfen, falls es noch möglich war.

Von der Rampe des Flaggschiffs musterte Rabban seinen Vater. »Sei mir dankbar, dass ich bereit war, deine Drecksarbeit zu übernehmen. Diese Leute sind träge geworden, weil du sie viel zu weich angefasst hast.«

Die vier Kampfjäger flogen einen weiteren Angriff, der noch ein Gebäude in einer Wolke aus Staub einstürzen ließ. Dann drehten sie ab und fanden sich am Himmel wieder zu einer Formation zusammen.

»Wenn du mich noch einmal zum Durchgreifen zwingst, werde ich etwas mehr Kraft demonstrieren müssen – in deinem Namen, versteht sich.« Rabban kehrte ihm den Rücken zu und bestieg sein Flaggschiff.

Schockiert und verwirrt starrte Abulurd auf die Verwüstung, die Feuer, die grausam verkohlten Leichen. Er hörte einen lauter werdenden Klageschrei – bis er erkannte, dass er aus seiner eigenen Kehle kam.

Emmi war zur Felskante gewankt und stand schluchzend am Abgrund. Sie starrte in die bodenlose Tiefe, die ihren Vater verschluckt hatte.

Die letzten Harkonnen-Schiffe stiegen mit Suspensoren in den Himmel auf und hinterließen verbrannte Flecken auf

dem großen Platz der erneut verwüsteten Bergstadt. Abulurd sank in untröstlicher Verzweiflung auf die Knie. In seinem Geist war nur hallende Fassungslosigkeit und schrille Qual, beherrscht vom selbstzufriedenen Gesichtsausdruck Glossu Rabbans.

»Wie konnte ich nur ein solches Monstrum in die Welt setzen?«, fragte er sich. Aber er wusste, dass er niemals eine Antwort auf diese Frage finden würde.

52

Liebe ist die höchste Errungenschaft, nach der ein Mensch streben kann. Sie ist ein Gefühl, das die ganze Tiefe des Herzens, des Geistes und der Seele umfasst.

Weisheit der Zensunni-Wanderer

Liet-Kynes und Warrick verbrachten einen gemeinsamen Abend in der Nähe des Splitterfelsens im Hagga-Becken. Sie hatten eine weitere der alten botanischen Teststationen geplündert und alles Brauchbare mitgenommen – ein paar Werkzeuge und Aufzeichnungen, die die Wüste jahrhundertelang konserviert hatte.

In den zwei Jahren seit ihrer Rückkehr aus der Südpolarregion hatten die jungen Männer Pardot Kynes von einem Sietch zum anderen begleitet, um die Fortschritte der alten und neuen Anpflanzungen zu begutachten. Der Planetologe unterhielt im Gipsbecken eine geheime Treibhaushöhle, einen isolierten Garten Eden, der demonstrieren sollte, wozu *Dune* einmal werden könnte. Windfallen und Destillatoren versorgten die Büsche und Blumen mit Wasser. Viele Fremen hatten Proben dessen erhalten, was im Demonstrationsprojekt herangewachsen war. Die süßen Früchte waren für sie wie ein heiliges Abendmahl; sie genossen den Geschmack mit ehrfürchtig geschlossenen Augen.

All dies hatte Pardot Kynes ihnen versprochen... und all dies hatte er ihnen gegeben. Er war stolz, dass seine Visionen Wirklichkeit wurden. Und er war stolz auf seinen Sohn. »Eines Tages wirst du hier der Imperiale Planetologe sein, Liet«, sagte er und nickte feierlich dazu.

Obwohl er voller Leidenschaft über die Erweckung der Wüste sprach, von Grasflächen und Biodiversität, die für ein sich selbst erhaltendes Ökosystem notwendig war, gelang

es Kynes nicht, irgendein Thema auf didaktisch geordnete Weise zu präsentieren. Warrick verfolgte jedes Wort, das er sagte, doch der Mann schweifte immer wieder scheinbar wahllos zu ganz anderen Dingen ab.

»Wir alle sind Teil eines großen Gewebes, und jeder von uns muss seinen eigenen Fäden folgen«, sagte Pardot Kynes mit unangemessener Begeisterung über seine Worte.

Häufig erzählte er Geschichten aus seiner Zeit auf Salusa Secundus, wie er eine Wildnis studiert hatte, an die sonst niemand einen zweiten Blick verschwendete. Der Planetologe hatte Jahre auf Bela Tegeuse verbracht und beobachtet, wie sich die zähe Vegetation trotz des schwachen Sonnenlichts und des sauren Bodens behauptete. Außerdem hatte er Reisen nach Harmonthep, III Delta Kaising, Gammont und Poritrin unternommen - und an den prächtigen Hof von Kaitain, wo Imperator Elrood IX. ihn mit der Erforschung Arrakis' beauftragt hatte.

Nachdem Liet und Warrick vom Splitterfelsen aufgebrochen waren, kam ein heftiger Wind auf - ein *heinali*. Liet stemmte sich gegen die staubigen Böen und deutete auf den Windschatten einer Felserhebung. »Wir sollten dort unser Lager aufschlagen.«

Warrick, der sein schwarzes Haar zu einem schulterlangen Pferdeschwanz zusammengebunden hatte, stapfte mit gesenktem Kopf voraus und öffnete bereits seinen Überlebenssatz. Gemeinsam hatten sie bald einen geschützten und getarnten Unterschlupf errichtet, in dem sie den Abend mit Gesprächen verbrachten.

In den zwei Jahren hatten die jungen Männer niemandem von Dominic Vernius und seiner Schmugglerbasis erzählt. Sie hatten dem Mann ihr Wort gegeben und das Geheimnis für sich behalten...

Beide waren jetzt achtzehn Jahre alt und sollten bald heiraten. Doch Liet war so sehr von den Hormonen der Jugend berauscht, dass er sich nicht entscheiden konnte. Er fühlte sich mehr und mehr zu Faroula hingezogen, der gertenschlanken, rehäugigen, aber recht aufbrausenden Tochter

von Heinar, dem Naib des Rotwall-Sietches. Faroula erhielt Unterricht in der Kräuterkunde und würde eines Tages eine angesehene Heilerin sein.

Unglücklicherweise hatte Warrick ebenfalls ein Auge auf Faroula geworfen. Daher musste Liet damit rechnen, dass sein Blutsbruder früher als er den Mut aufbrachte, die Tochter des Naibs zu fragen.

Die zwei Freunde schliefen ein, während sie auf das flüsternde Kratzen des Sandes lauschten, der wie Fingernägel über die Plane ihres Zeltes strich...

Als sie am nächsten Tag durch die Sphinkter-Öffnung hinauskrochen und sich den puderfeinen Staub abklopften, starrte Liet auf die Weite des Hagga-Beckens hinaus. *»Kull wahad!«*

Der nächtliche Sturm hatte den Sand von einer großen weißen Fläche geweht, über der die Luft flimmerte. Es war die Salzablagerung eines uralten ausgetrockneten Meeres. »Eine Gipsebene. Ein seltener Anblick«, sagte Liet und fügte leiser hinzu: »Mein Vater würde sofort hinunterrennen, um Messungen vorzunehmen.«

Warrick erwiderte mit ehrfürchtig gesenkter Stimme: »Es heißt, wer *Biyan* sieht, das Weiße Land, darf sich etwas wünschen. Und dieser Wunsch wird ihm garantiert erfüllt.« Er verstummte und bewegte lautlos die Lippen, um seinen größten und sehnsüchtigsten Wunsch zu formulieren.

Liet beeilte sich, ebenfalls seinen innigsten Wunsch zu erklären. Er wandte sich an seinen Freund und verkündete: »Ich habe mir gewünscht, das Faroula meine Frau wird!«

Warrick lächelte amüsiert. »Zu dumm - ich habe mir genau das Gleiche gewünscht, mein lieber Blutsbruder.« Lachend klopfte er Liet auf die Schulter. »Wie es scheint, können nicht alle Wünsche erfüllt werden.«

* * *

Im Morgengrauen begegneten sie Pardot Kynes, als dieser am Sinusfelsen-Sietch eintraf. Die Ältesten des Sietches

führten eine feierliche Begrüßungszeremonie durch; sie waren sichtlich stolz auf das, was sie erreicht hatten. Kynes ließ den Empfang anstandslos über sich ergehen und verzichtete auf viele Förmlichkeiten, weil er begierig darauf war, alles selbst zu inspizieren.

Der Planetologe begutachtete die Anpflanzungen unter den hellen Leuchtgloben, die das Sonnenlicht simulierten. Der Sand war mit Chemikalien und menschlichen Exkrementen gedüngt worden, um einen fruchtbaren Boden zu schaffen. Die Menschen vom Sinusfelsen bauten Mesquite, Salbei, Goldaster und sogar ein paar Saguaro-Säulenkakteen an. Frauen zogen in Gruppen von einer Pflanze zur nächsten, wie in einer religiösen Zeremonie, um ihnen Wasser zu geben.

Die steilen Wände in der abgeschotteten Schlucht des Sinusfelsen-Sietches fingen an jedem Morgen ein wenig Feuchtigkeit ein. Tausammler am oberen Rand der Schlucht gewannen verdunstetes Wasser aus der Luft zurück und führten es den Pflanzen zu.

Am Abend wanderte Kynes durch die Gärten und beugte sich immer wieder hinab, um Blätter und Stiele zu studieren. Er hatte bereits vergessen, dass sein Sohn und Warrick hierher gekommen waren, um sich mit ihm zu treffen. Seine Leibwächter Ommun und Turok blieben ständig in seiner Nähe und waren bereit, notfalls ihr Leben einzusetzen, sollte irgendjemand ihren Umma bedrohen. Liet beobachtete, wie konzentriert sein Vater seiner Arbeit nachging, und fragte sich, ob dem Mann überhaupt bewusst war, welch tiefe Ergebenheit diese Menschen ihm entgegenbrachten.

Am Eingang der schmalen Schlucht, wo nur ein paar Felsblöcke eine Barriere gegen die offene Wüste bildeten, hatten Fremen-Kinder helle Leuchtgloben angebunden, die auf den Sand hinausstrahlten. Alle Kinder hatten verbogene Metallstangen dabei, die von einer Abfalldeponie bei Carthag stammten.

Liet und Warrick genossen die Stille und Beschaulichkeit

der anbrechenden Nacht und hockten sich auf einen Felsen, um die Kinder zu beobachten. Warrick schnupperte und blickte sich zum künstlichen Sonnenlicht über den Sträuchern und Kakteen um. »Die kleinen Bringer werden von der Feuchtigkeit angezogen wie Eisenspäne von einem Magneten.«

Liet hatte das Phänomen schon des Öfteren beobachtet, hatte sich als Kind sogar an diesem Spiel beteiligt, aber es faszinierte ihn immer wieder, wenn er sah, wie die Kleinen im Sand stocherten, um Sandforellen zu fangen. »Sie werden leichte Beute machen.«

Eins der jungen Mädchen ließ einen Tropfen Speichel auf das Ende ihres Metallstabs fallen, dann hielt sie es über den Sand. Die Miniatur-Leuchtgloben warfen tiefe Schatten über den unebenen Boden. Etwas regte sich unter der Oberfläche und schob sich nach oben.

Die Sandforellen waren weiche, formlose Geschöpfe, die nach dem Tod hart und ledrig wurden. Wenn es zu einer Gewürzeruption kam, fand man in der Umgebung viele kleine Bringer, die in der Implosion umgekommen waren. Die meisten jedoch gruben sich ein, um das freigesetzte Wasser zu binden, damit es dem Shai-Hulud nicht schaden konnte.

Eine Sandforelle streckte dem feuchten Ende der Stange ein Pseudopodium entgegen. Als sie den Speichel des Mädchens berührte, drehte das Fremen-Kind den Stab und hob ihn an. Die Sandforelle wurde aus dem Boden gezogen und klebte wie Zuckerwatte am Stab, den das Mädchen ständig weiter drehte, damit der amorphe kleine Bringer nicht herabfiel. Die anderen Kinder lachten.

Ein zweites Kind hatte eine Sandforelle gefangen, und beide liefen zu den Felsen zurück, wo sie mit ihrer Beute spielten. Sie stachen ins weiche Fleisch, das ein paar Tröpfchen eines süßen Sirups freisetzte, eine Delikatesse, die auch Liet in seiner Kindheit geliebt hatte.

Er hätte gerne selbst sein Glück in diesem Spiel versucht, aber er rief sich ins Gedächtnis, dass er jetzt er-

wachsen und ein vollwertiges Mitglied seines Stammes war. Er war der Sohn von Umma Kynes; die anderen Fremen würden die Nase rümpfen, wenn er sich solch kindlichen Spielen hingab.

Warrick saß gedankenverloren neben ihm auf dem Felsen, sah den Kindern zu und dachte an seine eigene künftige Familie. Er blickte in den Himmel, der sich rötlich verfärbt hatte. »Es heißt, dass die Zeit der Stürme die beste Zeit für die Liebe ist.« Er runzelte die Stirn und stützte dann sein schmales Kinn in eine Hand, um zu grübeln. Ihm war bereits ein feiner Bart gewachsen.

Liet lächelte. Er achtete darauf, dass sein Gesicht stets rasiert war. »Für uns ist es an der Zeit, dass wir uns eine Partnerin erwählen, Warrick.« Beide Freunde dachten an Faroula. Die Tochter des Naibs führte beide an der Nase herum, während sie sich unnahbar gab und doch ihre Aufmerksamkeit genoss. Liet und Warrick brachten ihr jedes Mal besondere Dinge aus der Wüste mit, wenn sie die Gelegenheit dazu hatten.

»Vielleicht sollten wir die Entscheidung nach der Fremen-Sitte treffen.« Aus einer Tasche am Gürtel zog Warrick zwei polierte Knochensplitter, die so lang wie Messer waren. »Wollen wir das Los entscheiden lassen, wer um Faroulas Hand anhalten darf?«

Liet besaß seine eigenen Spielstäbchen; er und sein Freund hatten sich damit in vielen Nächten die Zeit vertrieben. Es waren Kerbhölzer mit seitlich eingeritzten Zufallszahlen. Die Fremen warfen sie in den Sand und lasen ab, bei welcher Zahl sie stecken geblieben waren. Wer den höchsten Wert erzielte, hatte gewonnen. Bei diesem Spiel war sowohl das Geschick als auch das Glück ausschlaggebend.

»Wenn wir mit den Kerbhölzern spielen, würde ich dich natürlich schlagen«, sagte Liet lässig zu Warrick.

»Das bezweifle ich.«

»Auf jeden Fall würde sich Faroula niemals dem Ergebnis des Spiels beugen.« Liet lehnte sich gegen den kühlen Fel-

sen. »Vielleicht ist es Zeit für eine *Ahal*-Zeremonie, in der die Frau ihren Mann erwählt.«

»Glaubst du, dass Faroula sich für mich entscheiden würde?«, fragte Warrick melancholisch.

»Natürlich nicht.«

»In den meisten Angelegenheiten vertraue ich deinem Urteilsvermögen, mein Freund – aber nicht in dieser.«

»Vielleicht werde ich sie einfach fragen, wenn wir wieder zu Hause sind«, sagte Liet. »Sie kann sich keinen besseren Ehemann als mich wünschen.«

Warrick lachte. »Bei jeder Herausforderung beweist du dich als tapferer Mann, Liet-Kynes. Aber wenn es um eine schöne Frau geht, bist du ein erbärmlicher Feigling.«

Liet schnaufte entrüstet. »Ich habe etwas für sie gedichtet. Ich werde es aufschreiben und vor ihrer Tür ablegen.«

»Aha?«, spöttelte Warrick. »Würdest du auch den Mut aufbringen, es mit deinem Namen zu unterzeichnen? Was ist das für ein Gedicht?«

»Ein Liebesgedicht«, sagte Liet und trug es mit geschlossenen Augen vor:

Viele Nächte träume ich am offenen
Wasser und höre den Wind vorbeistreichen;
Viele Nächte liege ich an der
Schlangengrube und träume von Faroula.
Ich sehe, wie sie Gewürzbrot auf
heißen Eisenplatten backt
Und sich Wasserringe ins Haar flicht.

Der süße Duft ihres Busens dringt an meine Sinne;
Auch wenn sie mich quält und unterdrückt,
soll sie bleiben, wie sie ist;
Sie ist Faroula, sie ist meine Liebe.

Ein Sturm tobt durch mein Herz;
Schau das klare Wasser des Qanat,
wie es sanft schimmert.

Liet öffnete die Augen, als würde er aus einem Traum erwachen.

»Ich habe schon bessere Gedichte gehört«, sagte Warrick. »Selbst ich habe schon bessere geschrieben! Aber du hast ein gewisses Talent. Vielleicht findest du tatsächlich eine passable Frau. Aber auf keinen Fall Faroula.«

Liet spielte den Beleidigten. Schweigend beobachteten sie die Fremen-Kinder, die immer noch Sandforellen fingen. Er wusste, dass sein Vater irgendwo tief in der Schlucht über Möglichkeiten nachdachte, wie das Pflanzenwachstum verbessert werden konnte, durch welche zusätzlichen Arten die Fruchtbarkeit des Bodens gesteigert und die Transformation beschleunigt werden konnte. *Er hat wahrscheinlich niemals im Leben mit einer Sandforelle gespielt*, dachte Liet.

Die jungen Männer starrten in die Nacht hinaus und hingen ihren Gedanken nach. Nach einer ganzen Weile sprachen beide gleichzeitig. Dann lachten sie und einigten sich. »Ja, wir *beide* werden sie fragen, wenn wir in den Rotwall-Sietch zurückgekehrt sind.«

Sie hofften... doch insgeheim waren sie erleichtert, dass sie die Entscheidung aus den Händen gegeben hatten.

* * *

In Heinars Sietch herrschte reges Treiben, als die Fremen den zurückgekehrten Pardot Kynes begrüßten.

Die junge Faroula stemmte die Hände in die schlanken Hüften und sah zu, wie sich die Gruppe durch die feuchtigkeitsversiegelte Tür schleuste. Ihr langes schwarzes Haar mit den eingeflochtenen Wasserringen hing in seidigen Schleifen bis zur Schulter herab; ihr Gesicht war schmal und elfenhaft. Ihre großen Augen unter den geschwungenen Augenbrauen waren wie Teiche bei Mitternacht. Ihre braunen Wangen waren leicht gerötet.

Zuerst sah sie Liet an, dann Warrick. Ihre Miene war ernst, auch wenn sie die Lippen ein klein wenig verzogen hatte; insgeheim war sie keineswegs beleidigt, sondern sehr

angetan von der Frage, die die zwei jungen Männer ihr soeben gestellt hatten.

»Und warum sollte ich mich ausgerechnet für einen von euch beiden entscheiden?« Faroula musterte ihre zwei Verehrer und überließ sie noch eine Weile der Qual der Ungewissheit. »Was macht euch so zuversichtlich?«

»Aber...« Warrick schlug sich auf die Brust. »Ich habe gegen viele Harkonnens gekämpft. Ich habe einen Sandwurm geritten und bin bis zum Südpol vorgestoßen. Ich habe...«

Liet unterbrach ihn. »Ich habe genauso viel wie Warrick geleistet – und ich bin der Sohn von Umma Kynes, sein Erbe und sein Nachfolger als Planetologe. Eines Tages werde ich diesen Planeten vielleicht verlassen, um den Hof des Imperators auf Kaitain zu besuchen. Ich bin...«

Faroula schnitt die Prahlereien mit einer ungeduldigen Geste ab. »Und ich bin die Tochter des Naibs Heinar. Ich kann jeden Mann haben, für den ich mich entscheide.«

Liet stieß ein leises, tiefes Murren aus und ließ die Schultern hängen. Warrick sah seinen Freund an, doch dann riss er sich wieder zusammen. »Nun... dann entscheide dich!«

Faroula lachte, dann hielt sie schnell die Hand vor den Mund, um wieder eine ernste Miene aufzusetzen. »Ihr habt bewundernswerte Qualitäten... zumindest einige. Und wenn ich mich nicht bald entscheide, schätze ich, dass ihr euch irgendwann gegenseitig umzubringen versucht, um meine Gunst zu gewinnen – als würde ich Wert auf solche Eskapaden legen!« Sie warf den Kopf zurück, wodurch ihre Wasserringe klingelnd aneinander schlugen.

Dann legte sie nachdenklich einen Finger an die Lippen. Ihre Augen funkelten verschmitzt, als sie sagte: »Gebt mir zwei Tage Bedenkzeit. Diese Entscheidung will gut überlegt sein.« Als sich die beiden nicht von der Stelle rührten, wurde ihr Tonfall schärfer. »Glotzt mich nicht so an! Habt ihr nichts zu tun? Eins kann ich euch sagen: Ich werde niemals einen faulen Mann heiraten!«

Liet und Warrick traten sich gegenseitig auf die Füße, als

sie gleichzeitig losstürmen wollten, um sich irgendeiner wichtig erscheinenden Aufgabe zu widmen.

* * *

Nachdem er zwei quälend lange Tage gewartet hatte, fand Liet eine verschnürte Botschaft in seinem Zimmer. Er riss das Gewürzpapier auf, und sein Herz pochte gleichzeitig vor Aufregung und Verzweiflung. Wenn sich Faroula für ihn entschieden hätte, wäre sie dann nicht zu ihm gekommen, um es ihm persönlich zu sagen? Doch als er die Worte überflog, die sie geschrieben hatte, ging sein Atem immer schneller.

Ich warte in der Höhle der Vögel. Ich werde den Mann nehmen, der mich als Erster findet.

Das war der ganze Inhalt der Botschaft. Liet starrte sie eine Weile an, dann rannte er durch die Gänge des Sietches, bis er Warricks Zimmer erreicht hatte. Er zog den Vorhang beiseite und sah, wie sein Freund in aller Eile die Dinge zusammenpackte, die für einen langen Marsch durch die Wüste überlebensnotwendig waren.

»Sie hat uns zum *Mihna*-Wettbewerb herausgefordert«, sagte Warrick und warf ihm einen Blick über die Schulter zu.

Es war eine Prüfung, bei der die jungen Fremen-Männer ihre Männlichkeit bewiesen. Beide sahen sich einen Moment lang wie erstarrt an.

Dann wirbelte Liet herum und eilte zu seinem Zimmer zurück. Er wusste nur zu gut, was er zu tun hatte.

Der Wettlauf hatte begonnen.

53

Es ist möglich, sich so sehr an der Rebellion zu berauschen, dass sie zum Selbstzweck wird.

Dominic Vernius, Erinnerungen an Ecaz

Selbst zwei Jahre in einer Sklavengrube der Harkonnens konnten Gurney Halleck nicht zerbrechen. Bei den Wachen galt er als schwieriger Strafgefangener, was er als besonders ehrenvolle Auszeichnung betrachtete.

Obwohl er regelmäßig verprügelt wurde, obwohl seine Haut wund und seine Knochen gebrochen waren, erholte sich Gurney jedes Mal wieder. Nach einiger Zeit kannte er sich bestens im Lazarett aus – und mit den Wundern der Medizin, die seine Verletzungen im Nu heilen ließen, damit er wieder seine Sklavenarbeit verrichten konnte.

Nach seiner Festnahme im Freudenhaus hatte man ihn in die Obsidian-Minen und Steinschleifereien gesteckt, wo er härter arbeiten musste als an den schlimmsten Tagen auf den Krall-Feldern. Trotzdem hielt Gurney durch. Wenn er starb, hatte er zumindest *versucht*, sich zu wehren.

Die Harkonnens hielten sich nicht mit Fragen auf, wer er war oder warum er hier war. Für sie war er nur ein weiterer Körper, der geeignet war, Arbeiten zu erledigen. Die Wachen glaubten, sie hätten ihn gefügig gemacht – alles andere war ihnen gleichgültig.

Anfangs hatte man Gurney auf die Hänge von Mount Ebony geschickt, wo er und seine Mitgefangenen mit Schallkanonen und lasererhitzten Spitzhacken blauen Obsidian abbauten, eine durchscheinende Substanz, die das Licht aus der Luft zu saugen schien. Alle Arbeiter waren mit Hand- und Fußschellen aneinander gekettet, die mit Shigadraht verstärkt waren. Wenn sie sich gegen die Fes-

seln wehrten, würden ihnen die Gliedmaßen durchtrennt werden.

Die Arbeitergruppen stiegen in der frostigen Morgendämmerung die schmalen Bergpfade hinauf und verbrachten die schweren und langen Tage unter der glühenden Sonne. Mindestens einmal pro Woche wurde ein Sklave durch herabrutschendes vulkanisches Glas getötet oder verstümmelt. Die Vorarbeiter und Wachen kümmerten sich nicht weiter darum. Von Zeit zu Zeit unternahmen sie neue Streifzüge durch die Dörfer von Giedi Primus, um ihren Bedarf an Arbeitskräften zu decken.

Nachdem er die Berghänge überlebt hatte, wurde Gurney zu einer Einheit in den Fabriken versetzt, wo er durch Emulsionsbecken waten musste, in denen die kleineren Obsidianstücke weiterverarbeitet wurden. Er trug lediglich dicke Shorts, wenn er bis zur Hüfte in der übelriechenden zähen Flüssigkeit stand. Es war eine aggressive Lauge mit einer leichten radioaktiven Komponente, die das vulkanische Glas aktivierte. Durch diese Behandlung schimmerte das fertige Produkt in einer mitternachtsblauen Aura.

Verbittert und amüsiert zugleich musste er feststellen, dass der seltene ›blaue Obsidian‹ ausschließlich durch die Juwelenhändler von Hagal verkauft wurde. Jeder ging davon aus, dass die Steine in den kristallreichen Minen von Hagal gefördert wurden, obwohl die Quelle des kostbaren Minerals ein streng gehütetes Geheimnis war. In Wirklichkeit lieferte das Haus Harkonnen das leuchtende Vulkanglas und machte damit ein profitables Geschäft.

Gurneys Körper wurde zu einem Flickenteppich aus kleinen Wunden und Entzündungen. Seine ungeschützte Haut sog die stinkende, brennende Emulsion auf. Zweifellos würde sie ihn innerhalb weniger Jahre töten, doch seine Überlebenschancen in den Sklavengruben standen ohnehin schlecht. Seit Bheths Entführung vor sechs Jahren hatte er keine längerfristigen Zukunftspläne mehr geschmiedet.

Trotzdem hielt er den Blick auf den Himmel und den Horizont gerichtet, wenn er durch die Brühe mit den scharfen Obsidianbrocken stapfte, während die anderen Sklaven nur in den Schlamm starrten.

Eines frühen Morgens trat der Aufseher ihrer Gruppe auf ein erhöhtes Podium. Er trug Geruchsfilter in der Nase und ein enges Hemd, unter dem sich seine magere Brust und der kugelrunde Bauch abzeichneten.

»Hört auf zu träumen, ihr da unten! Hört her, alle Mann!« Er hob die Stimme, und Gurney bemerkte einen ungewöhnlichen Unterton in seinen Worten. »Wir erwarten einen hohen Gast, der unsere Fabrik inspizieren wird. Glossu Rabban, der designierte Erbe des Barons, wird unsere Leistung bewerten und höchstwahrscheinlich verlangen, dass ihr faulen Würmer härter arbeitet. Legt euch heute ins Zeug, denn morgen werdet ihr einen arbeitsfreien Tag haben, wenn ihr euch zur Inspektion aufstellt.«

Die Miene des Aufsehers verfinsterte sich. »Aber denkt nicht, dass es eine besondere Ehre wäre. Es überrascht mich, dass Rabban überhaupt bereit ist, sich eurem Gestank auszusetzen.«

Gurney kniff die Augen zusammen. Der schändliche Raufbold Rabban wollte in die Fabrik kommen? Er summte leise vor sich hin. Es war eins der satirischen Lieder, die er vor dem ersten Überfall der Harkonnens im Gasthaus von Dmitri gesungen hatte:

Rabban, Rabban, dumm wie Lauch,
Hat nichts im Kopf, nur Muskeln und Bauch.
Was er denkt, ist der Hohn,
Und ohne den Baron
Da steht er total auf dem Schlauch!

Gurney musste unwillkürlich grinsen, aber er hielt das Gesicht vom Aufseher abgewandt. Es wäre nicht gut, wenn der Mann bemerkte, dass sich einer der Sklaven amüsierte.

Er konnte es kaum abwarten, dem ungehobelten Trampel von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen.

* * *

Rabban traf mit einem Gefolge ein, das so viele Waffen bei sich trug, dass Gurney wieder ein Grinsen unterdrücken musste. Wovor hatte er solche Angst? Vor einem Haufen ausgezehrter Arbeiter, denen man seit Jahren Gehorsam eingeprügelt hatte?

Die Wachen hatten die Schellen aktiviert, sodass rasiermesserscharfer Shigadraht in seine Haut schnitt und ihn ständig daran erinnerte, das ein heftiger Ruck seine Handgelenke durchtrennen würde. Diese Maßnahme sollte die Sträflinge zur Kooperation ermutigen und ihnen vielleicht sogar Respekt vor Rabban vermitteln.

Der steinalte Mann, an den Gurney gekettet war, hatte so knochige Gelenke, dass er wie ein Insekt wirkte. Das Haar war ihm büschelweise ausgefallen, und er zitterte unter den Auswirkungen einer Nervenkrankheit. Er begriff überhaupt nicht mehr, was um ihn herum geschah. Gurney bemitleidete den armen Kerl und fragte sich gleichzeitig, ob ihn eines Tages dasselbe Schicksal erwartete... falls er überhaupt so lange lebte.

Rabban trug eine Uniform aus schwarzem Leder. Die Polsterung sollte den Anschein ausgeprägter Muskeln und breiter Schultern erwecken. Ein blauer Harkonnen-Greif schmückte seine linke Brust. Die schwarzen Stiefel waren auf Hochglanz poliert und sein breiter Gürtel mit Zierrat behangen. Rabbans Gesicht hatte eine rötliche Färbung, als hätte er sich zu häufig einen Sonnenbrand zugezogen, und sein schwarzer Militärhelm glänzte im trüben Sonnenlicht. An der Hüfte trug er eine Nadelpistole mit mehreren Ersatzmagazinen.

Eine gemein aussehende Inkvinepeitsche hing an der anderen Seite seines Gürtels. Rabban würde zweifellos jede Gelegenheit wahrnehmen, sie einzusetzen. Eine dunkelrote

Flüssigkeit bewegte sich in der abgestorbenen Ranke und sorgte dafür, dass sich die dornenbewehrte Peitsche reflexhaft krümmte und wand. Der Saft, eine giftige Substanz, die auch als kommerzieller Farbstoff Verwendung fand, konnte einem Opfer große Schmerzen bescheren.

Rabban schwang keine großartigen Reden vor den Sklaven. Seine Aufgabe bestand nicht darin, sie anzufeuern, sondern er sollte lediglich die Aufseher einschüchtern, damit sie die Produktivität ihrer Arbeitskräfte steigerten. Er hatte die Sklavenbergwerke bereits besichtigt, und nun ging er schweigend vor den Reihen der Gefangenen auf und ab.

Der Fabrikverwalter folgte ihm und plapperte auf ihn ein. Durch die Geruchsfilter in seiner Nase klang seine Stimme noch quäkender. »Wir haben alles Mögliche unternommen, um unsere Effizienz zu steigern, Mylord. Wir versorgen sie nur mit einem Minimum an Nährstoffen, um sie zu höchster Leistung anzuregen. Ihre Kleidung ist billig, aber widerstandsfähig. Sie hält jahrelang, und wir können sie sogar wiederverwenden, wenn die Gefangenen gestorben sind.«

Rabbans steinerne Miene zeigte keine Spur von Zufriedenheit.

»Wir könnten Maschinen installieren, die einige der niederen Arbeiten übernehmen«, schlug der Verwalter vor. »Damit ließe sich unsere Produktivität...«

Der stämmige Mann warf ihm einen finsteren Blick zu. »Unser Ziel ist nicht allein die Steigerung der Produktion. Diese Menschen zu zerstören ist mindestens genauso wichtig.« Er betrachtete die Sklaven, während er nicht allzu weit von Gurney und dem zitternden Alten entfernt stand. Rabbans kleine Augen konzentrierten sich auf den mitleiderregenden Häftling.

Blitzschnell zog er seine Nadelpistole und feuerte einen Schuss auf den alten Mann ab. Dem Gefangenen blieb kaum die Zeit, abwehrend die Hände zu heben. Der Strahl silbriger Nadelprojektile durchschlug seine Handgelenke und drang in sein Herz. Er war tot, bevor er auch nur einen Laut von sich geben konnte.

»Schwache Arbeiter halten den Betrieb unnötig auf«, sagte Rabban und trat einen Schritt zurück.

Gurney hatte keine Zeit zum Nachdenken oder Planen, sondern nutzte spontan die Gelegenheit, sich zu wehren. Er stopfte sich einen Fetzen vom Kittel seines Mitgefangenen unter die Handschellen, damit der Draht ihn nicht verletzte, dann stand er mit einem heiseren Schrei auf und zerrte mit aller Kraft. Der Shigadraht schnitt in den Stoff um seine Handgelenke und trennte gleichzeitig die Hände des Toten ab.

Er benutzte eine Hand des Toten, um den Shigadraht wie eine Garotte zu halten, und stürmte auf den völlig verdutzten Rabban zu. Doch bevor Gurney dem Mann die Halsschlagader aufschlitzen konnte, war Rabban mit überraschender Schnelligkeit zur Seite gesprungen. Gurney geriet ins Stolpern und schaffte es lediglich, ihm die Nadelpistole aus der anderen Hand zu schleudern.

Der Fabrikverwalter kreischte auf und wich zurück. Als Rabban sah, dass seine Pistole fort war, holte er mit der Inkvinepeitsche aus und traf Gurney im Gesicht. Die dornigen Ranken zogen sich über seine Wange und den Unterkiefer und verfehlten nur knapp sein Auge.

Gurney hatte sich niemals vorgestellt, dass eine Peitsche so sehr schmerzen konnte, doch dann sickerte der Inkvinesaft in die aufgerissene Haut und brannte wie hochprozentige Säure. Sein Kopf explodierte in einer Nova aus Schmerzen, die sich in seinen Schädel und bis ins Zentrum seines Geistes bohrten.

Gurney taumelte zurück. Seine Mithäftlinge flüchteten entsetzt und räumten eine weite Fläche, als die Wachen heranstürmten und Gurney töten wollten. Doch Rabban hob die Hand, um sie zurückzuhalten.

Von den Schmerzen der Inkvine gequält bemerkte Gurney, wie sich Rabbans Fratze in sein Sichtfeld brannte. Wahrscheinlich würde er in Kürze sterben – aber wenigstens in diesem Augenblick konnte er sich ganz seinem Hass hingeben... dem Hass auf diesen *Harkonnen*.

»Wer ist dieser Mann? Warum ist er hier, und warum hat er mich angegriffen?« Rabban blickte sich zum Verwalter um.

»Ich...«, begann der Mann und musste sich räuspern. »Ich müsste zuerst in unseren Unterlagen nachsehen.«

»Dann tun Sie das. Finden Sie heraus, woher er stammt.« Rabban verzog die dicken Lippen zu einem Grinsen. »Und stellen fest, ob noch irgendjemand aus seiner Familie lebt.«

Gurney rief sich die Worte seines sarkastischen Liedes ins Gedächtnis: *Rabban, Rabban, dumm wie Lauch...*

Als als er in das breite, hässliche Gesicht des Harkonnen-Erben hinaufsah, wurde ihm klar, dass Rabban doch als Letzter lachen würde.

54

Wir sind nicht mehr als eine Erinnerung für jene, die nach uns kommen.

Herzog Leto Atreides

An einem Abend schrien sich Herzog Leto und seine Konkubine über eine Stunde lang an. Thufir Hawat machte sich große Sorgen. Er stand im herzoglichen Flügel, nicht weit von der verschlossenen Tür zu Letos Schlafzimmer entfernt. Wenn jemand von den beiden herauskommen sollte, konnte Hawat in einem der vielen Nebenkorridore verschwinden, die die Burg durchzogen. Niemand kannte diese Gänge und Geheimwege besser als der Mentat.

Im Schlafzimmer ging etwas zu Bruch. Kaileas Stimme wurde lauter als die tiefere, aber genauso wütende des Herzogs. Hawat verstand nicht alles, was sie sagten... aber das war auch gar nicht nötig. Als Sicherheitsbeauftragter war er für das persönliche Wohlergehen des Herzogs verantwortlich. Er wollte seine Privatsphäre nicht verletzen, aber in der gegenwärtigen Situation musste er damit rechnen, dass es zwischen Leto und seiner Konkubine zu gewalttätigen Übergriffen kam.

Leto brüllte aufgebracht: »Ich habe nicht vor, mich den Rest meines Lebens mit dir über Dinge zu streiten, die sich nicht ändern lassen!«

»Warum lässt du Victor und mich dann nicht einfach töten? Das wäre doch die ideale Lösung für dich. Oder du schickst uns an einen weit entfernten Ort, sodass du uns in aller Ruhe vergessen kannst - wie du es mit deiner Mutter gemacht hast!«

Hawat verstand Letos Erwiderung nicht, aber er wusste nur allzu gut, warum der junge Herzog Lady Helena verbannt hatte.

»Du bist nicht mehr der Mann, in den ich mich einmal verliebt habe, Leto«, fuhrt Kailea fort. »Es ist wegen Jessica, nicht wahr? Hat die Hexe dich bereits verführt?«

»Red keinen Unsinn. In den anderthalb Jahren, die sie bei uns lebt, habe ich keine einzige Nacht mit ihr verbracht – obwohl ich durchaus das Recht dazu hätte.«

Darauf folgte ein längeres Schweigen. Der Mentat wartete gespannt ab.

Schließlich sagte Kailea mit einem sarkastischen Seufzer: »Immer dieselbe alte Leier. Jessicas Anwesenheit ist *reine Politik*. Mich nicht zu heiraten ist *reine Politik*. Zu vertuschen, dass du mit Rhombur und den Rebellen von Ix unter einer Decke steckst, ist *reine Politik*. Ich habe deine Politik satt! Du bist ein genauso durchtriebener Intrigant wie alle anderen.«

»Ich bin kein Intrigant. Es sind meine Feinde, die gegen mich intrigieren.«

»Aus dir spricht die reine Paranoia. Jetzt verstehe ich auch, warum du mich nie geheiratet und Victor zu deinem rechtmäßigen Erben gemacht hast. Weil alles eine Intrige der Harkonnens ist.«

Letos vernünftiger Tonfall schlug in unverhohlene Wut um. »Ich habe dir nie die Ehe versprochen, Kailea, aber deinetwegen habe ich mir auch nie eine andere Konkubine genommen.«

»Was kümmert es mich, wenn ich ohnehin nie deine Frau sein werde?« Kailea betonte ihre Verachtung durch ein ersticktes Lachen. »Deine ›Treue‹ ist genauso geheuchelt wie alles andere – sie ist *reine Politik*!«

Leto schnappte hörbar nach Luft, als hätten ihre Worte ihm einen schmerzhaften Schlag versetzt. »Vielleicht hast du Recht«, antwortete er mit einer Stimme, die so kalt wie der Winter auf Lankiveil war. »Warum sollte ich Rücksicht auf dich nehmen?« Die Schlafzimmertür flog auf, und Hawat wurde eins mit den Schatten. »Ich bin weder dein Kuscheltier noch ein Dummkopf, Kailea – ich bin der Herzog!«

Leto stapfte murmelnd und fluchend durch die Gänge. Hinter der halb offenen Tür begann Kailea zu schluchzen. Bald würde sie Chiara rufen, damit die füllige alte Frau sie während der langen Nacht tröstete.

Hawat folgte seinem Herzog durch mehrere Korridore, ohne sich sehen zu lassen. Bis Leto in Jessicas Zimmer trat, ohne anzuklopfen.

* * *

Jessica war sofort hellwach und aktivierte einen blauen Leuchtglobus. Die Dunkelheit, die sie umgab, wich ein Stück zurück.

Herzog Leto!

Sie setzte sich im Himmelbett auf, das einst Helena Atreides gehört hatte und gab sich keine Mühe, ihren Körper züchtig zu bedecken. Sie trug ein rosafarbenes, tief ausgeschnittenes Nachthemd aus glatter Merh-Seide. Schwacher Lavendelduft aus einem Pheromon-Zerstäuber, der an der Zimmerdecke versteckt war, hing in der Luft. Auch in dieser Nacht war sie auf alles vorbereitet... in der Hoffnung, dass er zu ihr kommen würde.

»Mylord?« Sie bemerkte seinen zornigen Gesichtsausdruck, als er in den Lichtkreis trat. »Ist alles in Ordnung?«

Letos graue Augen blickten sich um, und er atmete schwer, um den Adrenalinrausch und den Konflikt zwischen Ungewissheit und Entschlossenheit zu beherrschen. Schweißperlen standen ihm auf der Stirn. Seine schwarze Atreides-Jacke hing ihm schief auf den Schultern, als hätte er sie hastig und nachlässig übergeworfen.

»Ich bin aus dem falschen Grund hier«, sagte er.

Jessica glitt aus dem Bett und zog sich einen grünen Morgenmantel an. »Dann muss ich diesen Grund akzeptieren und dafür dankbar sein. Kann ich Ihnen etwas bringen? Wie kann ich Ihnen am besten helfen?« Obwohl sie seit so vielen Monaten auf ihn gewartet hatte, verspürte sie keinen besonderen Triumph – nur Besorgnis, weil er so gehetzt wirkte.

Der große Mann mit den falkenhaften Zügen zog seine Jacke aus und setzte sich auf die Bettkante. »In meinem Zustand sollte ich nicht vor einer Dame erscheinen.«

Sie kam näher und massierte behutsam seine Schultern. »Sie sind der Herzog, und dies ist Ihre Burg. Sie haben das Recht, in jedem Zustand zu erscheinen, der Ihnen beliebt.« Jessica strich über sein schwarzes Haar und streichelte mit sinnlichen Fingerspitzen seine Schläfen.

Er schloss die Augen, als würde er sich einem Traum hingeben, um sie sofort wieder aufzureißen. Sie führte einen Finger an seiner Wange entlang und legte ihn auf seine Lippen, um ihn zum Schweigen zu bringen. Ihre grünen Augen funkelten. »Für mich ist Ihr Zustand völlig akzeptabel, Mylord.«

Als sie die Verschlüsse seines Hemdes öffnete, seufzte er und ließ sich von ihr aufs Bett drängen. Geistig und körperlich erschöpft, von Schuldgefühlen zerrissen, legte er sich mit dem Gesicht auf die Bettwäsche, die nach Rosenblättern und Koriander duftete. Er schien immer tiefer in den weichen Laken zu versinken und ließ sich einfach nur noch treiben.

Ihre empfindsamen Hände strichen über seine nackte Haut, und ihre Finger bearbeiteten die angespannten Muskeln seines Rückens, als hätte sie es schon tausendmal für ihn getan. Jessica kam es vor, als wäre dieser Augenblick seit Ewigkeiten vorherbestimmt gewesen, als hätte Letos Schicksal ihn zielstrebig in ihre Arme getrieben.

Schließlich drehte er sich um und sah sie an. Als sich ihre Blicke trafen, bemerkte Jessica wieder ein Feuer in seinen Augen, aber diesmal war es kein brennender Zorn. Und es erlosch auch nicht. Er nahm sie in die Arme und zog sie an sich, um sie lange und leidenschaftlich zu küssen.

»Ich bin froh, dass Sie hier sind, mein Herzog«, sagte sie und erinnerte sich an alle Verführungstechniken, die sie in der Schwesternschaft gelernt hatte. Doch gleichzeitig er-

kannte sie, dass sie ihn wirklich mochte, dass sie die Wahrheit gesprochen hatte.

»Ich hätte nicht so lange warten sollen, Jessica«, sagte er.

* * *

Kailea weinte, aber mehr vor Wut über ihr Versagen als aus Kummer, dass Leto ihr unaufhaltsam entglitt. Er hatte sie tief enttäuscht. Chiara erinnerte sie immer wieder daran, wie viel sie wert war, welches Leben sie aufgrund ihrer adligen Geburt verdient hatte. Kailea befürchtete, dass sie diese Hoffnungen nun für immer aufgeben musste.

Das Haus Vernius war noch nicht völlig tot, und es mochte letztlich von ihr abhängen, ob es überlebte. Sie war stärker als ihr Bruder, dessen Einsatz für die Rebellen kaum mehr als ein Hirngespinst war. Tief in sich spürte sie einen eisernen Willen: Das Haus Vernius würde durch *ihre* Anstrengungen überleben, und zwar letztlich durch die Blutlinie ihres Sohnes Victor.

Sie war fest entschlossen, ihm einen fürstlichen Stand zu verschaffen. All ihre Liebe, alle ihre Träume hingen ausschließlich an der Zukunft dieses Jungen.

Spät in der einsamen Nacht fiel sie endlich in einen unruhigen Schlaf.

* * *

In den folgenden Wochen besuchte Herzog Leto Jessica immer häufiger, und allmählich betrachtete er sie als seine Konkubine. Manchmal betrat er ihr Zimmer, ohne ein Wort zu sagen, und dann liebten sie sich wild und leidenschaftlich. Anschließend hielt er sie stundenlang in den Armen und sprach mit ihr.

Mit ihren Bene-Gesserit-Fähigkeiten hatte Jessica ihn seit sechzehn Monaten studiert und sich mit den Angelegenheiten Caladans vertraut gemacht. Sie kannte die alltäglichen Probleme, mit denen Leto Atreides zu tun hatte, wenn er einen gesamten Planeten verwaltete, die Geschäfte eines

Großen Hauses führte, an Sitzungen des Landsraads teilnahm und sich über die politischen und diplomatischen Machenschaften des Imperiums auf dem Laufenden hielt.

Jessica wusste genau, was sie sagen musste, wie sie ihn beraten konnte, ohne ihn zu drängen... und mit der Zeit wurde sie für ihn mehr als nur eine Geliebte.

Sie versuchte, Kailea Vernius nicht als ihre Rivalin zu betrachten, aber diese Frau hatte den stolzen Aristokraten zu sehr unter Druck gesetzt und sich bemüht, ihn gefügig zu machen. Herzog Leto war kein Mann, der sich zu irgendetwas zwingen ließ.

Manchmal sprach er über seine erkalteten Gefühle für Kailea, wenn er mit Jessica lange Spaziergänge auf dem Weg über die Klippen unternahm. »Sie haben nichts Unrechtes getan, Mylord.« Die Stimme der jungen Frau war sanft wie eine sommerliche Brise über dem caladanischen Meer. »Aber sie scheint sehr traurig zu sein. Ich wünschte, man könnte etwas für sie tun. Sie und ich könnten gute Freundinnen werden.«

Er blickte sie verdutzt an, während der Wind sein schwarzes Haar zauste. »Du bist eine viel bessere Frau als sie, Jessica. Kailea hat für dich nur Hass übrig.«

Sie hatte den tiefen Schmerz der ixianischen Frau bemerkt, die Tränen gesehen, die sie zu verbergen suchte, die giftigen Blicke, die sie Jessica zuwarf. »Ihr Bild von Kailea könnte durch die Umstände verzerrt sein. Seit dem Sturz des Hauses Vernius hatte sie ein sehr schwieriges Leben.«

»Und ich habe ihre Lebensumstände verbessert. Ich habe das Vermögen meiner Familie aufs Spiel gesetzt, als ich sie und Rhombur aufnahm, nachdem ihr Haus abtrünnig wurde. Ich habe ihr jeden Wunsch erfüllt, aber sie will immer mehr.«

»Sie haben sie geliebt«, sagte Jessica. »Sie hat Ihr Kind zur Welt gebracht.«

Er lächelte warmherzig. »Victor... ach, der Junge wiegt jedes böse Wort auf, das zwischen seiner Mutter und mir gefallen ist.« Eine ganze Weile blickte er auf das Meer hi-

naus, ohne ein Wort zu sagen. »Du bist viel weiser, als deine Jahre vermuten lassen, Jessica. Vielleicht werde ich es noch einmal versuchen.«

Sie wusste nicht, was plötzlich in sie gefahren war, und sie bereute es, ihn zu Kailea zurückgeschickt zu haben. Mohiam hätte ihr deswegen einen schweren Verweis erteilt. Aber wie konnte sie ihn davon abhalten, eine gute Meinung von der Mutter seines Kindes zu haben, von der Frau, die er einmal geliebt hatte? Trotz ihrer Bene-Gesserit-Ausbildung, die eine strenge Beherrschung der eigenen Leidenschaften forderte, stellte Jessica fest, dass sie sich immer tiefer verstrickte. Vielleicht zu tief.

Aber es gab bereits eine andere Verstrickung, die viel weiter zurückreichte. Mit ihren Fähigkeiten hätte sie ihre Eizellen und Letos Sperma schon in ihrer ersten gemeinsamen Nacht manipulieren können, um die Tochter zu empfangen, die ihre Vorgesetzten von ihr erwarteten. Warum hatte sie nicht getan, was ihr befohlen worden war? Warum zögerte sie es hinaus?

Was diese Sache betraf, konnte Jessica kaum einen klaren Gedanken fassen. In ihr kämpften starke Gefühle um die Vorherrschaft. Offensichtlich standen die Bene Gesserit auf der einen Seite und flüsterten ihr beharrlich zu, ihre Verpflichtungen zu erfüllen. Doch was stand auf der anderen Seite? Es war nicht Leto. Nein, es war etwas viel Größeres und Bedeutenderes als die Liebe zweier Menschen in einem gigantischen Universum.

Aber sie hatte keine Ahnung, was es sein konnte.

* * *

Am nächsten Tag besuchte Leto Kailea in ihren Turmgemächern, wo sie die meiste Zeit verbrachte und damit den Abstand zwischen ihnen erweiterte. Als er eintrat, drehte sie sich zu ihm um und war bereit, ihn wütend anzufahren, doch dann setzte er sich einfach neben sie auf eine Couch. »Es tut mir Leid, dass wir die Dinge so unter-

schiedlich sehen, Kailea.« Er nahm ihre Hände in seine und hielt sie fest. »Ich kann meine Meinung zum Thema Heirat nicht ändern, aber das bedeutet nicht, dass mir nichts an dir liegt.«

Sie wurde sofort misstrauisch und zog sich zurück. »Was ist los? Lässt Jessica dich nicht mehr ins Bett?«

»Im Gegenteil.« Leto überlegte, ob er Kailea verraten sollte, was die andere Frau zu ihm gesagt hatte, entschied sich jedoch dagegen. Wenn sie glaubte, dass Jessica hinter allem stand, würde sie seinen Vorschlag niemals akzeptieren. »Ich habe angeordnet, dass dir ein Geschenk überbracht wird, Kailea.«

Unwillkürlich hellte sich ihre Miene auf. Es war schon sehr lange her, seit Leto ihr das letzte Mal teuren Schmuck gekauft hatte. »Was ist es? Juwelen?« Sie griff in seine Jackentasche, wo er früher Ringe, Broschen, Armbänder und Halsketten für sie versteckt hatte. Damals hatte sie seine Kleidung nach neuem Schmuck durchsuchen müssen, ein Spiel, das häufig in ein Vorspiel übergegangen war.

»Diesmal nicht«, sagte Leto mit einem bittersüßen Lächeln. »Du bist ein wesentlich eleganteres Familienanwesen gewöhnt als meine schlichte Burg. Erinnerst du dich an den Ballsaal im Großen Palais auf Ix – mit den indigofarbenen Wänden?«

Kailea sah ihn irritiert an. »Ja, aus seltenem blauem Obsidian. Etwas Ähnliches habe ich seit Jahren nicht mehr gesehen.« Ihre Stimme klang melancholisch und schien aus weiter Ferne zu kommen. »Ich weiß noch, wie ich als Kind mein Ballkleid angezogen und mich in den Wänden betrachtet habe. Die vielen durchsichtigen Schichten ließen jedes Spiegelbild wie einen Geist erscheinen. Das Licht der Kerzenleuchter funkelte wie die Sterne der Galaxis.«

»Ich habe beschlossen, die Wände des Ballsaals von Burg Caladan mit blauem Obsidian verkleiden zu lassen«, gab Leto bekannt, »genauso wie diese Zimmer hier. Jeder wird wissen, dass ich es nur für dich getan habe.«

Kailea wusste nicht, was sie dazu sagen sollte. »Willst du

damit dein schlechtes Gewissen beruhigen?«, fragte sie herausfordernd. »Glaubst du, dass es so einfach ist?«

Er schüttelte den Kopf. »Mein Zorn ist verraucht, Kailea, und ich empfinde nur noch Zuneigung für dich. Der blaue Obsidian ist bereits bei einem Händler von Hagal bestellt. Es wird allerdings noch einige Monate dauern, bis er eintrifft.«

Er ging zur Tür und hielt inne. Sie schwieg, doch dann holte sie tief Luft, als wäre das Sprechen eine gewaltige Anstrengung für sie.

»Danke«, sagte sie, als er ging.

55

Ein Mann kann den größten Feind besiegen, die längste Reise unternehmen, die schwerste Verletzung überleben - und doch völlig hilflos sein, wenn er der Frau gegenübersteht, die er liebt.

Weisheit der Zensunni-Wanderer

Atemlos vor Aufregung zwang sich Liet-Kynes, besonnen zu handeln und keine Fehler zu machen. Obwohl er am liebsten sofort zu Faroula losgerannt wäre, wusste er, dass er statt einer Frau den Tod finden konnte, wenn er sich nicht vernünftig auf den *Mihna*-Wettbewerb vorbereitete.

Mit klopfendem Herzen zog er seinen Destillanzug an, der jeden Tropfen Flüssigkeit auffangen sollte, und überprüfte sämtliche Verbindungen und Siegel. Er packte genügend Wasser und Nahrung ein und nahm sich die Zeit für eine Bestandsaufnahme des Inhalts seines Überlebenssatzes: Destillzelt, Parakompass, Handbuch, Landkarten, Sandschnorchel, Kompaktwerkzeuge, Messer, Fernglas, Reparaturset. Schließlich holte sich Liet die Bringerhaken und Klopfer, die er brauchte, um für die lange Reise durch die Große Ebene bis zur Habbanya-Erhebung einen Wurm zu rufen.

Die Höhle der Vögel war ein abgelegener Rastplatz für reisende Fremen, kein ständiger Sietch. Faroula musste bereits vor zwei Tagen aufgebrochen sein und sich selbst einen Wurm gerufen haben, wozu nur wenige Fremen-Frauen imstande waren. Sie konnte damit rechnen, dass die Höhle leer war. Sie würde dort auf Liet oder Warrick warten - wer immer als Erster eintraf.

Liets Zimmer lag neben dem seiner Eltern. Seine Mutter hörte die hektischen Vorbereitungen zu dieser späten

Stunde und schob den Vorhang beiseite. »Warum bereitest du dich auf eine Reise vor, Sohn?«

Er blickte zu ihr auf. »Mutter, ich muss gehen, um eine Frau für mich zu gewinnen.«

Frieth lächelte. Ihre dünnen Lippen zogen sich auseinander im gebräunten und wettergegerbten Gesicht. »Also hat Faroula die Herausforderung ausgesprochen.«

»Ja – und ich muss mich beeilen.«

Mit schnellen, geschickten Fingern überprüfte Frieth die Verschlüsse seines Destillanzugs und schnürte ihm den Überlebenspack auf den Rücken, während Liet auf Gewürzpapier gedruckte Landkarten studierte, um sich die Geografie einzuprägen, die nur den Fremen bekannt war. Er betrachtete die Wüste, die Felserhebungen, die Salzbecken. Wettermarken zeigten die vorherrschenden Windrichtungen und die Bahnen von Stürmen an.

Er wusste, dass Warrick einen Vorsprung hatte, aber sein ungestümer Freund würde bestimmt nicht so viele Vorkehrungen treffen. Warrick würde die Herausforderung ohne Zögern annehmen und sich auf seine Erfahrung als Fremen verlassen. Doch unerwartete Probleme konnten Zeit und Kraft kosten, und Liet investierte diese Minuten gerne, um später nicht ins Hintertreffen zu geraten.

Seine Mutter hauchte ihm einen Kuss auf die Wange. »Vergiss nicht, die Wüste ist weder dein Freund noch dein Feind... sondern lediglich ein Hindernis. Benutze sie zu deinem Vorteil.«

»Ja, Mutter. Das weiß auch Warrick.«

Pardot Kynes war nirgendwo zu sehen... aber so war es meistens. Vielleicht war Liet längst zum Rotwall-Sietch zurückgekehrt, bevor der Planetologe irgendetwas von diesem wichtigen Ereignis im Leben seines Sohnes bemerkt hatte.

Als er durch das Türsiegel trat und auf dem zerklüfteten Grat stand, nahm Liet den Anblick der weiten Sandfläche im Licht der aufgehenden Monde in sich auf. Er hörte das ferne Pulsieren eines Klopfers.

Warrick war bereits draußen in der Wüste.

Liet eilte den steilen Pfad zum Becken hinunter, doch dann hielt er erneut inne. Sandwürmer lebten in großen, klar abgegrenzten Territorien, die sie erbittert verteidigten. Wenn Warrick bereits ein Tier rief, konnte es sehr lange dauern, bis es Liet gelang, einen zweiten Wurm anzulocken, der sich in dasselbe Gebiet wagte.

Also lief er wieder zurück und stieg stattdessen auf der anderen Seite des Grats hinunter, wo sich ein flaches Sandbecken befand. Liet hoffte, dass er dort einen guten Bringer rufen konnte – einen besseren als sein Freund.

Er kletterte mit Händen und Füßen den felsigen Abhang hinab und musterte die vor ihm liegende Landschaft. Am Rand der offenen Wüste entdeckte er eine Düne. Dort wäre ein guter Platz zum Warten. Er steckte den Klopfer am Fuß der Düne in den Sand und schaltete ihn ein, ohne mit einer Zeitverzögerung zu arbeiten. Ihm blieben mehrere Minuten, um durch den feinen Sand zur Düne zurückzustapfen. In der Dunkelheit würde es schwierig werden, die Sandwellen eines Wurmzeichens zu erkennen.

Er hörte auf das *Wump-wump-wump* des Geräts und nahm die Werkzeuge aus seinem Rucksack. Er zog die Bringerhaken zu voller Länge auseinander und schnallte sie sich auf den Rücken. Bisher hatte er stets Späher und Helfer dabeigehabt, wenn er einen Wurm rief, Leute, die ihm zur Seite standen, falls es zu Schwierigkeiten kam. Doch in diesem Wettbewerb musste Liet-Kynes alles allein machen. Er führte jeden Schritt gemäß dem vertrauten Ritual durch. Er befestigte Klampen an seinen Stiefeln, löste die Seile und hockte sich hin, um zu warten.

Auf der anderen Seite des Bergzugs war Warrick möglicherweise längst auf einem Wurm durch die Große Ebene unterwegs. Liet hoffte, dass er seinen Vorsprung wieder aufholen konnte. Es würde zwei oder drei Tage dauern, die Höhle der Vögel zu erreichen... und in dieser Zeit konnte viel passieren.

Er grub seine Fingerspitzen in den Sand und saß völlig regungslos da. In dieser Nacht gab es keinen Wind und

keine Geräusche außer dem Pochen des Klopfers. Doch schließlich hörte er das Zischen bewegten Sandes, das Rumoren eines Leviathans tief unter den Dünen, der vom regelmäßigen Stampfen des Klopfers angelockt wurde. Der Wurm kam näher und näher und schob eine Bugwelle aus Sand vor sich her.

»Shai-Hulud hat mir einen großen Bringer geschickt«, sagte Liet mit einem tiefen Seufzer.

Der Wurm näherte sich dem Klopfer in weitem Bogen. Der gewaltige, segmentierte Rücken ragte hoch empor; die breiten Rippen wirkten wie kleine Schluchten.

Liet erstarrte vor Ehrfurcht, dann hastete er über den ins Rutschen geratenen Sand, die Bringerhaken in den Händen. Sogar durch die Filterstopfen seines Destillanzugs roch er Schwefel, verbranntes Gestein und die beißenden Melange-Ester, die der Wurm verströmte.

Er lief neben dem Wurm her, während dieser den Klopfer verschlang. Bevor das Tier sich wieder in den Sand graben konnte, schlug Liet mit einem Bringerhaken zu und verankerte die Spitze am Rand eines Ringsegments. Er zog mit aller Kraft, um das rosafarbene Fleisch unter der Öffnung freizulegen, das zu empfindlich für den scharfen Sand war. Dann hielt er sich fest.

Der Wurm bemühte sich, die offene Wunde zwischen den Segmenten zu schützen und drehte sie nach oben. Gleichzeitig wurde Liet nach oben befördert. Er holte mit dem anderen Arm aus und setzte einen zweiten Bringerhaken an, noch tiefer zwischen den Segmenten. Wieder zog er, um die Öffnung zu vergrößern.

Der Wurm bäumte sich auf – eine Reflexreaktion auf das zusätzliche Ärgernis.

Normalerweise würden mehrere Fremen-Reiter weitere Ringsegmente öffnen, aber Liet war ganz allein. Er stemmte seine Stiefel in die feste Haut von Shai-Hulud und kämpfte sich weiter. Dann setzte er Klammern ein, die die Segmente offen hielten. Als sich der Wurm aus dem Sand erhob, brachte Liet ihn mit Hilfe seiner Haken dazu, sich zu dre-

hen und Kurs auf die weite Fläche der Großen Ebene zu nehmen.

Er setzte die letzten Haken an die richtige Position und hielt die Seile fest. Schließlich blickte er sich zum gewundenen Körper des Wurms um. Es war ein gigantischer Bringer! Er hatte die würdevolle Aura eines uralten Geschöpfes, dessen Leben bis in die Ursprünge dieses Planeten zurückzureichen schien. Nie zuvor hatte er einen solchen Wurm gesehen. Er würde ihn lange Zeit bei großer Geschwindigkeit reiten können.

Vielleicht erhielt er dadurch die Chance, Warrick zu überholen...

Sein Wurm raste über den Sand, während die zwei Monde höher stiegen. Liet bestimmte seinen Kurs mit Hilfe der Sterne, indem er dem Schwanz der Konstellation in Form einer Maus folgte, die als *Muad'dib* bekannt war, was soviel wie ›der den Weg zeigt‹ bedeutete.

Er kreuzte die aufgeworfene Spur eines anderen großen Bringers, der sich durch die Große Ebene geschoben hatte, höchstwahrscheinlich Warricks Wurm, da sich Shai-Hulud nur äußerst selten freiwillig an der Wüstenoberfläche bewegte. Liet hoffte, dass das Glück auf seiner Seite war.

Nach vielen Stunden war die Reise zu einer vertrauten Monotonie geworden, und er fühlte sich müde. Er hätte die Augen zumachen und dösen können, wenn er sich mit den Seilen sicherte, aber Liet wollte kein solches Risiko eingehen. Er musste wach bleiben, um den Leviathan zu lenken. Wenn Shai-Hulud vom geraden Kurs abwich, würde Liet viel Zeit verlieren – und das konnte er sich einfach nicht erlauben.

Er ritt die ganze Nacht auf dem Monstrum, bis die zitronengelbe Dämmerung den indigofarbenen Himmel und die Sterne zurückdrängte. Er hielt ständig Ausschau nach Patrouillenthoptern der Harkonnens, obwohl er bezweifelte, dass sie sich so weit über den sechzigsten Breitengrad hinauswagten.

Er ritt noch einige Stunden weiter, doch zum Zeitpunkt

der größten Tageshitze erzitterte der riesige Wurm. Er wand sich und wehrte sich dagegen, die Reise fortzusetzen. Er war bereit, vor Erschöpfung einfach aufzugeben. Liet wagte es nicht, ihn weiter zu strapazieren. Ein Wurm konnte zu Tode geritten werden, und das wäre ein sehr schlechtes Zeichen.

Er steuerte ihn zu einem Felsarchipel. Nachdem er die Haken und Klammern entfernt hatte, sprang er hinunter und brachte sich in Sicherheit, bevor der Wurm erschöpft in den Sand tauchte. Liet rannte zu den niedrigen Felsen, die der einzige dunklere Fleck in einer Monotonie aus Weiß-, Gelb- und Brauntönen waren, eine Barriere zwischen zwei größeren Becken.

Er kauerte sich unter eine hitzeabweisende Tarndecke und stellte eine Zeitautomatik aus seinem Überlebenssatz ein, ihn nach einer Stunde Schlaf zu wecken. Obwohl seine Instinkte und Sinne wachsam blieben, schlief er tief, um sich zu erholen und neue Kräfte zu sammeln.

Als er erwachte, kletterte er über die Felsbarriere zum Rand der gewaltigen Habbanya-Erg. Dort stellte Liet seinen zweiten Klopfer auf und rief einen neuen Wurm – einen deutlich kleineren, der aber dennoch ein formidables Ungeheuer war. So kam er auch während des Nachmittags zügig voran.

In der Abenddämmerung nahmen Liets scharfe Augen eine schwache Verfärbung an den Schattenseite der Dünen wahr, ein blasses Graugrün, wo Gras den Sand durchwachsen und stabilisiert hatte. Fremen hatten das Saatgut ausgebracht und es versorgt. Wenn nur ein Samenkorn von tausend keimte und lange genug lebte, um sich fortzupflanzen, wäre der Fortschritt unaufhaltsam. *Dune* würde eines Tages wieder ein grüner Planet sein.

Eingelullt vom hypnotischen Rauschen, mit dem sich der Wurm bewegte, hörte er seinen Vater dozieren: »Wenn wir den Sand verankern, nehmen wir dem Wind seine stärkste Waffe. In manchen Klimazonen dieses Planeten erreicht der Wind keine höhere Geschwindigkeit als hundert Kilometer

pro Stunde. In diesen Bereichen herrscht ›minimales Risiko‹, wie wir es definiert haben. Wenn wir die windabgewandte Seite bepflanzen, wachsen die Dünen und schaffen größere Barrieren, wodurch die Zonen mit minimalem Risiko erweitert werden. Auf diese Weise kommen wir unserem Ziel wieder einen kleinen Schritt näher.«

Liet schüttelte benommen den Kopf. *Selbst hier, ganz allein in dieser gewaltigen Ödnis, kann ich der Stimme dieses großen Mannes, seinen Träumen und Vorträgen nicht entfliehen...*

Doch seine Reise würde noch etliche Stunden beanspruchen. Er hatte noch nichts von Warrick gesehen, aber er wusste, dass es viele Wege durch die Wüste gab. Er schonte weder sich noch den Wurm. Und endlich machte er am fernen Horizont einen flimmernden dunklen Fleck aus: die Habbanya-Erhebung, in der sich die Höhle der Vögel befand.

* * *

Warrick ließ seinen letzten Wurm zurück und sprintete mit erneuerter Tatkraft die Felsen hinauf. Mit Händen und *Temag*-Stiefeln bestieg er den unmarkierten Pfad. Das Gestein war grünschwarz und ockerrot und von den harten Arrakis-Stürmen verwittert. Der wehende Sand hatten die Klippen abgeschliffen und Löcher und Rillen hinterlassen. Von hier aus konnte er den Höhleneingang nicht erkennen – was durchaus im Sinne der Fremen war, da kein Außenstehender zufällig diesen Ort entdecken sollte.

Er hatte gute Würmer gerufen und war schnell vorangekommen. Er hatte sich keine Rast gegönnt, da er den starken Drang verspürte, Faroula als Erster zu erreichen, um ihre Hand zu beanspruchen... aber auch, um seinen Freund Liet auszustechen. Dieser Wettlauf würde eines Tages eine spannende Geschichte für ihre Enkelkinder abgeben. Bereits jetzt wurde zweifellos in den Fremen-Sietches vom großen Wurmrennen gesprochen und wie Faroula anläss-

lich ihres *Ahals* zu einem so ungewöhnlichen Wettkampf herausgefordert hatte.

Warrick kletterte immer höher hinauf, bis er einen Felsvorsprung erreichte. In der Nähe der getarnten Öffnung fand er den schmalen, verwischten Fußabdruck einer Frau. Zweifellos von Faroula. Kein Fremen hätte zufällig ein solches Zeichen hinterlassen; sie musste es absichtlich getan haben. Es war ihre Botschaft, dass sie hier war und wartete.

Warrick zögerte und atmete tief durch. Es war eine lange Reise gewesen, und er hoffte, dass Liet sie gut überstanden hatte. Vielleicht näherte sich sein Blutsbruder in diesem Augenblick der Erhebung, doch die hohen Felsen versperrten Warrick den freien Blick auf die Wüste. Er wollte seinen Freund nicht verlieren, nicht einmal wegen dieser Frau. Er hoffte inständig, dass es zu keinem Kampf kam.

Trotzdem wollte er unbedingt der Erste sein.

Warrick trat in die Höhle der Vögel, wo er sich als deutlicher Umriss im Eingang abzeichnete. Innerhalb der Höhle konnte er wegen der Dunkelheit zunächst nichts erkennen. Schließlich hörte er die Stimme einer Frau – Worte, die wie Seidenschleier über die Wände der Höhle strichen.

»Es wird Zeit«, sagte Faroula. »Ich habe auf dich gewartet.«

Sie redete ihn nicht mit Namen an, und für einen Moment blieb Warrick regungslos stehen. Dann kam Faroula zu ihm, mit elfenhaftem Gesicht, mit schlanken und muskulösen Armen und Beinen. Der Blick ihrer großen Augen schien sich in seine Seele zu bohren. Sie roch nach süßen Kräutern und anderen starken Düften, nicht nur nach Melange. »Willkommen, Warrick... mein Ehemann.« Sie nahm seine Hand und führte ihn tiefer in die Höhle.

Warrick war so nervös, dass er immer noch nicht wusste, was er sagen sollte. Er hielt den Kopf hoch erhoben und zog sich die Filterstopfen aus der Nase, während sich Faroula an den Verschlüssen seiner Stiefel zu schaffen machte. »Hier fordere ich das Versprechen ein, das du gabst«, zitierte er die traditionellen Worte der Hochzeits-

zeremonie der Fremen. »An diesem windlosen Ort benetzte ich dich mit süßem Wasser.«

Faroula antwortete gemäß der Überlieferung: »Zwischen uns soll nichts als Leben sein.«

Warrick beugte sich näher. »Du sollst in einem Palast leben, meine Liebste.«

»Deine Feinde sollen ins Verderben stürzen«, versprach sie ihm.

»Ich kenne und erkenne dich.«

»So soll es sein.«

Dann sprachen sie gleichzeitig: »Wir reisen gemeinsam auf diesem Weg, den meine Liebe für dich gebahnt hat.«

Nach diesem Segen und Gebet lächelten sie sich an. Der Naib Heinar würde eine offizielle Zeremonie durchführen, wenn sie in den Rotwall-Sietch zurückgekehrt waren, aber vor dem Angesicht Gottes und in ihren Herzen waren Warrick und Faroula nun verheiratet. Sie blickten sich lange Zeit in die Augen, bevor sie sich tiefer in die kühle Dunkelheit der Höhle zurückzogen.

* * *

Liet traf schwer keuchend ein. Seine Stiefel traten Steinchen los, die den Pfad hinunterrollten, der zum Eingang der Höhle führte. Doch dann hielt er inne, als er Stimmen und Geräusche hörte. Er hoffte, dass es nur Faroula war, die vielleicht eine Freundin mitgenommen hatte... bis er erkannte, dass die zweite Stimme die eines Mannes war.

Warrick.

Er hörte, wie sie das Hochzeitsgebet sprachen, und wusste, dass sie nun gemäß der Tradition Mann und Frau waren. Es spielte jetzt keine Rolle mehr, wie sehr sich Liet nach Faroula gesehnt hatte, wie sehr er sich gewünscht hatte, dass sie seine Frau wurde, als er den geheimnisvollen weißen *Biyan* gesehen hatte. Nun war sie für ihn unerreichbar geworden.

Stumm drehte er sich um und setzte sich auf den Fels-

sims, wo die Schatten der Felsen Schutz vor der Sonne boten. Warrick war sein Freund, und er musste die Niederlage tapfer akzeptieren. Dennoch war er zutiefst betrübt wie nie zuvor in seinem Leben. Er würde einige Zeit brauchen, um darüber hinwegzukommen.

Liet-Kynes wartete eine Stunde lang und starrte in die Wüste hinaus. Ohne einen Fuß in die Höhle zu setzen, stieg er schließlich wieder hinunter und rief einen Wurm, der ihn nach Hause bringen sollte.

56

Politische Führer erkennen häufig nicht den praktischen Nutzen von Phantasie und innovativen Ideen, bis sie ihnen von blutigen Händen unter die Nase gehalten werden.

Kronprinz Raphael Corrino,
Diskurse über die Regierung

Auf der Heighliner-Baustelle in den tiefen Höhlen von Ix ließen die treibenden Leuchtgloben grelle Spiegelungen und düstere Schatten über das Gerüst wandern. Das Licht schimmerte im ätzenden Rauch von verbrannten Lötmitteln und verschweißten Metallen. Vorarbeiter riefen Kommandos, und schwere Bauteile schlugen dröhnend aneinander, sodass das Echo von den Felswänden zurückgeworfen wurde.

Die geknechteten Sklaven arbeiteten so wenig wie möglich und vereitelten die Zeitpläne und Profiterwartungen der Tleilaxu. Obwohl die Bauarbeiten für den Heighliner älteren Modells schon vor Monaten begonnen hatten, war er noch nicht über das Stadium eines groben Skeletts hinausgekommen.

Unter falscher Identität hatte sich C'tair in die Arbeitermannschaften eingeschleust. Er schweißte Träger und Sparren zusammen, die den gewaltigen Frachtraum umschlossen. Heute musste er sich in der offenen Höhle aufhalten, wo er einen freien Blick auf den künstlichen Himmel hatte.

Damit er beobachten konnte, wie die nächste Phase seines verzweifelten Plans verlief...

Nach den größeren Verwüstungen, die Miral und er vor zwei Jahren angerichtet hatten, waren die Herren noch despotischer geworden, doch die Ixianer hatten inzwischen

eine Immunität gegen weiteres Leid entwickelt. Das Beispiel der zwei Widerstandskämpfer hatte dem Volk tatsächlich neue Kraft gegeben. Jetzt hielten die Menschen erst recht durch. Weitere ›Rebellen‹, die allein oder in kleinen Gruppen agierten, bildeten mittlerweile eine beachtenswerte Armee, deren Schlagkraft und Entschlossenheit durch keine noch so große Unterdrückung vermindert werden konnte.

Obwohl er keine Informationen über die Lage auf Ix hatte, schickte Prinz Rhombur weiteren Sprengstoff und anderes Material, doch erst eine kleine Lieferung hatte den Weg zu C'tair und Miral gefunden. Die Herren öffneten und inspizierten jeden Container. Die Arbeiter an der Raumhafenschlucht und die Piloten der Schiffe waren ausgewechselt worden, sodass C'tair nun keine Kontaktleute mehr hatte und wieder völlig isoliert war.

Dennoch fassten Miral und er jedes Mal neuen Mut, wenn sie zerbrochene Fensterscheiben und sabotierte technische Einrichtungen sahen und die ohnehin reduzierte Produktivität weiter eingeschränkt wurde. Erst vor einer Woche war ein Mann, der keinerlei Beziehung zur Politik hatte, der nie zuvor auffällig geworden war, erwischt worden, als er in einem stark frequentierten Korridor mit riesigen Buchstaben an die Wand geschrieben hatte: TOD DEN TLEILAXU-SCHWÜRMERN!

C'tair balancierte über eine Querstrebe, um zu einer schwebenden Plattform zu gelangen, von der er sich ein Laserschweißgerät holte. Mit einem Lift fuhr er zum höchsten Teil des Heighliner-Gerüsts hinauf und blickte in die kilometerlange Grotte hinunter. Die Überwachungskapseln wichen den Metallträgern aus und beobachteten die Arbeitergruppen. Die anderen Mitglieder von C'tairs Kolonne widmeten sich ihren Aufgaben. Keiner von ihnen ahnte, was geschehen würde. Ein Schweißer im Schutzanzug kam C'tair näher, und mit einem schnellen Seitenblick stellte er fest, dass sich Miral unter der Verkleidung verbarg. Sie würden diesen Moment gemeinsam erleben.

Gleich musste es soweit sein.

Die Holoprojektoren im künstlichen Himmel flackerten. Die Wolken der Tleilaxu-Heimatwelt zogen über die lichtfunkelnden, nach unten hängenden Wolkenkratzer-Inseln. Früher einmal hatten diese Gebäude wie Stalaktiten aus Kristall ausgesehen, jetzt waren die einstmals märchenhaften Bauten nur noch alte, kariöse Zahnstümpfe, die im Fels der ixianischen Planetenkruste steckten.

Während Miral in seiner Nähe arbeitete, setzte sich C'tair auf die Strebe und lauschte auf den hämmernden Baulärm, der einen blechernen Hall erzeugte. Er blickte wie ein alter Wolf zum Mond auf. Und wartete.

Dann verzerrte sich die Illusion des Himmel und änderte die Farbe, als würden sich die fremden Wolken zu einem Sturm sammeln. Wieder flackerten die Holoprojektoren, dann erzeugten sie ein völlig anderes Bild, das vom fernen Caladan stammte. Die Nahaufnahme eines Gesichts erfüllte den Himmel wie die Erscheinung eines göttlichen Wesens.

Rhombur hatte sich während der achtzehn Jahre seines Exils sehr verändert. Er wirkte reifer und fürstlicher. In seinem Blick und seiner tiefen Stimme lagen Energie und Entschlossenheit.

»Ich bin Prinz Rhombur Vernius«, sprach die Projektion mit der Lautstärke eines Donnerschlags. Alle Menschen blickten in ehrfürchtiger Verblüffung nach oben. Sein Mund war so groß wie eine Fregatte der Gilde, seine Lippen formulierten Worte, die wie himmlische Gebote durch die Höhle hallten. »Ich bin der rechtmäßige Herrscher von Ix, und ich werde zurückkehren, um euch von eurem Leid zu erlösen.«

Alle Ixianer stießen überraschte und begeisterte Schreie aus. Von ihrem Hochsitz beobachteten C'tair und Miral, wie die Sardaukar verwirrt umherliefen, während Kommandant Garon seine Truppen anbrüllte, die Ordnung wiederherzustellen. Hoch oben erschienen Tleilaxu-Meister auf Balkonen und gestikulierten. Wachen liefen in die Verwaltungsgebäude zurück.

C'tair und Miral genossen diesen Augenblick und wagten es, sich mit einem breiten Lächeln anzusehen.

»Wir haben's geschafft«, sagte sie. Im Chaos war er der Einzige, der ihre Worte verstehen konnte.

Die beiden hatten Wochen benötigt, um die Systeme zu studieren und festzustellen, wie sich die Projektorkontrollen manipulieren ließen. Niemand hatte daran gedacht, Vorkehrungen gegen eine derartige Sabotage zu treffen, gegen einen so dreisten Missbrauch einer alltäglichen Einrichtung.

Rhombur Vernius hatte diese Botschaft in der einzigen Lieferung, die durchgekommen war, nach Ix geschmuggelt, in der Hoffnung, sie könnte heimlich loyalen Ixianern bekannt gemacht werden. Alternativ hatte der Prinz sprechende Poster oder kurze Einspeisungen im regulären Kommunikationssystem der Untergrundstadt in Erwägung gezogen.

Doch das findige Guerilla-Duo hatte beschlossen, diese Gelegenheit zu einer Aktion zu nutzen, die viel länger im Gedächtnis blieb. Es war Mirals Idee gewesen, und C'tair hatte viele Einzelheiten des Plans beigesteuert.

Rhomburs Gesicht war breit und kantig, seine Augen funkelten mit einer Leidenschaft, um die ihn jeder andere verbannte Herrscher beneiden musste. Sein blondes Haar war in leichter Unordnung, was einen gleichzeitig noblen und verwegenen Eindruck machte. Der Prinz hatte während seines Aufenthalts im Haus von Herzog Atreides sehr viel über Staatskunst gelernt.

»Ihr müsst euch erheben und diese üblen Sklaventreiber stürzen. Die Usurpatoren haben kein Recht, euch Befehle zu erteilen oder euer tägliches Leben zu bestimmen. Ihr müsst mir helfen, Ix in seiner früheren Pracht wiederauferstehen zu lassen. Merzt die Seuche namens Bene Tleilax aus. Tut euch zusammen und setzt jedes verfügbare Mittel ein...«

Seine Worte wurden plötzlich abgeschnitten, als offenbar jemand im Verwaltungskomplex versuchte, die Übertra-

gung zu unterbrechen. Doch die Stimme des Prinzen drang hartnäckig immer wieder durch das Rauschen und Knistern. »...zurückkehren werde. Ich warte nur auf den geeigneten Zeitpunkt. Ihr seid nicht allein. Meine Mutter wurde ermordet. Mein Vater musste sich aus der Öffentlichkeit zurückziehen. Aber meine Schwester und ich sind noch da, und wir beobachten Ix. Ich beabsichtige...«

Rhomburs Bild wurde verzerrt und verschwand schließlich ganz. Über die Untergrundstadt senkte sich eine Finsternis, die dunkler als die tiefste Nacht war. Die Tleilaxu schalteten lieber die gesamte Himmelsprojektion ab, als Prinz Rhombur die Gelegenheit zu geben, den Rest seiner Rede zu halten.

C'tair und Miral jedoch lächelten in der Dunkelheit. Rhombur hatte genug gesagt. Auf diese Weise mussten sich seine Zuhörer stärker zum Aufstand angestachelt fühlen als durch irgendetwas, das der Exil-Prinz noch hätte hinzufügen können.

Nach wenigen Sekunden erstrahlten grellweiße Leuchtgloben, die Notbeleuchtung, die die Höhle in kaltes Licht tauchte. Sirenen ertönten, aber die geknechteten Ixianer hatten sich bereits überall zu Gruppen zusammengefunden, in denen aufgeregt diskutiert wurde. Jetzt schrieben sie die Explosionen der weitreichenden Macht des Prinzen Rhombur zu. Sie hatten die ständigen Sabotageaktionen miterlebt, und diese Ansprache war ein noch viel größeres Zeichen. Sie glaubten an das, was er gesagt hatte. Vielleicht befand sich Prinz Rhombur sogar in Verkleidung mitten unter ihnen! Das Haus Vernius würde zurückkehren und die verhassten Tleilaxu vertreiben. Rhombur würde dafür sorgen, dass wieder Glück und Wohlstand auf Ix Einzug hielten.

Sogar die Suboiden jubelten. C'tair erinnerte sich an die bittere Ironie, dass diese geistlosen, biotechnisch gezüchteten Arbeiter für die Vertreibung des Grafen Vernius mitverantwortlich gewesen waren. Ihr unkluger Aufstand und ihre Leichtgläubigkeit gegenüber den Versprechungen der Tleilaxu hatten den Umsturz überhaupt erst ermöglicht.

Doch C'tair wollte nicht nachtragend sein. Er würde jeden Verbündeten willkommen heißen, der zum Kampf bereit war.

Sardaukar-Truppen schwärmten aus und schwenkten demonstrativ die Waffen. Sie befahlen den Menschen, in ihre Unterkünfte zurückzukehren. Dröhnende Lautsprecher kündigten die sofortige Verhängung des Kriegsrechts und hartes Durchgreifen an. Die Rationen sollten auf die Hälfte gekürzt und das Arbeitspensum erhöht werden. Solche Maßnahmen hatten die Tleilaxu schon viele Male ergriffen.

C'tair folgte Miral und den vielen anderen, die vom Heighliner-Gerüst zum sicheren Höhlenboden hinunterkletterten. Je mehr Druck die Eroberer ausübten, desto größer würde der Zorn der Ixianer werden, bis er sich schließlich in einer Explosion entlud.

Cando Garon, der Anführer der imperialen Truppen auf Ix, rief Befehle in Kriegssprache durch einen Stimmprojektor. Die Sarkaudar schossen in die Luft, um die Arbeiter einzuschüchtern. C'tair folgte seiner Kolonne, die sich gehorsam in einen abgesperrten Bereich treiben ließ. Man würde wahllos einige von ihnen festhalten und befragen – aber niemand konnte ihm oder Miral das Geringste nachweisen. Selbst wenn sie beide hingerichtet wurden, hätte es sich gelohnt, weil sie Großes bewirkt hatten.

C'tair und Miral, die weit voneinander entfernt in der Menge standen, machten alles mit, was von ihnen verlangt wurde, was die wütenden Sardaukar-Wachen ihnen befahlen. Als C'tair hörte, wie die Arbeiter miteinander flüsterten und die Worte des Prinzen Rhombur Vernius wiederholten, erreichte seine Freude und Hoffnung ungeahnte Höhen.

Eines Tages... in nicht allzu ferner Zukunft... würde Ix wieder den Ixianern gehören.

57

Feinde stärken dich, Verbündete schwächen dich.

Imperator Elrood IX.,
Erkenntnisse auf dem Totenbett

Nachdem er sich von den Schlägen der Inkvinepeitsche erholt hatte, arbeitete Gurney Halleck zwei Monate lang im Zustand ängstlicher Lähmung, der schlimmer war als alles, was er in den Sklavengruben erlebt hatte. Eine hässliche Narbe zeichnete seinen Kiefer, ein blutroter Striemen, der ständig pulsierend schmerzte. Obwohl die eigentliche Wunde verheilt war, brannten die Rückstände des Gifts nach wie vor in seinen Nervenzellen. Es war, als hätte sich ein erstarrter Blitz unter der Haut seines Unterkiefers und seiner Wange eingenistet.

Aber es waren nur Schmerzen. Das konnte Gurney aushalten. Körperliche Verletzungen bedeuteten ihm nicht mehr viel; sie waren zu einem dauerhaften Bestandteil seiner Existenz geworden.

Viel größere Angst bereitete ihm die Tatsache, dass er nur geringfügig bestraft worden war, nachdem er Glossu Rabban angegriffen hatte. Der stämmige Harkonnen hatte ihn ausgepeitscht, und die Wachen hatten ihn anschließend kräftig verprügelt, sodass er drei Tage im Lazarett verbringen musste. Er hatte schon viel schlimmere Vergeltungsmaßnahmen wegen weitaus banalerer Vergehen erlebt. Was hatten sie wirklich mit ihm vor?

Er erinnerte sich an das stumpfe Schimmern der kalkulierten Grausamkeit in Rabbans Augen. »Finden Sie heraus, woher er stammt. Und stellen fest, ob noch irgendjemand aus seiner Familie lebt.« Gurney befürchtete das Schlimmste.

Zusammen mit den anderen Sklaven erfüllte er mechanisch seine tägliche Arbeit, während die wachsende Besorgnis in seiner Magengrube ihn immer schwerer zu Boden drückte. Er schuftete abwechselnd an den Hängen von Mount Ebony und in den Obsidian-Fabriken. Frachtschiffe landeten in der Nähe der Garnison und der Sklavenbergwerke und schafften die Container voller glühendem, scharfkantigem Vulkanglas fort, damit es vom Haus Hagal weiterverkauft werden konnte.

Eines Tages holten ihn zwei Wachen formlos aus den Laugenbecken. Gurney war halbnackt und tropfnass von der öligen Emulsion, die auf die uniformierten Wachen spritzte, als er auf den offenen Platz hinausstolperte, wo Glossu Rabban die Häftlinge inspiziert hatte.

Jetzt sah er dort ein niedriges Podium und davor einen einzelnen Stuhl. Keine Ketten, keine Shigadraht-Fesseln... nur ein Stuhl. Der Anblick bereitete ihm tiefstes Entsetzen. Er hatte keine Ahnung, was ihn erwartete.

Die Wachen stießen ihn auf den Stuhl und traten dann zurück. Ein Arzt aus dem Gefangenenlazarett hielt sich in der Nähe bereit, und ein Trupp Harkonnen-Soldaten marschierte auf den Platz. Die anderen Sklaven setzten ihre Arbeit in den Gruben und Becken fort. Gurney wusste also, dass das bevorstehende Ereignis privater Natur war... ein Spektakel, das nur ihm zu Ehren veranstaltet wurde.

Das machte es noch viel schlimmer.

Je deutlicher Gurney seine Unruhe zeigte, desto mehr Spaß machte es den Wachen, ihm Antworten zu verweigern. Also verstummte er, während die zähe Flüssigkeit zu einem knisternden Film auf seiner Haut trocknete.

Der Arzt, den Gurney inzwischen gut kannte, kam näher. In der Hand hielt er ein gelbes Fläschchen mit einer winzigen Nadel. Gurney hatte diese Vorrichtungen schon häufiger im Lazarett gesehen, wo sie in einem durchsichtigen Behälter untergebracht waren, aber er war bisher nie damit behandelt worden. Der Arzt schlug das spitze Ende ins Genick des Gefangenen, als wollte er eine Wespe töten. Gur-

ney krampfte sich zusammen; all seine Muskeln waren plötzlich angespannt.

Eine warme Taubheit breitete sich wie heißes Öl in seinem Körper aus. Seine Arme und Beine wurden bleischwer. Er zuckte ein paarmal, und dann konnte er sich gar nicht mehr bewegen. Er konnte weder den Kopf drehen noch grimassieren oder auch nur mit den Augen blinzeln.

Der Arzt rückte den Stuhl herum und drehte Gurneys Kopf, als wollte er eine Puppe in die richtige Position bringen. Nun war er gezwungen, genau auf das niedrige Podium zu blicken. Mit einem Mal wurde Gurney klar, worum es sich handelte.

Eine Bühne. Und er sollte dem zuschauen, was darauf stattfinden würde.

Glossu Rabban kam aus einem der Gebäude. Er trug seine beste Uniform und wurde vom Fabrikverwalter begleitet, der ebenfalls eine dunkle, saubere Uniform angelegt hatte. Der dürre Mann mit dem Kugelbauch hatte zu diesem Anlass sogar auf seine Nasenfilter verzichtet.

Rabban baute sich genau vor Gurney auf, der sich nichts mehr wünschte, als aufzuspringen und den Mann zu erdrosseln. Aber er konnte sich nicht rühren. Die lähmende Droge fixierte ihn wie ein Schraubstock, also konnte er nur so viel Hass wie möglich in seinen Blick legen.

»Gefangener«, sagte Rabban und verzog die dicken Lippen zu einem obszönen Lächeln. »Gurney Halleck aus dem Dorf Dmitri. Nach deinem Angriff auf mich gaben wir uns große Mühe, deine Familie ausfindig zu machen. Von Hauptmann Kryubi hörten wir von den widerlichen kleinen Liedern, die du im Gemeinschaftshaus gesungen hast. Obwohl dich seit Jahren niemand mehr im Dorf gesehen hat, hielt niemand es für nötig, dein Verschwinden zu melden. Bevor sie an den Folgen der Folter starben, sagten einige, sie wären davon ausgegangen, wir hätten dich in der Nacht geholt. Diese Idioten!«

Gurney geriet immer mehr in Panik. In seinem Kopf waren nur noch flatternde schwarze Flügel. Er wollte nach seinen

armen und anspruchslosen Eltern fragen... aber er befürchtete, dass Rabban ihm ohnehin antworten würde. Er konnte kaum noch atmen. Sein Oberkörper verkrampfte sich und kämpfte gegen die Lähmung. Als sein Blut kochte und sein Zorn wuchs, war er nicht mehr in der Lage, einen Atemzug zu tun. Der Sauerstoffmangel machte ihn schwindlig.

»Dann wurde plötzlich alles klar. Wir erfuhren von deiner Schwester, die im Freudenhaus arbeitet... und dass du einfach nicht die natürliche Ordnung der Dinge akzeptieren wolltest.« Rabban zuckte mit den breiten Schultern, und seine Finger näherten sich bedeutungsschwer der Inkvinepeitsche an seinem Gürtel, jedoch ohne sie zu berühren. »Jeder andere kennt seinen Platz auf Giedi Primus, nur du nicht, wie es scheint. Also haben wir beschlossen, dir mit einer Gedächtnisstütze zu helfen.«

Er stieß einen theatralischen Seufzer aus, der seiner Enttäuschung Ausdruck verleihen sollte. »Bedauerlicherweise waren meine Truppen etwas zu... übereifrig..., als sie deine Eltern baten, sich hierher zu begeben. Ich fürchte, dein Vater und deine Mutter haben die Meinungsverschiedenheit nicht überlebt. Allerdings...«

Rabban hob eine Hand, worauf die Wachen zum Vorratsschuppen eilten. Von außerhalb seines Sichtfeldes hörte Gurney Geräusche und dann den wortlosen Schrei einer Frau. Obwohl er sich nicht umdrehen und nachsehen konnte, wusste er, dass es Bheth war.

Sein Herz setzte einen Schlag aus, als ihm erleichtert bewusst wurde, dass sie noch lebte. Er hatte vermutet, dass die Harkonnens sie kurz nach seiner Gefangennahme im Freudenhaus getötet hatten. Aber nun wusste er, dass man sie lediglich für ein viel schlimmeres Ende am Leben gelassen hatte.

Sie zerrten Bheth zum hölzernen Podium. Sie trug nur ein zerrissenes Sackkleid und wehrte sich heftig. Ihr flachsblondes Haar war lang und wild. Ihre Augen waren angstgeweitet, und sie wurden noch größer, als sie ihren Bruder sah. Wieder bemerkte er die weiße Narbe an ihrer Kehle.

Sie hatten Bheth die Fähigkeit geraubt, zu singen oder zu sprechen – und ihre Fähigkeit zu lächeln.

Ihre Blicke trafen sich. Bheth konnte nichts sagen. Und Gurney war ebenfalls nicht in der Lage, sie anzusprechen oder auch nur einen Finger zu heben.

»Deine Schwester kennt ihren Platz«, sagte Rabban. »Sie hat uns sogar recht gute Dienste geleistet. Ich habe die Unterlagen durchgesehen, um eine genaue Zahl zu ermitteln. Dieses Mädchen hat 4620 Mitgliedern unserer Truppe Freude bereitet.« Rabban klopfte Bheth auf die Schulter. Als sie mit den Zähnen nach seinen Fingern schnappen wollte, packte er den Stoff ihres Kleides und riss es herunter.

Die Wachen zwangen sie, nackt auf das Podium zu treten – und Gurney konnte sich immer noch nicht rühren. Er wollte die Augen schließen, aber die Lähmung verhinderte es. Obwohl er verstand, wozu sie man sie in den vergangenen sechs Jahren gezwungen hatte, war der erneute Anblick ihrer Nacktheit schrecklich. Ihr Körper war völlig zerschunden, ihre Haut ein Flickenteppich aus dunklen Flecken und hellen Narben.

»Nicht viele Frauen in unseren Freudenhäusern halten so lange durch wie sie«, sagte Rabban. »Sie hat einen starken Überlebenswillen, aber jetzt geht ihre Zeit zu Ende. Wenn sie sprechen könnte, würde sie uns versichern, wie glücklich sie ist, dem Haus Harkonnen diesen letzten Dienst erweisen zu können – nämlich dir eine Lektion zu erteilen.«

Gurney strengte sich mit aller Kraft an und zwang seine Muskeln, endlich zu reagieren. Sein Herz pochte rasend, und Hitze strömte durch seinen Körper. Aber er war immer noch nicht zur winzigsten Bewegung imstande.

Der Fabrikverwalter kam als Erster. Er öffnete sein Gewand, und Gurney musste mit ansehen, wie der widerliche Mann Bheth auf der Bühne vergewaltigte. Dann waren fünf der Wachmänner an der Reihe, die auf Rabbans Befehl agierten. Der breitschultrige Unhold beobachtete gleichzeitig das Spektakel auf der Bühne und die Reaktionen des Gefangenen. Gurneys hilfloser Zorn wuchs ins Unermessliche,

dann wünschte er sich innig, er könnte seinen Geist ausschalten, einfach in einen tiefen Schlaf fallen. Aber er hatte keine solche Fluchtmöglichkeit.

Rabban selbst kam als Letzter und kostete die Situation bis zum Äußersten aus. Er war rücksichtslos und brutal, obwohl Bheth inzwischen vor Schmerzen fast bewusstlos war. Als er fertig war, legte Rabban die Hände um Bheths Hals mit der weißen Narbe. Sie wehrte sich nur noch schwach. Rabban drehte ihren Kopf herum und zwang sie, ihren Bruder anzusehen, während seine Finger ihre Kehle umklammerten. Er stieß noch einmal in sie, dann spannten sich seine Armmuskeln an. Er drückte immer fester zu, bis Bheths Augen hervorquollen.

Gurney musste hilflos zusehen, wie sie starb...

In doppelter Hinsicht befriedigt stand Rabban auf, trat zurück und knöpfte seine Uniform zu. Er blickte lächelnd auf die beiden Opfer. »Lassen Sie ihre Leiche hier liegen«, sagte er. »Wie lange hält die Lähmung ihres Bruders an?«

Der Arzt eilte dienstbeflissen herbei, als wäre nichts weiter vorgefallen. »Bei dieser kleinen Dosis noch ein oder zwei Stunden. Eine größere Menge *Kirar* hätte ihn in Tiefschlaftrance versetzt, aber das wollten Sie ja nicht.«

Rabban schüttelte den Kopf. »Er soll hierbleiben und sie anstarren, bis er sich wieder bewegen kann. Ich will, dass er endlich seine Fehler einsieht.«

Lachend ging Rabban davon, gefolgt von seinen Wachen. Gurney blieb allein auf dem Stuhl zurück. Er trug keine Ketten oder Fesseln, konnte sich aber trotzdem nicht rühren. Er musste unentwegt auf Bheths reglose Gestalt auf dem Podium starren. Blut tropfte aus ihrem Mund.

Doch selbst die Lähmung durch die Droge konnte nicht verhindern, dass Gurney Tränen über das Gesicht liefen.

58

Das Geheimnis des Lebens ist kein Problem, das gelöst werden muss, sondern eine Realität, die erfahren werden muss.

Meditationen aus Bifrost Eyrie,
Texte des Buddhislam

Anderthalb Jahre lang war Abulurd Harkonnen ein gebrochener Mann. Er verbarg sein Gesicht aus Scham vor den schrecklichen Dingen, die sein Sohn getan hatte. Er nahm die Schuld auf sich, aber er konnte die gequälten Blicke der guten Menschen von Lankiveil nicht mehr ertragen.

Wie er befürchtet hatte, gingen die Erträge nach Rabbans Gemetzel an den Bjondax-Walen im Tula-Fjord zurück. Dörfer wurden aufgegeben, als die Fischer und Walpelzjäger fortzogen. Die Holzhäuser der Ansiedlungen standen leer und verfielen. Eine ganze Kette von Geisterstädten zog sich die felsige Küste entlang.

Abulurd hatte seine Diener entlassen und das große Blockhaus geschlossen, das nun wie ein Grabmal an ihr einstmals idyllisches Leben erinnerte. Er und seine Frau gaben das altehrwürdige Gebäude in der Hoffnung auf, dass die guten Zeiten irgendwann zurückkehrten. Vorerst lebten sie in ihrer kleinen Datscha auf einer abgelegenen Landzunge, die sich in das blutbesudelte Wasser des Fjords erstreckte.

Emmi, die stets rüstig und gesund gewirkt hatte, die stets ein kluges Lächeln in den Augen gehabt hatte, schien auf einmal alt und müde geworden zu sein, als hätte das Wissen um die Boshaftigkeit ihres Sohnes ihr die letzte Kraft geraubt. Sie hatte stets mit beiden Beinen auf der Erde gestanden, doch nun war ihr Stand schwer erschüttert worden.

Glossu Rabban war einundvierzig Jahre alt und ein er-

wachsener Mann, der selbst für seine schrecklichen Taten verantwortlich war. Dennoch machten sich Abulurd und Emmi Vorwürfe, dass sie etwas falsch gemacht hatten, dass sie ihm nicht vermittelt hatten, welchen Wert die Ehre und die Liebe zum Volk hatten...

Rabban hatte persönlich den Angriff angeführt, der Bifrost Eyrie ausgelöscht hatte. Abulurd hatte zusehen müssen, wie der Mann nichts unternommen hatte, als die Wachen seinen eigenen Großvater in den Abgrund gestoßen hatten. Durch das Abschlachten der Wale im Tula-Fjord hatte er im Handstreich die wirtschaftliche Grundlage der gesamten Küste zerstört. Von einem Vertreter der MAFEA hatten sie erfahren, wie sehr Rabban es genoss, unschuldige Opfer in den grausamen Sklavengruben auf Giedi Primus zu foltern und zu töten.

Wie kann dieser Mann mein Nachkomme sein?

Während sie in ihrer einsamen Datscha wohnten, versuchten Emmi und Abulurd, einen weiteren Sohn zu zeugen. Es war eine schwere Entscheidung gewesen, aber sie waren schließlich zur Erkenntnis gelangt, dass Glossu Rabban nicht mehr ihr Kind war. Er hatte ihre Liebe auf immer verwirkt. Es war in erster Linie Emmis Wunsch gewesen, den Abulurd ihr nicht abschlagen konnte.

Auch wenn es unmöglich war, den von Rabban angerichteten Schaden ungeschehen zu machen, konnten sie vielleicht einen weiteren Sohn haben, um ihn richtig zu erziehen. Emmi war zwar gesund und kräftig, hatte ihre besten Jahre aber schon hinter sich, und die Harkonnens waren nie sehr fruchtbar gewesen.

Victoria – die erste Frau von Dmitri Harkonnen – hatte ihm nur einen einzigen Sohn geschenkt, Wladimir. Nach einer erbitterten Scheidung hatte Dmitri die junge und schöne Daphne geheiratet, doch ihr erstes Kind Marotin war schwer behindert gewesen, eine peinliche Schande für die Familie, und mit achtundzwanzig Jahren gestorben. Daphnes zweiter Sohn Abulurd war ein kluger Junge und der erklärte Liebling seines Vaters. Sie hatten zusammen gelacht,

gelesen und gespielt. Dmitri hatte Abulurd in der Staatskunst unterrichtet und ihm aus den historischen Abhandlungen des Kronprinzen Raphael Corrino vorgelesen.

Dmitri hatte nicht viel Zeit mit seinem ältesten Kind verbracht, dafür hatte Wladimir viel von seiner verbitterten Mutter Victoria gelernt. Obwohl sie denselben Vater hatten, hätten Wladimir und Abulurd kaum unterschiedlicher ausfallen können. Leider war Rabban mehr nach dem Baron als nach seinen eigenen Eltern geraten...

Nach Monaten der selbst auferlegten Abgeschiedenheit fuhren Abulurd und Emmi mit ihrem Boot an der zerfurchten Küste entlang zum nächsten Dorf, wo sie frischen Fisch, Gemüse und andere Vorräte einkaufen wollten, die in der Datscha fehlten. Sie trugen selbst gestrickte Schals und dick gepolsterte Jacken ohne schmückende Abzeichen ihres Rangs.

Als Abulurd und seine Frau über den Markt liefen, hoffte er, dass sie wie gewöhnliche Bürger behandelt wurden und inkognito blieben. Aber die Menschen von Lankiveil kannten ihr Oberhaupt viel zu gut. Sie hießen ihn mit schmerzhaft freundlichen Grüßen willkommen.

Als er bemerkte, wie verständnisvoll ihn die Dorfbewohner ansahen, erkannte Abulurd, dass es falsch gewesen war, sich zu isolieren. Die Bewohner dieses Planeten brauchten ihn genauso sehr, wie er die Gesellschaft seiner Bürger brauchte. Was sich in Bifrost Eyrie zugetragen hatte, war eine der größten Tragödien in der Geschichte von Lankiveil, aber Abulurd Harkonnen durfte deswegen nicht jede Hoffnung aufgeben. In den Herzen dieser Menschen brannte immer noch eine helle Flamme. Ihre Begrüßung füllte einen großen Teil der Leere in ihm wieder auf...

In den folgenden Monaten sprach Emmi mit den Frauen der Dörfer, sodass sie vom Wunsch ihres Gouverneurs nach einem weiteren Sohn wussten, der hier auf Lankiveil und nicht als *Harkonnen* erzogen werden sollte. Emmi weigerte sich einfach, die Hoffnung aufzugeben.

Ein seltsamer Zufall ereignete sich während einer Woche, in der sie einkauften und ihre Körbe mit frischem Gemüse

und geräuchertem, in gesalzenen Tang gehülltem Fisch füllten. Als sie von Stand zu Stand gingen und sich mit Fischverkäufern und Muschelschnitzern unterhielten, fiel Abulurd eine alte Frau auf, die am Ende des Marktes stand. Sie trug das hellblaue Gewand eines buddhislamischen Ordens. Die goldenen Stickereien auf dem Stoff und die kupfernen Glöckchen um ihren Hals deuteten darauf hin, dass sie eine sehr hohe Stufe der Erleuchtung erlangt hatte, was nur wenigen Frauen in ihrer Religion vergönnt war. Sie stand reglos wie eine Statue da und war kaum größer als die übrigen Dorfbewohner... dennoch hatte sie eine besondere Präsenz, die sie wie ein Monolith aus der Menge herausragen ließ.

Emmi beobachtete sie gebannt und trat schließlich voller Hoffnung und Erstaunen vor. »Wir haben von Ihnen gehört.« Abulurd sah seine Frau verwundert an, da er keine Ahnung hatte, wovon sie sprach.

Die alte Nonne warf ihre Kapuze zurück und enthüllte einen frisch geschorenen Kahlkopf mit geröteter und fleckiger Haut, als wäre sie die Kälte nicht gewöhnt. Sie runzelte die Stirn, und die pergamentartige Haut ihres länglichen Gesichts zerknüllte wie Papier. Doch dann sprach sie mit einer Stimme, in der eine hypnotische Resonanz lag. »Ich weiß, was Sie sich wünschen - und ich weiß, dass Gott manchmal die Wünsche jener erfüllt, die Er für würdig hält.«

Die alte Frau beugte sich näher heran, als wären ihre Worte ein Geheimnis, das nur ihnen offenbart werden durfte. Die Kupferglöckchen an ihrer Halskette klingelten leise. »Ihr Geist ist klar, Ihr Gewissen rein, und Ihr Herz einer solchen Belohnung würdig. Sie beide haben bereits so viel Leid erdulden müssen.« Ihr Blick wurde hart. »Aber Sie müssen sich mit aller Kraft ein weiteres Kind wünschen.«

»Das tun wir«, sagten Abulurd und Emmi gleichzeitig. Sie sahen sich verblüfft an und lachten nervös. Emmi griff nach der Hand ihres Ehegatten.

»Ja, ich erkenne Ihre Aufrichtigkeit. Eine wichtige Voraussetzung.« Die Frau sprach murmelnd einen Segen für das Paar. Dann - als würde Gott persönlich Seine über-

natürliche Zustimmung geben – klärte sich plötzlich die graue Wolkensuppe und ließ ein paar Sonnenstrahlen auf das Dorf scheinen. Alle anderen Marktbesucher starrten Abulurd und Emmi voller Neugierde und Hoffnung an.

Die Nonne griff unter ihr himmelblaues Gewand und holte mehrere kleine Päckchen hervor. Sie hielt sie nur mit den äußersten Fingerspitzen.

»Extrakte von Meerestieren«, sagte sie. »Perlmutt mit Diamantenstaub verrieben, dazu Kräuter, die nur zur Sommersonnenwende oberhalb der Schneegrenze wachsen. Eine sehr wirksame Mischung. Gehen Sie weise damit um.« Sie reichte Abulurd und Emmi jeweils drei der Päckchen. »Brauen Sie daraus einen Tee und trinken Sie davon, bevor Sie sich lieben. Aber achten Sie darauf, nicht Ihre Kräfte zu vergeuden. Beobachten Sie die Monde oder konsultieren Sie den Mondkalender, wenn die Wolken zu dicht sind.«

Die alte Nonne erklärte ihnen sorgfältig die günstigsten Mondphasen für die Zeugung eines Kindes. Emmi nickte und hielt die Päckchen fest, als wären sie ein wertvoller Schatz.

Abulurd hegte eine gewisse Skepsis. Er hatte von volkstümlichen Mitteln und abergläubischen Heilmethoden gehört, aber der begeisterte und hoffnungsvolle Gesichtsausdruck seiner Frau hielt ihn davon ab, seine Zweifel zur Sprache zu bringen. Er versprach sich, dass er ihretwegen alles tun würde, was diese seltsame alte Frau ihnen auftrug.

Mit noch leiserer Stimme, doch ohne die geringste Spur von Verlegenheit erklärte die runzlige Nonne ihnen in allen Einzelheiten, durch welche Rituale sie ihre sexuelle Befriedigung und damit auch die Wahrscheinlichkeit steigern konnten, dass sich ein Spermium mit einer fruchtbaren Eizelle vereinigte. Emmi und Abulurd hörten aufmerksam zu und versprachen, allen Anweisungen Folge zu leisten.

Bevor sie den Markt verließen und zu ihrem Boot zurückkehrten, machte Abulurd noch einen kleinen Umweg, um einen aktuellen Mondkalender zu kaufen.

* * *

Im Dunkel der Nacht entzündeten sie Kerzen in den Räumen ihrer Datscha und schürten ein großes Feuer im Kamin, damit ihr Heim von warmem, orangefarbenem Licht erfüllt war. Draußen hatte sich der Wind gelegt, als würde er lautlos den Atem anhalten. Das Wasser des Fjords war wie dunkles Glas, in dem sich die Wolken spiegelten. Die wuchtigen Berge ragten steil aus dem Wasser, und ihre Gipfel verloren sich im bedeckten Himmel.

In der Ferne, hinter der Krümmung der Bucht, konnten sie den Umriss des Blockhauses erkennen. Die Fenster und Türen waren verriegelt, die Möbel verhüllt, die Schränke leer und die Räume eiskalt. Die verlassenen Dörfer waren nur noch stumme Erinnerungen an die Zeiten des lebhaften Walpelzhandels.

Abulurd und Emmi lagen auf ihrem Hochzeitsbett aus goldgelbem Elacca-Holz, in das wunderschöne Farnmuster geschnitzt waren. Sie hüllten sich in warme Felle und liebten sich langsam und mit einer leidenschaftlichen Aufmerksamkeit, die sie seit Jahren nicht mehr erlebt hatten. Der bittere Nachgeschmack des Tees der alten Nonne erfüllte sie mit einer unzivilisierten Begierde, in der sie sich wieder jung fühlten.

Als sie sich anschließend befriedigt in den Armen lagen, lauschte Abulurd auf die Geräusche der Nacht. Er glaubte, aus weiter Ferne ein Echo zu hören, das vom stillen Wasser zu den steilen Felswänden schallte – die Rufe einsamer Bjondax-Wale, die sich wieder in die Nähe der Bucht gewagt hatten.

Abulurd und Emmi nahmen es als gutes Omen.

* * *

Nachdem ihre Mission erfüllt war, legte die Ehrwürdige Mutter Gaius Helen Mohiam ihr buddhislamisches Gewand ab und packte auch die kleinen Zierglöckchen ein, die sie um den Hals getragen hatte. Ihre Kopfhaut juckte, aber ihr Haar würde schon bald nachgewachsen sein.

Sie entfernte die Kontaktlinsen, die ihr eine falsche Augenfarbe verliehen hatten, und das Make-up, das sie älter hatte erscheinen lassen. Dann behandelte sie ihre spröde Gesichtshaut mit Lotionen, damit sie sich von den kalten Winden Lankiveils erholte.

Sie hatte sich über einen Monat lang hier aufgehalten und Daten über Abulurd Harkonnen und seine Frau gesammelt. Während eines ihrer Ausflüge zum Dorf – ihr Wochenablauf war äußerst regelmäßig und vorhersagbar – hatte sie sich heimlich nach Norden begeben und war in ihre Datscha eingedrungen, um Haare, Hautschuppen und abgeschnittene Fingernägel einzusammeln, damit sie die Biochemie der Ehepartner präzise bestimmen konnte. Aus solchen Dingen gewann sie alle Informationen, die sie brauchte.

Expertinnen der Schwesternschaft hatten die Wahrscheinlichkeiten analysiert und ermittelt, wie die Chancen standen, dass Abulurd Harkonnen ein weiteres Kind zeugte – ein *männliches* Kind. Das Kwisatz-Haderach-Zuchtprogramm benötigte alternatives genetisches Material, nachdem sich Glossu Rabban als zu ungebärdig erwiesen hatte – und obendrein schon zu alt war –, um als geeigneter Partner für die Tochter infrage zu kommen, die Jessica von Leto Atreides empfangen sollte. Die Bene Gesserit benötigen einen weiteren männlichen Harkonnen.

Sie ging zum Raumhafen von Lankiveil und wartete auf das nächste Shuttle. Im Gegensatz zu ihrer Erfahrung mit dem niederträchtigen Baron musste sie diesmal niemanden zu einem Kind zwingen, das gar nicht gewollt war. Abulurd und seine Frau wünschten sich aus ganzem Herzen einen weiteren Sohn, und Mohiam war glücklich, dass die Mittel der Schwesternschaft dazu eingesetzt wurden, ihre Chancen zu verbessern.

Diesen neuen Sohn, Glossu Rabbans jüngeren Bruder, erwartete ein bedeutendes Schicksal.

59

Die Arbeit, der wir uns verschrieben haben, besteht in der Befreiung der Phantasie und ihrer Nutzbarmachung für die körperliche Kreativität des Menschen.

Friedre Ginaz,
Philosophie der Schwertmeister

Ein Spätnachmittag auf einer weiteren Ginaz-Insel mit Zäunen aus schwarzen Lavablöcken und Grünflächen, auf denen Vieh graste. Mit Palmblättern gedeckte Hütten standen auf Lichtungen, Büschel aus Pampasgras wiegten sich im Wind, Kanus lagen am flachen Strand. Auf dem Meer trieben Segel wie weiße Flecken dahin.

Beim Anblick der Fischerboote musste Duncan Idaho sehnsüchtig an Caladan denken... sein Zuhause.

Die verbliebenen Schüler hatten einen strapaziösen Tag mit Kampfsportunterricht verbracht und die Kunst des Gleichgewichts studiert. Sie mussten mit kurzen Messern kämpfen, während sie zwischen angespitzten Bambusstöcken standen. Zwei seiner Kameraden hatten sich ernsthaft verletzt, als sie auf die Spieße gefallen waren. Duncan hatte sich die Hand aufgeschlitzt, aber er ignorierte die brennende Wunde einfach. Sie würde von selbst verheilen.

»Wunden sind bessere Lektionen als Vorträge«, hatte der Schwertmeister ohne Mitleid bemerkt.

Jetzt gönnten sich die Schüler eine Pause, in der die Post ausgegeben wurde. Duncan und seine Kameraden umringten eine hölzerne Plattform vor den behelfsmäßigen Baracken und warteten darauf, dass Jeh-Wu, einer ihrer ersten Ausbilder, Namen ausrief und Nachrichtenzylinder und Nullentropie-Pakete verteilte. In der hohen Luftfeuchtigkeit

schlängelten sich Jeh-Wus lange schwarze Locken wie Lianen um sein leguanartiges Gesicht.

Zwei Jahre waren seit jener furchtbaren, verregneten Nacht vergangen, als Trin Kronos und die anderen Schüler von Grumman aus der Schule von Ginaz verstoßen worden waren. Die unregelmäßig eintreffenden Nachrichten besagten, dass sich Imperator Shaddam und der Landsraad nie hatten einigen können, wie die Grummaner bestraft werden sollten. Nach der Entführung und Ermordung von Mitgliedern der Adelsfamilie von Ecaz konnte Graf Moritani somit ungehindert sein Säbelrasseln fortsetzen, während die dezente Propaganda einiger verbündeter Häuser ihn als das unschuldige Opfer darstellte.

Immer häufiger wurde der Name des Herzogs Atreides voller Bewunderung genannt. Ursprünglich hatte sich Leto als Vermittler in diesem Konflikt angeboten, doch jetzt hatte er die Partei des Erzherzogs Ecaz ergriffen und sich unermüdlich dafür eingesetzt, dass die Großen Häuser die Aggression der Grummaner verurteilten. Duncan war stolz auf seinen Herzog und wünschte sich, er könnte mehr über die Vorgänge draußen in der Galaxis erfahren. Er wollte zurück nach Caladan und Leto tatkräftig unterstützen.

Während der Jahre auf Ginaz hatte sich Duncan immer mehr mit Hiih Resser angefreundet, dem einzigen Grummaner, der den Mut hatte, das Vorgehen seiner Heimatwelt zu verdammen. Das Haus Moritani hatte wegen seines ›Verrats‹ sämtliche Verbindungen zu Resser gekappt. Seine Ausbildung wurde nun aus einem imperialen Sozialfond bezahlt, da sein Adoptivvater ihn vor einem Gericht auf Grumman öffentlich verstoßen hatte.

Als Duncan nun neben dem Rotschopf an der Postausgabe stand, wusste er genauso gut wie der junge Mann, dass er keine Nachrichten mehr erwarten konnte. »Vielleicht erlebst du eine Überraschung, Hiih. Hast du nie eine Freundin gehabt, die dir schreiben könnte?«

»Nach sechs Jahren? Unwahrscheinlich.«

Seit die loyalen Moritani-Anhänger gegangen waren, ver-

brachten Duncan und Resser noch mehr Zeit miteinander, um Pyramidenschach oder Null-Poker zu spielen, die Insel zu erkunden oder in der wilden Brandung zu schwimmen. Duncan hatte sogar an Herzog Leto geschrieben und den jungen Grummaner als Kandidaten für eine Anstellung im Haus Atreides vorgeschlagen.

Resser war genauso wie Duncan bereits mit zehn Jahren ein Waisenkind gewesen. Darauf hatte ihn Arsten Resser adoptiert, einer der einflussreichsten Berater von Graf Hundro Moritani. Er hatte sich nie sehr gut mit seinem Adoptivvater verstanden und erst recht nicht in den Jahren seiner jugendlichen Rebellion. Gemäß einer Familientradition, die für jede zweite Generation galt, hatte man den Rotschopf nach Ginaz geschickt. Arsten Resser hatte man überzeugt, dass die renommierte Akademie den Widerstand seines schwierigen Adoptivsohns brechen würde. Stattdessen ging es Hiih Resser besser als je zuvor, und er hatte schon viel gelernt.

Als sein Name aufgerufen wurde, trat Duncan vor, um ein schweres Paket in Empfang zu nehmen. »Melange-Kekse von deiner Mami?«, witzelte Jeh-Wu.

Früher hätte Duncan einen Wutanfall bekommen und den Mann wegen dieser Bemerkung angegriffen, ihm jede Locke einzeln wie Unkraut ausgerissen. Jetzt schlug er stattdessen mit Worten zurück. »Meine Mutter wurde auf Giedi Primus von Glossu Rabban getötet.«

Jeh-Wu schien die Situation plötzlich unangenehm zu sein. Resser legte Duncan eine Hand auf die Schulter und zerrte ihn in die Reihe der Schüler zurück. »Etwas von zu Hause?« Er stupste gegen das Paket. »Du hast Glück, dass irgendjemand noch etwas an dir liegt.«

Duncan sah ihn an. »Nach allem, was die Harkonnens mir angetan haben, habe ich Caladan zu meinem Zuhause gemacht.« Er erinnerte sich, was Leto bei ihrem letzten gemeinsamen Frühstück zu ihm gesagt hatte, als der Herzog ihm das wunderbare Schwert geschenkt hatte: »Du darfst niemals vergessen, Mitgefühl zu haben.«

Spontan streckte Duncan ihm das Paket mit dem roten Falkenwappen entgegen. »Du kannst es haben, was immer es ist. Zumindest die Lebensmittel. Holofotos oder Briefe gehören natürlich mir.«

Resser nahm das Paket dankbar lächelnd an, während Jeh-Wu Nachrichtenzylinder ausgab. »Vielleicht teile ich es mit dir, vielleicht auch nicht.«

»Fordere mich nicht zu einem Duell heraus, weil du nämlich verlieren wirst!«

»Ja, klar«, murmelte der andere junge Mann gutmütig.

Sie setzten sich vor den Baracken auf eine Treppe mit Blick auf die Fischerboote in der Lagune. Duncan hätte niemals die Begeisterung aufbringen können, mit der Resser das Paket aufriss. Er nahm einen der versiegelten Behälter heraus und betrachtete durch das Klarplaz die orangefarbenen Scheiben, die sich darin befanden. »Was ist das?«

»Paradan-Melonen!« Duncan wollte danach greifen, doch Resser ließ es nicht zu. Skeptisch musterte er den Inhalt des Glases.

»Du hast noch nie von Paradan-Melonen gehört?«, fragte Duncan. »Die größte Köstlichkeit des Imperiums. Ich bin verrückt danach. Wenn ich gewusst hätte, dass sie mir Paradan-Melonen schicken, dann...«

Resser gab ihm den Behälter, den Duncan sofort öffnete. »Ich habe seit Ewigkeiten keine mehr gehabt. Es hat eine dramatische Verknappung durch eine Planktonblüte gegeben, die die Erträge zurückgehen ließ.«

Er gab Resser eine der eingelegten Scheiben ab. Als dieser einen kleinen Bissen davon nahm, musste er sich zwingen, ihn hinunterzuschlucken. »Viel zu süß für meinen Geschmack.«

Gierig nahm sich Duncan eine zweite Scheibe, dann eine dritte und vierte, bevor er den Behälter wieder verschloss. Zur Freude Ressers enthielt das Paket auch einige Cala-Kuchen aus braunem Pundi-Reis mit Melasse und einer Umhüllung aus Gewürzpapier.

Schließlich stieß er ganz unten auf drei Briefe, die von

Hand auf Pergament geschrieben und mit dem Siegel des Hauses Atreides versehen waren. Grüße von Rhombur, der ihn anspornte, nicht den Mut zu verlieren... eine Nachricht von Thufir Hawat, der sich bereits darauf freute, dass Duncan ihn bald bei seiner Arbeit in Burg Caladan unterstützen würde... und eine Mitteilung von Leto, in der er versprach, Hiih Resser für eine Stellung in der Hauswache der Atreides in Erwägung zu ziehen, wenn der junge Mann seine Ausbildung zufriedenstellend abgeschlossen hatte.

Resser standen Tränen in den Augen, als sein Freund ihn diese Briefe lesen ließ. Beschämt wandte er den Blick ab.

Duncan legte ihm einen Arm um die Schultern und sagte: »Wir werden einen Platz für dich finden, ganz gleich, wie sich die Lage auf Grumman entwickelt. Wer wird es noch wagen, das Haus Atreides herauszufordern, wenn *zwei* Schwertmeister in seinen Diensten stehen?«

In dieser Nacht hatte Duncan so großes Heimweh, dass er nicht schlafen konnte. Also ging er irgendwann mit dem Schwert des alten Herzogs nach draußen und trainierte im Sternenlicht. Es war eine Ewigkeit her, seit er zuletzt die wogenden blauen Meere von Caladan gesehen hatte... aber er würde seine Wahlheimat niemals vergessen – und wie viel er dem Haus Atreides schuldig war.

60

Die Natur ist unerklärliche, vielfältig verschlungene Wege gegangen, um dieses wunderbare, komplexe Gewürz hervorzubringen. Es drängt sich geradezu der Gedanke auf, dass nur eine göttliche Intervention eine Substanz schaffen konnte, die einerseits das menschliche Leben verlängert und andererseits die Pforten der Seele öffnet und einen Zugang zu den Wundern von Zeit und Schöpfung ermöglicht.

Hidar Fen Ajidica,
Labornotizen über die Natur der Melange

Im unterirdischen Raumhafen von Xuttuh beobachtete Forschungsmeister Hidar Fen Ajidica, wie sich Fenrings Shuttle von der Schluchtwand löste und emporstieg. Von oben betrachtet war der tiefe Riss in der Planetenkruste augenscheinlich nur ein spektakulärer Canyon, doch tatsächlich war er ein Zugang zur verborgenen Unterwelt. Fenrings Shuttle schrumpfte am kalten blauen Himmel zu einem winzigen Punkt.

Gut, dass er endlich weg ist! Er konnte immer noch hoffen, dass der neugierige Imperiale Beobachter bei einer unvorhergesehenen Explosion starb, doch leider erreichte er auch diesmal sicher den Orbit.

Ajidica kehrte in die Tunnel zurück und nahm einen Lift, der ihn in die Tiefe brachte. Für heute hatte er genug frische Luft und freien Himmel genossen.

Der unangekündigte Inspektionsbesuch des Gewürzministers hatte zwei Tage beansprucht... in den Augen des Forschungsmeisters zwei Tage vergeudeter Zeit. Er brannte darauf, zu seinen langwierigen Experimenten zurückzukehren, die sich der Endphase näherten. *Wie soll ich etwas zu-*

stande bringen, wenn dieser Mann mir dauernd über die Schulter schaut?

Und zu allem Überfluss sollte in einer Woche auch noch ein Tleilaxu-Repräsentant eintreffen. Es hatte fast den Anschein, als würde Ajidicas eigenes Volk ihm nicht mehr vertrauen. Ihre Berichte gingen an die Meister auf dem heiligen Heimatplaneten, wo sie im zentralen *Kehl* diskutiert wurden, der höchsten und heiligsten Instanz seines Volkes. *Noch mehr Inspektionen. Und noch mehr Einmischungen.*

Aber ich habe mein Ziel fast erreicht...

Gemäß den präzisen Anweisungen des Forschungsmeisters hatten seine Laborassistenten eine größere Modifikation der neuen Axolotl-Tanks durchgeführt, den heiligen biologischen Behältnissen, in denen künstliche Varianten des Gewürzes herangezüchtet wurden. Nach diesen Veränderungen konnte er die nächste Phase in Angriff nehmen: zuerst die Tests und dann die Produktion des Amal.

In ihrem isolierten Forschungspavillon waren Hidar Fen Ajidica und sein Team wesentlich erfolgreicher gewesen, als er gegenüber dem wieselgesichtigen Fenring oder sogar seinem eigenen Volk zuzugeben bereit war. Er rechnete damit, in einem oder höchstens zwei Jahren das komplizierte Rätsel gelöst zu haben. Dann konnte der Plan in Kraft treten, den er seit langem vorbereitet hatte – das Geheimnis des Amal zu stehlen und es für seine eigenen Zwecke zu nutzen.

Wenn es soweit war, würden nicht einmal die heimlich stationierten Sardaukar-Legionen ihn noch aufhalten können. Bevor sie bemerkten, was geschah, würde Ajidica längst mit der Beute verschwunden sein, nachdem er die Zerstörung der Laboratorien in die Wege geleitet hatte. Dann würde die künstliche Melange ihm allein gehören.

Natürlich gab es verschiedene Aspekte und unbekannte Faktoren, die Ajidicas großartigen Plan gefährden konnten. Auf Xuttuh waren zahlreiche Spione tätig. Die Sardaukar sowie Ajidicas eigene Sicherheitsleute hatten mehr als ein Dutzend Agenten verschiedener Großer Häuser ausfindig

gemacht und hingerichtet. Außerdem gab es Gerüchte, dass auf Xuttuh eine verdeckt arbeitende Bene Gesserit tätig geworden war. Er wünschte sich, die Hexen würden sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern.

In der Rohrbahn, die ihn in sein Hochsicherheitslabor zurückbringen sollte, schob sich der Forschungsmeister eine rote Pastille in den Mund. Das Medikament gegen die Phobie vor unterirdischen Räumen schmeckte wie verfaultes Schwurmfleisch aus einem schadhaften Tank. Er fragte sich wieder einmal, warum es den Pharmakologen nie gelang, eine Rezeptur zusammenzubrauen, die besser schmeckte. Dazu wären doch sicher nur ein paar Zusatzstoffe nötig!

Er konnte bereits den Forschungspavillon sehen, einen Komplex aus fünfzehn weißen Gebäuden, die durch Brücken, Transportbänder und Gleise miteinander verbunden und durch leistungsfähige Verteidigungssysteme und verstärkte, einseitig durchsichtige Fenster gesichert waren. Außerdem bewachten Truppen der Sardaukar die Anlage.

Ajidica hatte die Gentechnik der Tleilaxu an die fortgeschrittenen Produktionsstätten des Hauses Vernius angepasst, die es nach der Vertreibung hatte zurücklassen müssen. Die Eroberer hatten die vorhandenen Rohstoffvorräte beschlagnahmt und über Zwischenhändler zusätzliche Materialien von außen herangeschafft. Motiviert durch die Aussicht, am Leben bleiben zu dürfen, hatten mehrere ixianische Fabrikverwalter und Wissenschaftler diesen Prozess tatkräftig unterstützt.

Die Rohrbahn kam ohne Ruck vor den Wänden des Pavillons zum Stehen. Nachdem er sich durch die umständlichen Sicherheitsprozeduren geschleust hatte, trat Ajidica auf eine saubere weiße Plattform. Von dort aus gelangte er mit einem Lift in den größten und am besten abgeschirmten Bereich, in dem neue ›Kandidaten‹ für die modifizierten Axolotl-Tanks vorbereitet wurden. Jeder überlebende Ixianer hätte gerne gewusst, was in dieser geheimen Anlage vor sich ging, aber es gab nicht den geringsten Hinweis. Nur Mutmaßungen und wachsende Befürchtungen.

Mit dem Forschungspavillon verfügte Ajidica über die fortgeschrittenste Produktionsstätte des ganzen Imperiums. Selbst die Systeme für die Handhabung und Beförderung empfindlicher Substanzen waren beispiellos. Aufgrund der experimentellen Natur des Projekts Amal mussten die Forscher mit den unterschiedlichsten Chemikalien und Proben umgehen und große Mengen toxischen Abfalls entsorgen. All diese Probleme waren auf äußerst effiziente Weise gelöst worden. Auf Tleilax hatte Ajidica nie mit so ausgeklügelten Anlagen gearbeitet.

Er trat durch eine biohermetische Schleuse und gelangte in einen riesigen Raum, in dem Arbeiter die nötigen Anschlüsse im Boden verlegten, die für die neuen lebenden Axolotl-Tanks benötigt wurden, die anschließend installiert werden sollten.

Die Tests müssen weitergehen. Wenn ich das Geheimnis enträtselt habe, werde ich die Kontrolle über das Gewürz haben. Dann kann ich all die Teufel vernichten, die davon abhängig sind.

61

Freiheit ist ein schwer fassbarer Begriff. Manche Menschen machen sich selbst zu Gefangenen, obwohl sie die Möglichkeit hätten, zu tun, was sie wollen, und zu gehen, wohin sie wollen, während andere im Herzen frei sind, obwohl ihr Körper von Fesseln gehalten wird.

Weisheit der Zensunni-Wanderer

Gurney Halleck beschädigte absichtlich den Rührmechanismus im Becken für die Obsidian-Weiterverarbeitung, wodurch der Behälter undicht wurde. Die Emulsion ergoss sich über den verdreckten Boden. Gurney richtete sich auf und machte sich auf die unvermeidliche Bestrafung gefasst.

Der erste Schritt seines eiskalten, verzweifelten Fluchtplans.

Wie erwartet stürmten die Wachen vor und hoben ihre Funkenkeulen und behandschuhten Fäuste. In den zwei Monaten seit Bheths Tod waren die Harkonnens zu der Überzeugung gelangt, sie hätten auch die letzte Glut des Widerstands in diesem Mann erstickt. Selbst Gurney verstand nicht, warum sie ihn nicht einfach getötet hatten. Wohl kaum, weil sie seinen starken Willen oder seine Zähigkeit bewunderten. Wahrscheinlich empfanden sie ein sadistisches Vergnügen daran, ihn zu quälen und ihm immer neue Gelegenheiten zu geben, sich aufzulehnen.

Jetzt musste er schwer genug verletzt werden, um ins Lazarett eingeliefert zu werden. Er wollte, dass die Wachen ihn härter als sonst verprügelten, ihm vielleicht sogar ein paar Rippen brachen. Dann sollten die Ärzte ihn behandeln und ihn allein lassen, während seine Wunden heilten. Und dann würde Gurney in Aktion treten.

Er wehrte sich, als die Wachen angriffen, er schlug wild um sich. Andere Häftlinge hätten mutlos kapituliert – aber wenn Gurney ihnen keinen Widerstand geleistet hätte, wären die Wachen misstrauisch geworden. Also kämpfte er verbissen, obwohl die Wachen ihm deutlich überlegen waren. Sie schlugen und traten nach ihm und knallten seinen Schädel auf den Boden.

Er drohte in einer schwarzen, schmerzhaften Flut zu ertrinken, aber die Wachen, die jetzt im Adrenalinrausch waren, kannten keine Gnade. Er spürte, wie Knochen brachen. Er hustete Blut.

Kurz bevor Gurney bewusstlos wurde, befürchtete er, dass er zu weit gegangen war, dass sie ihn diesmal wirklich töten würden...

* * *

Seit Tagen hatten die Arbeiter der Sklavengruben eine Lieferung blauen Obisidians verladen. Der bewachte Frachttransporter stand wartend auf dem Landefeld. Der Rumpf trug die Ionen-Narben zahlreicher Reisen in den Orbit und zurück. Die Wachmänner verfolgten die Arbeiten ohne allzu große Aufmerksamkeit. Sie konnten sich nicht vorstellen, dass selbst der verwegenste Dieb sich freiwillig ins Herz der Sklavengruben wagen würde.

Dieser größere Posten war von Herzog Leto Atreides über Zwischenhändler von Hagal bestellt worden. Sogar Gurney wusste, dass die Atreides seit zahllosen Generationen die Erzfeinde des Hauses Harkonnen waren. Rabban und der Baron empfanden gewiss eine heimliche Schadenfreude, dass sie eine so teure Warenlieferung an ihren größten Widersacher verkaufen konnten.

Gurney interessierte daran nur, dass die Fracht in Kürze fortgebracht werden sollte... und dass er beabsichtigte, gemeinsam mit ihr die Sklavengruben zu verlassen.

Als er endlich aus seiner Agonie und Apathie aufwachte, fand er sich in einem Lazarettbett wieder. Die Laken waren noch von früheren Patienten verschmutzt. Die Ärzte ver-

wendeten nur wenig Mühe darauf, die Sklaven am Leben zu erhalten; es war nicht rentabel genug. Wenn die verletzten Häftlinge mit einem Minimum an Zeit- und Arbeitsaufwand wieder auf die Beine gebracht werden konnten, schickte man sie an die Arbeit zurück. Und wenn sie starben... dann sorgten die Patrouillen der Harkonnens für ausreichend Nachschub.

Als er wieder bei vollem Bewusstsein war, blieb Gurney reglos liegen. Er gab Acht darauf, nicht zu stöhnen oder sonstwie auf sich aufmerksam zu machen. Auf der benachbarten Pritsche wand sich ein Mann vor Schmerzen. Durch die Schlitze zwischen seinen Lidern sah Gurney, dass die Bandage um den Armstumpf des Mannes blutgetränkt war. Er fragte sich, warum die Ärzte ihn überhaupt behandelt hatten. Wenn der kugelbäuchige Fabrikverwalter den verstümmelten Sklaven sah, würde er ohnehin seine Tötung befehlen.

Der Mann schrie, entweder vor unerträglichen Schmerzen oder angesichts seines Schicksals. Zwei medizinische Assistenten hielten ihn fest und injizierten ihm etwas – zweifellos nicht nur ein Beruhigungsmittel. Kurz darauf röchelte er und verstummte schließlich. Eine halbe Stunde später schafften Männer in Uniformen die Leiche hinaus und summten dabei einen rhythmischen Marsch, als würden sie den ganzen Tag lang nichts anderes tun.

Dann beugte sich ein Arzt über Gurney, um seine Reaktionen zu testen. Obwohl er leise stöhnte und wimmerte, erwachte er nicht aus seiner vorgetäuschten Ohnmacht. Der Arzt schnaufte und schlurfte davon. In den Jahren hatte sich das Personal schon viel zu oft um Gurneys ständige Verletzungen kümmern müssen, um ihm noch besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Als zur Nachtruhe die Beleuchtung des Gefangenenlager ausgeschaltet wurde, breitete sich lähmende Stille im Lazarett aus. Die Ärzte gaben sich ihren privaten chemischen Abhängigkeiten hin und betäubten sich mit Semuta oder anderen Drogen aus den Medikamentenvorräten. Sie über-

prüften nur noch einmal flüchtig den Zustand ihres vermeintlich besinnungslosen Patienten. Stöhnend gab Gurney vor, im Schlaf von Alpträumen heimgesucht zu werden. Ein Arzt stand einen Moment lang mit einer Spritze vor ihm, die vielleicht ein Schmerzmittel oder ein Sedativum enthielt, doch dann zuckte er die Achseln und ging fort. Vielleicht wollte er, dass Gurney irgendwann in der Nacht schweißgebadet aufwachte...

Sobald die Mediziner verschwunden waren, öffnete Gurney die Augen und betastete seine Bandagen, um sich ein Bild vom Ausmaß seiner Verletzungen zu machen. Er trug lediglich einen Krankenhauskittel, der genauso verschlissen und geflickt wie seine Haut war.

Er hatte zahlreiche blaue Flecken und schlampig vernähte Wunden. Seine Kopfschmerzen deuteten auf einen Schädelbruch oder zumindest eine schwere Gehirnerschütterung hin. Doch während des Kampfes mit den Wachen hatte Gurney sorgsam darauf geachtet, seine Gliedmaßen zu schützen, damit er sich noch bewegen konnte.

Er schwang die bloßen Füße von der Pritsche und stellte sie auf den kalten, schmutzigen Boden. Ihm wurde schwindlig, aber der Anfall ging vorbei. Als er tief einatmete, schmerzten seine Rippen wie Messerstiche. Aber damit konnte er leben.

Er machte ein paar vorsichtige, wankende Schritte durch das Zimmer. Für den Notfall waren noch ein paar Leuchtgloben auf niedrigster Helligkeitsstufe aktiviert. Überall schnarchten oder wimmerten Patienten, aber niemand nahm Notiz von ihm. Die Inkvine-Narbe in seinem Gesicht pulsierte und drohte mit einem weiteren Schmerzanfall, doch Gurney ignorierte sie. *Jetzt nicht.*

Er stand vor der verschlossenen Medikamentenvitrine und sah ein Fach, in dem sich die Nadelampullen mit *Kirar* befanden, der Droge, mit der Rabban ihn gelähmt hatte, als er zum hilflosen Zeugen der Vergewaltigung und Ermordung Bheths geworden war. Gurney zog an der Tür der Vitrine und knackte vorsichtig das Schloss, um den Schaden

zu minimieren, damit die Ärzte nicht sofort bemerkten, was er getan hatte.

Ohne Kenntnis der Dosierung schnappte er sich eine Handvoll der gelben Ampullen. Sie sahen aus wie flugunfähige Wespen aus Kunststoff. Er drehte sich um und hielt inne. Falls irgendjemand die aufgebrochene Vitrine und die fehlenden Ampullen sah, wäre sofort klar, was Gurney beabsichtigte. Also nahm er auch ein paar andere Medikamentenpackungen heraus, Schmerzmittel und Halluzinogene, die er in den Müllschlucker warf. Er behielt nur ein paar Schmerzmittel, weil sie ihm vielleicht nützlich sein konnten. Die Harkonnens würden nicht auf Anhieb erkennen, dass der Dieb es nur auf das *Kirar* abgesehen hatte.

Er suchte nach Kleidung und fand einen blutigen Chirurgenanzug, der zumindest besser war als sein Patientenkittel. Sein geschundener Körper schmerzte, als er sich anzog. Schließlich fand er ein paar Energiekapseln, aber keine handfeste Nahrung. Er schluckte die ovalen Tabletten, ohne zu wissen, wie lange er davon leben musste. Geduckt brach er die Tür des Lazaretts auf und schlüpfte in die Dunkelheit hinaus.

Gurney überwand den knisternden Elektrozaun, der das Lager umgab – und eher der Abschreckung als der Sicherheitsverwahrung diente. Es war nicht besonders schwierig, durch den Zaun zu kommen. Auf dem Landefeld verbreiteten Leuchtgloben grelle Sphären aus Licht, aber sie waren unzulänglich eingestellt und positioniert, sodass es größere Bereiche gab, die im Zwielicht lagen.

Gurney huschte von einem dunklen Fleck zum nächsten und näherte sich den klobigen Containern mit dem Obsidian. Sie wurden nicht bewacht. Er hebelte eine Metalltür auf. Er erstarrte, als sie laut quietschte, doch jede Verzögerung würde nur umso mehr Aufmerksamkeit erregen, also zwängte er sich schnell hinein. So leise wie möglich ließ er die Luke wieder zufallen.

Dann rutschte er eine raue Metallrampe hinunter, die seinen gestohlenen Anzug zerriss, bis er auf einem Haufen

chemisch behandelten blauen Obsidians landete. Das vulkanische Glas war scharfkantig, aber Gurney scherte sich nicht um ein paar zusätzlich Kratzer und Schnitte. Nicht nach allem, was er durchgemacht hatte. Er achtete nur darauf, sich keine allzu tiefen Verletzungen zuzuziehen.

Er grub sich weiter nach unten durch. Die Obsidianstücke waren mindestens so groß wie seine Faust und von unregelmäßiger Form, darunter auch breite, glänzende Tafeln. Dieser Container war fast voll, sodass die Arbeiter ihn am folgenden Tag nach einer letzten Fuhre abfertigen und den Frachttransporter starten würden. Gurney versuchte sich zu bedecken, damit ihn niemand bemerkte.

Er spürte das Gewicht des vulkanischen Glases, als er sich darin eingrub. Bereits jetzt konnte er kaum noch atmen. Seine zerschnittene Haut brannte, aber er arbeitete sich langsam weiter, bis er eine Ecke erreicht hatte, wo er sich zumindest gegen zwei feste Metallwände drücken konnte. Er versuchte, eine stützende Mauer zu errichten, die einen Teil des Drucks von oben abfangen würde. Die Gewichtsbelastung würde noch zunehmen, wenn der Container aufgefüllt wurde, aber er würde es schon irgendwie überleben... und wenn nicht, konnte er sich mit seinem Schicksal abfinden. Beim Versuch zu sterben, den Harkonnens zu entfliehen, war immer noch besser als unter ihrer Knute zu leben.

Als er es geschafft hatte, lose Obsidianstücke bis zur größeren Platte über seinem Kopf zu stapeln, hörte er auf. Er konnte nichts sehen, nicht einmal das schwache blaue Leuchten des aktivierten Glases. Schon jetzt war es nahezu unmöglich, ausreichend Luft zu bekommen. Er hob einen Arm soweit an, dass er die *Kirar*-Ampullen aus der Tasche nehmen konnte. Dann atmete er noch einmal tief durch.

Eine Ampulle des Betäubungsmittels hatte sein Bewusstsein nicht ausgeschaltet, aber drei würden ihn vermutlich töten. Er nahm zwei Ampullen in eine Hand und stach sie sich gleichzeitig in den Oberschenkel. Die anderen behielt er in Griffweite, falls er unterwegs eine weitere Dosis benötigte.

Die Lähmung breitete sich wie eine Flutwelle durch sein Muskelgewebe aus. Die Droge würde ihn in ein Tiefschlafkoma versetzen, seine Atmung und seine körperlichen Funktionen bis an den Rand des Todes verlangsamen. Wenn er Glück hatte, würde sie ihn vielleicht sogar am Leben erhalten...

Obwohl Herzog Leto Atreides gar nicht wusste, dass er einen blinden Passagier hatte, schuldete Gurney Halleck diese Reise dem Herrscher von Caladan, dem Erzfeind der Harkonnens.

Wenn er lange genug überlebte, um das Warenumschlagszentrum im Orbit von Hagal zu erreichen, hoffte Gurney, entfliehen zu können, wenn der blaue Obsidian entladen wurde, um ihn zu schleifen und ihn dann weiter zu transportieren. Notfalls würde er sich irgendwie eine neue Mitfluggelegenheit verschaffen, um den Planeten wieder zu verlassen. Nachdem er so viele Jahre lang auf Giedi Primus durchgehalten hatte, bezweifelte er, dass es irgendwo im Imperium einen schlimmeren Ort geben konnte.

Gurney stellte sich das Bild seines ahnungslosen Wohltäters vor, des Herzogs Atreides, und spürte, wie sich ein Lächeln auf sein Gesicht stahl, bevor er in die Starre des Tiefschlafs verfiel.

62

Der Himmel muss das Geräusch fließenden Wassers sein.

Sprichwort der Fremen

Drei Jahre, nachdem er und Warrick zufällig darauf gestoßen waren, kehrte Liet-Kynes zur antarktischen Schmugglerbasis zurück. Die Frau, die er liebte, war nun für ihn unerreichbar geworden, sodass er nichts mehr zu verlieren hatte. Liet wollte jetzt die versprochene Bezahlung von Dominic Vernius einfordern. Er wollte den Anführer der Schmuggler bitten, ihn von *Dune* fortzubringen, ihn zu einer anderen, weit entfernten Welt mitzunehmen.

Bevor ein stolz grinsender Warrick mit seiner schönen Braut aus der Höhle der Vögel zurückgekehrt war, hatte Liet sich verzweifelt vorgenommen, dem Paar zu gratulieren. Als Späher auf dem Grat über dem Sietch die Ankunft eines Wurms mit zwei Reitern gemeldet hatten, hatte sich Liet in sein Zimmer zurückgezogen, um zu meditieren und zu beten. Er liebte seinen Blutsbruder und ebenso Faroula, und er wollte keinen Neid oder Hass entwickeln. Die Fremen hatten ein Sprichwort: »Der kleinste böse Gedanke muss sofort ausgemerzt werden, bevor er Wurzeln schlagen kann.«

Am versiegelten Eingang zum Rotwall-Sietch hatte er Warrick in die Arme geschlossen und sich nicht vom Staub und dem durchdringenden Geruch nach Gewürz und Schweiß abstoßen lassen, der nach einem tagelangen Wurmritt unvermeidlich war. Sein Freund schien geradezu von einer funkelnden Aura des Glücks umgeben zu sein.

Faroula machte einen zufriedenen Eindruck. Sie begrüßte Liet mit freundlicher Zurückhaltung, wie es einer frisch

verheirateten Ehefrau angemessen war. Liet lächelte beide an, doch seine bittersüße Begrüßung ging im folgenden Sturm der Glückwünsche unter, angeführt von der krächzenden Stimme Heinars, des Brautvaters und Naibs.

Liet-Kynes hatte den Ruhm seines Vaters nur selten ausgenutzt, doch für die Hochzeitsfeier hatte er einen Korb mit frischem Obst aus der botanischen Höhle am Gipsbecken gefüllt: Orangen, Datteln und Feigen sowie eine Traube saurer Li-Beeren, die von Bela Tegeuse stammten. Er hatte das Geschenk im leeren Zimmer abgestellt, das Warrick und Faroula beziehen würden und wo sie darauf stoßen würden, wenn sie sich nach dem Abend zurückzogen.

Durch all diese Erfahrungen war Liet-Kynes zu einem stärkeren Mann geworden.

Doch in den folgenden Monaten konnte er nicht mehr die Augen vor der Tatsache verschließen, dass sich einiges verändert hatte. Sein bester Freund hatte nun anderweitige Verpflichtungen. Er hatte eine Frau und bald – wenn Shai-Hulud ihnen gnädig war – eine Familie. Warrick konnte nicht mehr so häufig an Sabotage-Überfällen teilnehmen.

Selbst nach einem ganzen Jahr hatte sein Liebeskummer kaum nachgelassen. Liet begehrte Faroula immer noch mehr als irgendeine andere Frau, und er bezweifelte, dass er jemals heiraten würde, nachdem er sie nun verloren hatte. Wenn er weiter im Rotwall-Sietch blieb, mochte sich sein Kummer schließlich in Verbitterung verwandeln – und das wollte er seinem Freund nicht antun.

Frieth hatte Verständnis für die Gefühle ihres Sohnes. »Liet, für mich besteht kein Zweifel, dass du diesen Ort für einige Zeit verlassen musst.«

Der junge Mann nickte und dachte an die lange Reise in die Südpolarregion. »Es wäre wohl besser, wenn ich mich einer... anderen Arbeit zuwenden würde.« Er bot sich freiwillig an, die nächste Bestechungsrate zu Rondo Tuek zu bringen. Nur wenige waren bereit, sich dieser beschwerlichen Reise zu unterziehen.

»Es heißt, dass nicht nur Ohren ein Echo hören«, sagte

Frieth. »Ein Echo der Erinnerung hört man mit dem Herzen.« Lächelnd legte seine Mutter ihre schmale Hand auf seine Schulter. »Geh, wohin du gehen musst. Ich werde deinem Vater alles erklären.«

Liet verabschiedete sich von Warrick und Faroula und vom Sietch. Die anderen Fremen spürten seine Rastlosigkeit. »Der Sohn des Umma Kynes möchte einen *Haddsch* unternehmen«, sagten sie, als hätte er das Bedürfnis nach einer heiligen Pilgerreise. Vielleicht war es für ihn sogar eine Art Queste, eine Suche nach einem Ziel und innerem Frieden. Ohne Faroula musste er etwas anderes finden, das seinem Leben einen Sinn gab.

Bisher hatte er ständig im Schatten von Pardot Kynes gelebt. Der Planetologe hatte Liet zu seinem Nachfolger ausgebildet, doch der junge Mann hatte niemals sein Gewissen geprüft, ob er diesen Weg wirklich einschlagen wollte.

Junge Fremen wählten häufig den gleichen Beruf wie ihre Väter, aber dieses Gesetz war keineswegs in Stein gemeißelt. Der Traum von der Wiedererweckung des Wüstenplaneten war eine mächtige Vision, die größte Leidenschaft und Hingabe erforderte. Auch ohne seinen neunzehnjährigen Sohn blieben dem Umma Kynes immer noch seine treuen Statthalter Stilgar, Turok und Ommun sowie viele andere. Sein Traum war nicht in Gefahr, ganz gleich, wie sich Liet entschied.

Möglicherweise würde er eines Tages das Projekt leiten... aber nur, wenn er sich dieser Aufgabe mit ganzem Herzen verschrieb. *Ich werde fortgehen und versuchen, die Leidenschaft zu ergründen, die im Herzen meines Vaters brennt.*

Er hatte beschlossen, zu Dominic Vernius zurückzukehren.

* * *

Mit Fremen-Augen, die sowohl in zerklüfteter Landschaft als auch auf eintönigem Gelände jeden Weg wiederfanden, starrte Liet-Kynes auf die antarktische Wildnis. Das Bestechungsgeld in Form konzentrierter Gewürzessenz hatte er

bereits abgeliefert, damit es heimlich an Gilde-Agenten weitergeleitet werden konnte. Doch statt die Palmengärten zu inspizieren und dann zu seinem Sietch zurückzukehren, wie es von ihm erwartet wurde, stieß Liet tiefer in die Polarregion vor, um nach den Schmugglern zu suchen.

Schließlich versuchte er im matten Licht der niedrig stehenden Sonne irgendein Anzeichen an der aufragenden Gletscherwand zu erkennen, das auf verborgene Höhlen hinwies. Zufrieden stellte er fest, dass die Schmuggler alle Vorschläge für die Verbesserung der Tarnung umgesetzt hatten, die Warrick und er unterbreitet hatten. Hinter dem hohen Grat aus Eis und Gestein würde er auf eine tiefe Schlucht stoßen, an deren Grund Dominics Schmugglerschiffe standen.

Er lief auf den Fuß der Steilwand zu. Seine Hände waren taub, und seine Wangen brannten in der Kälte. Da er nicht wusste, wie er in die Basis gelangte, suchte er einfach nach einem Weg und hoffte, dass man ihn sah und hereinholte. Doch niemand zeigte sich.

Liet verbrachte eine Stunde damit, sich bemerkbar zu machen. Dann rief er sogar und wedelte mit den Armen, bis sich endlich knirschend eine kleine Öffnung neben ihm auftat und mehrere Männer mit finsteren Mienen und erhobenen Lasguns herauskamen.

Gelassen reckte der junge Liet-Kynes das Kinn. »Ich sehe, dass Sie in Ihrer Wachsamkeit nicht nachgelassen haben«, sagte er mit sarkastischem Unterton. »Es scheint, dass Sie meine Hilfe nötiger haben, als ich erwartet hatte.« Als die Männer ihn immer noch mit ihren Waffen bedrohten, runzelte Liet die Stirn und zeigte dann auf einen narbengesichtigen Mann mit fehlender Augenbraue und einen anderen Veteranen mit grauweißen Stoppelhaaren. »Johdam, Asuyo – erkennen Sie mich nicht wieder? Ich bin zwar älter und größer und mein Bart ist etwas dichter geworden, aber so sehr habe ich mich nicht verändert.«

»Alle Fremen sehen gleich aus«, knurrte der narbige Johdam.

»Dann haben alle Schmuggler schlechte Augen. Ich bin gekommen, um Dominic Vernius zu sprechen.« Da er alles über sie zu wissen schien, mussten sie ihn jetzt entweder töten oder mit ins Lager nehmen. Liet stieg in den Tunnel ein, und die Schmuggler sicherten hinter ihm den Eingang.

Als sie an den Beobachtungsfenstern in der Bergfestung vorbeikamen, blickte er in die Schlucht, die ihren Schiffen Schutz bot. Zahlreiche Männer eilten wie Felsenameisen hin und her und beluden die Schiffe.

»Sie bereiten sich auf eine Expedition vor«, sagte Liet.

Beide Veteranen bedachten ihn mit eiskalten Blicken. Asuyo, dessen grauweißes Haar noch stoppeliger als zuvor wirkte, reckte die Brust, um einige neue Medaillen und Rangabzeichen zur Geltung zu bringen, die er wahllos an seinen Overall gesteckt hatte... aber niemand schien sich davon beeindrucken zu lassen. Johdam blickte immer noch verbittert und skeptisch drein, als hätte er bereits viel verloren und wäre überzeugt, demnächst auch alles Übrige zu verlieren.

Sie fuhren mit einem Lift zum Grund der Schlucht hinunter und traten auf die mit Schotter übersäte Fläche hinaus. Liet erkannte die große Gestalt von Dominic Vernius wieder, dessen kahlgeschorener Schädel im blassen Polarlicht schimmerte. Der Anführer der Schmuggler bemerkte den Destillanzug des Besuchers und hatte ihn sofort identifiziert. Er winkte und kam herüber.

»Na, Junge, hast du dich wieder verlaufen? War es wenigstens schwieriger, unsere Basis zu finden, nachdem wir uns besser getarnt haben?«

»Es war schwieriger, Ihre Leute auf mich aufmerksam zu machen«, erwiderte Liet. »Ihre Wachen scheinen zu schlafen.«

Dominic lachte. »Meine Wachen sind damit beschäftigt, die Schiffe zu beladen. Wir müssen den nächsten Heighliner erwischen, nachdem wir bereits für die Passage bezahlt haben. Was kann ich für dich tun? Wir sind im Moment etwas in Eile.«

Liet sog scharf den Atem ein. »Sie sind mir noch einen Gefallen schuldig. Ich bin gekommen, um meine Forderung einzulösen.«

Dominic war verdutzt, aber seine Augen funkelten. »Na gut. Nur wenige Leute lassen sich drei Jahre Zeit, um zu entscheiden, wie sie ihre Schulden eintreiben wollen.«

»Ich habe viele Fähigkeiten«, sagte Liet. »Ich könnte ein wertvolles Mitglied Ihrer Besatzung werden. Nehmen Sie mich mit.«

Dominic blickte ihn erstaunt an, dann grinste er. Er versetzte Liet einen Schlag auf die Schulter, der manche Männer zu Boden gestreckt hätte. »Komm an Bord meines Flaggschiffs, dann reden wir darüber.« Er zeigte auf die Rampe einer Fregatte, deren Hülle die Spuren zahlreicher Atmosphäreneintritte aufwies.

* * *

Dominic hatte Teppiche und private Dinge in seiner Kabine verstreut, um den Raum etwas wohnlicher aussehen zu lassen. Der abtrünnige Graf gab Liet mit einem Wink zu verstehen, dass er in einem der Suspensorsessel Platz nehmen sollte. Der Polsterbezug war abgenutzt und fleckig, als hätte er Jahrzehnte harten Einsatzes hinter sich, aber Liet störte sich nicht daran. Auf Dominics Schreibtisch schimmerte das Solidholo einer sehr schönen Frau.

»Was hast du mir zu sagen, Junge?«

»Sie haben erwähnt, Sie könnten einen Fremen gebrauchen, um die Sicherheit Ihrer Basis auf Salusa Secundus zu verbessern.«

Dominics glatte Stirn runzelte sich. »Ein Fremen könnte eine willkommene Ergänzung unserer Truppe sein.« Er wandte sich dem Bild der schönen Frau zu, das ihn stets anzulächeln schien, ganz gleich, wo er stand. »Was meinst du, Shando? Sollen wir den Jungen mit auf die Reise nehmen?«

Dominic starrte das Holo an, als würde er davon eine Antwort erwarten. Liet lief ein kalter Schauer über den

Rücken. Dann wandte sich der ixianische Graf wieder ihm zu. »Natürlich werden wir es tun. Ich habe ein Geschäft mit dir abgeschlossen, und gegen deinen Wunsch gibt es nichts einzuwenden... außer dass man deine geistige Verfassung infrage stellen könnte.« Er kratzte sich an der Schläfe, wo sich ein Schweißtropfen gebildet hatte. »Jeder, der sich aus freien Stücken zum Gefängnisplaneten des Imperators begeben will, scheint gewisse Probleme mit seinem Leben zu haben.«

Liet presste die Lippen aufeinander. Er wollte keine weiteren Einzelheiten preisgeben. »Ich habe meine Gründe«, sagte er. Und Dominic gab sich mit dieser Antwort offenbar zufrieden.

Vor vielen Jahren hatten Salusa Secundus und die Narben, die noch Jahrhunderte nach dem Holocaust sichtbar waren, einen tiefen Eindruck auf seinen Vater hinterlassen. Wenn Liet eine Reise unternehmen wollte, um seine persönliche Motivation zu verstehen und sich für einen Lebensweg zu entscheiden, musste auch er diesen Ort aufsuchen. Wenn er einige Zeit zwischen den wilden Felsen und unverheilten Wunden Salusas verbrachte, würde er vielleicht verstehen, wie das alles beherrschende Interesse seines Vaters für die Ökologie geweckt worden war.

Der große Schmuggler packte brüsk Liets Hand, um sie zu schütteln. »Also gut, damit ist die Sache besiegelt. Wie war nochmal dein Name?«

»Für Außenstehende heiße ich Weichih.«

»Gut, Weichih. Wenn du dich unserer Mannschaft anschließen willst, musst du genauso hart wie alle anderen arbeiten.« Dominic führte ihn aus dem Quartier des Captains auf die Rampe und wieder nach draußen.

Überall waren schwitzende und vor Anstrengung keuchende Schmuggler. »Noch vor dem nächsten Sonnenuntergang werden wir nach Salusa Secundus starten.«

63

Schau in dein Inneres,
wenn du das Universum sehen willst.

Zensunni-Aphorismus

Arrakis. Dritter Planet des Canopus-Systems. Ein äußerst faszinierender Ort.

Der Gilde-Navigator D'murr blickte durch die Plazfenster seiner winzigen Zelle im riesigen Körper des Heighliners. Tief unter seinem Schiff, hinter einem schmutzigbraunen Schleier aus verwehtem Staub, lag Arrakis, die einzige Quelle der Melange, die es ihm ermöglichte, die verschlungenen Wege durch das Universum zu erkennen.

Und die mir so viel Freude schenkt.

Ein winziges Shuttle brannte sich vom Südpol durch die Atmosphäre des Planeten herauf, löste sich aus dem Zug der Schwerkraft und erreichte schließlich das große Schiff im Orbit. Als das Shuttle andockte, erkannte D'murr auf dem Bild der Überwachungskamera eine Gruppe von Passagieren, die den mit Atemluft gefüllten Aufenthaltsbereich betraten.

Obwohl das Schiff eine Besatzung aus vielen Mitarbeitern der Raumgilde hatte, musste D'murr als Navigator stets alles im Auge behalten. Er trug die Verantwortung für sein Schiff, das zugleich sein Arbeitsplatz und seine Heimat war.

In seiner versiegelten Kammer war das vertraute Zischen des orangefarbenen Melangegases kaum noch zu hören. Mit seinem deformierten Körper konnte D'murr niemals die Oberfläche des Wüstenplaneten betreten. Er durfte nicht einmal die Sicherheit seines Tanks verlassen. Doch Arrakis einfach nur nahe zu sein beruhigte ihn auf eine elementare

Weise. Mit seinem komplexen Gehirn versuchte er eine mathematische Analogie zu dieser Empfindung zu entwickeln, aber es ergaben sich keine eindeutigen Werte.

Bevor er in die Dienste der Gilde getreten war, hätte D'murr Pilru sein Leben als Mensch intensiver auskosten sollen. Doch dazu war es jetzt zu spät. Die Gilde hatte ihn unerwartet schnell aufgenommen, nachdem er die Aufnahmeprüfung bestanden hatte. Er hatte keine Zeit mehr gehabt, sich angemessen zu verabschieden, seine menschlichen Angelegenheiten zu regeln.

Menschlich.

Wie weit ließ sich dieser Begriff definieren? Viele Generationen der Bene Gesserit hatten sich mit der Beantwortung dieser Frage beschäftigt, mit allen Nuancen, dem Geltungsbereich menschlicher Intelligenz und menschlicher Emotionen, mit allen Höchstleistungen und kläglichen Fehlschlägen. D'murrs körperliche Erscheinung hatte sich beträchtlich verändert, seit er der Gilde beigetreten war... aber welche Rolle spielte es in letzter Konsequenz? Hatten er und all die anderen Navigatoren ihre Menschlichkeit transzendiert, um zu etwas ganz anderem zu werden?

Ich bin immer noch ein Mensch. Ich bin kein Mensch mehr. Er lauschte seinen eigenen oszillierenden Gedanken.

Durch das Trans-Auge des Überwachungssystems beobachtete D'murr, wie die Neuankömmlinge in der dunklen Kleidung den Hauptpassagierraum betraten. Von Suspensoren getragene Reisetaschen schwebten hinter ihnen her. Einer der Männer mit rötlichem Gesicht, dichtem Schnurrbart und kahlgeschorenem Kopf kam ihm seltsam vertraut vor...

Ich kann mich immer noch an einzelne Dinge erinnern.

Dominic Vernius. Wo hatte er sich all die Jahre aufgehalten?

Der Navigator sprach einen Befehl in das glitzernde Mikrofon neben seinem kleinen, v-förmigen Mund. Auf dem Bildschirm erschienen die Namen der Passagiere, doch keiner war ihm bekannt. Der Graf im Exil reiste unter falschem

Namen, obwohl die Gilde jedem Passagier absolute Vertraulichkeit zusicherte.

Er war mit seinen Begleitern nach Salusa Secundus unterwegs.

Ein Summton erklang in der Navigationskammer. Alle Shuttles waren angedockt. Die Gildebesatzung verriegelte die Einstiegsluken und überwachte die Holtzman-Generatoren. Eine Armee von Fachleuten bereitete den Heighliner darauf vor, den polaren Orbit zu verlassen. D'murr bemerkte kaum etwas davon.

Stattdessen dachte er an seine glücklichen Tage auf Ix zurück, die er mit seinen Eltern und seinem Zwillingsbruder im Großen Palais des Grafen Vernius verbracht hatte.

Nutzloser mentaler Abfall.

Als Navigator stellte er komplexe Berechnungen an und bewegte sich in höheren Dimensionen. Er transportierte Passagiere und Fracht über gewaltige Entfernungen...

Doch plötzlich war er blockiert und abgelenkt, sodass er seine Aufgaben nicht mehr erfüllen konnte. Sein vielschichtiges Gehirn konnte sich nicht mehr auf die unentbehrlichen Gleichungen konzentrieren. Warum hatte sein Geist, der Überrest seines vergangenen Ichs, darauf bestanden, sich an diesen Mann zu erinnern? Eine Antwort tauchte auf, wie ein Geschöpf aus dem Dunkel der Tiefsee: Dominic Vernius repräsentierte einen bedeutenden Aspekt des früheren Lebens von D'murr Pilru. Seines menschlichen Lebens...

Ich will den Raum falten.

Stattdessen zogen Bilder von Ix an seinem Geist vorbei, prächtige Szenen am Vernius-Hof, die er gemeinsam mit seinem Bruder C'tair erlebt hatte. Hübsche, lächelnde Mädchen in kostspieligen Kleidern, darunter auch die reizende junge Tochter des Grafen. *Kailea.* Sein Gehirn, das in der Lage war, das Universum zu erfassen, war ein Lagerhaus, in dem sich alles befand, was er gewesen war und was er sein würde.

Meine Evolution ist noch nicht abgeschlossen.

Die Gesichter der ixianischen Mädchen zerflossen und verwandelten sich in die finsteren Mienen seiner Ausbilder an der Navigatorenschule auf Junction. Ihre isolierten Tanks drängten sich um ihn, ihre winzigen schwarzen Augen blickten ihn vorwurfsvoll wegen seines Versagens an.

Ich muss den Raum falten!

Für D'murr war es die ultimative Sinneserfahrung, die Verschmelzung seines Geistes und seines Körpers mit den übergeordneten Dimensionen, die ihm zugänglich waren. Er hatte sich mit Leib und Seele der Gilde verschrieben, ähnlich wie primitive Priester oder Nonnen sich einst verpflichtet hatten, ihrem Gott zu dienen und sich sexueller Beziehungen zu enthalten.

Schließlich verließ er die winzige Kapsel menschlicher Erinnerungen und erweiterte sein Bewusstsein, bis es die Sterne und den Raum darüber hinaus erfasste. Als D'murr den Heighliner durch den Faltraum navigierte, wurde die Galaxis zu seiner Frau... und zu seiner intimen Geliebten.

64

Der permanente Kriegszustand lässt typische soziale Verhältnisse entstehen, die sich in allen Zeitaltern ähneln. Dazu gehört die ständige Wachsamkeit, um Angriffe abwehren zu können. Aber auch die Herrschaft des Autokraten.

Cammar Pilru, Ixianischer Botschafter im Exil,
Über den Sturz ungerechter Regime

Für C'tair waren die Freuden des Zusammenlebens mit Miral Alechem nur von kurzer Dauer. Nach der Holoprojektion von Rhomburs Ansprache hatten sie sich aus Sicherheitsgründen getrennt und in unterschiedliche Schlupflöcher zurückgezogen. Sie hofften, auf diese Weise die Wahrscheinlichkeit vergrößern zu können, dass wenigstens einer von ihnen überlebte, um ihre wichtige Arbeit fortzusetzen. Sie hatten lediglich vereinbart, sich regelmäßig in der Cafeteria, in der Miral arbeitete, zu treffen, damit sie flüchtige Blicke und gedämpfte Worte austauschen konnten.

Doch als er wieder einmal zum verabredeten Zeitpunkt eintraf, stand eine andere Frau mit stumpfem Blick auf Mirals Posten an der Essensausgabe. Er nahm seinen Teller mit zerkleinertem Gemüse entgegen und setzte sich an ihren gewohnten Tisch.

C'tair behielt die Schlange im Auge, aber Miral war nirgendwo zu sehen. Er aß in stummer Besorgnis und blickte sich immer wieder unauffällig um. Als er schließlich seinen leeren Teller zurückbrachte, wandte er sich an eine der Küchenhilfen, die das Geschirr für die nächste Ausgabe reinigten. »Wo ist die Frau, die noch vor drei Tagen hier gearbeitet hat?«

»Nicht mehr da«, lautete die schroffe Antwort. Die ältere Frau mit dem kantigen Gesicht runzelte die Stirn. »Was geht Sie das an?«

»Nichts für ungut.« Er verbeugte sich und trat einen Schritt zurück. Ein Tleilaxu-Wachmann sah herüber und kniff die ohnehin kleinen Augen noch weiter zusammen. C'tair zwang sich zu langsamen Bewegungen und einer unauffälligen Haltung, um keine weitere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Irgendetwas war mit Miral geschehen, aber er wagte es nicht, die Sache weiter zu verfolgen. Es gab niemanden, den er fragen konnte.

Als der Wachmann herüberkam und mit der Küchenhilfe sprach, beschleunigte C'tair seine Schritte, damit er rechtzeitig in der Menge verschwand. Er huschte in einen Seitengang, tauchte in die Suboiden-Tunnel ab und machte sich unsichtbar. Er konnte buchstäblich spüren, wie sich ein Unheil zusammenbraute.

Etwas Schlimmes war geschehen. Man hatte Miral geschnappt, und nun war C'tair wieder auf sich allein gestellt. Ohne organisierten Widerstand, ohne jemanden, der ihn deckte und ihn bei seiner Rebellion unterstützte. Welche Chancen hatte er noch, wenn er von allem abgeschnitten war? Hatte er sich all die Jahre nur etwas vorgemacht?

Er hatte schon früher allein gearbeitet und seine Gefühle verdrängt, doch nun war sein Herz voller Sehnsucht nach ihr. Manchmal wünschte er sich, er hätte sich nie auf Miral eingelassen, weil er sich jetzt ständig Sorgen um sie machte. Doch wenn er in stillen Stunden allein im Bett lag, war er dankbar für die Augenblicke der Liebe, die sie miteinander gehabt hatten.

Er würde sie nie mehr lebend wiedersehen.

* * *

Wie wütende Wespen, die ihr Nest verteidigten, griffen die Tleilaxu nun noch härter durch als jemals zuvor. Sie exeku-

tierten Tausende von Arbeitern auf bloßen Verdacht hin, um ihre Schreckensherrschaft zu bestätigen. Bald wurde klar, dass es den Eroberern völlig gleichgültig war, ob sie die gesamte Bevölkerung der Ixianer ausrotteten. Wenn sie reinen Tisch machten, konnten sie ihre Gholas, Gestaltwandler oder sonstwen auf dem Planeten ansiedeln.

Bald war der Geist der ixianischen Rebellion wieder am Boden zerstört. C'tair hatte seit sechs Monaten nichts mehr unternommen. Einmal war es äußerst knapp geworden, als er einer Sardaukar-Truppe nur dadurch entkommen war, dass er überraschend eine Nadelpistole in der Hand hielt. Seitdem hatte er in ständiger Furcht vor einer Verhaftung gelebt, falls die Tleilaxu ihn durch Fingerabdrücke oder Genmuster identifizieren konnten.

Es gab kein Anzeichen der Besserung.

Nachdem er Prinz Rhomburs Botschaft eingeschmuggelt und projiziert hatte, wurde die Kommunikation mit der Außenwelt noch drastischer als zuvor blockiert. Kein Besucher wurde mehr hereingelassen. Alle unabhängigen Schiffscaptains und Transportarbeiter wurden abgewiesen. Es war ihm nicht mehr möglich, auch nur die winzigste Nachricht zu Rhombur nach Caladan zu schicken. Ix wurde praktisch zu einer Blackbox, die Technik für die Kunden der MAFEA produzierte. Unter der Leitung der Tleilaxu ließ die Qualität der Arbeit nach, und etliche Verträge waren bereits gekündigt worden, was sich negativ auf die finanzielle Lage der Tleilaxu auswirkte. Für C'tair jedoch war es nur ein schwacher Trost.

Nachdem er wieder isoliert war, fand er keine neuen Verbündeten und konnte nicht mehr die Ausrüstung stehlen, die er benötigte. In seinem neuen Versteck hatte er nur noch wenige Komponenten übrig, mit denen er seinen Rogo-Sender vielleicht noch ein- oder zweimal einsetzen konnte. Er musste einen letzten verzweifelten Hilferuf an seinen in höhere Sphären entrückten Bruder schicken.

C'tair schwor sich, dass er zumindest dafür sorgen musste, dass irgendjemand erfuhr, was hier geschah. Miral Ale-

chem war sein einziger Hoffnungsschimmer der Freude und der emotionalen Wärme gewesen, und nun war sie aus seinem Leben verschwunden. Was ihr Schicksal betraf, befürchtete er das Schlimmste...

Er musste eine Botschaft abschicken, er musste einen Zuhörer finden. Bei all seinem Enthusiasmus hatte Rhombur nicht genug erreicht. Vielleicht konnte D'murr mit seinen Fähigkeiten als Gilde-Navigator den verlorenen Grafen von Ix, Dominic Vernius, ausfindig machen...

C'tairs verschmutzte Kleidung roch nach Schweiß und Schmiere. Sein Körper hatte schon zu lange ohne Ruhe oder ausreichende Nahrung auskommen müssen. Hungrig kauerte er sich an der Rückwand eines gepanzerten Lagercontainers zusammen, in dem sich versiegelte Pakete voller reklamierter Chronometer befanden. Die ixianischen Zeitmesser ließen sich auf die Zeit und den Kalender jedes Planeten programmieren. Man hatte sie zur Rekalibrierung eingelagert, worauf sie im Laufe der Jahre Staub angesetzt hatten. Die Tleilaxu hatten keinen Sinn für derartige technische Spielereien.

Im schwachen Licht eines nahezu erschöpften Handleuchtglobus baute C'tair die sorgsam aufbewahrten Teile seines Rogo-Senders zusammen. Er spürte eisige Furcht durch seine Adern fließen, nicht weil er sich Sorgen machte, er könnte von den Schnüfflern der Tleilaxu aufgestöbert werden, sondern dass der Rogo vielleicht gar nicht funktionierte. Es war ein Jahr her, seit er das Kommunikationsgerät zum letzten Mal benutzt hatte, in das er nun seine letzten unversehrten Silikatkristallstäbe einsetzte.

Er wischte sich einen Schweißtropfen von der Stirn und schloss die Stäbe an. Den ramponierten Sender hatte er schon viele Male repariert. Mit jeder Benutzung wurde das behelfsmäßig konstruierte System - und sein Gehirn - bis zum Äußersten beansprucht.

In ihrer Jugend hatte eine enge geistige Verbindung zwischen ihm und seinem Zwillingsbruder bestanden. Die Übereinstimmung führte soweit, dass der eine den Satz des

anderen vervollständigt hatte, dass sie sich nur ansehen mussten, um zu wissen, was der andere gerade dachte. Manchmal konnte er seine Sehnsucht nach dieser Empathie kaum noch ertragen.

Seit D'murr zum Navigator geworden war, hatten sich die Brüder immer weiter voneinander entfernt. C'tair hatte sich nach Kräften bemüht, die zerbrechliche Verbindung aufrechtzuerhalten, und über den Rogo-Sender war es den beiden möglich, eine gemeinsame Grundlage wiederzufinden. Doch im Laufe der Jahre hatte der Rogo immer unzuverlässiger funktioniert, und nun stand die Maschine kurz davor, endgültig zu versagen... genauso wie C'tair.

Er setzte den letzten Kristall ein, biss entschlossen die Zähne zusammen und aktivierte die Energiequelle. Er hoffte, dass die gepanzerten Wände des Frachtcontainers jede Streustrahlung verschluckten, die von den Tleilaxu aufgefangen werden konnte. Nachdem er vor zwei Jahren den Sprengstoff gezündet hatte, stand ihm seine gut abgeschirmte Kammer nicht mehr zur Verfügung. Infolgedessen wurde die Gefahr für ihn von Tag zu Tag größer.

Garon und seine Sardaukar suchten nach ihm und anderen Rebellen. Sie kamen immer näher und schränkten seine Möglichkeiten ständig weiter ein.

C'tair befestigte die Empfänger an seiner Kopfhaut, die er mit Gel eingerieben hatte, um den Kontakt zu verbessern. Dann versuchte er, eine geistige Verbindung zu D'murr herzustellen, indem er sich an die Gedankenmuster erinnerte, in denen sie sich so ähnlich gewesen waren. Obwohl sie einen gemeinsamen Ursprung hatten, hatte sich D'murr extrem verändert, und zwar in einem solchen Ausmaß, dass die Zwillinge nun quasi unterschiedlichen Spezies angehörten.

Sein Bewusstsein nahm ein leichtes Kribbeln wahr, dann ein träges, überraschtes Wiedererkennen.

»D'murr, du musst mir zuhören. Merk dir ganz genau, was ich dir sage.«

Er spürte eine Aufnahmebereitschaft, dann sah er in sei-

nem Geist das Gesicht seines Bruders – mit dunklen Haaren, großen Augen, einer Stupsnase und freundlichem Lächeln. Genauso wie C'tair sich aus ihrer Zeit im Großen Palais an ihn erinnerte, als sie gemeinsam an diplomatischen Empfängen teilgenommen und mit Kailea Vernius geflirtet hatten.

Doch hinter dem vertrauten Bild erkannte C'tair eine seltsame, missgebildete Gestalt, einen plumpen, erschreckenden Schatten mit grotesk vergrößertem Schädel und zurückgebildeten Gliedmaßen, der in einem Tank voll konzentriertem Melangegas schwebte.

C'tair drängte das Bild zurück und konzentrierte sich wieder auf das menschliche Antlitz seines Bruders, ob es nun der Wirklichkeit entsprach oder nicht.

»D'murr, dies ist vielleicht unser letzter Kontakt.« Er wollte seinen Bruder nach Neuigkeiten aus dem Imperium fragen. Wie es ihrem Vater, dem Botschafter Pilru, im Exil auf Kaitain erging. Falls er noch lebte, würde er bestimmt versuchen, Unterstützung zu gewinnen, doch nach so vielen Jahren wäre es gewiss kaum mehr als ein hoffnungsloses Unterfangen.

Doch C'tair hatte keine Zeit für Plaudereien. Er musste deutlich machen, in welcher schwierigen und verzweifelten Lage sich das ixianische Volk befand. Alle anderen Kommunikationskanäle waren unterbrochen worden; nur über D'murr und seine Verbindungen zur Gilde gab es einen Ausgang, einen dünnen Faden quer durch den Kosmos.

Irgendjemand muss begreifen, wie schlimm es um uns steht!

Hektisch erstattete C'tair ausführlich Bericht, schilderte alles, was die Tleilaxu getan hatten, welche Schrecken auf das Konto der Sardaukar-Wachen gingen und was die gefangenen Ixianer erdulden mussten.

»Du musst mir helfen, D'murr. Suche jemanden, der unsere Sache im Imperium vertritt.« Rhombur Vernius war bereits mit der Situation vertraut, und obwohl der Prinz mit heimlicher Unterstützung der Atreides getan hatte, was er

konnte, war es einfach nicht genug gewesen. »Suche Dominic Vernius – er könnte unsere letzte Chance sein. Wenn du dich an mich erinnerst, wenn du dich an deine menschliche Familie und deine Freunde erinnerst... an dein Volk... *dann hilf uns bitte!* Du bist die einzige Hoffnung, die wir noch haben.«

Während sein Geist in den Fernen des Faltraums bei seinem Bruder weilte, nahm er nur vage das Bild wahr, wie Rauch vom Rogo-Sender aufstieg. Die Stäbe aus Silikatkristall vibrierten gefährlich. »Bitte, D'murr!«

Sekunden später zersplitterten die Stäbe. Funken sprühten aus dem Sender, und C'tair riss sich die Empfänger von den Schläfen.

Er hielt sich die Hand vor den Mund, um nicht vor Schmerzen aufzuschreien. Tränen traten ihm in die Augen, als würden sie durch den Druck in seinem Schädel nach draußen getrieben. Dann bemerkte er, dass ihm Blut aus der Nase und den Ohren lief, wo feine Äderchen geplatzt waren. Er schluchzte und biss die Zähne fest zusammen, doch es dauerte eine ganze Weile, bis die Schmerzen nachließen.

Nach Stunden benommener Qual blickte er schließlich auf die verkohlten Kristalle in seinem Sender und wischte sich das Blut aus dem Gesicht. Er setzte sich auf und wartete, dass die letzten Schmerzwellen verebbten, bis er trotz seines Zustands und des zerstörten Rogos lächelte.

Er war überzeugt, dass er diesmal zu seinem Bruder durchgekommen war. Die Zukunft von Ix hing davon ab, was D'murr mit diesen Informationen anfangen konnte.

65

Unter der Oberfläche einer Welt - in den Felsen, im Humus und den Sedimentschichten - findet man das Gedächtnis des Planeten, das vollständige Geschichtsbuch seiner Existenz, seine ökologische Erinnerung.

Pardot Kynes, Eine Arrakis-Fibel

In dichter Formation fielen schwere imperiale Gefangenenschiffe aus dem Laderaum des Heighliners und trieben wie eine fliegende Prozession auf den schwärenden Planeten hinunter.

Selbst aus dem Weltraum betrachtet wirkte Salusa Secundus wie eine eitrige Wunde mit dunklen Scharten und Wolkenschleiern, die die Oberfläche wie ein zerrissenes Leichentuch verhüllten. Nach offiziellen Angaben lag die Sterblichkeitsrate von Sträflingen während ihres ersten Standardjahrs auf Salusa bei sechzig Prozent.

Nachdem die neue Lieferung von Gefangenen und Vorräten zu den bewachten Ladestationen geschafft worden war, hielten Mitarbeiter der Raumgilde die Hangartore lange genug geöffnet, dass eine weitere ramponierte Fregatte und zwei schnelle Leichter ohne Hoheitszeichen ablegen konnten. In keinem Logbuch wurde festgehalten, wie Dominic Vernius und seine Männer durch eine Lücke im Überwachungsnetz der Satelliten zum Planeten flogen.

Liet-Kynes saß in einem Passagiersitz der Fregatte und hatte die Finger an das kühle Plazglas der Sichtscheibe gepresst. Seine Augen waren groß wie die eines Fremen-Kindes beim ersten Wurmritt. *Salusa Secundus!*

Der Himmel hatte eine kränklich gelbe Färbung und war sogar am hellen Mittag von schmutzigen Wolken durch-

zogen. Kugelblitze schossen durch die Luft, als würden unsichtbare Titanen ein elektrisches Kegelturnier veranstalten.

Dominics Fregatte wich den imperialen Überwachungsbojen aus und näherte sich über die schorfige Einöde dem Landeplatz. Sie überflogen Flächen aus glasiertem Gestein, die wie Seen glitzerten, aber in Wirklichkeit aus geschmolzenem und erstarrtem Granit bestanden. Selbst nach so vielen Jahrhunderten reckten sich nur vereinzelte Büschel aus kargem braunem Gras empor – wie die verkrallten Finger der Menschen, die in der Explosion umgekommen waren.

Zwischen zwei Herzschlägen verstand Liet, warum die unverheilten Wunden dieser tristen Welt seinen Vater so nachhaltig beeindruckt hatten. Er stieß einen leisen, kehligen Laut aus. Als Dominic sich ihm mit neugierigem Blick zuwandte, erklärte Liet: »In uralten Zeiten lebten die Zensunni-Wanderer – die Fremen – neun Generationen lang auf dieser Welt.« Er starrte auf die geschundene Landschaft und fügte leise hinzu: »Manche sagen, man könnte immer noch ihre Blutflecken am Boden erkennen und ihre Schreie im Wind hören.«

Dominic ließ die breiten Schultern sinken. »Weichih, Salusa hat mehr Schmerz und Leid als irgendein anderer Ort erfahren.«

Sie näherten sich den Ausläufern einer einstmals ausgedehnten Stadt, die jetzt nur noch eine Narbe in der Landschaft war. Die Stümpfe von Gebäuden und geschwärzte Säulen aus Milchmarmor waren die einzigen Überreste der Pracht, die einst hier residiert hatte. In den kahlen Hügeln umgab eine neuere Mauer ein paar einigermaßen intakte Bauten – eine verlassene Stadt, die den Holocaust überlebt hatte.

»Diese Mauer sollte ursprünglich die Gefangenen am Ausbruch hindern«, sagte Dominic, »doch nachdem sie einstürzte und die Häftlinge entflohen, blieben die Verwalter und bauten sie wieder auf, diesmal als Schutz vor der Au-

ßenwelt.« Er lachte, was wie eine Mischung aus Husten und Schnaufen klang. »Als die Häftlinge bemerkten, dass es ihnen vorher besser ergangen war, dass sie im Gefängnis wenigstens Essen und Kleidung bekamen, versuchten sie, wieder hinein zu kommen.«

Er schüttelte den kahlgeschorenen Kopf. »Inzwischen haben die Zähesten unter ihnen gelernt, sich draußen aus eigener Kraft am Leben zu erhalten. Alle anderen sterben einfach. Die Corrinos importierten gefährliche Tiere wie Laza-Tiger oder salusanische Stiere, um die Überlebenden in Schach zu halten. Verurteilte Verbrecher werden hier... einfach ausgesetzt. Niemand rechnet damit, diese Welt jemals wieder zu verlassen.«

Liet studierte die Landschaft mit dem Auge eines Planetologen und versuchte sich an alles zu erinnern, was sein Vater ihn gelehrt hatte. »Hier scheint es genügend Potenzial zu geben, genügend Wasser. Auf dem Boden könnte Vegetation überleben, man könnte Land- und Viehwirtschaft betreiben. Man könnte diese Welt verändern.«

»Die verdammten Corrinos würden das niemals zulassen.« Dominics Miene verdüsterte sich. »Es gefällt ihnen, wie es ist. Dieser Planet ist die angemessene Strafe für jeden, der es wagt, sich dem Imperium zu widersetzen. Für jeden neuen Gefangenen beginnt ein grausames Spiel. Der Imperator verfolgt, wer sich hier am besten durchschlägt, wer am längsten überlebt. Im Palast schließen die Mitglieder des imperialen Hofs Wetten auf berühmte Häftlinge ab, ob sie überleben oder nicht.«

»Das hat mein Vater mir nicht erzählt«, sagte Liet. »Er lebte hier vor vielen Jahren, als er noch jünger war.«

Dominic lächelte matt, doch seine Augen behielten den düsteren und besorgten Blick bei. »Wer immer dein Vater ist, Junge, er muss nicht alles wissen.« Der abgekämpfte Flüchtling lenkte die Fregatte über die Trümmer des Stadtrandes zu einem eingestürzten Hangar, dessen Dach nur noch aus einem Spinnennetz von verrosteten Trägern bestand. »Als Graf von Ix ziehe ich es vor, unterirdisch zu

leben. Zumindest müssen wir uns dort unten keine Sorgen wegen der Aurorastürme machen.«

»Von diesen Stürmen hat mein Vater mir erzählt.«

Die Fregatte versank im dunklen Loch des Hangars und tauchte tiefer in die gewaltigen Frachthallen ein. »Das hier war einmal ein imperiales Lagerhaus, das besonders dauerhaft angelegt wurde.« Dominic schaltete die Scheinwerfer des Schiffes an, und gelbe Strahlen stachen durch die Dunkelheit. Eine Staubwolke senkte sich wie grauer Regen herab.

Die zwei Leichter unterschiedlicher Bauweise schoben sich an der Fregatte vorbei und landeten zuerst. Andere Schmuggler kamen aus der versteckten Basis, um die Schiffe im Empfang zu nehmen. Sie entluden Fracht, Werkzeuge und Vorräte. Die Piloten der kleineren Schiffe eilten zur großen Rampe hinüber und warteten darauf, dass Dominic ausstieg.

Als Liet dem kahlköpfigen Anführer nach draußen folgte, schnupperte er. Ohne Destillanzug und Nasenfilter kam er sich nackt vor. Die Luft roch trocken und verbrannt, nach Lösungsmitteln und Ozon. Liet sehnte sich nach der warmen Härte natürlichen Gesteins, nach der Gemütlichkeit eines Sietches. Hier waren zu viele Wände künstlich mit Metall oder Plastein verkleidet, hinter denen sich weitere Räume verbargen.

Über eine Rampe, die rings um den Landebereich herumführte, näherte sich ihnen ein muskulöser Mann. Er kam mit anmutiger Wildheit eine Treppe heruntergeeilt, obwohl sein Körper plump und unbeholfen wirkte. Eine grellrote Inkvine-Narbe verunzierte sein kantiges Gesicht, und sein strähniges blondes Haar hing ihm in einem seltsamen Winkel über das linke Auge. Er machte den Eindruck eines Mannes, der schwere Schäden erlitten hatte und dann schlampig wieder zusammengeflickt worden war.

»Gurney Halleck!«, schallte Dominics Stimme durch den großen Hangar. »Komm her und schau dir unseren neuen Kameraden an. Er ist auf Arrakis geboren und als Fremen aufgewachsen.«

Der Mann grinste breit und näherte sich mit verblüffender Schnelligkeit. Er streckte eine große Pranke aus und packte Liets Hand, als wollte er versuchen, sie zu zerquetschen. Er zitierte eine Passage, die Liet aus der Orange-Katholischen Bibel bekannt war: »Begrüße alle, die du dir zum Freund wünschst, und heiße sie mit der Hand und dem Herzen willkommen.«

Liet erwiderte die Geste und antwortete mit einem traditionellen Fremen-Spruch in der uralten Chakobsa-Sprache.

»Gurney ist von Giedi Primus zu uns gekommen«, sagte Dominic. »Er hat sich in einem Frachtcontainer versteckt, der für meinen alten Freund Herzog Leto Atreides bestimmt war. Dann wechselte er auf Hagal das Schiff und gelangte über verschiedene Transporter und Raumhäfen zu uns, wo er genau die richtigen Kameraden fand.«

Gurney zuckte verlegen die Achseln. Nach einem harten Schwertkampftraining war er verschwitzt und seine Kleidung unordentlich. »Zur Hölle, ich habe mich immer tiefer nach unten gegraben und mich ein halbes Jahr lang an immer schlimmeren Orten versteckt, bis ich schließlich auf diesen wilden Haufen stieß... und zwar ganz unten.«

Liet kniff misstrauisch die Augen zusammen und ging nicht auf das gutmütige Geplauder ein. »Sie kommen von Giedi Primus? Der Harkonnen-Welt?« Er legte eine Hand an den Gürtel, wo sein Crysmesser in der Scheide steckte. »Ich habe hundert Harkonnen-Hunde getötet.«

Gurney bemerkte die Bewegung, doch er blickte dem bärtigen jungen Fremen fest in die Augen. »Dann werden wir beide dicke Freunde sein.«

* * *

Als Liet später mit den Schmugglern im Gemeinschaftsraum der unterirdischen Basis zusammensaß, lauschte er den Diskussionen, dem Gelächter, den angeberischen Geschichten und den offensichtlichen Lügen.

Sie öffneten Flaschen eines seltenen, teuren Jahrgangs

und reichten Gläser mit dem hochprozentigen bernsteingelben Getränk herum. »Das ist imperialer Brandy, mein Junge«, sagte Gurney zu Liet, der Schwierigkeiten hatte, die likörartige Flüssigkeit zu schlucken. »Aus Shaddams privaten Vorräten. Das Zeug ist das Zehnfache seines Gewichts in Melange wert.« Der narbige Mann zwinkerte ihm verschwörerisch zu. »Wir haben eine Lieferung von Kirana abgefangen und alles, was für den Imperator bestimmt war, für uns behalten. Den Brandy haben wir gegen Skunk-Essig ausgetauscht. Ich rechne damit, dass wir schon bald davon hören werden.«

Dominic Vernius betrat den Raum und wurde von allen Schmugglern begrüßt. Er hatte sich eine ärmellose Jacke aus brauner Merh-Seide angezogen, die mit schwarzem Walpelz besetzt war. In seiner Nähe schwebten wie Geister mehrere Holobilder seiner geliebten Frau, damit er ihr Gesicht jederzeit im Blickfeld hatte.

In der Festung war es warm und gemütlich, doch Liet hoffte, mehr Zeit draußen verbringen zu können, die Landschaft von Salusa erkunden zu können, wie es sein Vater getan hatte. Doch er hatte versprochen, zuerst seine Fähigkeiten als Fremen einzusetzen, um das Versteck der Schmuggler zu studieren und die Tarnung zu verbessern. Allerdings musste er Dominic beipflichten, dass an diesem Ort kaum jemand nach einem geheimen Versteck suchen würde.

Niemand kam freiwillig nach Salusa Secundus.

An der Wand des Gemeinschaftsraums hatte Dominic eine jahrhundertealte Landkarte aufgehängt, die diese Welt so zeigte, wie sie in den Tagen des Ruhms als großartige Hauptstadt eines interstellaren Imperiums gewesen war. Die Linien waren in Gold gezeichnet, Paläste und Städte wurden durch Edelsteine repräsentiert, die Eiskappen bestanden aus Tigeratem-Opal und die Seen aus versteinertem Elacca-Blauholz.

Dominic behauptete, dass die Karte einst dem Kronzprinzen Raphael Corrino gehört hatte, dem legendären Staatsmann und Philosophen (obwohl für diese Behauptung le-

diglich Dominics feste Überzeugung und keine eindeutigen Beweise sprachen). Er brachte seine Erleichterung zum Ausdruck, dass Raphael – ›der einzige anständige Vertreter der Corrino-Bande‹, wie er es formulierte – nicht mehr hatte miterleben müssen, was aus seiner geliebten Hauptstadt geworden war. All der märchenhafte Prunk, alle Träume, Visionen und guten Taten waren im nuklearen Feuer verbrannt.

Gurney Halleck zupfte die Saiten seines neuen Balisets und sang ein melancholisches Lied. Liet lauschte seinen Worten, die empfindsam und schwermütig waren, die Bilder von vergangenen Menschen und Orten wachriefen.

Ach, die lang vergangnen Tage,
Wieder spüre ich ihren süßen Nektar an den Lippen.
Erinnerungen an Geschmack und Gefühl...
Lächeln und Küsse des Glücks
voll Hoffnung und Unschuld.

Doch hier seh ich nur Schleier und Tränen
Und die finstren, ertränkenden Tiefen
des Schmerzes, der Plage, des Kummers.
Wende den Blick ab, mein Freund,
Schau ins Licht und nicht ins Dunkel.

Für jeden Anwesenden hatte das Lied seine eigene Bedeutung, und Liet sah, dass Dominic mit Tränen in den Augen auf die Holoporträts von Shando blickte. Liet erschrak über diese offene Zurschaustellung von Gefühlen, die unter Fremen unbekannt war.

Dominic hatte die kostbare Karte an der Wand nur teilweise im Blickfeld. »Irgendwo in den Akten des Imperiums, die zweifellos von einer dicken Staubschicht bedeckt sind, ist der Name der Renegatenfamilie verzeichnet, die hier verbotene Atomwaffen einsetzte und einen Planeten verwüstete.«

Liet erschauderte. »Was haben sie sich dabei gedacht?

Selbst Abtrünnige können doch nicht etwas so Schreckliches tun!«

»Sie taten, was sie tun mussten, Weichih«, erwiderte Johdam und rieb sich die Narbe über seiner Augenbraue. »Wir wissen nicht, welches Ausmaß ihre Verzweiflung hatte.«

Dominic versank tiefer in seinem Sessel. »Einige Corrinos – sie und ihre Nachkommen seien verflucht! – blieben am Leben. Der Imperator Hassik III. verlegte die Hauptstadt nach Kaitain... und das Imperium existierte weiter. Die Corrinos existierten weiter. Und es bereitete ihnen ein infames Vergnügen, die Hölle von Salusa Secundus zu ihrer privaten Gefängniswelt zu machen. Jedes Mitglied jener Renegatenfamilie wurde gejagt und hierher gebracht, um einen schrecklichen Tod zu erleiden.«

Der stoppelhaarige Veteran Asuyo nickte ernst. »Es heißt, dass ihre Geister immer noch auf dieser Welt herumspuken, nicht wahr?«

Verblüfft wurde Liet bewusst, dass der verbannte Graf Vernius Parallelen zwischen sich und dieser verzweifelten und vergessenen Familie sah. Obwohl Dominic einen gutmütigen Eindruck machte, hatte Liet von den Tiefen des Schmerzes erfahren, die dieser Mann hatte erdulden müssen – seine Frau ermordet, sein Volk unter der Knechtschaft der Tleilaxu, seine Kinder zu einem Leben im Exil auf Caladan verurteilt.

»Diese Renegaten...«, sagte Dominic mit einem seltsamen Funkeln in den Augen, »sie gingen nicht so gründlich vor, wie ich es getan hätte.«

66

Ein Herzog muss stets seinen Haushalt unter Kontrolle halten, denn wenn er nicht einmal jene regieren kann, die ihm am nächsten sind, wird er niemals einen ganzen Planeten beherrschen können.

Herzog Paulus Atreides

Kurz nach der Mittagsmahlzeit saß Leto auf dem Teppich des Spielzimmers und ließ seinen viereinhalbjährigen Sohn auf seinem Knie reiten. Obwohl er eigentlich schon zu groß für dieses Spiel war, quietschte Victor hemmungslos vor Vergnügen. Durch die Panzerplazfenster sah der Herzog, wie weiße Wolken über den blauen Himmel von Caladan jagten, der sich am Horizont mit dem Meer vereinigte.

Kailea stand im Türrahmen und sah ihm zu. »Er ist zu alt für so etwas, Leto. Hör auf, ihn wie ein Baby zu behandeln.«

»Victor scheint anderer Ansicht zu sein.« Er ließ den dunkelhaarigen Jungen noch höher hüpfen, worauf dieser noch begeisterter kreischte.

Letos Beziehung zu Kailea hatte sich in den vergangenen sechs Monaten gebessert, seit er die Wände mit kostspieligem blauem Obsidian hatte verkleiden lassen. Jetzt waren der Speisesaal und Kaileas Privatgemächer im Turm ein Widerhall des Großen Palais. In den letzten Wochen hatte sich ihre Stimmung jedoch wieder verschlechtert, während sie darüber nachgrübelte – zweifellos durch Chiara angeregt –, wie viel Zeit er neuerdings mit Jessica verbrachte.

Leto kümmerte sich längst nicht mehr um ihre Klagen; sie perlten wie ein Frühlingsregen von ihm ab. Im krassen Gegensatz dazu forderte Jessica niemals etwas von ihm. Ihre Freundlichkeit und ihre gelegentlichen Ratschläge reg-

ten ihn an und erlaubten ihm, seine Pflichten als Herzog mit Leidenschaft und Gerechtigkeit auszuüben.

Aus Rücksicht auf Kailea und Victor wollte Leto nichts tun, was ihren Ruf auf Caladan schädigen konnte. Das Volk liebte den Herzog, und er ließ ihm die Illusion, dass in seiner Burg ein märchenhaftes Glück wohnte – ähnlich wie Paulus eine harmonische Ehe mit Lady Helena vorgetäuscht hatte. Der alte Herzog hatte dies als ›Schlafzimmerpolitik‹ bezeichnet – der Fluch aller Herrschenden des Imperiums.

»Ach, warum mache ich mir überhaupt die Mühe, mit dir zu reden, Leto?«, sagte Kailea. »Es ist, als würde ich mich mit einem Stein streiten!«

Leto unterbrach das Spiel mit Victor und sah zu ihr hinüber, die immer noch an der Tür zum Spielzimmer stand. Der Blick seiner grauen Augen war hart, und er versuchte, seine Stimme ruhig zu halten. »Ich habe gar nicht bemerkt, dass du dir solche Mühe gibst.«

Kailea murmelte einen Fluch, wirbelte herum und stapfte durch den Korridor davon. Leto tat, als hätte er gar nicht bemerkt, dass sie gegangen war.

Kailea entdeckte ihren blonden Bruder, der ein Baliset über der Schulter trug, und lief schneller, um ihn einzuholen. Doch als er sie bemerkte, schüttelte Rhombur nur den Kopf. Er hob die Hand, um die Flut der Beschwerden abzuwehren, die zweifellos über ihn hinwegschwappen sollte.

»Worum geht es jetzt schon wieder, Kailea?« Er berührte mit einer Hand die neun Saiten des Balisets. Thufir Hawat erteilte ihm regelmäßig Unterricht auf diesem Instrument. »Kenne ich das Thema schon, oder hast du ausnahmsweise etwas Neues gefunden, an dem sich dein Zorn entzünden kann?«

»Ist das die angemessene Art, seine Schwester zu begrüßen?«, fuhr sie ihn an. »Du weichst mir schon seit Tagen aus!« Ihre smaragdgründen Augen blitzten.

»Weil du dich ständig nur beklagst. Leto will dich nicht

heiraten... er geht zu hart mit Victor um... äh... er verbringt zu viel Zeit mit Jessica... er sollte dich öfter nach Kaitain mitnehmen... er hat schon wieder seine Serviette falsch benutzt. Ich habe es satt, pausenlos den Vermittler für euch zu spielen.« Er schüttelte den Kopf. »Und zu allem Überfluss scheint es dich maßlos zu ärgern, dass ich mit Tessia rundum zufrieden bin. Hör endlich auf, anderen die Schuld zu geben, Kailea. Du bist selbst für dein Glück verantwortlich.«

»Ich habe zu viel verloren, um je wieder glücklich sein zu können«, erwiderte sie und reckte das Kinn.

Jetzt schien Rhombur tatsächlich wütend zu werden. »Bist du wirklich so egozentrisch, dass du nicht mehr siehst, dass ich genauso viel verloren habe wie du? Es ist nur so, dass ich mir dadurch nicht jeden Tag vergällen lasse.«

»Aber wir *mussten* es nicht verlieren. Du könntest viel mehr für das Haus Vernius tun.« Sie schämte sich für seine Tatenlosigkeit. »Ich bin froh, dass unsere Eltern es nicht mehr mit ansehen müssen. Als Prinz bist du alles andere als eine Zierde deines Geschlechts, Bruder.«

»Jetzt redest du beinahe wie Tessia, auch wenn sie es nicht so bissig formuliert.«

Kailea verstummte, als Jessica aus einem Seitengang trat und sich dem Spielzimmer zuwandte. Die Ixianerin warf der anderen Konkubine einen hasserfüllten Blick zu, doch Jessica nickte ihr freundlich lächelnd zu. Sie betrat das Spielzimmer, um sich zu Leto und Victor zu gesellen, und schloss die Tür hinter sich.

Kailea sah wieder Rhombur an und giftete: »Mein Sohn Victor ist die Hoffnung auf den künftigen Fortbestand des Hauses Atreides, aber du willst diese simple Tatsache einfach nicht verstehen!«

Der ixianische Prinz schüttelte nur tieftraurig den Kopf.

* * *

»Ich versuche nett zu ihr zu sein, aber es nützt nichts«, sagte Jessica im Spielzimmer. »Sie spricht kaum ein Wort mit mir, und wie sie mich jedes Mal ansieht, wenn...«

»Nicht schon wieder!« Leto stieß einen schweren Seufzer aus. »Ich weiß, dass Kailea meiner Familie großen Schaden zufügt, aber ich bringe es einfach nicht übers Herz, sie fortzuschicken.« Er setzte sich auf den Boden, wo sich sein Sohn mit Spielzeugornithoptern beschäftigte. »Wenn Victor nicht wäre...«

»Diese Chiara flüstert ihr ständig etwas ein. Das Resultat ist offensichtlich. Kailea ist ein Pulverfass, das jederzeit explodieren kann.«

Herzog Leto nahm ein Thoptermodell in die Hand und blickte hilflos zu Jessica auf. »Jetzt wirst auch du gehässig, Jessica. Du enttäuschst mich.« Sein Gesichtsausdruck wurde hart. »Dieses Haus wird nicht von Konkubinen regiert.«

Da er wusste, dass Jessica ein jahrelanges Bene-Gesserit-Training hinter sich hatte, überraschte es ihn, dass plötzlich sämtliche Farbe aus ihrem Gesicht verschwand. »Mylord, ich... so hatte ich es nicht gemeint. Es tut mir so Leid.« Sie verbeugte sich und verließ rückwärts gehend den Raum.

Leto starrte mit leerem Blick auf das Spielzeug und dann auf Victor. Er war völlig verwirrt.

Kurze Zeit später beobachtete Jessica, die unsichtbar wie ein Schatten war, wie Kailea sich im Foyer der Burg flüsternd mit Swain Goire unterhielt, dem Wachmann, der sich die meiste Zeit um Victor kümmerte. An Goires Loyalität zum Herzog hatte nie ein Zweifel bestanden, und Jessica hatte selbst gesehen, wie sehr er seinen jungen Schützling liebte.

Goire war es sichtlich unangenehm, der herzoglichen Konkubine so nahe zu sein. Er wich vor ihr zurück, als Kaileas Brüste wie zufällig seinen Arm streiften.

Da Jessica bei den Bene Gesserit alles über die verschlungenen Wege menschlicher Beziehungen gelernt

hatte, war sie nur leicht überrascht, dass Kailea so lange gebraucht hatte, um ihre eitle Rache an Leto in die Wege zu leiten.

* * *

Nicht einmal Thufir Hawat bemerkte etwas, als Kailea zwei Nächte später heimlich in Goires Schlafzimmer schlüpfte.

67

Wir erschaffen unsere Zukunft durch unseren Glauben, der unsere Handlungen beherrscht. Ein ausreichend starkes Glaubenssystem, eine ausreichend mächtige Überzeugung kann alles geschehen lassen. Auf diese Weise erschaffen wir unsere Konsensrealität, einschließlich unserer Götter.

Ehrwürdige Mutter Ramallo,
Sayyadina der Fremen

Der Übungssaal der Schwertmeister auf der neuen Ginaz-Insel war so opulent, dass er ohne weiteres in ein Fürstenhaus des Landsraads oder sogar in den Palast des Imperators auf Kaitain gepasst hätte.

Als Duncan Idaho auf den spiegelblanken Hartholzboden trat, der aus hellen und dunklen Streifen bestand und von Hand poliert war, blickte er sich voller Erstaunen um. Ein Dutzend Ebenbilder erwiderten seinen Blick aus Spiegeln mit schräg geschliffenen Kanten, die vom Fußboden bis zur Decke reichten und in kunstvoll geschmiedete Goldrahmen eingefasst waren. Es war inzwischen sieben Jahre her, seit er sich zum letzten Mal in einer so prächtigen Umgebung aufgehalten hatte – in Burg Caladan, wo er unter Thufir Hawat im großen Saal der Atreides trainiert hatte.

Windgebeugte Zypressen umgaben drei Seiten der beeindruckenden Ausbildungsstätte; die vierte Seite führte auf einen felsigen Strand hinaus. Das protzige Gebäude bildete einen krassen Gegensatz zu den primitiven Baracken der Schüler. Der Zierrat dieses Übungssaals, der unter der Leitung von Schwertmeister Whitmore Bludd stand, einem kahlköpfigen Mann mit rotem Muttermal auf der Stirn, hätte den zottelhaarigen Mord Cour nur zum Lachen gebracht.

Der stutzerhafte Bludd war ein bewährter Duellant und hielt sich für einen Edelmann, der sich gerne mit schönen Dingen umgab, sogar auf dieser abgelegenen Insel von Ginaz. Da er mit einem unerschöpflichen Familienvermögen ausgestattet war, hatte Bludd seine eigenen Mittel eingesetzt, um diese Schwertkampfschule zum ›zivilisiertesten‹ Ort des gesamten Archipels zu machen.

Der Schwertmeister war ein direkter Nachfahre von Porce Bludd, der sich in Butlers Djihad als tapferer Kämpfer bewiesen hatte. Vor den kriegerischen Heldentaten, die ihm Ruhm eingebracht und schließlich das Leben gekostet hatten, hatte Porce Bludd Kriegswaisen zu sicheren Planeten transportiert und die gewaltigen Kosten dieser Unternehmungen aus seinem noch gewaltigeren Erbe bestritten. Whitmore Bludd sorgte nun auf Ginaz dafür, dass dieses Vermächtnis seiner Familie niemals in Vergessenheit geriet.

Als Duncan mit den anderen Schülern in der großen Halle stand, die nach Zitronen und Karnaubaöl roch, im funkelnden Licht, das sich in Kronleuchtern und Spiegeln brach, kam ihm diese Pracht völlig fremd vor. Gemälde von mürrisch dreinblickenden Aristokraten hingen an den Wänden, und ein gewaltiger Kamin, der einem königlichen Jagdschloss angemessen gewesen wäre, reichte bis zur Decke hinauf. In einem überladenen Regal türmten sich Schwerter und Fechtzubehör. Für die prunkvolle Ausstattung wäre eigentlich eine Armee von Dienern nötig gewesen, doch außer den Schülern, den Assistenzlehrern und Whitmore Bludd selbst schien sich hier niemand aufzuhalten.

Nachdem er den Schülern Gelegenheit gegeben hatte, erstaunt und eingeschüchtert zu gaffen, marschierte Schwertmeister Bludd vor ihnen auf und ab. Er trug gebauschte lavendelfarbene Pantalons, die an den Knien geschnürt waren, und graue Strümpfe, die in niedrigen schwarzen Stiefeln steckten. Sein Gürtel war breit und wies eine quadratische Schnalle auf, die so groß wie seine Hand war. Seine Bluse war mit einem hohen, engen Kragen und lan-

gen, weiten Ärmeln mit schmalen Manschetten und Seidenbordüren ausgestattet.

»Ich werde Sie in der Fechtkunst unterrichten, Messieurs«, sagte er. »Ohne grobschlächtigen Unsinn mit Körperschilden und Kindjal-Dolchen und Energiezellen. Diesem Brimborium erteilte ich eine entschiedene Absage!« Er zog eine dünne Klinge mit dreieckigem Querschnitt und glockenförmigem Handschutz, die er durch die Luft sausen ließ. »Fechten ist eine Technik – nein, eine *Kunst*! Die Kunst des Umgangs mit einer stumpfen Waffe. Es ist ein Tanz der physischen und mentalen Reflexe.«

Er schob den biegsamen Degen in eine Scheide an seinem Gürtel, dann wies er die Schüler an, die ausgefallenen Fechtkostüme anzulegen. Es waren archaische Musketier-Maskeraden mit Zierknöpfen, Spitzenmanschetten, und hinderlichen Rüschen. »Um die Schönheit der Fechtkunst besser zur Geltung zu bringen«, wie Bludd sagte.

Inzwischen hatte Duncan gelernt, jede Anweisung unverzüglich auszuführen. Er zog sich kniehohe Kalbslederstiefel mit ritterlichen Sporen an und wählte dazu einen blau-violetten Kurzmantel mit Spitzenkragen und voluminösen weißen Ärmeln. Schließlich setzte er einen verwegenen breitkrempigen Filzhut mit der rosa gescheckten Feder eines Parella-Pfaus auf.

Hiih Resser und er sahen sich quer durch den Raum an und schnitten amüsiert Grimassen über den Anblick des anderen. Ihre Garderobe hätte besser zu einem Maskenball als zu einem Kampftraining gepasst.

»Sie werden lernen, mit Finesse und Grazie zu kämpfen, Messieurs.« Whitmore Bludd stolzierte vor den Schülern und schien begeistert von all der bunten Pracht, die ihn umgab. »Sie werden die künstlerischen Aspekte eines gelungenen Duells erkennen. Sie werden jede Bewegung zu einem Ausdruckstanz werden lassen.« Der stutzerhafte, aber kräftig gebaute Schwertmeister schnippte eine Staubflocke von seinem Rüschenhemd. »Nachdem nur noch ein Ausbildungsjahr vor Ihnen liegt, sollte man erwarten, dass

Sie in der Lage sind, über tierhaft brutale Attacken und primitives Hauen und Stechen hinauszuwachsen! Hier geben wir uns nicht der Barbarei hin!«

Die Vormittagssonne drang durch ein hohes, schmales Fenster ein und spiegelte sich glitzernd auf Duncans Knöpfen. In seinem Aufzug kam er sich ziemlich albern vor, aber dann nahm er seinen üblichen Platz in der Formation ein.

Als sich alle Schüler aufgestellt hatten, inspizierte Schwertmeister Bludd ihre Uniformen unter zahlreichen Seufzern und sonstigen missbilligenden Lauten. Er glättete Falten und tadelte die jungen Männer mit verblüffender Ernsthaftigkeit, weil sie die Manschetten nicht korrekt verschlossen hatten oder wegen anderer kleiner Vergehen.

»Die Fechtkunst terranischer Musketiere ist die fünfzehnte Kampfdisziplin, in der Sie ausgebildet werden. Doch wenn Sie die Bewegungen kennen, heißt das noch lange nicht, dass Sie auch den *Stil* beherrschen. Heute werden Sie miteinander wettstreiten, und zwar mit aller Anmut und Ritterlichkeit, die die Fechtkunst verlangt. Ihre Degen sind nicht stumpf, und Sie werden auch keine schützenden Masken tragen.«

Er deutete auf die Regale mit den Waffen, die sich zwischen den Spiegelreihen befanden, worauf die Schüler vortraten, um sich zu bewaffnen. Sämtliche Klingen waren identisch – neunzig Zentimeter lang, biegsam und scharf. Die Schüler probierten sie spielerisch aus. Duncan wünschte sich, er könnte das Schwert des alten Herzogs führen, aber diese hervorragend gearbeitete Waffe war für eine andere Art von Kampf gedacht. Auf keinen Fall zum Fechten.

Bludd schniefte, dann ließ er seinen dünnen Degen durch die Luft pfeifen, um wieder die Aufmerksamkeit der Schüler auf sich zu ziehen. »Beim Kampf müssen Sie all Ihre Fähigkeiten einsetzen – aber ich bestehe darauf, dass Sie keinem Ihrer Gegner auch nur die geringste Verletzung zufügen! Nicht einmal einen Kratzer. Dem erteilte ich eine entschiedene Absage! Auch die Beschädigung der Kleidung

ist zu vermeiden. Lernen Sie den perfekten Angriff und die perfekte Verteidigung. Ausfall, parieren, Riposte. Üben Sie die totale Selbstbeherrschung. Sie tragen die Verantwortung für jeden Ihrer Mitschüler.« Sein eisblauer Blick strich über die jungen Männer, und das Muttermal auf seiner Stirn wurde dunkler. »Jeder, der versagt, der eine Verletzung verursacht oder sich verletzen lässt, wird von der nächsten Runde des Wettkampfs disqualifiziert.«

Duncan atmete tief durch, um sich zu beruhigen und sich auf die Herausforderung zu konzentrieren.

»Hier geht es um eine Prüfung Ihrer Kunstfertigkeit, Messieurs«, sagte Bludd und schritt mit seinen schwarzen Stiefeln auf dem polierten Hartholz-Fußboden auf und ab. »Um den exquisiten Tanz des persönlichen Kampfes. Das Ziel besteht darin, Ihren Gegner zu touchieren, ohne ihn zu verletzen.«

Der tadellos saubere Schwertmeister nahm seinen Federhut und setzte ihn sich fest auf den Kopf. Er deutete auf die rechteckigen Kampfplätze, die durch hübsche Einlegearbeiten im Parkettboden markiert waren. »Machen Sie sich bereit für den Kampf!«

* * *

Duncan brauchte nicht lange, um drei vergleichsweise einfache Gegner zu besiegen, doch sein vierter Kontrahent, Iss Opru, ein hervorragender Stilist von Al-Dhanab, machte es ihm nicht leicht. Allerdings war das offensive Geschick des dunkelhäutigen Opru im Gegensatz zu seinen defensiven Fähigkeiten nicht so gut entwickelt, sodass Duncan ihn schließlich um einen einzigen Punkt übertraf.

Auf einer benachbarten Kampffläche war ein Schüler in die Knie gegangen. Er blutete aus einer Wunde in der Brust. Die Assistenten eilten herbei, luden ihn auf eine Trage und brachten ihn weg. Sein Gegner, ein Terrazi mit schulterlangem Haar, betrachtete mit finsterer Miene seine blutbesudelte Klinge und wartete auf seine Bestrafung. Whit-

more Bludd nahm den Degen des Schülers an sich und versohlte ihm damit wütend den Hintern. »Sie beide haben Schande über sich und Ihre Ausbildung gebracht – er, weil er sich verletzen ließ, und Sie, weil Sie sich nicht zurückhalten konnten.« Ohne Protest wankte der Terrazi zur Bank der Verlierer.

Dann kamen zwei livrierte Diener – die ersten, die Duncan in diesem Gebäude sah –, um das Blut aufzuwischen und das Parkett nachzupolieren. Anschließend begann der nächste Kampf.

Duncan Idaho stand nun mit Hiih Resser und zwei weiteren keuchenden und schwitzenden Finalisten im Zentrum des Trainingssaals und wartete darauf, einen neuen Gegner zugewiesen zu bekommen. Sie verfluchten ihre unbequemen, extravaganten Kostüme, doch die verbliebenen Kämpfer hatten den Wettbewerb ohne Kratzer oder Beschädigungen an den schweren Textilien überstanden.

»Idaho und Resser hier! Eddin und Al-Kaba da drüben!«, rief Schwertmeister Bludd und deutete auf die entsprechenden Kampfplätze.

Gehorsam gingen die Schüler in Stellung. Resser musterte Duncan – aber nicht als Freund, sondern als Kontrahent. Duncan ging in die Hocke, streckte die Knie und balancierte seinen Körper auf den Fußballen. Dann beugte er sich mit leicht angewinkeltem Arm vor und richtete seinen Degen auf Resser, um ihn zum knappen Gruß zurückzuziehen. Mit zuversichtlicher Miene tat der rothaarige Grummaner es ihm nach. Nachdem sie sich schon viele Male duelliert hatten, wenn auch in vollständiger Schutzkleidung und mit anderen Waffen, wussten sie, dass sie gleich stark waren. Duncans Geschwindigkeit wurde für gewöhnlich durch Ressers Körpergröße und bessere Reichweite ausgeglichen. Doch nun mussten sie sich an Bludds Fechtregeln halten. Es durfte keine Verletzungen geben, und auch die kostbare, anachronistische Kleidung musste unversehrt bleiben.

Duncan hüpfte von einem Fuß auf den anderen, um sich

zu lockern, und sagte kein Wort. Stattdessen würde sein biegsamer Degen für ihn sprechen. Schweiß lief juckend durch sein schwarzes Haar unter dem Filzhut mit der irritierenden Pfauenfeder. Er starrte seinen sommersprossigen Gegner an.

»*En garde*«, sagte Bludd. Seine blauen Augen blitzten, als er seine Klinge hob.

Nach diesem Signal griff Resser sofort an. Duncan parierte und wehrte die Klinge seines Kontrahenten mit glockenhellen Schlägen ab, dann trat er einen halben Schritt nach rechts und brachte eine präzise Riposte, die der hochgewachsene Grummaner geschickt abfing. Klingen schlugen gegeneinander, Stahl glitt über Stahl, als die zwei sich gegenseitig auf den Zahn fühlten.

Beide schwitzten und keuchten. Ihre Augen starrten nur noch ausdruckslos, als sie sich kreuz und quer über das rechteckige Feld auf dem Parkettboden bewegten. Bislang hatte Resser noch nichts Unerwartetes ausprobiert – wie immer. Duncan hoffte, er konnte diese Angewohnheit seines Gegners nutzen, um ihn zu übertrumpfen.

Als hätte er gespürt, in welche Richtung die Gedanken seines Freundes gingen, kämpfte der Grummaner plötzlich wie ein von Furien gehetzter Krieger. Er landete zwei Treffer hintereinander, wobei er darauf achtete, seinem Gegner keinen Schaden zuzufügen. Gleichzeitig verließ er sich darauf, dass Duncan seine Verteidigung keinen Augenblick vernachlässigte.

Duncan hatte seinen Freund noch nie mit solcher Energie kämpfen sehen, und er musste sich anstrengen, um eine Serie gefährlicher Stöße abzufangen. Er wich zurück und wartete darauf, dass der Ansturm abebbte. Schweiß lief ihm über die Wangen.

Immer noch gab Resser ein rasantes Tempo vor, als hätte man ihm ein Aufputschmittel verabreicht. Ihre Degen schlugen laut gegeneinander. Duncan durfte keinen Moment in seiner Aufmerksamkeit nachlassen, um einen Blick auf den Fortgang des anderen Kampfes zu werfen. Er hörte nur Rufe

und ein letztes Aneinanderschlagen der Klingen – das Zeichen, dass dieses Gefecht beendet war.

Schwertmeister Bludds prüfende Blicke galten jetzt nur noch dem Kampf zwischen Duncan und Resser.

Die Klinge des rothaarigen jungen Mannes berührte sein Hemd und wenige Sekunden später seine Stirn. Resser machte Punkte, ohne ihn zu verletzen, ganz wie es die Regeln vorschrieben. Er hatte schon vier Punkte – mit fünf hätte er das Gefecht gewonnen. *Wenn es hier um Leben und Tod ginge, wäre ich bereits tot.*

Wie ein Aasvogel, der auf sein Festmahl wartete, verfolgte Bludd jede Bewegung.

Duncans Muskeln schienen unter Ressers Attacken immer langsamer zu werden, sodass er gar nicht die Gelegenheit erhielt, sein gewohntes Geschick einzusetzen. Er blickte auf den Degen in seiner rechten Hand und rief seine letzten Kraftreserven auf. Er sammelte alles, was er in den sieben Jahren auf Ginaz gelernt hatte. *Ich kämpfe für das Haus Atreides. Ich kann siegen.*

Resser tanzte flink mit seinem Degen um ihn herum und ließ Duncan wie einen Tölpel erscheinen. Duncans Atem und sein Herzschlag wurden langsamer. *Maximiere dein Chi,* dachte er und stellte sich die Energie bildlich vor, die durch klar vorgegebene Bahnen seines Körpers floss. *Ich muss zu einem vollendeten Schwertmeister werden, um meinen Herzog verteidigen zu können – es geht nicht darum, vor diesen Lehrern eine hübsche Vorstellung abzuliefern.*

Resser machte keine Punkte mehr, als Duncan ihm tänzelnd auswich. Sein *Chi* wuchs an, erhöhte den Druck und wartete nur auf den richtigen Moment, um sich zu entladen. Duncan konzentrierte sich und richtete die Energie auf ein Ziel...

Dann wurde er zum Angreifer. Er verwirrte den schlaksigen Rotschopf mit Bewegungen, die ein Gemisch aus den verschiedensten Kampfdisziplinen darstellten. Er wurde zu einem aggressiven Wirbel und benutzte seine freie Hand als

Waffe. Beide taumelten über die Begrenzung des Kampfbereichs und kehrten in das Rechteck zurück. Wieder griff Duncan an. Eine Faust traf Ressers Kopf und warf den Federhut ab, ein Fuß stieß in seinen Magen – und alles geschah, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen.

Benommen polterte Resser zu Boden. Duncans Fuß schlug ihm den Degen aus der Hand, dann warf er sich auf ihn und berührte mit der Spitze seiner Waffe die Kehle des Grummaners. *Sieg!*

»Bei den Göttern der Unterwelt! Was machen Sie da?« Schwertmeister Bludd stieß Duncan von Resser herunter. »Sie ungeschlachter Trampel!« Er entriss ihm die Waffe und schlug ihm zweimal ins Gesicht. »Das ist keine Straßenrauferei, Sie Dummkopf! Wir fechten hier wie Musketiere. Sind Sie ein Tier?«

Duncan rieb sich die schmerzenden Wangen. In der Hitze des Gefechts hatte er nur noch ums Überleben gekämpft und die lächerlichen Anweisungen des Ausbilders in den Wind geschlagen.

Bludd schlug Duncan noch mehrere Male, immer härter, als hätte der Schüler ihn persönlich beleidigt. Resser sagte: »Alles in Ordnung – ich bin nicht verletzt. Er hat mich besiegt. Ich konnte mich nicht mehr verteidigen.« Duncan wich gedemütigt zurück.

Doch Bludds Rage ließ nicht nach. »Sie halten sich möglicherweise für den besten Schüler dieser Klasse, Idaho – aber in meinen Augen sind Sie ein Versager.«

Duncan kam sich wie ein kleines Kind vor, das sich vor einem Erwachsenen mit einer Rute in eine Ecke flüchtet. Er wollte sich wehren, sich gegen diesen albernen Stutzer durchsetzen, aber er wagte es nicht.

Er erinnerte sich an den unbeherrschten Trin Kronos, der gegenüber Schwertmeister Rivvy Dinari genauso argumentiert hatte. *Wenn Sie sich durch unsinnige Selbsteinschränkungen behindern, werden Sie von jedem Gegner überwältigt, der bereit ist, die Regeln zu brechen.* Seine primäre Aufgabe bestand nicht darin, putzig kostümiert Fechtspiele

aufzuführen, sondern seinen Herzog gegen jede mögliche Bedrohung zu verteidigen.

»Überlegen Sie, warum Sie ein Versager sind«, grollte Whitmore Bludd, »und dann erklären Sie es mir.«

Erklären Sie das den toten Soldaten auf der Seite der Verlierer.

Duncan dachte angestrengt nach. Er wollte nicht die schändliche Begründung des verdorbenen Kronos nachplappern, obwohl sie ihm sinnvoller als je zuvor erschien. Regeln ließen sich unterschiedlich interpretieren, je nach dem, welches Ziel man verfolgte. In manchen Situationen gab es keine eindeutige Unterscheidung in Gut und Böse, sondern einfach nur Standpunkte. Auf jeden Fall wusste er, was sein Lehrer jetzt von ihm hören wollte.

»Ich bin ein Versager, weil mein Geist unvollkommen ist.«

Seine Antwort schien Bludd zu verblüffen, doch dann stahl sich langsam ein Grinsen auf das Gesicht des kräftig gebauten Mannes. »Völlig richtig, Idaho«, sagte er. »Sie können sich jetzt zu den anderen Verlierern setzen.«

68

Frage: *Zeit?*
Antwort: *Ein brillantes, facettenreiches Juwel.*

Frage: *Zeit?*
Antwort: *Ein dunkler Stein, der kein sichtbares Licht reflektiert.*

Fremen-Weisheit, aus dem Rätsel-Spiel

Rhombur Vernius trug sein Baliset an einem Lederriemen über der Schulter, als er den steilen, gewundenen Pfad zum Fuß der schwarzen Klippe hinunterstieg. Burg Caladan ragte hoch über den Felsen hinaus und schien die bauschigen Kumuluswolken und den blauen Himmel zu berühren. Eine starke Nachmittagsbrise strich über sein Gesicht.

In einem der hohen Burgtürme hinter ihm verbrachte seine Schwester viel zu viel Zeit mit Grübeln. Als er innehielt und zurückblickte, sah er Kailea auf ihrem Balkon stehen. Mit aufgesetzter Fröhlichkeit winkte er ihr zu, aber sie reagierte nicht darauf. Seit Monaten hatten sie kaum ein Wort miteinander gesprochen. Doch diesmal wollte er sich nicht von ihrer Abweisung die Laune verderben lassen. Die Erwartungen seiner Schwester gingen weit über die Realität hinaus.

Es war ein warmer Frühlingstag, und graue Möwen ließen sich von der Thermik über der Brandung treiben. Wie ein armer Fischer aus dem Dorf trug Rhombur ein kurzärmliges blau-weiß gestreiftes Hemd, Latzhosen und eine blaue Mütze auf dem blonden Haar. Tessia begleitete ihn manchmal zum Strand, doch heute ließ sie ihn mit seinen Gedanken allein.

Es gelang ihm nicht, Kailea aus seinem Kopf zu verbannen, als der ixianische Prinz eine hölzerne Treppe hinab-

stieg, die an der Steilwand verlief. Er trat mit Bedacht auf, weil der Weg moosbedeckt und glitschig war und sogar bei gutem Wetter gefährlich werden konnte. Ein sorgloser Fehltritt, und er würde in die Tiefe stürzen. Zähe grüne Sträucher sowie orangefarbene und gelbe Sukkulenten klammerten sich in den Spalten der Felswand fest. Genauso wie sein Vater bestand Herzog Leto darauf, den Pfad in einigermaßen natürlichem Zustand zu belassen und nur minimale Wartungsarbeiten durchzuführen. »Das Leben eines Herrschers sollte nicht zu behütet verlaufen«, hieß es in der Familie der Atreides.

Statt seine Sorgen mit Tessia auszudiskutieren, hatte Rhombur beschlossen, seine Seele zu beruhigen, indem er sich eine Zeit lang in einem kleinen Boot dahintreiben ließ und auf dem Baliset spielte. Da er kein allzu großes Vertrauen in seine musikalischen Fähigkeiten hatte, zog er es ohnehin vor, in größerer Entfernung von der Burg zu üben, wo ihm keine kritischen Ohren zuhören konnten.

Er überquerte eine Halde aus schwarzen Kieselsteinen und gelangte zu einer steilen Treppe, die auf einen Pier führte, an dem ein weißes Motorboot lag und sanft auf den Wellen schaukelte. Ein purpur- und kupferrotes Symbol zierte den Bug über den Lettern, die verrieten, dass das Boot nach seinem vermissten Vater benannt war: *Dominic.*

Jedes Mal, wenn Rhombur den Namen sah, träumte er davon, dass sein Vater noch irgendwo im Imperium am Leben war. Der Graf des Hauses Vernius war spurlos verschwunden – und nach den vielen Jahren auch jede Hoffnung, ihn jemals wiederzufinden. Dominic hatte keinen Kontakt hergestellt und nicht das geringste Lebenszeichen von sich gegeben. *Er kann nur tot sein.*

Rhombur nahm das Baliset ab und legte es auf den Pier. In einem Bodenbrett am Heck des Bootes fehlte eine Schraube, also ging er an Bord und öffnete eine Werkzeugkiste im Cockpit, in der er eine Ersatzschraube und eine Ratsche fand.

Es machte ihm Spaß, sein Boot in Ordnung zu halten, und manchmal arbeitete er stundenlang daran. Er schmirgelte, bemalte, lackierte, er wechselte Einzelteile aus und baute neue Elektronik und Fischereizubehör ein. All das unterschied sich so sehr vom verhätschelten Leben, das er auf Ix geführt hatte. Als er nun wieder auf den Pier trat und die einfache Reparatur ausführte, wünschte sich Rhombur, er wäre ein genauso guter Herrscher wie sein Vater geworden.

Doch die Chancen standen praktisch bei Null.

Obwohl sich Rhombur bemüht hatte, die mysteriösen Rebellen auf Ix zu unterstützen, hatte er seit über einem Jahr nichts mehr von ihnen gehört. Einige der Lieferungen mit Waffen und Sprengstoff waren sogar zurückgekommen, trotz der hohen Bestechungsgelder für die Transportarbeiter. Selbst die bestbezahlten Schmuggler waren nicht in der Lage gewesen, das Material in die große Untergrundstadt einzuschleusen.

Niemand wusste, was dort vor sich ging. C'tair Pilru, sein Hauptkontaktmann zu den Freiheitskämpfern, war verstummt. Vielleicht war C'tair genauso wie Dominic ums Leben gekommen und der tapfere Kampf im Keim erstickt worden. Rhombur hatte keine Möglichkeit, Näheres zu erfahren; niemand wusste, wie sich die strenge Abschirmung der Tleilaxu durchdringen ließ.

Als er Schritte auf dem Pier hörte, stellte Rhombur überrascht fest, dass sich seine Schwester näherte. Kailea trug ein auffälliges Kleid in Silber und Gold. Eine Rubinspange hielt ihr kupferrotes Haar zusammen. Er sah, dass ihre Schienbeine aufgeschürft und der Saum ihres Kleides verschmutzt waren.

»Ich bin unterwegs ausgerutscht«, gestand sie. Offenbar war sie ihm nachgeeilt, um ihn rechtzeitig einzuholen.

»Du kommst nicht oft zum Hafen.« Er zwang sich zu einem Lächeln. »Möchtest du einen Bootsausflug mit mir machen?«

Kailea schüttelte den Kopf. »Ich bin gekommen, um mich

zu entschuldigen, Rhombur. Es tut mir Leid, dass ich so gemein zu dir war, dass ich dir aus dem Weg gegangen bin, dass ich kaum noch mit dir gesprochen habe.«

»Und dass du mir böse Blicke zugeworfen hast«, fügte er hinzu.

Ihre smaragdgrünen Augen blitzten auf, dann riss sie sich zusammen. »Das auch«, sagte sie etwas sanfter.

»Entschuldigung angenommen.« Er schloss die Arbeit am Brett ab und stieg wieder ins Cockpit der *Dominic*, um das Werkzeug zurückzulegen.

Sie blieb auf dem Pier stehen. »Rhombur«, begann Kailea in einem klagenden Tonfall, der ihm nur allzu vertraut war. Es bedeutete, dass sie etwas von ihm wollte, obwohl ihr Gesicht die reine Unschuld war. »Du und Tessia, ihr seid euch so nahe. Ich wünschte, ich hätte dieselbe Beziehung zu Leto.«

»Beziehungen erfordern ständige Wartung«, sagte er, »genauso wie dieses Boot. Mit etwas Zeit und Mühe könntest du die Dinge reparieren, die zwischen euch stehen.«

Ihr Mund verzog sich zu einer Grimasse des Abscheus. »Aber gibt es denn gar nichts, was *du* wegen Leto tun könntest? So kann es doch nicht ewig weitergehen!«

»Was ich *tun* könnte? Das klingt ja fast so, als würdest du wollen, dass er aus dem Weg geschafft wird.«

Seine Schwester gab keine direkte Antwort. »Victor sollte sein rechtmäßiger Erbe sein, nicht nur ein Bastard ohne Namen, Titel oder Vermögen. Es muss doch irgendetwas geben, was du zu Leto sagen könntest. Oder es auf irgendeine andere Weise versuchen.«

»Zinnoberrote Hölle, Kailea! Ich habe es fünfzigmal auf fünfzig unterschiedliche Weisen versucht, und er hat mein Ansinnen jedes Mal abgelehnt. Dadurch hat unsere Freundschaft bereits Schaden genommen. Deinetwegen bin ich das Risiko eingegangen, meinen besten Freund zu verlieren.«

Das Sonnenlicht auf ihrer Haut sah aus wie der Widerschein eines fernen Feuers. »Welche Rolle spielt eine bloße Freundschaft, wenn es um die Zukunft des Hauses Vernius

geht? Des Großen Hauses unserer Vorväter! Denk doch einmal an die wirklich wichtigen Dinge, Rhombur!«

Seine Miene versteinerte. »Du hast es zu einem Problem gemacht, völlig überflüssigerweise. Nur du allein bist verantwortlich, Kailea. Wenn du nicht bereit bist, die Einschränkungen zu akzeptieren, warum hast du dich dann einverstanden erklärt, Letos Konkubine zu werden? Zu Anfang scheint ihr beide so glücklich gewesen zu sein. Warum entschuldigst du dich nicht bei ihm? Warum akzeptierst du nicht einfach die Tatsachen? Warum tust *du* nicht etwas, um die Situation zu verbessern?« Rhombur schüttelte den Kopf und starrte auf den Feuerjuwelring an seiner rechten Hand. »Es steht mir nicht zu, Letos Entscheidungen infrage zu stellen. Ich bin vielleicht nicht mit seinen Gründen einverstanden, aber ich verstehe sie. Er ist Herzog Atreides, und wir sind es ihm schuldig, uns seinen Wünschen zu beugen.«

Kaileas bislang äußerst beherrschte Miene veränderte sich zum Ausdruck tiefster Verachtung. »Du bist kein Prinz! Und Chiara sagt, dass du nicht einmal ein *Mann* bist!« Sie hob einen Fuß und wollte damit das Baliset zertreten, doch in ihrer Wut verlor sie das Gleichgewicht und versetzte dem Instrument lediglich einen leichten Stoß. Es rutschte vom Pier und fiel hinter dem Boot ins Wasser.

Fluchend beugte sich Rhombur über die Bootskante und fischte das Baliset wieder heraus, während Kailea ihm den Rücken zukehrte und davonstapfte. Er trocknete das Instrument mit einem Handtuch ab und sah zu, wie sie den Weg zur Burg zurückging, halb rennend, halb gehend. Sie stolperte, rappelte sich auf und lief weiter, als sie ihre Würde wiedergefunden hatte.

Kein Wunder, dass Leto die ruhige, intelligente Jessica vorzog. Kailea, die einmal so nett und liebevoll gewesen war, hatte sich in eine harte und grausame Frau verwandelt. Er erkannte sie kaum wieder. Er seufzte. *Ich liebe sie, aber ich kann sie nicht mehr leiden.*

69

Es ist schon eine sehr verzweifelte und einsame Form des Mutes nötig, um die allgemein anerkannte Weisheit infrage zu stellen, auf der die geistige Ausgeglichenheit beruht.

Kronprinz Raphael Corrino,
Verteidigung der Innovation im
Angesicht der Tradition

Die gewaltigen Regierungsgebäude von Corrinth, der Hauptstadt von Kaitain, ragten wie die Phantasie eines Drogensüchtigen rings um Abulurd Harkonnen auf. Selbst in seinen abwegigsten Träumen hatte er sich niemals so viele hohe Gebäude aus kostbarsten Materialien vorstellen können.

Auf Giedi Primus, wo er unter der wachsamen Obhut seines Vaters Dmitri aufgewachsen war, gab es übervölkerte Städte mit unansehnlichen Bauten, die nicht nach ästhetischen, sondern nach funktionellen Aspekten konstruiert waren. Hier jedoch war es völlig anders. Bunte Glockendrachen waren mit Schnüren an den hohen Gebäuden befestigt und bewegten sich am ewig blauen Himmel in der sanften Brise. Prismatische Bänder trieben durch die Luft und warfen Regenbogen auf die steinernen Bodenplatten. Kaitain legte offensichtlich größeren Wert auf die Form als auf den Inhalt.

Bereits nach einer Stunde war Abulurd vom grellen Sonnenschein schwindlig geworden, und er spürte einen drückenden Schmerz im Hinterkopf. Er sehnte sich nach dem bedeckten Himmel von Lankiveil, den feuchten Winden, die einem bis ins Mark drangen, und nach Emmis warmer Umarmung.

Doch Abulurd hatte eine wichtige Aufgabe zu erledigen.

Er hatte einen Termin während einer der täglichen Sitzungen des Landsraad-Forums. Es schien sich nur um eine Formalität zu handeln, aber er war fest dazu entschlossen. Er wollte es für seine Familie und seinen jungen Sohn tun, und es würde sein Leben nachhaltig verändern. Abulurd konnte die folgenden Tage kaum erwarten.

Er spazierte die Promenade entlang, unter den Fahnen der Großen und Kleinen Häuser, die wie choreographiert im leichten Wind flatterten. Die imposanten Gebäude wirkten sogar noch massiver und mächtiger als die Klippen, die die Fjorde von Lankiveil säumten.

Er hatte großen Wert darauf gelegt, seinen prächtigsten Walpelzmantel zu tragen, der mit kostbaren Juwelen und handgeschnitzten Muschel-Amuletten verziert war. Abulurd war als rechtmäßiger Vertreter des Hauses Harkonnen nach Corrinth gekommen, um Anspruch auf seinen Titel als planetarischer Gouverneur von Rabban-Lankiveil zu erheben. Er hatte schon immer das Recht gehabt, diese Amtsbezeichnung zu führen, aber bislang war sie für ihn ohne Bedeutung gewesen.

Da er ohne Eskorte oder Speichelleckergarde unterwegs war, hielten die Beamten und Funktionäre Abulurd für keiner größeren Aufmerksamkeit würdig. Sie blickten aus dem Fenster, sonnten sich auf Balkonen oder eilten mit wichtigen Dokumenten auf ridulianischem Kristallpapier hin und her. Für sie war Abulurd einfach unsichtbar.

Als Emmi ihn zum Raumhafen von Lankiveil gebracht hatte, musste er vor ihr noch einmal seinen Auftritt proben. Nach den Vorschriften des Landsraads war Abulurd befugt, eine Anhörung zu verlangen und seine Dokumente vorzulegen. Die anderen Adligen würden seinen Antrag als geringfügig oder gar trivial betrachten. Aber für ihn bedeutete er sehr viel. Er hatte die Sache viel zu lange vor sich her geschoben.

Seit Emmi ein weiteres Kind erwartete, war ihr Glück zurückgekehrt, und sie hatten das Blockhaus wieder geöffnet. Sie hatten versucht, wieder Farbe in ihr Leben zu brin-

gen. Abulurd hatte die Wirtschaft subventioniert und sogar Fische aussetzen lassen, damit die Fischer ihren Lebensunterhalt bestreiten konnten, bis die Bjondax-Wale zurückkamen.

Dann hatte Emmi vor fünf Monaten einen gesunden Jungen auf die Welt gebracht. Sie nannten ihn Feyd-Rautha, teils zu Ehren seines Großvaters Onir Rautha-Rabban, den ermordeten Bürgermeister von Bifrost Eyrie. Abulurd hatte das Baby in den Armen gehalten und die feinen Gesichtszüge mit den wachen, intelligenten Augen bewundert. Das Kind besaß eine unstillbare Neugier und eine kräftige Stimme. In seinem Herzen war es nun sein einziger Sohn.

Gemeinsam mit Emmi hatte er nach der alten buddhislamischen Nonne gesucht, die ihnen für das Zustandekommen der Schwangerschaft mit ihrem Rat geholfen hatte. Sie wollten ihr danken, und sie sollte ihr gesundes Baby segnen, aber von der verhutzelten Frau im himmelblauen, goldbestickten Gewand fand sich keine Spur.

Auf Kaitain wollte Abulurd viel mehr für seinen Sohn tun, als der einfache Segen einer Nonne jemals hätte bewirken können. Wenn alles gut ging, stand dem kleinen Feyd-Rautha eine ganz besondere Zukunft bevor, die nicht von den zahllosen Verbrechen des Hauses Harkonnen befleckt wurde. Er sollte als *guter* Mensch aufwachsen.

Abulurd richtete sich auf, als er in das Versammlungshaus des Landsraads trat und unter einem Bogen aus gesprenkelten Korallen hindurchschritt, der sich wie eine Brücke über eine Bergschlucht erhob. Nach seiner Ankunft auf der Hauptwelt des Imperiums hatte er bei einem Sekretär vorgesprochen, der seinen Namen auf die Tagesordnung setzen sollte. Als Abulurd sich weigerte, den Beamten zu bestechen, war der Mann einfach nicht in der Lage gewesen, früher als in drei Tagen am Ende einer langen Sitzung einen freien Termin zu finden.

Also hatte Abulurd gewartet. Er verabscheute die bürokratische Korruption und fand sich lieber mit Widrigkeiten ab, als sich den verdorbenen Sitten am Hof Shaddams IV.

zu beugen. Er mochte keine langen Reisen und wäre lieber zu Hause geblieben, wo er sich um seine Geschäfte kümmern oder sich die Zeit mit Brettspielen vertreiben konnte, aber die Anforderungen seines adligen Standes zwangen ihn zu vielen Dingen, die ihm unangenehm waren.

Vielleicht konnte er diesmal dafür sorgen, dass sich in dieser Hinsicht einiges besserte.

Im Versammlungshaus tagten Vertreter der Großen und Kleinen Häuser, Direktoren der MAFEA und andere bedeutende Würdenträger, die keinen Adelstitel führten. Die Angelegenheiten des Imperiums durften keinen Tag ruhen.

Abulurd erwartete, dass sein Erscheinen nur wenig Aufmerksamkeit erregte. Er hatte seinen Halbbruder nicht vorgewarnt, und er wusste, dass der Baron keineswegs erfreut reagieren würde, wenn er davon erfuhr. Dennoch schritt Abulurd stolz und zuversichtlich in den großen Saal, obwohl er in Wirklichkeit nie zuvor in seinem Leben so nervös gewesen war. Wladimir würde nichts anderes übrig bleiben, als die Tatsachen zu akzeptieren.

Der Baron hatte ganz andere Probleme und Verpflichtungen. Mit seiner Gesundheit war es in den vergangenen Jahre rapide bergab gegangen, und er hatte so sehr an Gewicht zugenommen, dass er sich nur noch mit Hilfe von Suspensoren bewegen konnte. Abulurd verstand nicht, wie der Baron trotz allem so umtriebig geblieben war. Aber er verstand generell nur sehr wenig von dem, was seinen Halbbruder motivierte.

Abulurd nahm unauffällig in den Rängen Platz und sah sich die Tagesordnung an. Die Debatten hatten sich bereits um eine Stunde nach hinten verschoben – was nichts Ungewöhnliches war, wie er vermutete. Also saß er kerzengerade und geduldig abwartend auf der Bank aus Plastein und verfolgte wirtschaftliche Resolutionen oder winzige Gesetzesänderungen, die ihm völlig gleichgültig waren und von denen er zum Teil überhaupt nichts verstand.

Trotz des Lichts, das durch die Buntglasfenster fiel, und der Heizelemente unter dem kalten Stein hatte der gewal-

tige Saal etwas Steriles. Abulurd wäre am liebsten wieder heimgekehrt. Als endlich sein Name aufgerufen wurde, riss er sich von diesen Gedanken los und ging nach vorn zum Rednerpult. Seine Knie zitterten, aber er versuchte, sich nichts anmerken zu lassen.

Die Ratsmitglieder saßen in ihren offiziellen grauen Gewändern auf ihren erhöhten Sitzen. Abulurd blickte sich um und sah, dass die Plätze für die Harkonnen-Vertreter unbesetzt waren. Niemand hatte sich die Mühe gemacht, an dieser unbedeutenden Sitzung teilzunehmen, nicht einmal Kalo Whylls, der langjährige Botschafter von Giedi Primus. Niemand hatte daran gedacht, Whylls zu informieren, dass einer der heutigen Tagesordnungspunkte das Haus Harkonnen betraf.

Ausgezeichnet!

Er wurde unsicher, als er sich an seine letzte geplante Ansprache vor einer größeren Menschengruppe erinnerte – vor den Bürgern von Bifrost Eyrie, die einen unvorstellbaren Schrecken erleben mussten, bevor er seine Rede halten konnte. Abulurd holte tief Luft und machte sich bereit, den Vorsitzenden anzusprechen, einen dürren Mann mit langem geflochtenem Haar und Schlafzimmerblick. Er konnte sich nicht erinnern, welchem Haus der Vorsitzende angehörte.

Doch bevor Abulurd etwas sagen konnte, führte der Protokolldiener in einer langen Sequenz seine Namen und Titel auf. Abulurd hatte gar nicht gewusst, dass man so viele Worte um seine Identität machen konnte, da er eine verhältnismäßig unwichtige Person im System der Faufreluches war. Aber es klang in der Tat beeindruckend.

Allerdings schien sich keiner der gelangweilten Sitzungsteilnehmer davon beeindrucken zu lassen. Die meisten beschäftigten sich weiter mit irgendwelchen Dokumenten.

»Euer Ehren«, begann er, »meine Herren, ich bin gekommen, um einen offiziellen Antrag zu stellen. Ich habe die erforderlichen Unterlagen eingereicht, um Anspruch auf meinen Titel als planetarischer Gouverneur von Rabban-

Lankiveil zu erheben. Ich habe diese Funktion seit Jahren ausgeübt, obwohl ich nie dazu gekommen bin... mir das Amt offiziell bestätigen zu lassen.«

Als er seine Argumente mit zunehmend leidenschaftlicher Stimme vortragen wollte, hob der Vorsitzende die Hand. »Sie haben das erforderliche Prozedere für eine Anhörung befolgt und alle nötigen Dokumente eingereicht.« Er blätterte die Dokumente durch, die ihm vorlagen. »Wie ich sehe, ist der Imperator ebenfalls in Kenntnis gesetzt worden.«

»Das ist richtig«, sagte Abulurd, der wusste, dass die Nachricht an seinen Halbbruder über eine langsame Heighliner-Route abgeschickt worden war – eine bewusst herbeigeführte Verzögerung.

Der Vorsitzende hielt ein Blatt hoch. »Nach diesem Schreiben wurden Sie von Baron Harkonnen Ihres Postens auf Arrakis enthoben.«

»Ohne Einwände meinerseits, Eurer Ehren. Und mein Halbbruder hat keinen Widerspruch gegen meinen heutigen Antrag eingereicht.« Das entsprach den Tatsachen. Denn die Nachricht an ihn war immer noch unterwegs.

»Völlig richtig, Abulurd Harkonnen«, sagte der Vorsitzende und studierte wieder die Unterlagen. »Und wie ich sehe, hat auch der Imperator keine Einwände erhoben.«

Abulurds Puls ging schneller, als er beobachtete, wie der Vorsitzende die Akten wälzte. *Habe ich irgendetwas vergessen?*

Schließlich blickte der Vorsitzende wieder auf. »Alle Voraussetzungen sind erfüllt. Der Antrag ist genehmigt.«

»Ich... ich habe noch einen zweiten Antrag«, gab Abulurd bekannt, der leicht irritiert war, dass alles so reibungslos verlaufen war. »Ich möchte offiziell meinen Harkonnen-Namen ablegen.«

Jetzt ging ein leises Raunen durch die Versammelten.

Er rief sich die Worte ins Gedächtnis, die er so viele Male mit Emmi eingeübt hatte, und stellte sich vor, sie wäre an seiner Seite. »Ich kann die Aktionen der Mitglieder meiner

Familie nicht länger gutheißen«, sagte er, ohne sie namentlich zu erwähnen. »Ich habe einen Sohn, Feyd-Rautha, und ich möchte, dass er ohne den Makel eines Harkonnen-Namens aufwächst.«

Der Vorsitzende des Landsraad-Forums beugte sich vor, als würde er Abulurd nun zum ersten Mal bewusst wahrnehmen. »Ist Ihnen in allen Konsequenzen bekannt, was Sie da beantragen?«

»Voll und ganz«, sagte er und war selbst überrascht, wie kraftvoll seine Stimme klang. Er war stolz auf das, was er soeben gesagt hatte. »Ich bin auf Giedi Primus aufgewachsen. Ich bin der zweite überlebende Sohn von Dmitri Harkonnen. Mein Halbbruder, der Baron, herrscht über alle Besitztümer der Harkonnens und tut, was ihm beliebt. Ich will nur Lankiveil behalten, den Planeten, der zu meiner Heimat geworden ist.«

Seine Stimme wurde sanfter, als könnte er die gelangweilten Sitzungsteilnehmer auf diese Weise zu Mitgefühl bewegen. »Ich will gar nichts mit der galaktischen Politik oder der Herrschaft über Welten zu tun haben. Ich habe meinen Dienst auf Arrakis geleistet und festgestellt, dass mir nichts daran liegt. Ich brauche keine Reichtümer. Macht und Ruhm bedeuten mir nichts. Diese Dinge überlasse ich gerne jenen, die freiwillig danach streben.« Seine Stimme stockte für einen Moment. »Ich will kein Blut mehr an den Händen haben. Dasselbe wünsche ich mir auch für meinen kleinen Sohn.«

Der Vorsitzende erhob sich würdevoll in seinem grauen Gewand. »Sie geben auf immer jede Verbindung zum Haus Harkonnen auf, einschließlich der dazugehörigen Rechte und Privilegien?«

Abulurd nickte mit Entschiedenheit und ignorierte das Gemurmel, das sich im Saal ausbreitete. »Vollständig und ohne Ausnahme.« Diese Leute würden in den nächsten Tagen viel miteinander zu bereden haben. Doch das kümmerte ihn nicht, da er sich längst auf dem Rückweg zu Emmi und ihrem Baby befinden würde. Er hatte keinen

Ehrgeiz, er wollte nur ein ruhiges, normales Leben führen und glücklich sein. Der übrige Landsraad konnte ohne ihn weitermachen. »Fortan werde ich den ehrwürdigen Namen meiner Frau tragen - Rabban.«

Der Vorsitzende des Landsraad-Forums bekräftigte die Entscheidung mit einem Hammerschlag, der schicksalhaft durch den Saal hallte. »Hiermit ist Ihr Antrag durch den Rat genehmigt. Giedi Primus und der Imperator werden unverzüglich benachrichtigt.«

Abulurd konnte sein Glück immer noch nicht fassen, als der Protokolldiener den nächsten Redner ankündigte und man ihn höflich, aber mit Nachdruck aufforderte, den Platz zu räumen. Schnell verließ er das Versammlungshaus des Landsraads. Draußen strahlte ihm wieder die Sonne ins Gesicht, und er hörte das musikalische Klingeln der Glockendrachen. Seine Schritte waren plötzlich beschwingt, und er lächelte übers ganze Gesicht.

Andere wären vielleicht angesichts der Tragweite der Veränderung erzittert, die er soeben eingeleitet hatte, aber Abulurd Rabban hatte keine Angst. Er hatte alles erreicht, was er zu erreichen gehofft hatte, und Emmi würde sehr zufrieden sein.

Er eilte in seine Unterkunft, um die wenigen Sachen zusammenzupacken, die er mitgenommen hatte, dann machte er sich unverzüglich auf den Weg zum Raumhafen. Er konnte es kaum abwarten, zum stillen, abgeschiedenen Lankiveil zurückzukehren, wo er ein neues und besseres Leben beginnen wollte.

70

So etwas wie Naturgesetze gibt es nicht. Es gibt nur verschiedene Gesetze, die im Zusammenhang mit der praktischen Erfahrung des Menschen mit der Natur stehen. Das sind die Gesetze der menschlichen Aktivitäten. Sie ändern sich, wenn der Mensch seine Aktivitäten ändert.

Pardot Kynes, Eine Arrakis-Fibel

Selbst nach sechs Monaten auf Salusa Secundus konnte Liet-Kynes immer noch über die wilde, rastlose Landschaft, die uralten Ruinen und die schweren ökologischen Wunden staunen. Es war genauso, wie sein Vater gesagt hatte – faszinierend.

Unterdessen studierte Dominic Vernius in seinem unterirdischen Versteck Aufzeichnungen und gestohlene Unterlagen über MAFEA-Aktivitäten. Mit Gurney Halleck ging er Manifeste der Raumgilde durch, um eine Möglichkeit zu finden, die Geschäfte so zu sabotieren, dass dem Imperator größtmöglicher Schaden entstand. Seine gelegentlichen Kontakte, die ihm dürftige Informationen über die Lage auf Ix verschafft hatten, waren verstummt. Früher hatte er sogar ab und zu Geheimdienstberichte von seiner verlorenen Heimatwelt erhalten, aber nun war selbst diese Quelle versiegt.

Dominics gerötete Augen und sein von nachdenklichen Falten zerfurchtes Gesicht verrieten deutlich, wie wenig Schlaf er in letzter Zeit bekommen hatte.

Liet hingegen blickte zum ersten Mal über die Intrigen der Wüstenmenschen und die Streitigkeiten der Clans um Anrechte auf Gewürzsand hinaus. Er verfolgte die politischen Entwicklungen zwischen Großen und Kleinen Häu-

sern, Transportfirmen und mächtigen Familien. Das Imperium war viel größer, als er sich vorgestellt hatte.

Und er begriff allmählich auch das Ausmaß dessen, was sein Vater auf *Dune* geleistet hatte. Sein Respekt vor Pardot Kynes wuchs von Tag zu Tag.

Mit gelegentlicher Wehmut malte er sich aus, was nötig wäre, um Salusa wieder in früherer Pracht erblühen zu lassen, um den Planeten wieder zum Brennpunkt des Imperiums zu machen. Hier gab es noch so viele unbeantwortete Fragen, so viele Dinge, die es zu erforschen galt.

Mit einigen wohlplatzierten Wetterstationen und zähen Kolonisten, die bereit waren, Gras und Wälder zu pflanzen, konnte Salusa Secundus wieder zu einer lebenden und atmenden Welt werden. Doch das Haus Corrino weigerte sich, in ein derartiges Projekt zu investieren, ungeachtet der möglichen Gewinne. Es sah vielmehr danach aus, als würde man sich gezielt darum bemühen, dass Salusa genauso blieb, wie es in den vergangenen Jahrhunderten gewesen war.

Warum taten die Corrinos so etwas?

Liet verbrachte den größten Teil seiner freien Zeit damit, diese fremde Welt zu erkunden und mit einer Überlebensausrüstung durch die verwüstete Landschaft zu ziehen. Er wich den Ruinen der uralten, zerstörten Städte aus, wo nun Gefangene in den ehemaligen Verwaltungsgebäuden des Imperiums untergebracht waren – in hoch aufragenden Museen oder riesigen Hallen mit eingestürzten Decken. In den Jahrhunderten, seit Salusa zum Gefängnisplaneten der Corrinos geworden war, hatte niemand versucht, irgendetwas wieder aufzubauen. Wände standen schief oder waren umgestürzt, Dächer hatten riesige Löcher.

In den ersten Wochen hatte Liet die unterirdische Schmugglerbasis inspiziert. Er zeigte den kampferprobten Veteranen, wie sie die Spuren ihrer Anwesenheit verwischen konnten, wie sie die Hangarruine so herrichten konnten, dass sie den Eindruck erweckte, hier würden nur ein paar verzweifelte Flüchtlinge hausen, die niemand eines zweiten

Blickes würdigte. Als das Schmugglerversteck gesichert und Dominic zufrieden war, ging der junge Fremen auf eigene Erkundungszüge, genauso wie einst sein Vater...

Liet bewegte sich mit großer Vorsicht, um keine Steine oder Erde loszutreten, die einen Hinweis auf sein Hiersein geben könnten, als er einen Grat erkletterte, von dem aus er einen Blick über ein Becken werfen wollte. Mit dem Fernglas sah er Menschen im flimmernden Sonnenlicht: Soldaten in braun gefleckten Uniformen. Es waren Sardaukar-Truppen des Imperators in Wüstentarnfarben, die wieder ein ausgefallenes Kriegsspiel aufführten.

Vor einer Woche hatte er beobachtet, wie Sardaukar eine Gruppe entflohener Sträflinge aufspürten, die sich in einer abgelegenen Ruine verschanzt hatte. Liet war zufällig in der Nähe gewesen, als die Imperialen mit vollem Einsatz angriffen. Sie trugen Ganzkörperschilde und gingen mit Flammenwerfern und anderen primitiven Waffen gegen die Sträflinge vor. Der ungleiche Kampf hatte Stunden gedauert, bis die gut trainierten Sardaukar die abgehärteten Gefangenen Mann gegen Mann zur Strecke gebracht hatten.

Die Soldaten des Imperators hatten viele Sträflinge niedergemetzelt, doch einige hatten sich sehr geschickt zur Wehr setzen können. Sie hatten sogar mehrere Sardaukar getötet, ihre Waffen erbeutet und damit den Kampf verlängert. Als nur noch ein paar Dutzend der besten Kämpfer in der Festung kauerten und sich auf den Tod vorbereiteten, hatten die Sardaukar eine Betäubungsbombe gezündet. Nachdem sich die Truppen hinter Barrikaden zurückgezogen hatten, gab es einen grellen Lichtblitz, der die noch lebenden Gefangenen bewußtlos machte. Darauf hatten die Sardaukar die Festung erstürmt.

Liet hatte sich gefragt, warum die imperialen Soldaten nicht sofort eine Betäubungswaffe eingesetzt hatten. Später kam er auf die Idee, dass die Sardaukar vielleicht eine Auslese vorgenommen hatten, damit am Ende die besten Kandidaten übrig blieben...

Und nun, Tage darauf, standen einige dieser überlebenden Sträflinge im ausgetrockneten Becken. Sie trugen zerfetzte Kleidung, die Reste ihrer Sträflingsuniformen. Rundum hatten die Sardaukar in geordneten Formationen Stellung bezogen und bildeten ein Gitter aus Menschen. Waffen und schweres Gerät waren auf strategisch günstige Positionen verteilt und an Pfeiler gekettet worden, die man in den Boden gerammt hatte.

Die Männer schienen zu trainieren – Sardaukar wie Gefangene.

Als Liet oben auf dem Felsgrat lag, kam er sich ohne seinen Destillanzug völlig ungeschützt vor. Der trockene Geschmack des Durstes kratzte in seiner Mundhöhle und erinnerte ihn an die Wüste, an seine Heimat, aber er hatte keine Fangtasche dabei, aus der er einen Schluck Wasser hätte trinken können...

Am Vormittag hatten sie eine neue Lieferung Melange, die vom Wüstenplaneten hereingeschmuggelt worden war, an entflohene Häftlinge verkauft, die die Corrinos genauso innig hassten wie Dominic. Im Gemeinschaftsraum hatte Gurney Halleck eine Tasse mit Gewürzkaffee gehoben und einen Trinkspruch auf seinen Anführer ausgebracht. Dann schlug er einen Fis-Dur-Akkord auf seinem Baliset an, ging zu einem Moll-Akkord über und sang mit lauter Stimme (die nicht unbedingt melodiös, aber mitreißend war):

Ein Becher voll Gewürz
Er soll mich tragen
Weit fort von hier
Zu einem fernen Stern.
Melange, das ist es –
Melange! Melange!

Die Männer jubelten, und Bork Qazon, der salusanische Koch, goß ihm eine neue Tasse Gewürzkaffee ein. Der breitschultrige Scien Traf, ein ehemaliger Ingenieur von Ix, klopfte Gurney auf den Rücken, und der frühere Händler

Pen Barlow mit der ständigen Zigarre im Mundwinkel lachte ausgelassen.

Liet hatte während des Liedes davon geträumt, selbst durch reichen Gewürzsand zu stapfen und den intensiven Zimtduft einzuatmen, der einem Sandwurm entstieg, auf dem er ritt. Vielleicht würde Warrick kommen und ihn zum Rotwall-Sietch bringen, wenn sie von Salusa zurückkehrten. Er wünschte es sich. Er hatte seinen Freund und Blutsbruder lange nicht mehr gesehen.

Warrick und Faroula waren jetzt seit fast anderthalb Jahren verheiratet. Vielleicht war sie inzwischen schon mit seinem Kind schwanger. Liets Leben wäre völlig anders verlaufen, wenn er sie zur Frau gewonnen hätte...

Doch nun kauerte er zwischen den Felsen eines hohen Grats auf einem ganz anderen Planeten und spionierte die rätselhaften Bewegungen der imperialen Truppen aus. Liet justierte die hochauflösenden Öl-Linsen des Fernglases, bis er ein optimales Bild hatte. Er studierte, wie die Sardaukar in der trockenen Einöde exerzierten, beobachtete die Geschwindigkeit und Präzision, mit der sie sich bewegten.

Trotzdem war Liet überzeugt, dass eine verzweifelte Gruppe gut bewaffneter Fremen in der Lage sein musste, sie zu besiegen...

Schließlich wurden die überlebenden Gefangenen auf das Trainingsfeld vor den neuen bunkerartigen Sardaukar-Baracken geführt, deren Metallwände das trübe Sonnenlicht reflektierten. Die Soldaten schienen die Gefangenen prüfen zu wollen, ob sie bei den Übungen mit ihnen Schritt halten konnten. Wenn jemand zurückfiel, wurde er mit einem roten Blitz aus einer Lasgun getötet, während die anderen unbeirrt weitermachten.

Liet-Kynes wandte den Blick ab und beobachtete den Himmel. Inzwischen hatte er gelernt, die kränklichen Farbmuster zu deuten. Eine Wolkenballung glühte wie ein Entzündungsherd in intensivem Orange mit grün gestreiften Rändern. Schwärme aus Kugelblitze trieben durch die Luft.

Statische Funken wehten wie leuchtende Schneeflocken in Richtung des Beckens.

Aus den Geschichten, die Gurney Halleck und die anderen Schmuggler erzählten, wusste Liet über die Gefahren Bescheid, die jedem drohten, der ungeschützt in einen Aurorasturm geriet. Doch ein Teil von ihm – der neugierige Teil, den er von seinem Vater geerbt hatte – sah in ehrfürchtiger Faszination zu, wie das elektrische und radioaktive Unwetter näher kam. Der Sturm wurde von Tentakeln in exotischen Farben, ionisierten Luftmassen und kegelförmigen Schläuchen begleitet, die als Hammerwinde bezeichnet wurden.

Dann überwog seine Vorsicht, und er zog sich in einen Spalt zwischen den Felsen zurück. Die Höhle bot genügend Schutz für einen erfahrenen Fremen, aber die Truppen waren dem Unwetter auf der freien Fläche schutzlos ausgeliefert. Glaubten sie etwa, sie könnten einen Angriff purer, elementarer Naturgewalten überleben?

Als die Gefangenen die Wolken und Entladungen bemerkten, lösten sich ihre Reihen auf. Die uniformierten Truppen wichen nicht von der Stelle. Der Befehlshaber brüllte und wies sie offenbar an, wieder ihre Plätze einzunehmen. Sekunden später zerrte eine kräftige Bö, ein Vorbote des Sturms, am Offizier und hätte ihn fast von seiner schwebenden und heftig wankenden Plattform geworfen. Darauf schrie der große Anführer mit dem zerfurchten Gesicht, dass sich alle Mann in die Metallbunker zurückziehen sollten.

Die Sardaukar bewegten sich in geübtem Gleichschritt. Einige der Gefangenen versuchten es ihnen gleichzutun, während viele Hals über Kopf in die Baracken flüchteten.

Nur wenige Augenblicke, nachdem die letzte Tür gesichert war, schlug der Aurorasturm zu. Wie ein wütendes Tier tobte er sich im Becken aus und warf mit Blitzen in allen Farben um sich. Immer wieder schlugen Hammerwinde wie Riesenfäuste auf den Boden, bis es eine der Baracken traf. Die Unterkunft aus stabilem Metall wurde einfach plattgedrückt – und mit ihr alle Personen, die sich darin befanden.

Knisternde, kochende Luft trieb auf den Grat zu. Obwohl es nicht sein Heimatplanet war, wusste Liet seit frühester Kindheit um die tödlichen Gefahren eines Sturms. Er zog sich von seinem erhöhten Aussichtspunkt zurück und kletterte durch die Felsen nach unten, wo er sich zwischen zwei große Blöcken in einen tiefen Spalt zwängte. Im nächsten Moment setzte ein infernalisches Heulen ein, während Kugelblitze durch die Luft wirbelten und immer wieder das Krachen von Hammerwinden zu hören war.

Der schmale Ausschnitt des Himmels, den Liet zwischen den Felsblöcken sehen konnte, war ein Kaleidoskop aus grellen Farben, die ihm auf der Netzhaut brannten. Er zog sich weiter zurück, obwohl er wusste, dass er seine Sicherheit dadurch nicht verbessern konnte.

Er atmete ruhig und wartete geduldig, dass der Aurorasturm weiterzog. Salusa hatte viele Ähnlichkeiten mit *Dune*. Beides waren raue Welten mit gnadenlosen Umweltbedingungen. Auch auf dem Wüstenplaneten konnten heftige Stürme die Landschaft umgestalten, einen Menschen zu Boden werfen oder ihm das Fleisch von den Knochen reißen.

Doch im Gegensatz zu dieser Welt kamen ihm die schrecklichen Wüstenstürme irgendwie sinnvoller vor, als wären sie auf irgendeine Weise mit dem Geheimnis und der Erhabenheit *Dunes* verbunden.

Liet wollte Salusa Secundus verlassen und mit Dominic Vernius auf seine Heimatwelt zurückkehren. Er wollte wieder in der Wüste leben – wo er hingehörte.

* * *

Als der richtige Zeitpunkt gekommen war, bestieg Dominic Vernius mit einem Teil seiner Schmugglermannschaft die Fregatte, die wieder von den zwei kleinen Leichtern begleitet wurde. Dominic war selbst der Pilot seines Flaggschiffs und steuerte es zum angewiesenen Andockplatz im Laderaum des Gilde-Heighliners.

Der abtrünnige Graf zog sich in seine Kabine zurück, um

sich auszuruhen und nachzudenken. Obwohl er seit vielen Jahren im Verborgenen gewirkt und den Imperator wie eine lästige Pferdebremse geärgert hatte, war er nie im Stande gewesen, dem Imperium einen klaren und nachhaltigen Schlag zu versetzen. Ja, er hatte eine Lieferung von Gedenkmünzen des Imperators gestohlen, und er hatte die Ballonkarikatur über dem Pyramidenstadion von Harmonthep aufsteigen lassen. Ja, er war für den despektierlichen Riesenschriftzug – »Hat Shaddam noch alle Zacken in der Krone?« – an der Granitwand verantwortlich, und er hatte Dutzende von Statuen und Denkmälern geschändet.

Aber was hatte es genützt? Ix war immer noch verloren, und er hatte keine neuen Informationen, wie es dort aussah.

Zu Beginn seines selbst erwählten Exils hatte Dominic seine Truppen zusammengetrommelt und Männer um sich geschart, deren Loyalität aufgrund ihrer früheren gemeinsamen Aktivitäten außer Frage stand. Er hatte sich daran erinnert, wie sie vor Jahren die Ecazi-Rebellen besiegt hatten, und eine kleine, aber schwer bewaffnete und gut trainierte Streitmacht in den Angriff gegen die neue Tleilaxu-Festung geführt.

Mit seinen Waffen und dem Vorteil der Überraschung hatte Dominic gehofft, sich den Weg freischießen und die Eroberer bezwingen zu können. An der Raumhafenschlucht waren er und seine Männer mit Lasguns aus ihren Schiffen gestürmt. Doch dann waren sie zu ihrer Überraschung auf hartnäckigen Widerstand gestoßen – von den Sardaukar des Imperators. Die verdammten Corrinos! Was hatten ihre Haustruppen hier immer noch zu suchen?

Damals hatte sich das Überraschungsmoment gegen Dominic gekehrt, und die imperialen Elitesoldaten hatten ein Drittel seiner Männer getötet. Er selbst war unter den Trümmern einer Lasgun-Salve begraben und so schwer verletzt worden, dass man ihn für tot gehalten hatte. Nur Johdam war zurückgekehrt, um ihn in eins ihrer Schiffe zu schleppen, mit dem sie ein verzweifeltes Rückzugsgefecht eingeleitet hatten.

In Dominics geheimer Festung am Südpol von Arrakis hatten seine Männer ihn wieder gesund gepflegt. Da er Vorkehrungen getroffen hatte, die Identität der angreifenden Streitmacht zu verschleiern – um im Fall eines Fehlschlags Vergeltungsmaßnahmen gegen das ixianische Volk oder seine Kinder auf Caladan zu verhindern –, hatten die Tleilaxu niemals erfahren, wer hinter diesem Überfall stand.

Infolge dieses Debakels hatte Dominic seinen Männern erklärt, dass er nie wieder versuchen würde, seine Heimatwelt durch eine militärische Aktion zurückzuerobern, da die Aussichten einfach zu schlecht standen.

Er hatte aus der Not eine Tugend gemacht und beschlossen, andere Mittel einzusetzen.

Seine Sabotage- und Vandalismusaktionen waren jedoch letztlich wirkungslos geblieben, nicht mehr als winzige Unregelmäßigkeiten in den Bilanzen des Hauses Corrino. Shaddam IV. wusste nicht einmal, dass der verstoßene Graf Vernius etwas damit zu tun hatte.

Obwohl er seinen Kampf fortsetzte, war dieser Zustand für Dominic schlimmer als der Tod – der Zustand der *Bedeutungslosigkeit*. Er lag in seiner Kabine an Bord der Fregatte und ließ alles, was er erreicht hatte, Revue passieren... und alles, was er verloren hatte. Wenn er das Solidholo-Porträt von Shando betrachtete, das in der Nähe auf einem Sockel stand, konnte er sich beinahe einbilden, sie wäre immer noch hier bei ihm.

Ihre Tochter Kailea musste inzwischen zu einer attraktiven jungen Frau herangewachsen sein. Er fragte sich, ob sie verheiratet war, vielleicht mit jemandem aus dem Hofstaat von Leto Atreides... aber gewiss nicht mit dem Herzog selbst. Es war allgemein bekannt, wie viel Gewicht die Atreides auf politische Eheschließungen legten, und die Prinzessin eines Renegatenhauses hatte nicht einmal eine Mitgift. Entsprechendes galt für Rhombur. Obwohl er jetzt alt genug war, um Graf des Hauses Vernius werden zu können, war dieser Titel ohne jeden Wert.

Eine unerträglich schwere Traurigkeit lastete auf seinen

Schultern, während er auf das Holobild Shandos starrte. *Und dann, in seinem Kummer, sprach sie zu ihm.*

»Dominic... Dominic Vernius. Deine Identität ist mir bekannt.«

Verwirrt richtete er sich auf und fragte sich, ob er allmählich dem Wahnsinn verfiel. Shandos Mund bewegte sich auf mechanische Art und Weise. Das Holo ihres Gesichts drehte sich, aber ihr Ausdruck veränderte sich um keinen Deut. Ihre Augen sahen ihn nicht an. Weitere Worte folgten.

»Ich benutze dieses Bild, um mit dir zu kommunizieren. Ich muss eine Botschaft von Ix überbringen.«

Dominic näherte sich zitternd dem Bild. »Shando?«

»Nein. Ich bin der Navigator dieses Heighliners. Ich habe dieses Bild gewählt, um mit dir zu sprechen, weil es die Kommunikation erleichtert.«

Dominic wollte immer noch nicht glauben, was er erlebte, doch er kämpfte seine instinktive Furcht zurück. Zu sehen, wie sich Shandos Ebenbild bewegte, wie sich ihr Gesicht belebte, erfüllte ihn mit einer abergläubischen Ehrfurcht, wie er sie noch nie erfahren hatte. »Ja, wer auch immer du sein magst. Was hast du mir zu sagen?«

»Mein Bruder C'tair Pilru hat eine Botschaft von Ix geschickt. Er bat mich, diese Informationen an dich weiterzuleiten. Ich kann nicht mehr tun, als dir diese Anweisungen zu geben.«

Die Lippen des Holos bewegten sich jetzt schneller, und eine andere Stimme war zu hören, als Shandos Bild die Worte wiedergab, die C'tair in seiner Verzweiflung seinem Bruder, dem Navigator, anvertraut hatte. Mit wachsendem Entsetzen hörte Dominic zu und erfuhr vom Ausmaß der Schrecken, die seiner geliebten Welt und seinem Volk durch die Tleilaxu-Eroberer zugefügt worden waren.

Er kochte vor Wut. Als er während der ersten Tleilaxu-Attacken um Hilfestellung gebeten hatte, war er vom verdammenswerten Imperator Elrood IX. hingehalten worden, was zur Niederlage des Hauses Vernius geführt hatte. In seiner Verbitterung wünschte sich Dominic, dass der alte

Mann nicht gestorben wäre, bevor er die Möglichkeit erhalten hatte, ihn zu töten.

Doch nun erkannte Dominic, dass ein viel größerer und heimtückischerer Plan hinter allem stand. Letztlich war die gesamte Aktion der Tleilaxu eine imperiale Intrige, die fast zwanzig Jahre später immer noch von Sardaukar-Truppen gesichert wurde. Elrood hatte den Konflikt ursprünglich ausgelöst, und sein Sohn Shaddam setzte das Komplott fort, indem er die noch lebenden Untertanen des Hauses Vernius unterdrückte.

Die Stimme des Shando-Holos veränderte sich erneut und gab nun wieder die schwerfälligeren Worte des Navigators wieder. »Auf der Route meines Schiffes kann ich dich nach Xuttuh bringen, ehemals unter dem Namen Ix bekannt.«

»Tu das«, sagte Dominic, während der Hass sein Herz vereiste. »Ich möchte die Schrecken mit eigenen Augen sehen, und dann...« Er legte sich eine Hand auf die Brust, als wollte er vor Shando schwören. »Dann werde ich, Dominic, Graf des Hauses Vernius, das Leid meines Volkes rächen.«

Als der Heighliner in den Orbit eintrat, traf sich Dominic mit Asuyo, Johdam und den anderen. »Kehrt nach Arrakis zurück. Begebt euch in unsere Basis und setzt die Arbeit fort. Ich nehme einen der Leichter.« Er starrte auf den Sockel mit der Holo-Statue, als würde er dort immer noch seine Frau sehen. »Ich habe etwas zu erledigen.«

Die zwei Veteranen gaben ihrer Überraschung Ausdruck, doch Dominic schlug mit der Faust auf den Tisch. »Keine Diskussion! Ich habe meine Entscheidung getroffen.« Er blickte seine Männer an, die erstaunt bemerkten, wie sehr er sich plötzlich verwandelt hatte.

»Aber wohin gehen Sie?«, fragte Liet. »Was haben Sie vor?«

»Ich werde nach Ix gehen.«

71

Wer Macht benutzt, sollte sie mit leichtem Griff handhaben. Wer sie mit zu viel Kraft ergreift, wird von der Macht überwältigt und ihr zum Opfer fallen.

Bene-Gesserit-Axiom

Dem Baron gefiel überhaupt nicht, was er über seinen Halbbruder erfahren hatte.

Auf dem Raumhafen von Harko City beluden Männer seine private Fregatte mit der Ausrüstung, die er für eine Reise nach Arrakis benötigte. Damit der Gewürzabbau reibungslos verlief, musste er immer wieder einige Monate in diesem Höllenloch verbringen und das Pack der Schmuggler und der verfluchten Fremen seine Faust spüren lassen. Nach dem Schaden, den Abulurd dort vor Jahren angerichtet hatte, war es dem Baron gelungen, den wirtschaftlich bedeutendsten Planeten des Imperiums wieder in eine große Geldmaschine zu verwandeln. Der Profit des Hauses nahm kontinuierlich zu.

Und ausgerechnet jetzt, als alles wieder nach Wunsch zu verlaufen schien, musste er sich *damit* auseinandersetzen! Trotz seiner Dummheit besaß Abulurd das unglaubliche Talent, immer wieder genau das Falsche zu tun.

Piter de Vries, der die schlechte Laune seines Herrn spürte, näherte sich mit Trippelschritten. Er wollte assistieren – oder zumindest den Anschein erwecken, es zu tun. Er wusste genau, dass er dem Baron jetzt nicht zu nahe kommen durfte. In all den Jahren war es ihm immer wieder gelungen, den Zorn seines Herrn abzulenken, wodurch er deutlich länger als die früheren Mentaten des Hauses Harkonnen überlebt hatte. Als er noch jünger und schlanker gewesen war, konnte Wladimir Harkonnen wie eine Kobra

töten, indem er jeder unerwünschten Person durch einen gezielten Schlag den Kehlkopf zermalmte. Doch jetzt war er so kraftlos und korpulent geworden, dass de Vries ihm mühelos ausweichen konnte.

Wutschnaubend saß der Baron im Rechnungsbüro seiner Burg. Sein ovaler Schreibtisch aus Schwarzplaz war so glatt poliert, dass man darauf hätte Schlittschuh laufen können. In einer Ecke stand ein riesiger Globus von Arrakis, ein Kunstobjekt, um das ihn jede Adelsfamilie beneidet hätte. Doch er protzte damit nicht vor Besuchern aus Adel oder Politik, sondern bewahrte ihn in diesem privaten Zimmer auf, um sich ganz allein daran zu erfreuen.

»Piter, was soll ich nur tun?« Er deutete auf einen Haufen aus Nachrichtenzylindern, die kürzlich per Kurier eingetroffen waren. »Die MAFEA verlangt in nicht gerade dezentem Tonfall eine Erklärung und eine Garantie, dass die Walpelz-Lieferungen von Lankiveil trotz des ›Wechsels in der Führung‹ weitergehen.« Er schnaufte. »Als wäre *ich* daran interessiert, die Produktionsmengen zu reduzieren! Sie legen Wert darauf, mich zu erinnern, dass das Gewürz nicht das einzige bedeutende Wirtschaftsgut ist, das vom Haus Harkonnen kontrolliert wird. Sie drohen damit, mir den Posten im Aufsichtsrat der MAFEA zu entziehen, wenn ich meinen Verpflichtungen nicht nachkomme.«

Mit einer lässigen Handbewegung schleuderte er einen kupfernen Nachrichtenzylinder gegen die Wand. Es gab ein lautes Scheppern, als er eine Scharte im Stein hinterließ und zu Boden fiel.

Er hob einen zweiten Zylinder auf. »Imperator Shaddam möchte wissen, warum mein Halbbruder den Namen der Familie Harkonnen ablegt und den Titel des planetarischen Gouverneurs für sich beansprucht.«

Auch diesen Zylinder warf er gegen die Wand. Er traf mit einem noch lauteren Knall in unmittelbarer Nähe der ersten Scharte auf. Der Baron nahm sich einen dritten. »Das Haus Moritani auf Grumman bietet mir militärische Unterstützung an, falls ich direkte Maßnahmen ergreifen möchte.«

Der dritte Zylinder schlug gegen die Wand. »Die Häuser Richese und Mutelli können ihre Neugier kaum zügeln und lachen sich hinter meinem Rücken schlapp!«

Weitere Nachrichtenzylinder flogen durch den Raum, bis der Schreibtisch leer war. Eine der Metallröhren rollte auf Piter zu, und er hob sie auf. »Diese haben Sie noch gar nicht geöffnet, Herr.«

»Dann tu du es für mich. Wahrscheinlich besagt die Nachricht genau dasselbe wie alle anderen.«

»Natürlich.« Der Mentat benutzte einen langen Fingernagel, um das Siegel der Kapsel aufzubrechen und den Deckel abzunehmen. Er holte einen Bogen Kristallpapier heraus und überflog ihn, während seine Zunge über die Lippen fuhr. »Ah, von unserer Spionin auf Caladan.«

Der Baron horchte auf. »Ich hoffe, es gibt gute Neuigkeiten.«

De Vries lächelte, als er die chiffrierte Botschaft übersetzte. »Chiara entschuldigt sich, dass sie nicht in der Lage war, früher eine Nachricht zu schicken. Aber sie macht gute Fortschritte mit der Konkubine. Sie hat es geschafft, Kailea Vernius gegen den Herzog aufzubringen.«

»Immerhin etwas.« Der Baron rieb sich das fette Kinn. »Lieber hätte ich allerdings gehört, dass Leto einem Attentat zum Opfer gefallen ist. Das wäre wirklich eine gute Neuigkeit gewesen!«

»Chiara zieht es vor, ihre eigenen Methoden einzusetzen und selbst das Tempo vorzugeben.« Die Botschaft auf dem Kristallpapier verblasste, worauf de Vries sie zusammenknüllte und zusammen mit dem Zylinder fortwarf. »Wir können uns nicht sicher sein, wie weit sie gehen wird, Mylord, da sie in dieser Hinsicht ihren eigenen... moralischen Maßstäben anhängt. Spionage ist eine Sache, Mord jedoch etwas ganz anderes. Aber sie ist die Einzige, die wir durch Thufir Hawats Sicherheitsüberprüfungen schmuggeln konnten.«

»Schon gut, schon gut.« Dieses Thema hatten sie längst ausdiskutiert. Der Baron richtete sich mühsam von seinem

Sitz auf. »Zumindest können wir dem Herzog etwas Sand in die Augen streuen.«

»Vielleicht sollten wir mit Abulurd etwas mehr als nur das machen.«

Der fette Mann, der vom Suspensorsystem an seiner Hüfte gestützt wurde, schätzte die Kraft seiner wabbeligen Arme falsch ein und wäre fast gestürzt. De Vries war weise genug, nichts zu diesen Vorfall zu sagen, doch er speicherte die Daten, damit er eine ordentliche Mentatenanalyse durchführen konnte, wenn sein Herr danach verlangte.

»Vielleicht.« Das Gesicht des Barons rötete sich. »Abulurds älterer Bruder Marotin war ein Idiot. Und zwar nicht im übertragenen Sinne. Ein sabbernder, hirngeschädigter Kretin, der sich nicht einmal selbst anziehen konnte. Trotzdem hegte und pflegte seine Mutter ihn, als wäre Marotin die Energien wert, die nötig waren, um ihn am Leben zu erhalten.« Sein verfettetes Gesicht war vor unterdrückter Wut rot angelaufen.

»Und jetzt scheint es, als hätte Abulurd einen ganz ähnlichen Hirnschaden, der sich allerdings auf subtilere Weise bemerkbar macht.« Er schlug mit der flachen Hand auf die glänzende Schwarzplazoberfläche und hinterließ einen Abdruck, den die Selbstreinigungssysteme des Mobiliars allmählich entfernen würden.

»Ich wusste nicht einmal, dass seine Hexe Emmi schwanger war. Jetzt hat er einen weiteren Sohn, ein süßes kleines Baby – und Abulurd hat dem Kind alle Geburtsrechte genommen.« Der Baron schüttelte den Kopf. »Dir ist bewusst, dass dieser Junge zu einer wichtigen Persönlichkeit werden könnte, zu einem weiteren Harkonnen-Erben... doch sein dummer Vater hat auf all das verzichtet.«

Während sich die Wut seines Herrn steigerte, gab de Vries besonders darauf Acht, außerhalb seiner Reichweite zu bleiben, auf der gegenüberliegenden Seite des ovalen Tisches. »Mylord, soweit mir bekannt ist, hat sich Abulurd genauestens an die gesetzlichen Anforderungen gehalten. Nach den Regeln des Landsraads ist er befugt, Zugeständ-

nisse zu fordern und in Anspruch zu nehmen, die nur wenige von uns überhaupt in Betracht gezogen hätten. Wir mögen es nicht für richtig halten, doch Abulurd hat seine Kompetenzen als Angehöriger des Hauses Harkonnen keineswegs...«

»*Ich* bin das Haus Harkonnen!«, brüllte der Baron. »Er hat gar keine Rechte, sofern ich sie ihm nicht gewähre.« Er ging um den Tisch herum. Der Mentat stand erstarrt da und machte sich Sorgen, dass der korpulente Mann ihn nun doch angreifen könnte. Stattdessen deutete er auf die Tür des Zimmers. »Wir sollten Rabban aufsuchen.«

Sie liefen durch die hallenden Gänge der klobigen Burg bis zu einem gepanzerten Außenlift, der sie von den spitzen Türmen in einen isolierten Bereich tief unten brachte. Glossu Rabban bereitete sich zusammen mit der Hauswache auf einen Gladiatorenwettkampf vor, der für den Abend geplant war. Der Baron hatte die Tradition begründet, dass vor jeder längeren Reise nach Arrakis solche Kämpfe veranstaltet wurden.

In der Arena säuberten stumme Sklaven die Sitzreihen und räumten den Abfall fort. Die großen Wettkämpfe des Barons zogen regelmäßig viele Besucher an, und er benutzte derartige Spektakel, um Gäste aus anderen Großen Häusern zu beeindrucken. Die schweren Türen aus Durastahl waren noch geschlossen. Dahinter waren die für den Wettkampf bestimmten Tiere gefangen. Stark behaarte Arbeiter mit freiem Oberkörper spülten mit Wasserschläuchen die leeren Pferche getöteter Bestien oder Sklaven aus, dann verteilten sie ein Pulver, das Gerüche unterdrückte.

Obwohl er gar keine Arbeit zu tun schien, stand Rabban schwitzend inmitten der Männer. Er trug ein ärmelloses Wams aus beschlagenem Leder und hatte die Hände in die Hüften gestemmt. Die dicken Lippen geschürzt und mit finsterem Blick beobachtete er die Aktivitäten. Andere Arbeiter harkten den Sand auf dem Boden der Arena und siebten Knochen- und Waffensplitter heraus.

Kryubi, der Hauptmann der Hauswache, dirigierte seine

Soldaten. Er entschied, wo sich die bewaffneten Männer aufstellen sollten, damit während des Fests eine beeindruckende militärische Präsenz gewährleistet war.

Mithilfe des Suspensorgürtels schwebte der Baron über den Wasserfall der Treppenstufen hinunter, dann gelangte er durch ein mit Stacheln bewehrtes eisernes Tor in die Arena. Seine Füße berührten kaum den besudelten Boden, was seinen Schritten die Anmut eines Balletttänzers verlieh. Piter de Vries folgte ihm mit ganz ähnlichen Tanzschritten.

Kryubi trat vor und grüßte. »Mylord, alles ist vorbereitet. Dieser Abend verspricht ein spektakuläres Fest zu werden.«

»Wie immer«, sagte de Vries. Um seine vom Sapho fleckigen Lippen zuckte ein Lächeln.

»Wie viele Tiere haben wir?«, fragte der Baron.

»Zwei Laza-Tiger, einen Deka-Bären und einen salusanischen Stier, Herr.«

Der Baron musterte die Arena mit funkelnden schwarzen Augen und nickte. »Ich fühle mich heute erschöpft. Ich will keinen langen Kampf. Die Tiere und fünf ausgesuchte Sklaven sollen auf einmal aufeinander freigelassen werden. Jeder soll gegen jeden kämpfen.«

Kryubi salutierte knapp. »Wie Sie wünschen, Mylord.«

Der Baron wandte sich an seinen Mentaten. »Heute Abend wird das Blut in Strömen fließen, Piter. Vielleicht lenkt es mich von dem ab, was ich gerne Abulurd antun möchte.«

»Möchten Sie einfach nur abgelenkt werden, Baron?«, fragte der Mentat. »Oder ziehen Sie etwas... Befriedigenderes vor? Warum rächen Sie sich nicht einfach an Abulurd?«

Nach kurzem Zögern sagte er: »Eine Rache ist keine schlechte Idee, Piter. Rabban!«

Sein Neffe blickte sich zu ihnen um. Dann marschierte er den beiden Männern auf stämmigen Beinen entgegen.

»Hat Piter dir erzählt, was dein idiotischer Vater getan hat?«

Rabbans Gesichtszüge verzerrten sich. »Ja, Onkel. Manchmal verstehe ich nicht, wie ein solcher Trottel auch nur einen weiteren Tag übersteht.«

»Es ist wahr, dass niemand von uns Abulurd versteht«, sagte de Vries. »Aber eins der wichtigsten Gesetze der Staatskunst besagt, dass man seinen Feind verstehen muss, seine Schwächen auskundschaften muss, um ihn vollständig besiegen zu können. Man muss in Erfahrung bringen, wo man ihm die größten Schmerzen zufügen kann.«

»Abulurds gesamtes Gehirn ist eine einzige Schwäche«, murmelte der Baron düster. »Oder vielleicht auch nur sein blutendes Herz.«

Rabban kicherte, aber viel zu laut.

Der Mentat hob einen langen Finger. »Denken Sie über Folgendes nach: Sein kleiner Sohn, Feyd-Rautha Rabban, ist jetzt sein bedeutendster Schwachpunkt. Abulurd legt äußerst großen Wert darauf, dass – wie er es ausdrückt – ›das Kind ordentlich erzogen wird‹. Offenkundig liegt ihm sehr viel daran.«

Der Baron sah seinen breitschultrigen Neffen an. »Aber wir wollen doch nicht, dass Rabbans kleiner Bruder genauso wie Abulurd wird, nicht wahr?«

Angesichts dieser Möglichkeit zog Rabban eine angewiderte Miene.

De Vries' Stimme war so glatt wie geöltes Eis, als er weitersprach. »Was wäre unter diesen Voraussetzungen demnach das Furchtbarste, das wir Abulurd antun könnten? Was würde bei ihm die größten Schmerzen und die tiefste Verzweiflung auslösen?«

Ein kaltes Lächeln trat auf das Gesicht des Barons. »Eine brillante Frage, Piter. Dafür sollst du wieder einen Tag länger leben. Oder zwei Tage. Ich bin heute in großzügiger Stimmung.«

Rabbans Gesichtsausdruck war leer; er hatte immer noch nichts begriffen. Schließlich kicherte er. »Was sollten wir tun, Onkel?«

Die Stimme des Barons wurde widerlich süß. »Nun, wir müssen nur alles Menschenmögliche unternehmen, um zu gewährleisten, dass dein kleiner Bruder nicht ›ordentlich erzogen‹ wird. Da wir die katastrophalen Entscheidungen

kennen, die dein Vater immer wieder getroffen hat, können wir auf gar keinen Fall guten Gewissens erlauben, dass Abulurd *Rabban* diesen Jungen verdirbt.« Er warf seinem Mentaten einen Blick zu. »Also müssen wir uns selbst um seine Erziehung kümmern.«

»Ich werde die nötigen Dokumente unverzüglich anfertigen lassen, mein Baron«, sagte de Vries mit einem Lächeln.

Der Baron rief nach Kryubi, der sie begleiten sollte, dann wandte er sich an seinen Neffen. »Nimm dir so viele Männer, wie du benötigst, Rabban. Und mach kein allzu großes Geheimnis daraus. Abulurd soll in aller Deutlichkeit erkennen, was er angerichtet hat.«

72

Niemand hat bislang die Macht der menschlichen Spezies bestimmt... was sie instinktiv tun kann und was sie mit rationaler Entschlossenheit zu erreichen vermag.

Objektive Mentaten-Analyse
der menschlichen Kapazitäten

Dominic Vernius steuerte den Leichter im Schutz der Wolken durch die ixianischen Überwachungssysteme. Er flog tief über die unberührte Oberfläche seiner verlorenen Heimatwelt hinweg und nahm den Anblick der Berge, Wasserfälle und dunklen Kiefernwälder an den steilen Granithängen tief in sich auf.

Als ehemaliger Herrscher von Ix kannte Dominic tausend Wege, die in diese Welt hineinführten. Er hoffte, dass zumindest einer davon noch ein sicheres Durchkommen ermöglichte.

Er kämpfte seine Tränen der Angst zurück und flog weiter, ganz auf sein Ziel konzentriert. Im gesamten Imperium war Ix für seine Industrie und Technik bekannt, für die wunderbaren Produkte, die der Planet über die MAFEA exportierte. Schon vor langer Zeit hatte das Haus Vernius entschieden, die Oberfläche nicht anzutasten, sondern die unansehnlichen Produktionsstätten in den tiefen Untergrund zu verlegen. Dadurch wurde gleichzeitig die Sicherheit erhöht und ein besserer Schutz der wertvollen ixianischen Geheimnisse gewährleistet.

Dominic erinnerte sich noch genau an die Verteidigungssysteme, die er selbst entworfen und installiert hatte, aber auch an jene, die schon seit Generationen in Betrieb waren. Die Gefahr der Industriespionage durch Konkurrenten wie Richese war stets so groß gewesen, dass die Ixianer niemals

in ihrer Wachsamkeit nachgelassen hatten. Zweifellos hatten die Tleilaxu-Eroberer eigene Schutzmaßnahmen getroffen, aber sie konnten nicht alle von Dominics persönlichen Kniffen entdeckt haben. Dazu hatte er sie viel zu gut getarnt.

Ein organisiertes Überfallkommando mochte zum Scheitern verurteilt sein, doch Graf Vernius war überzeugt, dass er trotzdem einen Weg ins Innere seiner Welt finden würde. Er musste sie sich mit eigenen Augen ansehen.

Obwohl jeder der versteckten Eingänge ins unterirdische Reich die Wirksamkeit der gesamten Sicherheit verringerte, war sich Dominic bewusst gewesen, dass Notausgänge und Geheimwege, die nur er und seine Familie kannten, von größter Wichtigkeit waren. Tief im Innern seines geliebten Vernii, der Hauptstadt in der Planetenkruste, hatte es zahlreiche abgeschirmte Kammern, verborgene Tunnel und Fluchtwege gegeben. Dominics Kinder und der junge Leto Atreides hatten diese Schlupflöcher während des blutigen Umsturzes benutzt. Jetzt wollte Dominic über eine dieser gut gesicherten Hintertüren *hinein*schlüpfen.

Er flog mit dem Leichter über eine Reihe schlecht getarnter Lüftungsschächte, aus denen Dampf quoll, als wären es vulkanische Quellen. An anderen Stellen öffneten sich riesige Schächte und Frachtplattformen in ebenen Flächen, die hauptsächlich dazu dienten, Waren nach draußen zu schaffen. In dieser dicht bewaldeten Schlucht konnten Schiffe auf schmalen Vorsprüngen oder in Mulden landen. Dominic untersuchte das Terrain während des Ausflugs, bis er die subtilen Zeichen entdeckt hatte, die umgestürzten Bäume und die Flecken an den zerklüfteten Felswänden.

Die erste getarnte Eingangstür war versiegelt und der Tunnel offenbar mehrere Meter tief mit solidem Plastbeton gefüllt. Die zweite Tür war mit einer Falle ausgestattet worden, doch Dominic entdeckte die Sprengsätze, bevor er seinen Passiercode durchgab. Er versuchte gar nicht erst, die Vorrichtung zu entschärfen, sondern flog weiter.

Dominic hatte Angst vor dem, was er in seiner einstmals wunderschönen Stadt vorfinden mochte. Die schrecklichen

Nachrichten, die der ixianische Patriot C'tair Pilru durchgegeben hatte, ergänzten sich mit den Gerüchten, die seine bestochenen Informanten über die Zustände auf Ix lieferten. Jetzt wollte er Tatsachen wissen - was die Tleilaxu und die verdammten Corrinos seinem geliebten Planeten angetan hatten.

Danach sollten sie alle dafür büßen.

Schließlich landete Dominic den Leichter in einer Mulde, die von dunklen Kiefern umstanden war. Er hoffte, dass die Überwachungssysteme ihn immer noch nicht bemerkt hatten, und trat nach draußen. Er atmete die kalte, klare Luft ein, den würzigen Duft der Kupferkiefernnadeln und die kristallene Feuchtigkeit fließenden Wassers. In den Höhlen, die unter einer kilometerdicken Felschicht lagen, war die Luft warm und abgestanden, gesättigt von chemischen und menschlichen Ausdünstungen. Er glaubte fast, die vertrauten Geräusche der Stadt und ein schwaches Vibrieren des Bodens wahrnehmen zu können.

Er fand die von Gebüsch überwachsene Luke des Fluchttunnels und bediente die Kontrollen, nachdem er die Umgebung sorgfältig auf Fallen und Sprengsätze untersucht hatte. Falls die Tleilaxu diesen Eingang gefunden hatten, waren sie äußerst geschickt vorgegangen. Aber er stellte keine verräterischen Anzeichen fest. Dann wartete er ab und hoffte, dass die Systeme immer noch funktionierten.

Im frischen Wind hatte er bereits eine Gänsehaut bekommen, als sich endlich eine automatische Liftkammer aus dem Boden erhob. Sie sollte ihn tief ins Höhlenlabyrinth und in einen geheimen Lagerraum bringen, der sich an der Rückseite dessen befand, was früher einmal das Große Palais gewesen war. Es handelte sich um einen von mehreren Räumen, die er in jungen Jahren für gewisse ›Eventualitäten‹ eingerichtet hatte. Das war noch vor der Ecazi-Revolte gewesen, noch vor seiner Heirat... und lange Zeit vor der Tleilaxu-Invasion. Der Raum musste sicher sein.

Dominic flüsterte Shandos Namen und schloss die Augen. Die Kabine stürzte mit angsteinflößender Geschwindigkeit in die Tiefe. Jetzt hoffte er, dass diese verborgenen

Systeme nicht durch C'tairs Sabotageversuche beschädigt worden waren. Er atmete tief durch und holte Bilder aus seiner Vergangenheit auf die Projektionsfläche seiner Augenlider. Er sehnte sich danach, in die magische Höhlenstadt zurückzukehren – und gleichzeitig fürchtete er sich vor der grausamen Realität, die ihn dort erwartete.

Als die Liftkabine anhielt, trat Dominic mit einer kompakten Lasgun in den Händen hinaus. Im Schulterholster führte er außerdem eine Maula-Pistole mit sich. Der dunkle Lagerraum roch nach Staub, Schimmel und langer Unbenutztheit. Hier hatte sich seit Jahren niemand mehr aufgehalten.

Er bewegte sich vorsichtig und trat an den versteckten Schrank, in dem er zwei unauffällige Overalls verstaut hatte, wie sie von Arbeitern der mittleren Schichten getragen wurden. Er hoffte, dass die Tleilaxu keine drastischen Änderungen an den Arbeiteruniformen vorgenommen hatten, und zog sich einen Overall an. Die Lasgun steckte er in eine eigens angefertigte Tasche, die er unter der Kleidung direkt am Körper trug.

Dominic wusste, dass er jetzt nicht mehr umkehren konnte. Er kroch durch die düsteren Korridore und stieß auf ein Panoramafenster aus Plaz. Nach zwei Jahrzehnten konnte er wieder einen Blick auf die verwandelte unterirdische Stadt werfen.

Er blinzelte fassungslos. Das einstmals prächtige Große Palais war geplündert worden. Der glitzernde Marmor war vollständig verschwunden und ein ganzer Flügel durch eine Explosion zerstört. Das riesige Gebäude machte nun den Eindruck eines heruntergekommenen Lagerhauses, es war nicht mehr als eine häßliche Beamtenkaserne. Durch die Plazscheiben sah er widerliche Tleilaxu, die wie Küchenschaben umhereilten und ihren Geschäften nachgingen.

Vor dem projizierten Himmel erkannte er längliche Flugkörper mit blinkenden Lichtern, die auf zufälligen Bahnen jede Bewegung verfolgten. *Überwachungskapseln.* Militärisches Gerät aus ixianischer Fertigung, das in Kriegsgebieten zum Einsatz kommen sollte. Jetzt setzten die Tleilaxu die-

selbe Technik ein, um *sein* Volk auszuspionieren, damit es sich ständig vor Angst niederkauerte.

Angewidert suchte Dominic weitere Beobachtungsfenster in der Höhlendecke auf und näherte sich einigen Menschengruppen. Er blickte in gebrochene Augen und ausgemergelte Gesichter und machte sich bewusst, dass es keine Gestalten aus einem Alptraum waren, sondern *sein Volk*. Er wollte mit diesen Menschen reden, ihnen Mut machen und versprechen, dass er etwas unternehmen würde, und zwar bald. Aber er durfte sich nicht zu erkennen geben. Er wusste noch nicht genug über die Veränderungen seit der Vertreibung seiner Familie.

Diese loyalen Ixianer hatten sich auf Dominic Vernius verlassen, ihren rechtmäßigen Herrscher, und er hatte sich der Verantwortung für sie entzogen. Er war geflohen und hatte sie alle ihrem Schicksal überlassen. Sein Magen verkrampfte sich, als er von einem unerträglichen Schuldgefühl überwältigt wurde.

Dominic suchte in der Höhlenstadt nach den besten Beobachtungspunkten und den am schwersten bewachten Industriekomplexen. Manche waren geschlossen und aufgegeben, andere durch summende Abschirmungsfelder gesichert. Auf dem Boden der Grotte arbeiteten Suboiden und Ixianer gemeinsam wie geknechtete Sklaven.

Dann flammten Lichter an den Balkonen des verunstalteten Großen Palais auf. Lautsprecher ertönten und ließen die synchronisierten Worte wie mächtige Wellen durch die Grotte hallen.

»Volk von Xuttuh«, sagte eine akzentbehaftete Stimme auf Galach, »wir suchen weiter nach den Parasiten in unserer Mitte. Wir tun alles Notwendige, um die Krebsgeschwüre der Verschwörer und Verräter auszumerzen. Wir Bene Tleilax haben großzügig Ihre Versorgung übernommen und Sie zu einem Teil unserer heiligen Mission gemacht. Deshalb werden wir alle bestrafen, die Sie von Ihren wichtigen Aufgaben abbringen wollen. Sie müssen Ihre neue Stellung im Universum verstehen und akzeptieren!«

Auf dem Höhlenboden erkannte Dominic Trupps von Soldaten, die Arbeiter zusammentrieben. Sie trugen die unverkennbaren grau-schwarzen Uniformen der Sardaukar und tödliche imperiale Waffen. Also versuchte Shaddam gar nicht mehr, seine Verwicklung in die Angelegenheit zu verschleiern. Dominic kochte vor Wut.

Auf einem Balkon des Großen Palais wurden zwei eingeschüchterte Gefangene von Sardaukar und Tleilaxu-Meistern nach vorn gebracht. Wieder ertönten die Lautsprecher. »Diese beiden wurden bei der Sabotage an lebenswichtigen Industrien ertappt. Während der Befragung identifizierten sie weitere Verschwörer.« Es folgte eine unheilverkündende Pause. »Noch in dieser Woche ist mit weiteren Exekutionen zu rechnen.«

Nur vereinzelte Stimmen in der Menge wagten zu protestieren. Hoch oben drängten die Sardaukar die um sich schlagenden Gefangenen zum Rand des Balkons. »Tod allen, die sich uns widersetzen!« Die Wachen – imperiale Sardaukar – stießen sie über den Rand, und tief unten lief die Menge auseinander. Die Opfer fielen durch den Abgrund aus leerer Luft und stießen grauenerregende Schreie aus, die abrupt verstummten.

Dominic sah alles entsetzt mit an. Er war schon viele Male auf denselben Balkon getreten, um Ansprachen zu halten. Von dort hatte er sich an seine Untertanen gewandt, hatte ihre Arbeit gelobt und Belohnungen für jede Steigerung der Produktivität versprochen. Eigentlich hätte der Balkon des Großen Palais ein Ort sein sollen, mit dem das Volk die Güte ihrer Herrscher verband – und keine Hinrichtungsbühne.

Von unten waren Schüsse und das Zischen von Lasguns zu hören. Die Sardaukar griffen hart durch, um in der wütenden und aufgeregten Bevölkerung die Ordnung wiederherzustellen.

Die verstärkte Stimme gab eine weitere Strafmaßnahme bekannt. »In den nächsten drei Wochen werden die Rationen um zwanzig Prozent reduziert. Die Produktivität wird

ihren derzeitigen Stand beibehalten, ansonsten wird es zu weiteren Einschränkungen kommen. Falls sich Freiwillige melden, die Namen bislang unbekannter Verschwörer nennen, werden sie großzügige Belohnungen erhalten.«

Die selbstgefälligen Tleilaxu-Meister kehrten mit wehenden Gewändern um und folgen den Sardaukar zurück ins geschändete Palais.

In seinem Zorn wäre Dominic am liebsten in die Stadt gestürmt und hätte das Feuer auf die Sardaukar und Tleilaxu eröffnet. Doch ganz allein als heimlicher Spion konnte er höchstens symbolischen Widerstand leisten. Aber er wollte seine Identität nicht für eine so sinnlose Geste offenbaren.

Er hatte so heftig mit den Zähnen geknirscht, dass ihm nun der Kiefer schmerzte. Er hielt sich am Geländer fest und erkannte, dass er vor langer Zeit mit seiner Braut Lady Shando genau auf dieser Beobachtungsplattform gestanden hatte. Sie hatten sich an den Händen gehalten und auf die gewaltige Höhle mit den märchenhaften Gebäuden von Vernii geblickt. Sie hatte elegante Kleidung vom imperialen Hof getragen, und ihre Augen hatten hell gestrahlt.

Doch der Imperator hatte die Beleidigung niemals vergessen, dass sie ihm den Dienst als Konkubine aufgekündigt hatte. Elrood hatte viele Jahre auf eine Gelegenheit zur Rache gewartet, und ganz Ix hatte dafür büßen müssen...

Auf Dominics Brust schien eine gewaltige Last zu drücken. Er hatte alles gehabt - Reichtum, Macht, einen wohlhabenden Planeten, eine vollkommene Frau, eine gute Familie. Nun war die Höhlenstadt schwer verwundet, und kaum noch etwas erinnerte an ihre ehemalige Pracht.

»Sieh nur, was sie getan haben, Shando!«, flüsterte er verzweifelt, als würde sie in Geistergestalt an seiner Seite wandeln. »Sieh nur, was sie angerichtet haben!«

Er blieb längere Zeit in Vernii und wälzte Vergeltungspläne. Und als er sich für die Abreise bereitmachte, wusste Dominic Vernius genau, was er tun würde, um zurückzuschlagen.

Die Geschichte würde seine Rache niemals vergessen.

73

Macht und Täuschung sind die Instrumente der Staatskunst. Doch man vergesse nie, dass die Macht jene täuscht, die sie benutzen - indem die Macht sie zum Glauben verleitet, sie könnte die Defizite ihrer Unwissenheit überspielen.

Graf Flambert Mutelli,
aus einer frühen Rede vor dem Landsraad

Endlich konnte Abulurd wieder die friedlichen Nächte auf Lankiveil genießen. Er bereute es nicht, seine einflussreichen Familienbande gekappt zu haben. Er war völlig zufrieden.

Prasselnde Feuer in den Kaminen der großen Zimmer wärmten das restaurierte und neu eingerichtete Blockhaus am Tula-Fjord. Nach dem Festmahl aus Barsch-Paella, das sie zur Feier des Wiederbezugs gemeinsam mit den Dienern veranstaltet hatten, ruhten sich Emmi und er gesättigt im Gemeinschaftsraum neben der großen Küche aus. Man hatte fast das gesamte ursprüngliche Personal ausfindig machen und wieder einstellen können. Endlich konnte Abulurd wieder optimistisch in die Zukunft schauen.

An diesem Morgen waren in der Mündung des Fjords zwei Bjondax-Wale gesichtet worden, die das Gewässer geprüft hatten. Die Fischer berichteten, dass ihr Fang viel besser als im vergangenen Jahr war. Das normalerweise triste Wetter hatte sich geändert, und es war plötzlich kalt geworden. Auf den Felsen lag eine frische Schneedecke, die der Dunkelheit trotz des bewölkten Nachthimmels einen perlweißen Schimmer verlieh.

Das Baby Feyd-Rautha saß neben Emmi auf einem handgewebten Teppich. Der Junge war stets gut gelaunt, lachte

gerne und erprobte sämtliche Möglichkeiten seiner Mimik. Er hielt sich an den Fingern seiner Mutter fest, als er die ersten wackligen Schritte ins Leben unternahm und seinen Gleichgewichtssinn testete. Das kluge Kind verfügte bereits über einen kleinen Wortschatz, den es häufig einsetzte.

Abulurd überlegte, ob er zur Feier des Tages ein paar alte Instrumente hervorholen und Volksmusik spielen lassen sollte. Doch bevor er sein Vorhaben in die Tat umsetzen konnte, hörte er von draußen ein knirschendes Geräusch und dann das Summen von Motoren. »Sind Boote eingetroffen?« Als die Diener verstummten, konnte er in der Tat die typischen Geräusche von Wassermotoren ausmachen.

Die Fischköchin hatte ein großes Becken in eine Sitzecke des Gemeinschaftsraumes geschafft, wo sie mit einem flachen Messer Steinmuscheln öffnete und das Fleisch in einen Topf mit gesalzener Brühe warf. Als sie den Lärm hörte, wischte sie sich die Hände an einem Tuch ab und blickte durch die Plazscheibe nach draußen. »Lichter. Boote, die sich durch den Fjord nähern. Viel zu schnell, wenn Sie mich fragen. Es ist ziemlich dunkel; sie könnten leicht etwas rammen.«

»Die Leuchtgloben des Hauses sollen eingeschaltet werden«, befahl Abulurd. »Wir wollen unsere Besucher begrüßen.« Eine Aura aus Licht erstrahlte rings um das Holzgebäude und tauchte den Hafen in einen warmen Schein.

Drei Fahrzeuge rasten an der felsigen Küste entlang und hielten genau auf das Blockhaus zu. Emmi nahm ihr Baby in die Arme. Auf ihrem großen, meist entspannten Gesicht bildeten sich Sorgenfältchen, und sie sah ihren Mann an. Abulurd machte eine beschwichtigende Geste, um ihre Befürchtungen zu zerstreuen, während er gleichzeitig einen ängstlichen Knoten in seinen Eingeweiden spürte.

Er öffnete die großen Holztüren im gleichen Augenblick, als die gepanzerten Boote am Kai anlegten. Soldaten in Harkonnen-Uniform sprangen an Land. Ihre schweren Schritte klangen wie Kanonensalven. Abulurd wich zurück. Die Truppen kamen über die Stufen genau in seine Richtung

marschiert. Sie hatten die Waffen geschultert, schien jedoch bereit, sie jederzeit einzusetzen.

Abulurd hatte das deutliche Gefühl, dass die friedliche Stimmung demnächst enden würde.

Glossu Rabban ging an Land. Mit schnellen, stampfenden Schritten folgte er der Vorhut aus bewaffneten Männern.

»Emmi... *er* ist es.« Abulurd konnte den Namen seines Sohnes nicht aussprechen. Über vierzig Jahre trennten Glossu von seinem jüngeren Bruder, in den die Eltern nun ihre ganze Hoffnung gesetzt hatten. Das Baby schien plötzlich äußerst verletzlich, zumal Abulurds Haushalt ohne jede Verteidigung war.

In einer dummen, impulsiven Reaktion schloss Abulurd die schwere Tür und verriegelte sie. Doch dadurch fühlten sich die anrückenden Soldaten nur umso mehr provoziert. Sie eröffneten das Feuer und zerschossen die jahrhundertealte Pforte. Abulurd hastete stolpernd zurück, um Frau und Kind zu beschützen. Das dunkle Holz verkohlte und zersplitterte, dann fiel die Tür mit einem Donnerschlag nach innen.

»So willst du mich willkommen heißen, Vater?« Rabban lachte rau, als er durch den Rauch und über die Trümmer ins Haus eindrang.

Die Diener gerieten in Aufruhr. Hinter dem Topf mit der Brühe hatte die Fischköchin ihr kleines Muschelmesser erhoben, als könnte sie sich damit wirksam verteidigen. Zwei Diener kamen mit Speeren und Fischmessern aus den hinteren Zimmern, doch Abulurd hob die Hände, um sie zu beruhigen. Die Harkonnens würden sie alle genauso wie die Menschen von Bifrost Eyrie niedermachen, wenn er die Lage nicht in den Griff bekam.

»So willst du *erreichen*, dass man dich willkommen heißt, Sohn?« Abulurd deutete auf die zertrümmerte Tür. »Mit bewaffneten Soldaten, die mitten in der Nacht einfallen?«

»Ich habe von meinem Onkel gelernt, wie man einen würdigen Auftritt inszeniert.«

Die Männer in den blauen Harkonnen-Uniformen hatten

Stellung bezogen und hielten ihre Waffen deutlich sichtbar bereit. Abulurd wusste nicht, was er tun sollte. Er blickte sich zu seiner Frau um, die neben dem prasselnden Kamin saß und das Baby an sich drückte. Am verzweifelten Ausdruck ihrer Augen erkannte er, dass sie sich wünschte, sie hätte das Kind irgendwo im Blockhaus versteckt.

»Ist das mein kleiner Bruder Feyd-Rautha? Der Name klingt ziemlich albern...« Rabban zuckte die Achseln. »Aber wenn er von meinem eigenen Fleisch und Blut ist... dann *muss* ich ihn wohl lieb haben.«

Emmi hielt das Kind noch fester und warf ihr glattes Haar zurück, das trotz ihres fortgeschrittenen Alters immer noch schwarz war. Verbittert erwiderte sie Rabbans Blick. Sie war hin und her gerissen zwischen ihrem Hass und den wenigen Resten der Zuneigung, die sie noch für ihren Sohn empfand. »Wir wollen hoffen, dass euer Blut das Einzige ist, was ihr gemeinsam habt. Du wurdest nicht dazu erzogen, Gewalt in diesem Haus zu verbreiten, Glossu. Das hast du weder von mir noch von deinem Vater gelernt. Wir haben dich immer geliebt, auch nachdem du uns solches Leid zugefügt hast.« Zur Überraschung aller Anwesenden stand sie auf und ging einen Schritt auf ihn zu. Rabban errötete, wütend auf sich selbst, als er unwillkürlich vor ihr zurückwich. »Wie konntest du nur so werden, wie du bist?«

Er starrte sie finster an.

Emmi senkte die Stimme. »Wir sind so sehr von dir enttäuscht. Was haben wir falsch gemacht? Ich verstehe es nicht.« Es klang, als würde sie sich selbst und nicht ihm diese Frage stellen.

Ihr großes Gesicht besänftigte sich mit dem Ausdruck der Liebe und des Mitleids, doch es wurde wieder kalt, als Rabban ein grausames Gelächter ausstieß, mit dem er sein Unbehagen zu überspielen versuchte. »Nun, auch ich bin von euch beiden sehr enttäuscht. Meine eigenen Eltern haben mich nicht einmal zur Taufe meines kleinen Bruders eingeladen!« Er trat wieder vor. »Ich möchte den Balg in den Armen halten.«

Emmi zog sich zurück, um ihren guten Sohn vor dem schlechten zu beschützen. Rabban zog eine Miene der Enttäuschung, dann folgte er ihr. Die Harkonnen-Truppen hoben die Waffen und rückten vor.

»Lass deine Mutter in Frieden!«, sagte Abulurd. Ein Soldat hinderte ihn mit vorgehaltener Waffe daran, seiner Frau zu Hilfe zu kommen.

Rabban drehte sich zu ihm um. »Ich kann nicht tatenlos zusehen, wie mein eigener Bruder von einem schändlichen Schwächling wie dir verdorben wird. Baron Wladimir Harkonnen, dein Halbbruder und das Oberhaupt unseres Großen Hauses, hat bereits die nötigen Anträge eingereicht und die Zustimmung des Landsraads erhalten, damit er Feyd-Rautha in seinem Haushalt auf Giedi Primus großziehen kann.« Einer der Wachmänner holte eine verzierte Rolle aus bedrucktem Saarti-Pergament hervor und warf sie Abulurd vor die Füße. Dieser konnte sie nur anstarren. »Er hat den Jungen rechtskräftig als seinen Ziehsohn adoptiert.«

Rabban lächelte über die entsetzten Gesichter seiner Eltern. »Auf dieselbe Weise hat er auch *mich* adoptiert. Ich bin sein designierter Erbe, der na-Baron. Ich bin ein genauso astreiner Harkonnen wie der Baron selbst.« Er streckte seine dicken Arme aus. Die Truppen hielten die Waffen bereit, aber Emmi wich trotzdem weiter zum Feuer zurück. »Seht ihr? Es ist alles in bester Ordnung. Ihr braucht euch keine Sorgen zu machen.«

Rabbans Kopf ruckte zur Seite, und er gab zwei seiner Männer ein Signal, worauf diese das Feuer auf die Fischköchin eröffneten, die immer noch das kleine Messer in der Hand hielt. Während Rabbans Zwangsaufenthalt im Blockhaus hatte die stämmige Frau ihm viele Mahlzeiten gekocht. Doch nun wurde sie von Lasgun-Strahlen zerschnitten, bevor sie auch nur schreien konnte. Das Messer fiel ihr aus der Hand, dann kippte sie vorwärts in das Becken. Das streng riechende Wasser mit den Muscheln ergoß sich über den Holzboden.

»Willst du mich wirklich zwingen, noch mehr Menschen zu töten, Mutter?«, fragte er in beinahe flehendem Tonfall, während er die dicken Finger in ihre Richtung ausgestreckt hielt. »Du weißt, dass ich es tun werde. Also gib mir meinen Bruder.«

Emmis Blick wechselte hektisch von Rabban zu den erschrockenen Hausdienern, dem kleinen Baby und schließlich zu Abulurd, der nicht den Mut hatte, ihr in die Augen zu sehen. Er konnte nur einen erstickten Schrei von sich geben.

Obwohl sie ihm keine Antwort gab, riss Rabban ihr das Kind grob aus den Armen. Sie leistete keinen Widerstand, weil sie befürchtete, dass alle Menschen in diesem Haus genauso getötet werden würden, wie die Harkonnen-Truppen die unschuldigen Arbeiter in Bifrost Eyrie niedergemetzelt hatten.

Emmi keuchte angesichts der unerträglichen Erkenntnis, dass man ihr das Baby weggenommen hatte. Es war, als hätte sie plötzlich den Anker verloren, der ihr bislang Kraft und Sicherheit gegeben hatte. Das Kind begann zu weinen, als es das breite Gesicht seines älteren Bruders dicht vor sich sah.

»Das kannst du nicht tun!«, sagte Abulurd, der es immer noch nicht wagte, sich den bewaffneten Soldaten zu widersetzen. »Ich bin der planetarische Gouverneur. Ich werde vor dem Landraad klagen.«

»Du hast überhaupt keine Rechte mehr. Wir haben dir deinen bedeutungslosen Titel als Gouverneur in keiner Weise streitig gemacht. Doch mit deinem Verzicht auf den Namen Harkonnen hast du deine Stellung verwirkt. Also hat alles seine Richtigkeit.« Rabban hielt das strampelnde Baby mit ausgestreckten Armen, als hätte er keine Ahnung, was er mit einem Kind anfangen sollte. Das juristische Pergament lag immer noch unberührt am Boden. »In letzter Konsequenz bist du *nichts*, Vater. Ein Niemand.«

Dann ging er mit dem Jungen zu den rauchenden Trümmern der Tür zurück. Abulurd und Emmi schrien ihm in

hilfloser Wut nach, aber die Wachen richteten erneut ihre Waffen auf das Ehepaar.

»Ach, tötet jetzt niemanden mehr«, sagte Rabban zu seinen Männern. »Ich möchte lieber trauriges Gejammer hören, wenn wir gehen.«

Die Soldaten marschierten über die Stufen zum Hafen, wo sie in die Boote stiegen. Abulurd hielt Emmi fest in den Armen. Sie wiegten sich und schienen sich wie zwei gefällte Bäume gegenseitig zu stützen. Ihre Gesichter waren tränenüberströmt, ihre Augen weit aufgerissen und trübe. Die Diener des Hauses klagten verzweifelt.

Rabbans Boote fuhren über das schwarze Wasser des Tula-Fjords zurück. Abulurd hatte das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen. Emmi erzitterte in seinen Armen, und er versuchte sie zu trösten, aber er kam sich so hilflos und zerstört vor. Sie starrte auf ihre leeren, schwieligen Hände, als würde sie darin nach ihrem Baby suchen.

Obwohl er wusste, dass er es sich vermutlich nur einbildete, glaubte Abulurd zu hören, wie das Kind im Lärm der abfahrenden Boote immer lauter schrie.

74

Halte dich nie in der Gesellschaft eines Menschen auf, mit dem du nicht sterben möchtest.

Fremen-Sprichwort

Als Liet-Kynes von Salusa Secundus zur Schmugglerbasis am Südpol von *Dune* zurückkehrte, wartete sein Freund Warrick dort bereits auf ihn.

»Schau dich nur an«, sagte der größere Fremen lachend. Warrick warf seine Kapuze zurück und eilte über den knirschenden Schotter, der den Boden der verborgenen Schlucht bedeckte. Er umarmte Liet und klopfte ihm kräftig auf den Rücken. »Du bist wasserfett geworden... und *sauber*.« Er schniefte verächtlich. »Ich erkenne keine Spuren eines Destillanzugs an dir. Hast du die Wüste vollständig abgewaschen?«

»Ich werde mein Blut niemals von der Wüste reinigen können.« Liet hielt seinen Freund fest. »Und du... bist erwachsen geworden.«

»Das Glück eines verheirateten Lebens, mein Freund. Faroula und ich haben jetzt einen Sohn, den wir dir zu Ehren Liet-chih genannt haben.« Er schlug mit der Faust in die offene Hand. »Und ich habe weiterhin jeden Tag gegen die Harkonnens gekämpft, während du unter diesen Außenweltlern weich und schwach geworden bist.«

Ein Sohn. Liet verspürte einen traurigen Stich, aber er ging vorbei und wich aufrichtiger Freude über Warricks Glück und Dankbarkeit für die Ehre.

Die Schmuggler entluden die Fracht ohne viele Worte oder Scherze. Sie waren unruhig und bedrückt, weil Dominic Vernius sie nicht auf der Rückreise nach Arrakis begleitet hatte. Johdam und Asuyo riefen Befehle, wo das Mate-

rial verstaut werden sollte, das sie von Salusa Secundus mitgebracht hatten. Gurney Halleck war auf dem Planeten zurückgeblieben, um die Aktionen der Schmuggler zu überwachen.

Warrick hielt sich bereits seit fünf Tagen in der antarktischen Basis auf. Er hatte das Essen mit den Schmugglern geteilt und den Männern gesagt, wie sie in den Wüsten dieser Welt überleben konnten. »Ich glaube nicht, dass sie es jemals lernen werden, Liet«, flüsterte er ihm zu. »Ganz gleich, wie lange sie hier leben, sie werden immer Außenweltler bleiben.«

Auf dem Weg durch die Haupttunnel erzählte Warrick ihm alle Neuigkeiten. Zweimal hintereinander hatte er das Bestechungsgeld in Form von Gewürz zu Rondo Tuek gebracht und herauszufinden versucht, wann sein Freund zurückkehren würde. Es schien sehr viel Zeit vergangen zu sein. »Was hat dich überhaupt dazu getrieben, einen Ort wie Salusa Secundus aufzusuchen?«

»Ich musste diese Reise machen«, erwiderte Liet. »Dort ist mein Vater aufgewachsen, und er hat sehr oft davon gesprochen. Aber jetzt bin ich wieder da und habe vor, auch hier zu bleiben. *Dune* ist meine Heimat. Salusa war lediglich... eine interessante Abwechslung.«

Warrick hielt inne, um sich das lange Haar zu glätten. Nach vielen Stunden unter der Kapuze eines Destillanzugs war es verfilzt und gewellt. Zweifellos bewahrte Faroula seine Wasserringe für ihn auf, wie es eine Ehefrau tun sollte. Liet fragte sich, wie die elfenhafte junge Frau jetzt aussehen mochte. »Und? Wirst du in den Rotwall-Sietch zurückkehren, Liet? Wo du hingehörst? Faroula und ich vermissen dich. Es macht uns traurig, dass du das Bedürfnis verspürst, dich von uns fernzuhalten.«

Liet schluckte schwer. »Ich war dumm«, gestand er ein. »Ich brauchte etwas Zeit, um über meine Zukunft nachzudenken. So viel hat sich verändert, und ich habe so viel gelernt.« Er zwang sich zu einem Lächeln. »Ich glaube, dass ich meinen Vater jetzt viel besser verstehe.«

Warricks völlig blaue Augen weiteten sich. »Wer würde am Umma Kynes zweifeln? Wir tun einfach, was er von uns verlangt.«

»Sicher, aber er ist mein Vater! Und ich wollte ihn besser verstehen.«

Von einem hohen Aussichtspunkt innerhalb der gefrorenen Felsen blickten sie auf die geschichteten Terrassen der schmutzigen Eiskappe hinaus. »Wenn du bereit bist, mein Freund, können wir einen Wurm rufen und zum Sietch zurückkehren.« Warrick schürzte die Lippen, um einen amüsierten Gesichtsausdruck zu verbergen. »Falls du dich noch erinnerst, wie man einen Destillanzug anlegt.«

Liet schnaufte und ging zum Spind, in dem er seine Ausrüstung für die Wüste untergebracht hatte. »Es mag sein, dass du mich im Wettlauf zur Höhle der Vögel geschlagen hast« – er warf seinem Freund einen Seitenblick zu –, »aber ich kann immer noch einen größeren Wurm rufen als du.«

Sie verabschiedeten sich von den Schmugglern. Obwohl die vom Leben abgehärteten alten Männer fast ein Jahr lang Liets Gefährten gewesen waren, fühlte er sich ihnen nicht besonders nahe. Es waren Soldaten, die ihrem Kommandanten gehorchten und regelmäßiges Training gewohnt waren. Sie sprachen ununterbrochen von vergangenen Zeiten, von Schlachten auf fernen Welten und von Siegen an der Seite des Grafen Vernius zum Ruhm des Imperiums. Aber ihre Leidenschaft war abgekühlt; jetzt taten sie nur noch, was sie konnten, um Shaddam zu ärgern...

Liet und Warrick wanderten durch die antarktische Einöde. Um den Staub und Abraum der Fabriken des Wasserhändlers machten sie einen großen Bogen. Warrick blickte sich zum Abhang um, der nicht erkennen ließ, dass sich darunter eine Schmugglerstation befand. »Wie ich sehe, hast du ihnen einiges beigebracht. Selbst die Spuren, die wir ihnen beim ersten Mal nicht gezeigt haben, sind verschwunden. Ihre Festung ist jetzt viel besser gegen eine Entdeckung gesichert.«

»Dir ist es also aufgefallen«, sagte Liet zufrieden. »Mit

einem guten Fremen-Lehrer können sogar diese Leute die einfachsten Regeln lernen.«

Endlich hatten sie die Grenze der Wüste erreicht und stellten einen Klopfer auf. Bald waren sie auf dem Rücken eines Wurms in nördlicher Richtung unterwegs und durchquerten die wilden Sandebenen, in die die Harkonnen-Patrouillen nur selten vordrangen, weil sie immer wieder an Staubstürmen und anderen Launen des Wetters scheiterten.

Während ihr Reittier durch den Sand pflügte und sie der Äquatorialregion näher brachte, erzählte Warrick von allen Neuigkeiten. Er schien glücklicher als je zuvor, und die Geschichten und humorvollen Anekdoten schienen kein Ende nehmen zu wollen.

Liet verspürte nach wie vor einen dumpfen Schmerz in seinem Herzen, als sein Freund von Faroula und ihrem Sohn berichtete – von ihrem Familienleben, von einer Reise, die sie zum Sietch Tabr unternommen hatten, von einem Tag in Arrakeen, von ihren Plänen, eines Tages das Demonstrationsprojekt im Gipsbecken zu besuchen...

Und immer wieder schweifte Liet in Tagträume ab. Wenn er nur einen größeren Wurm gerufen hätte... oder ihn energischer angetrieben hätte oder weniger Pausen gemacht hätte, dann wäre er vielleicht als Erster eingetroffen. Beide jungen Männer hatten sich vor langer Zeit beim Anblick des *Biyan*, des freigewehten weißen Seebodens, dasselbe geschworen – dass sie dasselbe Mädchen heiraten wollten. Nur Warrick war dieser Wunsch erfüllt worden.

Es war der Wille Shai-Huluds, wie die Fremen sagen würden, und Liet musste ihn akzeptieren.

Nachdem sie ihr Nachtlager aufgeschlagen hatten, saßen sie auf einem Dünenkamm und warfen Spielstäbchen in den Sand. Dann beobachteten sie, wie die Sterne lautlos in der Dunkelheit über ihnen hinwegzogen, bis sie ins Destillzelt krochen und es versiegelten. Mit dem weichen Wüstensand als Matratze schlief Liet-Kynes besser als seit vielen Monaten...

Sie reisten schnell und schonten sich nicht. Zwei Tage

später sehnte sich Liet danach, den Rotwall-Sietch wiederzusehen. Er wollte seine Mutter Frieth begrüßen und seinem Vater erzählen, was er auf Salusa Secundus erlebt hatte.

Doch an diesem Nachmittag starrte Liet über den Sand auf eine bräunlich verfärbte Stelle am Horizont. Er zog die Filterstopfen aus der Nase und atmete tief ein. Die Luft roch nach Ozon, und auf seiner Haut kribbelte statische Elektrizität.

Warrick runzelte die Stirn. »Es ist ein großer Sturm, Liet, und er kommt sehr schnell näher.« Er zuckte die Achseln und zwang sich zum Optimismus. »Vielleicht ist es nur ein *heinali*-Wind. Damit kommen wir zurecht.«

Liet behielt seine Gedanken für sich, da er keinen unangenehmen Verdacht äußern wollte. Wer ein mögliches Unheil aussprach, konnte damit genau dieses Unheil anlocken.

Doch als das Unwetter etwas näher gekommen war und sich lärmend, dunkel und bedrohlich in den Himmel reckte, fasste Liet in Worte, was ohnehin offensichtlich war. »Nein, mein Freund, das ist ein Coriolissturm.« Grimmig presste er die Lippen aufeinander. Er erinnerte sich an seine Erfahrung mit seinem Vater in der meteorologischen Kapsel und an den Aurorasturm vor nicht allzu langer Zeit auf Salusa Secundus. Das hier jedoch war schlimmer, viel schlimmer.

Warrick packte eine Leiste auf dem Rücken des Wurms und blickte sich zu ihm um. »*Hulasikali Wala.* Der Wind des Dämonen in der offenen Wüste.«

Liet betrachtete die näher rückende Wolke. In den höchsten Ausläufern wurde die Lufttrübung durch winzige Staubpartikel erzeugt, während der Sturm am Boden den schwereren Sand in Bewegung versetzte und gewaltige Reibungsenergien entfaltete. *Hulasikali Wala*, dachte er. So bezeichneten die Fremen den stärksten aller Coriolisstürme. *Der fleischfressende Wind.*

Der Sandwurm unter ihnen wurde immer unruhiger. Er wollte nicht mehr weiterziehen. Wenn der tödliche Sturm sie erreichte, würde das Geschöpf in die Sicherheit des San-

des eintauchen, ganz gleich, wie viele Klammern und Bringerhaken sie benutzten, um seine Körpersegmente offen zu halten.

Liet überblickte die getrübte Dünenlandschaft, die sich wie ein endloser Ozean in alle Richtungen erstreckte. Nur freie, offene Wüste. »Keine Berge, keine Unterschlupfmöglichkeit!«

Warrick antwortete nicht, sondern suchte weiter nach der leichtesten Unregelmäßigkeit in der bleichen Ebene. »Da!« Er richtete sich auf dem Rücken des Wurms auf und zeigte mit dem Finger auf eine Stelle. »Ein kleiner Felsbuckel. Unsere einzige Chance.«

Liet kniff die Augen leicht zusammen. Der aufgewehte Staub wurde immer unangenehmer. Er konnte nur einen winzigen schwarzbraunen Fleck erkennen, nicht mehr als ein Felsblock, der zufällig aus dem Sand ragte. »Sieht nicht sehr vielversprechend aus.«

»Etwas Besseres haben wir nicht, mein Freund.« Warrick hantierte hektisch mit den Haken, um den Wurm in die entsprechende Richtung zu treiben, bevor der Coriolissturm sie erreichte.

Eine kräftige Bö schlug ihnen scharfen Sand in die Gesichter, dass ihnen die Augen schmerzten. Sie hatten die Filterstopfen tief in die Nasenlöcher geschoben und hielten den Mund fest verschlossen. Nun zogen sie sich die Kapuzen über den Kopf, um ihre Gesichter zu schützen, doch Liet hatte immer noch das Gefühl, dass der Staub durch die Poren seiner Haut eindrang.

Der Wind flüsterte heiser in seinen Ohren und wurde dann lauter, wie der Atem eines Drachen. Die statische Elektrizität verstärkte sich und machte ihm zu schaffen. Er bekam bohrende Kopfschmerzen, die erst aufhören würden, wenn er sich gut im Sand geerdet hatte. Was hier draußen natürlich unmöglich war.

Als sie sich der winzigen Felsgruppe näherten, verlor Liet den Mut. Jetzt konnte er sehen, dass es lediglich ein Buckel aus erhärteter Lava war, den der Wind freigelegt hatte.

Kaum größer als ein Destillzelt, mit scharfen Kanten, Rissen und Spalten. Auf keinen Fall groß genug, um ihnen beiden Schutz zu bieten.

»Warrick, es hat keinen Sinn! Wir müssen uns etwas anderes suchen.«

Sein Gefährte drehte sich zu ihm um. »Es gibt keine andere Möglichkeit.«

Der Sandwurm bockte und wand sich. Ihm gefiel die Richtung nicht, in die Warrick ihn drängen wollte. Als sie sich der zweifelhaften Zuflucht näherten, erhob sich der Sturm wie eine gewaltige braune Wand genau vor ihnen in den Himmel. Warrick ließ die Haken los. »Jetzt, Liet! Wir müssen unseren Füßen und unserem Geschick vertrauen... und Shai-Hulud!«

Liet löste seine Bringerhaken und sprang. Der Wurm verlor keine Sekunde und tauchte sofort ab. Liet rannte, um der Flutwelle aus weichem Sand zu entkommen.

Mit einem trockenen Zischen raste der Coriolissturm wie ein gereiztes Raubtier auf sie zu. Liet konnte nicht mehr unterscheiden, wo die Wüste aufhörte und der Himmel begann.

Sie stemmten sich gegen den Wind und kletterten auf die Felsen. Nur ein Spalt war tief genug, dass sich ein Mensch hineinkauern konnte, in der Hoffnung, ausreichend vor dem Sandstrahlgebläse des Sturms geschützt zu sein.

Warrick musterte das Loch, dann hob er den Kopf. »Dieser Unterschlupf ist für dich, mein Freund.«

Liet weigerte sich. »Unmöglich. Du bist mein Blutsbruder. Du hast Frau und Kind. Sie brauchen dich.«

Warrick starrte ihn mit kaltem Blick an. »Und *du* bist der Sohn von Umma Kynes. Dein Leben ist mehr wert als meins. Kriech in den Spalt, bevor der Sturm uns beide tötet.«

»Ich lasse nicht zu, dass du dein Leben für mich opferst.«

»Aber ich lasse dir keine andere Wahl.« Warrick wollte vom Felsen steigen, doch Liet packte seinen Arm und riss ihn zurück.

»Nein! Wie entscheiden sich Fremen in einer solchen Si-

tuation? Wie können wir das Wasser unseres Stammes am besten bewahren? Ich sage, dein Leben ist wertvoller, weil du eine Familie hast. Du sagst, meins sei mehr wert, weil mein Vater eine wichtige Persönlichkeit ist. Wir werden dieses Dilemma nicht so rasch lösen können.«

»Dann muss Gott entscheiden«, sagte Warrick.

»Also gut.« Liet zog einen Spielstab aus einer Gürteltasche. »Und du musst dich an die Entscheidung halten.« Als Warrick die Stirn runzelte, schluckte Liet und fügte hinzu: »Genauso wie ich.«

Sie suchten eine Stelle mit weichem Sand, die einigermaßen vor dem wütenden Wind abgeschirmt war. Die Bestie des Sturms kam immer näher, ein brodelndes Universum aus ewiger Finsternis. Warrick warf als Erster. Sein Knochenstab grub sich in den Sand. *Sieben.*

Als Liet seinen Stab warf, dachte er daran, dass sein Freund sterben würde, wenn er gewann. Und wenn er verlor, würde er selbst sterben. Aber ihm fiel keine andere Lösung ein.

Warrick kniete sich neben die Stäbe. Liet beeilte sich, ihm zu folgen. Er glaubte nicht, dass sein Freund ihn betrügen würde, was für einen Fremen undenkbar war. Aber er traute Warricks Augen nicht, die im wehenden Sand tränten. Sein Kerbholz steckte schräg im Sand bis zur Markierung der *Neun.*

»Du hast gewonnen«, sagte Warrick und wandte sich ihm zu. »Du musst in den Spalt kriechen, mein Freund. Wir dürfen keine Zeit mit weiteren Diskussionen verlieren.«

Liet blinzelte, um seinen getrübten Blick zu klären, und erschauderte. Seine Knie wurden weich, er drohte vor Verzweiflung zusammenzubrechen. »Das kann nicht sein. Ich weigere mich, es zu akzeptieren.«

»Du hast keine andere Wahl.« Warrick versetzte ihm einen Stoß, der ihn näher an den Felsspalt brachte. »So sind die Launen der Natur. Du hast deinen Vater oft genug darüber reden gehört. In der Umwelt lauern ständig Gefahren, und wir beide... hatten heute eben Pech.«

»Ich kann es einfach nicht tun!« Liet stöhnte und sträubte sich, doch Warrick versetzte ihm einen so heftigen Stoß, dass er mit dem Rücken auf dem Felsbuckel landete.

»Los! Ich will nicht umsonst sterben!«

Zitternd und benommen kroch Liet auf den Spalt zu. »Komm mit! Wir können uns nebeneinander in den schützenden Spalt zwängen. Wir werden schon hineinpassen.«

»Er ist nicht groß genug. Sieh selbst!«

Das Geheul des Sturms steigerte sich weiter. Staub- und Sandkörner peitschten sie wie Schrotgewehrfeuer. Sie mussten sich anschreien, obwohl sie nur wenige Schritte auseinander standen. »Du musst dich um Faroula kümmern«, sagte Warrick. »Wenn wir uns streiten und du auch stirbst, wer soll sie dann versorgen? Und meinen Sohn?«

Liet erkannte, dass er sich geschlagen geben musste, dass es keine andere Möglichkeit mehr gab, und umarmte seinen Freund. Dann stieß Warrick ihn in den Spalt. Liet wand sich und versuchte sich tiefer hineinzuzwängen, damit vielleicht genügend Platz für Warrick übrig blieb, damit er sich wenigstens einigermaßen schützen konnte. »Nimm meinen Mantel! Er wird dich vor dem Schlimmsten bewahren.«

»Behalte ihn, Liet. Auch für dich wird es schwierig, diesen Sturm zu überleben.« Warrick blickte auf ihn herab. Sein Umhang und Destillanzug flatterten im harten Wind. »Sagen wir einfach... dass ich ein Opfer für Shai-Hulud bin. Wenn er mein Leben bekommt, wird er mit deinem vielleicht gnädiger sein.«

Liet fühlte sich von den Felsen zusammengequetscht und konnte sich kaum noch bewegen. Er roch die atmophärische Elektrizität des Sandsturms und sah die blitzenden Entladungen in der sich nähernden Staubwand. Es war die gefährlichste Naturgewalt, die der Wüstenplanet gegen sie aufzubieten hatte – viel schlimmer als alles, was es auf Salusa Secundus oder an irgendeinem anderen Ort des Universums gab.

Liet streckte seinen Arm aus, und ohne ein Wort ergriff Warrick seine Hand. Er spürte bereits, wie seine oberen

Hautschichten abgeschmirgelt wurden. Der Wind nagte wie eine Ballung winziger Zähne an ihm. Er wollte Warrick herunterziehen, damit er im Spalt zumindest einen gewissen Schutz hatte, aber sein Freund wehrte sich dagegen. Er hatte sich damit abgefunden, dass er keine Chance mehr hatte.

Der Orkan wütete immer lauter und wetzte seine kreischenden Krallen. Liet konnte die Augen nicht mehr offen halten und versuchte, tiefer im unnachgiebigen Fels zu versinken.

Eine heftige Bö entriss ihm Warricks Hand. Liet wollte sich aufrichten, ihn packen und zurückzerren, aber der Felsen hielt ihn fest, und der Wind drückte ihn nach unten. Er konnte nichts mehr sehen. Die Welt bestand nur noch aus dröhnenden Gewalten.

Selbst Warricks Schrei ging völlig im Getöse unter.

* * *

Nachdem er viele Stunden lang die Hölle ertragen hatte, wagte sich Liet wieder nach draußen. Sein Körper war mit puderfeinem Staub bedeckt, mit den wunden Augen konnte er kaum noch sehen, und seine Kleidung war von der Reibung des Felsens und des Sandsturms zerfetzt worden. Seine Stirn brannte.

Ihm war übel, und er schluchzte vor Verzweiflung. Ringsum war die Wüste makellos erneuert, wie eine unberührte Landschaft. Er stampfte mit seinen *Temag*-Stiefeln auf und wollte in seiner Wut und Trauer alles zerstören. Doch dann drehte er sich um.

Er traute seinen Augen nicht, als er die dunkle Silhouette eines Menschen hoch auf einer Sanddüne stehen sah. Sie wurde von einem zerfetzten Mantel umweht, und der Destillanzug wies große Löcher auf.

Liet erstarrte und überlegte, ob er eine Halluzination oder eine Fata Morgana erlebte. Oder war der Geist seines Freundes zu ihm zurückgekehrt? Nein, es handelte sich um

einen lebenden Menschen, der ihm den Rücken zugekehrt hatte.

Warrick.

Liet schrie keuchend auf und rannte stolpernd durch den feinen Sand, in dem er tiefe Spuren hinterließ. Er lachte und weinte gleichzeitig, als er die Düne bestieg. Er konnte immer noch nicht glauben, was seine Augen sahen. »Warrick!«

Der Fremen rührte sich nicht; er eilte seinem Freund nicht entgegen, sondern starrte unentwegt nach Norden, wo sein Zuhause lag.

Liet konnte sich nicht vorstellen, wie Warrick überlebt haben sollte. Der Coriolissturm zerstörte alles, was in seinem Weg lag – aber irgendwie war dieser Mann auf den Beinen geblieben. Wieder rief Liet und erreichte den Kamm der Düne. Er kämpfte um sein Gleichgewicht und näherte sich seinem Freund. Schließlich ergriff er seinen Arm. »Warrick! Du lebst!«

Langsam wandte Warrick sich ihm zu.

Der Sandsturm hatte ihm große Teile der Haut vom Leib gerissen. Er hatte keine Wangen mehr, stattdessen klafften an dieser Stelle Löcher, in denen langen Zähne sichtbar waren. Seine Augen waren ohne Lider und starrten trüb und blind ins Sonnenlicht.

Seine Handrücken bestanden nur noch aus Knochen, und die Sehnen in seiner Kehle bewegten sich wie Seilzüge, als er mit geisterhaft verzerrter Stimme sprach.

»Ich habe überlebt, und ich habe *gesehen*. Aber vielleicht wäre es besser gewesen, wenn ich einfach gestorben wäre.«

75

Wer seine Sünden akzeptiert, kann damit leben. Wer sie nicht akzeptiert, wird unerträgliche Konsequenzen erleiden.

Meditationen aus Bifrost Eyrie,
Texte des Buddhislam

In den Monaten nach der Entführung seines neugeborenen Sohnes trieb sich Abulurd Harkonnen beinahe in den Wahnsinn. Er war ein gebrochener Mann und hatte sich erneut von der Welt zurückgezogen. Alle Diener waren entlassen worden. Zusammen mit seiner Frau belud er einen einzigen Ornithopter nur mit ihrem allerwichtigsten Besitz.

Dann brannten sie das Blockhaus nieder, bis alle Erinnerungen nur noch Asche und Rauch waren. Die Wände, das Dach und die Stützbalken brannten lichterloh wie ein Scheiterhaufen vor dem trüben Himmel Lankiveils. Das große Holzgebäude war jahrzehntelang Abulurds und Emmis Heim gewesen, der Ort, an dem sie glücklich gewesen waren. Doch nun gingen sie, ohne sich noch einmal umzublicken.

Emmi und er flogen über die Berge, bis sie in einer stillen Bergstadt landeten. Sie trug den Namen Veritas, was ›Wahrheit‹ bedeutete. Die buddhislamische Gemeinde hatte sie wie eine Festung unter einem schützenden Granitvorsprung angelegt, der aus der Hauptmasse des Berges hervorragte. Im Lauf der Jahrhunderte hatten die Mönche die Höhle erweitert und ein Labyrinth aus Tunneln und Zellen geschaffen, in die sie sich zur Meditation zurückziehen konnten.

Abulurd Harkonnen hatte sehr viel zu kontemplieren, und die Mönche nahmen ihn ohne Umstände auf.

Sie waren zwar nie besonders religiös gewesen und hat-

ten auch nie den Buddhislam praktiziert, aber trotzdem verbrachten Abulurd und Emmi viele Stunden im gemeinsamen Schweigen. Nach all dem Schmerz und der Trauer spendeten sie sich gegenseitig Trost. Sie versuchten zu verstehen, warum das Universum ihnen immer wieder solche Schicksalsschläge versetzt hatte. Doch keiner von beiden fand eine Antwort darauf.

Abulurd glaubte, dass er ein gutes Herz hatte, dass er im Grunde ein guter Mensch war. Er hatte sich stets bemüht, alles richtig zu machen. Dennoch war er schließlich ins Fegefeuer geraten.

Eines Tages saß er wieder in seiner Klause, wo die brennenden Kerzentöpfe schwaches und flackerndes Licht verbreiteten und parfümierten Rauch in die Luft aufsteigen ließen. Zusätzliche Heizelemente in den Felsnischen wärmten den Raum. Abulurd hockte in weiten, schlichten Gewändern da, nicht um zu beten, sondern um zu grübeln.

Emmi, die neben ihm kniete, berührte den Ärmel seines Gewandes. Sie hatte Gedichte geschrieben, ganz im strengen Stil der buddhislamischen Sutras, doch ihre Worte und Metaphern waren so scharf und schmerzhaft, dass Abulurd sie niemals lesen konnte, ohne dass ihm Tränen in die Augen traten. Sie legte das Pergamentblatt und den kalligraphischen Stift beiseite und ließ die Strophe unvollendet.

Nun starrten beide in die flackernden Kerzen. Irgendwo in den Hallen von Veritas sangen Mönche. Die Schwingungen ihres Gesangs pflanzten sich durch den Stein fort, bis sie zu einem hypnotischen Summen ohne erkennbare Struktur wurden.

Abulurd dachte an seinen Vater, einen Mann, der ihm mit dem langen Haar, dem kräftigen Hals und dem schlanken Körper sehr ähnlich gesehen hatte. Baron Dmitri Harkonnen hatte stets weite Kleidung getragen, damit er imposanter wirkte, als er tatsächlich war. Er war hart und energisch gewesen und hatte sich bereitwillig schwierigen Entscheidungen gestellt, um das Vermögen seiner Familie zu vergrößern. Jeder Tag war eine neue Anstrengung, den Reich-

tum des Hauses Harkonnen zu mehren und die Stellung seiner Familie im Landsraad zu verbessern. Durch das Siridar-Lehen von Arrakis war der Name Harkonnen in die Reihe der nobelsten Familien aufgerückt.

In den Jahrtausenden seit der Schlacht von Corrin hatte die Harkonnen-Linie sich den wohlverdienten Ruf der Grausamkeit erworben, doch Dmitri war niemals so brutal wie die meisten seiner Vorfahren gewesen. Seine zweite Frau Daphne hatte viel dazu beigetragen, ihn sanfter zu machen. In seinen späten Jahren hatte sich Dmitri sehr verändert. Er hatte gern und viel gelacht, seiner neuen Frau gezeigt, wie sehr er sie liebte, und viel Zeit mit seinem jüngsten Sohn Abulurd verbracht. Er kümmerte sich sogar um den geistig zurückgebliebenen Marotin, während frühere Harkonnen-Generationen es als Akt der Gnade betrachtet hätten, das Kind zu töten.

Leider wurde sein ältester Sohn Wladimir immer bösartiger, je liebevoller sich Dmitri verhielt – als bestünde ein direkter Zusammenhang. Wladimirs Mutter Victoria hatte sich alle Mühe gegeben, in ihrem Sohn die Gier nach Macht zu entfachen.

Wir sind so unterschiedlich.

Während sich Abulurd in der steinernen Zelle auf das subtile Farbenspiel der Kerzenflammen konzentrierte und meditierte, bedauerte er es nicht, den Fußstapfen seines Halbbruders nicht gefolgt zu sein. Er hatte weder den Sinn noch den Mut für Taten, an denen der Baron so großen Gefallen fand.

Er lauschte auf die fernen Schwingungen der Mönchsgesänge und dachte über seinen Familienstammbaum nach. Er hatte niemals verstanden, warum sein Vater ihn *Abulurd* genannt hatte – ein Name, mit dem seit den Tagen von Butlers Djihad nur Verachtung und Niedertracht assoziiert wurde. Der ursprüngliche Abulurd Harkonnen war nach der Schlacht von Corrin wegen Feigheit verbannt worden und auf ewig in Ungnade gefallen.

Es war der endgültige Sieg der Menschen gegen die

Denkmaschinen gewesen. Während des letzten Aufgebots auf der legendenumwobenen Brücke von Hrethgir hatte Abulurds Namensvetter etwas getan, an dem sämtliche siegreichen Parteien Anstoß genommen hatten. Gleichzeitig war es der Anlass für die Feindschaft zwischen den Harkonnens und Atreides gewesen. Diese Blutfehde währte nun schon seit Jahrtausenden. Doch genauere Einzelheiten waren unbekannt, und es gab keine weiteren Hinweise.

Was hat mein Vater gewusst? Was hat jener andere Abulurd wirklich in der Schlacht von Corrin getan? Welche Entscheidung hat er an der Brücke getroffen?

Vielleicht hatte Dmitri die Angelegenheit gar nicht als Schande betrachtet. Vielleicht hatten die siegreichen Atreides lediglich die Geschichte umgeschrieben, nach der langen Zeit nur die Tatsachen verfälscht, um die Harkonnens in ein ungünstiges Licht zu rücken. Seit der Großen Revolte hatten Mythen das Mauerwerk der Geschichte wie Efeu umrankt und die Wahrheit verschleiert.

Erschaudernd nahm Abulurd einen tiefen Atemzug, der vom Duft der Räucherkerzen erfüllt war.

Emmi spürte das Unbehagen ihres Mannes und streichelte seinen Nacken. Sie blickte ihn mit einem bittersüßen Lächeln an. »Es wird einige Zeit dauern«, sagte sie, »aber ich denke, dass wir an diesem heiligen Ort vielleicht doch etwas Frieden finden.«

Abulurd nickte und schluckte schwer.

Er ergriff Emmis Hand und führte sie an seine Lippen, um die runzlige Haut über ihren Knöcheln zu küssen. »Auch wenn ich all meinen Reichtum und meine Macht verloren habe... auch wenn ich meine beiden Söhne verloren habe... so habe ich immer noch dich. Und du bist mir mehr wert als alle Schätze des Imperiums.« Er schloss die blassblauen Augen. »Ich wünschte nur, wir könnten zur Entschädigung etwas Gutes für Lankiveil tun, für all die Menschen, die meinetwegen so viel Schlimmes erleiden mussten.«

Gequält presste er die Lippen zusammen, und vor seinen Augen schimmerte ein dünner Tränenschleier, hinter dem

die Bilder nicht verblassen wollten: Glossu Rabban, wie er mit Walblut besudelt im Licht der Scheinwerfer am Ende des Piers stand... Bifrost Eyrie, wie es von Rabbans Truppen verwüstet wurde... der fassungslose Ausdruck auf Onir Rautha-Rabbans Gesicht, bevor die Männer ihn in den Abgrund stießen... und die arme Fischköchin... Abulurd erinnerte sich genau an den Geruch ihres verbrannten Fleisches, an den Lärm des umgestürzten Kochtopfes, an das Wasser, das sich über den Holzboden ergoss und von der Schürze der Toten aufgesogen wurde. Das schreiende Baby...

Lag die Zeit schon so lange zurück, in der das Leben noch gut und friedlich gewesen war? Wie viele Jahre war es her, seit er die einheimischen Fischer das letzte Mal auf einer friedlichen Waljagd begleitet hatte? Als sie den Albino-Wal erlegt hatten...

Er schrak zusammen, als er sich plötzlich an den künstlichen Eisberg erinnerte, an das gewaltige, illegale Gewürzlager, das in den arktischen Gewässern versteckt war. Ein Schatz, der größer war als alles, was dieses Volk sich vorstellen konnte. Dieses Versteck war genau unter Abulurds Nase angelegt worden, zweifellos auf Anweisung seines Halbbruders.

Unvermittelt erhob er sich und lächelte. Abulurd konnte sein Entzücken nicht verbergen. Er sah seine Frau an, die nicht verstand, weswegen er so aufgeregt war.

»Ich weiß jetzt, was wir tun können, Emmi!« Er klatschte vor Begeisterung in die Hände. Endlich hatte er eine Möglichkeit gefunden, wie er das hart arbeitende Volk entschädigen konnte, die Menschen, über die seine Familie so furchtbares Unheil gebracht hatte.

* * *

Die Expedition bestand aus Abulurd, einer Gruppe buddhislamischer Mönche, einer Walfängermannschaft und seinen ehemaligen Haushaltsdienern, und sie machten sich mit einem Eisbrecher-Frachtschiff ohne offizielle Reiseroute

und Standortsignal auf den Weg. Während sie durch das Eismeer fuhren, horchten sie darauf, wie sich die Brocken knirschend aneinander rieben.

Ein nächtlicher Nebel aus schwebenden Eiskristallen trieb über das Wasser und trübte die Scheinwerfer des Schiffs. Für die Suche nach dem Ankerplatz des künstlichen Eisbergs setzten sie Sonargeräte und Scanner ein. Da sie genau wussten, wonach sie suchten, war es nicht allzu schwierig, die schwimmende Attrappe zwischen den echten Eisbergen auszumachen.

Kurz vor Tagesanbruch legte das Schiff an der Polymerskulptur an, die gefrorenem Eis täuschend ähnlich sah. Die staunenden Arbeiter, Walfänger und Mönche betraten mit schlechtem Gewissen die Korridore unter der Wasseroberfläche. Dort standen die seit Jahren unberührten Container mit kostbarer Gewürzmelange, die heimlich von Arrakis nach Lankiveil geschafft worden waren. Der Wert entsprach dem Lösegeld für einen Imperator.

Schon in den ersten Jahren seiner langen Herrschaft hatte Elrood IX. harte Gesetze gegen illegale Vorräte wie diesen erlassen. Wenn das Lager jemals entdeckt wurde, erwartete den Baron eine schwere Strafe, ein enormes Bußgeld und vielleicht der Verlust seines Vorstandspostens in der MAFEA – falls ihm nicht sogar Arrakis als Lehen entzogen wurde.

In einem Moment verzweifelter Hoffnung hatte Abulurd überlegt, ob er seinen Halbbruder erpressen sollte. Er konnte die Herausgabe seines Kindes fordern, indem er damit drohte, das illegale Gewürzlager zu verraten. Da er kein Harkonnen mehr war, hätte Abulurd ohnehin nichts mehr zu verlieren. Aber er wusste, dass diese Lösung auf Dauer nicht praktikabel war. Nein, es gab nur eine Möglichkeit, wie er das Problem endgültig lösen konnte, wie sich zumindest ein Teil des Alptraums lindern ließ.

Mit Suspensorpaletten und einer Menschenkette verbrachte die Mannschaft die nächsten Stunden damit, das Frachtschiff zu beladen, bis sich die Melange auch auf dem

Oberdeck stapelte. Obwohl er in Ungnade gefallen war, hatte Abulurd immer noch seinen Titel als planetarischer Gouverneur. Er wollte sich vorsichtig mit seinen Kontaktpersonen in Verbindung setzen, um Schmuggler und Händler zu finden, die ihm halfen, das Gewürz zu verkaufen. Es würde viele Monate dauern, aber er hatte die Absicht, die gesamten Vorräte in harte Solaris zu verwandeln, die er nach seinem Ermessen verteilen wollte. Um seinem Volk Gutes zu tun.

Emmi und er hatten darüber nachgedacht, aber dann die Idee verworfen, eine größere Summe für ein militärisches Verteidigungssystem zum Schutz Lankiveils auszugeben. Sie erkannten, dass es ihnen selbst mit dem Gegenwert der gesamten Melange nicht gelingen würde, etwas aufzubauen, mit dem sie sich gegen die geballte Macht des Hauses Harkonnen durchsetzen konnten. Nein, sie hatten eine viel bessere Idee.

In der kleinen warmen Klause des Mönchsklosters hatten Emmi und er einen verwickelten Plan ausgeheckt. Es wäre eine monumentale Aufgabe, ein derartiges Vermögen zu verteilen, doch Abulurd verfügte über vertrauenswürdige Helfer, und er war überzeugt, dass sie es schaffen würden.

Vom Geld aus dem Gewürzverkauf sollten alle Städte und Dörfer profitieren, bis zu den abgelegensten Bergfestungen und Fischereihäfen. Die Menschen sollten die buddhislamischen Tempel wieder aufbauen. Sie sollten die veralteten Walpelz-Fabriken renovieren, die Straßen ausbauen und die Häfen erweitern. Jeder Fischer sollte ein neues Boot bekommen.

Das Geld sollte in vielen kleinen Summen ausgezahlt werden, damit es niemals bis zur Quelle zurückverfolgt werden konnte. Das Gewürzlager würde den Lebensstandard der mittellosen Menschen dieses Planeten erhöhen – *seiner* Bürger – und ihnen Annehmlichkeiten ermöglichen, an die sie in ihrem harten Leben nie zuvor einen Gedanken verschwendet hatten.

Selbst wenn der Baron herausfand, was sein Halbbruder

getan hatte, konnte er das unrechtmäßig erworbene Vermögen nicht mehr zurückfordern. Er könnte ebenso gut versuchen, das Meer mit einer Pipette auszuschöpfen...

Als sich der Eisbrecher auf den Rückweg zu den Fjord-Dörfern machte, stand Abulurd am Bug, lächelte in der eiskalten Luft und erschauderte vor freudiger Erwartung. Er wusste, wie viel Gutes er mit den Erträgen dieser einen Nacht bewirken könnte.

Zum ersten Mal seit Jahren verspürte Abulurd Harkonnen wieder tiefen Stolz.

76

Das Lernvermögen ist eine Gabe;
Die Lernfähigkeit ist ein Geschick;
Die Lernwilligkeit ist eine freie Wahl.

Rebec von Ginaz

Heute würde sich entscheiden, ob die Schüler der Schwertmeister überlebten oder starben.

Der legendäre Mord Cour stand neben einer Sammlung verschiedener Waffen und beriet sich leise mit dem Ausbilder Jeh-Wu. Nach einem morgendlichen Regen war der Trainingsplatz feucht und rutschig. Die Wolken hatten sich immer noch nicht verzogen.

Bald werde ich ein Schwertmeister sein, sowohl physisch als auch mental, dachte Duncan.

Wer diese Examensphase bestand – oder überlebte? –, würde sich weiteren Prüfungen unterziehen müssen, in denen es um die Geschichte und Philosophie der Kampfdisziplinen ging, die sie studiert hatten. Danach würden die Sieger zur Hauptinsel zurückkehren, die heiligen Reliquien von Jool-Noret zu Gesicht bekommen und die Heimreise antreten.

Als Schwertmeister von Ginaz.

»Ein Tiger an einem Arm, einen Drachen am anderen«, rief Mord Cour. Sein silbergraues Haar war um ganze zehn Zentimeter länger geworden, seit Duncan ihn das letzte Mal auf der kargen Vulkaninsel gesehen hatte. »Ein großer Krieger ist in der Lage, jedes Hindernis zu überwinden. Nur ein wahrlich großer Krieger kann den Korridor des Todes überleben.«

Von den ursprünglich 150 Schülern seiner Klasse waren nur noch 51 übrig – und durch jeden gescheiterten Kameraden hatte Duncan etwas gelernt. Jetzt standen Hiih Resser

und er, die mit Fug und Recht zu den besten Schülern gehörten, Seite an Seite da, wie es im Verlauf der Jahre ihre Gewohnheit geworden war.

»Korridor des Todes?« Resser hatte einen Teil seines linken Ohres bei einer Messerkampfübung verloren. Seitdem war er der festen Ansicht, dass die Narbe ihn als kampferprobten Veteranen auswies. Er hatte beschlossen, den Schaden niemals durch eine kosmetische Operation beheben zu lassen.

»Nur eine rhetorische Übertreibung«, sagte Duncan.

»Meinst du?«

Duncan atmete tief durch, um sich zu beruhigen, und konzentrierte sich auf das ermutigende Gefühl, das Schwert des alten Herzogs in der Hand zu halten. Das Seilmuster des Knaufs glänzte im Sonnenlicht. *Eine Waffe, auf die man stolz sein kann.* Er schwor sich, ihrer würdig zu sein, und war froh, dass er das Schwert jetzt wieder führen durfte.

»Nach acht Jahren ist es etwas zu spät zum Aussteigen«, sagte er.

Der Parcours war durch ein Kraftfeld vor den Blicken der versammelten Schüler abgeschirmt. Um die Prüfungen zu überleben und den Ausgang zu erreichen, mussten sie angemessen auf Kampfmaschinen, Solidholo-Illusionen, versteckte Fallen und andere Dinge reagieren. Dies sollte ihr letzter praktischer Test sein.

»Tretet vor und wählt eure Waffen!«, rief Jeh-Wu.

Duncan steckte sich zwei kurze Messer in den Gürtel, an dem er bereits das Schwert des alten Herzogs trug. Er wog eine schwere Keule in der Hand, tauschte sie dann jedoch gegen einen langen Kampfspeer aus.

Jeh-Wu schüttelte die schwarzen Locken und kam näher. Obwohl er mit energischer Stimme sprach, lag darin ein Unterton des Mitgefühls. »Einige von euch betrachten diese letzte Prüfung möglicherweise als grausam, viel schlimmer als jede wahre Kampfsituation. Aber wahre Kämpfer müssen in einer harten Schmiede aus wirklichen Gefahren gestählt werden.«

Während er wartete, dachte Duncan an Glossu Rabban, der keine Gnade gezeigt hatte, als er auf Giedi Primus Menschen gejagt hatte. Wahre Ungeheuer wie die Harkonnens dachten sich viel sadistischere Qualen aus, als Jeh-Wus Phantasie sich jemals vorzustellen vermochte. Er holte tief Luft und versuchte, den schwächenden Anfall der Furcht zu unterdrücken. Stattdessen stellte er sich bildlich vor, wie er die Prüfung siegreich überstand.

»Wenn Ginaz einen Schwertmeister einem Adelshaus überantwortet«, fuhr der alte Mord Cour fort, »dann legt diese Familie ihr Leben, ihre Sicherheit und ihr Vermögen in seine Hände. Angesichts dieser Verantwortung kann keine Prüfung zu schwierig sein. Einige von euch werden heute sterben. Daran gibt es keinen Zweifel. Wir sind verpflichtet, dem Imperium nur die besten Kämpfer zur Verfügung zu stellen. Es gibt kein Zurück mehr.«

Die Tore öffneten sich. Helfer mit Listen in den Händen riefen Namen, einen nach dem anderen, und mehrere Schüler traten ein. Sie verschwanden hinter der Abgrenzung. Resser gehörte zu den Ersten, die aufgerufen wurden.

»Viel Glück!«, wünschte er Duncan. Sie gaben sich die Hand zum imperialen Gruß, dann musste er gehen. Ohne sich noch einmal umzublicken, durchschritt der Rotschopf das unheilverkündende Tor.

Acht Jahre hartes Training erreichten in diesem Moment ihren Höhepunkt.

Duncan wartete hinter den anderen Schülern. Manche waren nervös und schweißnass, andere prahlten zuversichtlich. Eine weitere Gruppe ging durch das Tor. Sein Magen verkrampfte sich erwartungsvoll.

»Duncan Idaho!«, rief schließlich einer der Assistenten. Durch die Öffnung sah er, wie sich der letzte aufgerufene Schüler gegen Waffen zur Wehr setzte, die ihn von allen Seiten bedrängten. Der junge Mann sprang, drehte und duckte sich, bis er zwischen den Kampfmaschinen aus Duncans Blickfeld verschwand.

»Kommen Sie, es ist gar nicht so schwierig!«, tönte der

schwergewichtige Helfer. »Wir hatten heute schon ein paar Überlebende.«

Duncan entließ ein stummes Stoßgebet und machte sich auf den Weg ins Unbekannte. Hinter ihm schloss sich das Tor mit einem bedrohlichen Donnerschlag.

Er konzentrierte sich und versetzte seinen Geist in einen Zustand, der ihm sofortige Reaktionen ermöglichte. Gleichzeitig hörte er einen Chor aus Stimmen: Paulus Atreides, der ihm sagte, dass er alles erreichen konnte, was er sich vornahm; Herzog Leto, der ihn ermahnte, niemals vom Weg der Moral und des Mitgefühls abzuweichen; Thufir Hawat, der ihm riet, stets sämtliche Punkte in einem halbkugelförmigen Bereich um seinen Körper im Auge zu behalten.

Zwei Kampfmaschinen lauerten auf beiden Seiten des Korridors, Monster aus Metall, die jede seiner Bewegungen mit funkelten Sensoraugen verfolgten. Duncan stürmte los, hielt plötzlich an, führte einen Scheinangriff aus, duckte sich und lief weiter.

Behalte alles im Auge. Duncan wirbelte herum, stieß mit dem Speer nach hinten und hörte, wie die Spitze gegen scharfkantiges Metall prallte. Dadurch wehrte er eine Waffe ab, einen Speer, den die Maschine in seine Richtung geworfen hatte. *Eine perfekte Reaktion.* Misstrauisch bewegte er sich auf den Fußballen weiter, während er auf sein Gleichgewicht achtete und bereit war, in jede Richtung auszuweichen.

Die Worte seiner Lehrer kamen ihm wieder in den Sinn – des grauhaarigen Mord Cour, des leguangesichtigen Jeh-Wu, des fetten Rivvy Dinari, des stutzerhaften Whitmore Bludd und selbst des ernsten Jamo Reed, des Wächters der Gefangeneninsel.

Für die Ausbildung in Tai-Chi war eine attraktive junge Frau verantwortlich gewesen. Ihr Körper war so biegsam, dass es schien, als würde er nur aus Sehnen bestehen. Ihre sanfte Stimme war trotzdem scharf gewesen. »Erwarte das Unerwartete!« Einfache Worte, in denen jedoch eine tiefe Wahrheit lag.

Die Mechanik der Kampfmaschinen wurde durch Sensor-

augen ausgelöst, die auf seine Bewegungen reagierten. Doch gemäß den Prinzipien von Butlers Djihad konnten sie nicht wie er denken. Duncan rammte die Metallspitze seiner Lanze in eine Maschine, dann drehte er sich und wandte dieselbe Taktik gegen die andere an. Mit einem akrobatischen Manöver wich er nur knapp mehreren Messern aus, die in seine Richtung geflogen kamen.

Während er weiterging, musterte er den hölzernen Pfad unter seinen Füßen und hielt nach Druckflächen Ausschau. Die Bretter wiesen frische Blutflecken auf, und seitlich des Parcours sah er einen verstümmelten Körper, aber er nahm sich nicht die Zeit, ihn zu identifizieren.

Die nächsten Maschinen blendete er, indem er Messer warf und ihre Glasaugen zerstörte. Andere setzte er mit einem kräftigen Fußtritt außer Gefecht. Vier waren lediglich holographische Projektionen, wie er an winzigen Unstimmigkeiten der Lichtverhältnisse erkannte – ein Trick, den Thufir Hawat ihm beigebracht hatte.

Einer der Ausbilder war kaum mehr als ein Junge gewesen, doch hinter dem Milchgesicht verbarg sich ein tödlicher Killerinstinkt... ein Ninja-Krieger, der die Schüler in verstohlenen Methoden des Tötens und der Sabotage unterrichtete, in der Kunst, sich im leichtesten Schatten unsichtbar zu machen und völlig lautlos zuzuschlagen. »Manchmal lässt sich mit einer unbemerkten Berührung die dramatischste Aussage treffen«, hatte der Ninja gesagt.

Duncan kondensierte acht Jahre der Ausbildung, indem er Parallelen zwischen den verschiedenen Disziplinen zog, methodische Ähnlichkeiten sowie Unterschiede nutzte. Einige Techniken waren eindeutig auf die gegenwärtige Situation anwendbar. Seine Gedanken rasten, um die besten auszusuchen und die angemessene Reaktion auf jede Herausforderung zu finden.

Als er an den letzten tödlichen Maschinen vorbeistürmte, spürte er, wie sein Herz gegen seinen Brustkorb pochte. Duncan folgte den Wegweisern und stolperte den Abhang zum zerklüfteten Ufer hinunter, während er sich immer

noch innerhalb des Kraftfeldes befand. Rot leuchtende Suspensoren führten ihn zu einem schäumenden weißen See aus Geysiren und vulkanischen Quellen. Doch ständig schwappten aquamarinblaue Wellen über den Rand des felsigen Beckens und kühlten die Temperatur bis knapp unter den Siedepunkt ab.

Duncan sprang und tauchte ein. Unter der Oberfläche sprudelte Mineralwasser aus Lavaröhren. Er bekam kaum noch Luft, während er durch das heiße Wasser schwamm. Dann erreichte er eine weitere heiße Quelle, wo gefährlich aussehende Maschinen ins dampfende Wasser sprangen, um ihn anzugreifen.

Er kämpfte wie ein wildes Tier – bis ihm klar wurde, dass seine Aufgabe darin bestand, *durch* den Korridor des Todes zu gelangen. Dazu musste er gar nicht sämtliche Gegner besiegen. Er blockierte Schläge, trieb die Kampfmaschinen zurück, und tauchte wieder auf, um weiter den Weg entlangzustürmen, der zum Hochlanddschungel und dem nächsten Prüfungsabschnitt führte...

Eine schmale Seilbrücke hing über einem tiefen Abgrund, eine schwierige Aufgabe für seinen Gleichgewichtssinn. Doch Duncan wusste, dass es noch schlimmer kommen würde. Auf der Hälfte des Weges wurden Solidholo-Bestien projiziert. Bevor sie angreifen konnten, hatte Duncan sie mit dem Speer und seinen bloßen Händen außer Gefecht gesetzt.

Trotzdem stürzte er nicht ab. *Der größte Feind eines Schülers ist sein eigener Geist.* Er schnappte nach Luft und versuchte seine Gedanken zu konzentrieren. *Die Herausforderung besteht in der Beherrschung der Furcht. Ich darf niemals vergessen, dass es keine wirklichen Gegner sind, ganz gleich, wie real sich ihre Schläge anfühlen mögen.*

Er musste jede Technik benutzen, die er gelernt hatte, verschiedene Techniken kombinieren – und überleben, genauso wie in einem wirklichen Kampf. Die Schule von Ginaz konnte ihn nur in Methoden unterrichten, aber in der Realität gab es keine Situationen, die jemals identisch

waren. *Die stärksten Waffen eines Kriegers sind seine mentale und körperliche Beweglichkeit, gepaart mit schneller Anpassungsfähigkeit.*

Er achtete genau auf den Weg, der über den Abgrund führte, und machte vorsichtig einen Schritt nach dem anderen. Mit dem Speer kämpfte er gegen unwirkliche Gegner, bis er das Ende der Brücke erreicht hatte. Er schwitzte und war so erschöpft, dass er beinahe abgestürzt wäre.

Aber er zwang sich zum Weitergehen. Bis zum Ende.

Er rannte durch eine kleine Felsschlucht – der ideale Platz für einen Hinterhalt. Seine nackten Füße schlugen in gleichmäßigem Rhythmus auf die Bretter des Pfades. Er bemerkte die vorbereiteten Fallen. Als er eine Projektilsalve hörte, rollte er sich auf dem Boden ab und sprang wieder auf. Ein Speer flog auf ihn zu, doch er stieß sich mit Hilfe seiner Lanze ab und übersprang die Gefahr.

Er drehte sich in der Luft und landete wieder, dann bemerkte er eine verschwommene Bewegung vor dem Gesicht. Blitzschnell ließ er den Speer vor seinen Augen rotieren und spürte, wie zweimal etwas gegen den Schaft schlug. Zwei winzige fliegende Kampfmaschinen hatten sich wie selbstgelenkte Pfeile hineingebohrt.

Wieder bemerkte er frisches Blut auf dem Holzbrettern und einen Toten, der nicht weit entfernt am Boden lag. Obwohl von ihm keine Rücksicht auf gescheiterte Mitschüler erwartet wurde, trauerte er um den Verlust dieses hochbegabten Kämpfers, der ein langes Training mitgemacht hatte... nur um hier zu sterben, in der letzten Prüfung, so kurz vor dem Ziel.

Gelegentlich erkannte er die Gesichter von Ausbildern hinter der Abschirmung – Schwertmeister, die ihn beobachteten und von denen er viele kannte. Duncan wagte es nicht, darüber nachzudenken, wie sich seine Mitschüler geschlagen hatten. Er hatte keine Ahnung, ob Resser noch am Leben war.

Bislang hatte er seine Messer und den Speer benutzt, aber nicht ein einziges Mal das Schwert des alten Herzogs.

Es hing an seiner Seite und schien ihm allein durch seine Gegenwart Kraft zu geben. Es war, als würde der Geist von Paulus Atreides ihn begleiten und ihm ständig Ratschläge zuflüstern.

»Jedes Kind mit deinem Mumm ist ein Mann, den ich unbedingt für mein Haus haben muss«, hatte der alte Herzog einmal zu ihm gesagt.

Er ließ die besiegten Kampfmaschinen hinter sich, die nun reglos am Rand des Kraftfelds lagen, und stellte sich dem letzten Hindernis. Es war ein riesiger, im Boden versenkter Kessel mit brennendem Öl, der sich über die gesamte Breite des Korridors erstreckte – das Ende des tödlichen Parcours.

Duncan hustete im beißenden Rauch und bedeckte Mund und Nase mit dem Stoff seines Hemdes. Trotzdem konnte er immer noch nichts sehen. Blinzelnd versuchte er seine tränenden Augen zu klären und betrachtete den Kessel, der wie das hungrige Maul eines unterirdischen Dämons wirkte. Nur ein schmaler Rand führte rund um den Bottich, voller glitschiger Ölspritzer, die sich im giftigen Rauch verbargen.

Das letzte Hindernis. Duncan musste es irgendwie überwinden.

Hinter ihm schob sich ein hohes Metallschott aus dem Boden und hinderte ihn daran, den Weg zurückzugehen, den er gekommen war. Es war mit Shigadraht gesichert und bot keinen Halt, um daran hochzuklettern.

Ich hatte ohnehin nicht vor, wieder zurückzugehen.

»Leg dich niemals mit deinen Instinkten an, Junge«, hatte Paulus Atreides ihm geraten. Es war eine intuitive Entscheidung gewesen, als der alte Herzog den jungen Flüchtling in seinen Haushalt aufgenommen hatte, obwohl er wusste, dass Duncan von einer Harkonnen-Welt stammte.

Duncan fragte sich, ob es möglich war, den Kessel mit einem Sprung zu überwinden. Aber durch die Flammen und den Rauch konnte er den gegenüberliegenden Rand nicht erkennen. Was war, wenn der Bottich in Wirklichkeit gar nicht rund war, sondern sich weiter in der Gegenrich-

tung erstreckte? Eine tödliche Falle für jeden, der sich zu Spekulationen hinreißen ließ.

War der Kessel nur eine Holoprojektion? Doch er spürte die Hitze, und der Rauch brannte in seiner Kehle. Er warf seinen Speer, der mit einem unverkennbaren Geräusch gegen den Metallrand schlug.

Als er das Knirschen einer Mechanik und das Rumpeln schwerer Metallplatten hinter sich hörte, drehte er sich um und sah, dass sich das große Schott auf ihn zu bewegte. Wenn er nichts unternahm, würde er einfach in den Kessel geschoben werden.

Er zog das Schwert des alten Herzogs und ließ es durch die Luft schneiden. Die Waffe erschien ihm in dieser Situation völlig nutzlos. *Denk nach!*

Erwarte das Unerwartete.

Er musterte das schimmernde Kraftfeld an der rechten Begrenzung des Korridors. Und erinnerte sich an seine Übungen im Schildkampf mit Thufir Hawat. *Die langsame Klinge durchdringt den Körperschild, aber sie muss sich mit genau der richtigen Geschwindigkeit bewegen, weder zu schnell noch zu langsam.*

Er schwang das Schwert noch ein paarmal, um sich vorzubereiten. Konnte er die flackernde Abschirmung durchbrechen? Wenn eine langsame Klinge durch den Schild drang, konnte die Energie der Barriere beeinflusst und verändert werden. Die scharfe Schneide des Schwertes konnte das Feld verzerren und eine Öffnung schaffen. Aber wie lange würde der Schild beeinträchtigt bleiben? Konnte er seinen Körper durch die vorübergehende Öffnung bringen, bevor sich das Feld wieder stabilisierte?

Das Schott hinter ihm rückte unerbittlich näher und schien ihn zwingen zu wollen, in den brennenden Bottich zu springen. Aber diesen Weg wollte er nicht gehen.

Duncan stellte sich bildlich vor, wie er sein Vorhaben in die Tat umsetzen wollte. Seine Möglichkeiten waren äußerst eingeschränkt. Er lief zur pulsierenden Barriere und hielt an, als es nach Ozon roch und er das Energiefeld

auf seiner Haut spürte. Er versuchte sich an eins der Gebete zu erinnern, die seine Mutter ihm vorgesungen hatte, bevor sie von Rabban ermordet worden war. Aber durch seinen Kopf schwirrten nur Fragmente, die keinen sinnvollen Zusammenhang ergaben.

Er packte das schwere Schwert des alten Herzogs und lehnte sich damit gegen den Schildzaun. Es glitt hinein wie in eine Wand aus Wasser. Dann zog er es nach oben und spürte wellenförmige Bewegungen im Feld. Der Vorgang erinnerte ihn an das Ausweiden eines Fisches.

Dann drängte er sich vor und folgte der Schwertspitze. Ohne allzu große Schwierigkeiten überwand er den Widerstand – und stürzte benommen auf raue Felsen aus schwarzer Lava. Er rollte sich ab und stand im nächsten Moment wieder auf den Beinen. Er hielt seine Waffe bereit, um sich gegen die Schwertmeister zu verteidigen, falls sie ihn für die Verletzung der Regeln bestrafen wollten. Plötzlich war er in Sicherheit vor dem Kessel und der vorrückenden Wand.

»Ausgezeichnet! Wir haben einen weiteren Überlebenden!« Der kraushaarige Jamo Reed, der aus dem Wachdienst auf der Gefängnisinsel entlassen worden war, eilte herbei, um Duncan zu umarmen.

Schwertmeister Mord Cour und Jeh-Wu waren ebenfalls in der Nähe. Ihre Gesichter trugen den fremdartigen Ausdruck der Freude. Duncan hatte keinen der beiden je zuvor so zufrieden gesehen.

»War das der einzige Ausweg?«, wollte er wissen, während er Schwertmeister Cour ansah und nach Atem rang.

Der alte Mann lachte ausgelassen. »Du hast einen von zweiundzwanzig Auswegen gefunden, Idaho.«

Eine andere Stimme meldete sich zu Wort. »Willst du noch einmal hineingehen und nach den anderen Möglichkeiten suchen?« Es war Resser, der übers ganze Gesicht grinste. Duncan steckte das Schwert des alten Herzogs in die Scheide zurück und schloss seinen Freund in die Arme.

77

Wie ist der Kwisatz Haderach zu definieren? Der Mann, der überall gleichzeitig ist, der einzige Mann, der wirklich zum größten Menschen von uns allen werden kann, der seine männliche und weibliche Abstammung mit unzertrennbarer Macht vermengt.

Das Azhar-Buch der Bene Gesserit

Zwei Frauen in schwarzen Anzügen schwammen durch das Netzwerk aus Wasserstraßen und miteinander verbundenen Becken unter dem Palast des Imperators. Die jüngere der beiden machte langsame Züge, um der älteren Frau helfen zu können, falls sie in Schwierigkeiten geriet. Ihre undurchlässigen Anzüge waren glatt und warm und ermöglichten eine gute Beweglichkeit, während sie sittsam die Brust, die Taille und die Oberschenkel bedeckten.

Trotz der Tatsache, dass manche Bene Gesserit alltägliche Kleidung und sogar feinste Gewänder trugen, wenn sie an imperialen Festen und Galas teilnahmen, waren sie angehalten, ihre Körper ständig zu verhüllen – zur Unterstützung der geheimnisvollen Aura, die die Schwestern zu etwas Besonderem machte.

»Ich bin nicht mehr... so leistungsfähig... wie früher einmal«, keuchte die Ehrwürdige Mutter Lobia, als Anirul ihr in das größte von sieben Becken half, eine dampfende Waseroase, die mit duftenden Salzen und Kräutern angereichert war. Vor nicht allzu langer Zeit hätte Anirul keine Chance gehabt, die Wahrsagerin einzuholen, doch nun, im Alter von über einhundertsiebzig Jahren, ließen Lobias Kräfte allmählich nach. Warmes Kondenswasser tropfte wie ein tropischer Regen von der gewölbten Steindecke.

»Sie machen das sehr gut, Ehrwürdige Mutter.« Anirul hielt den Arm der uralten Frau und half ihr eine Steintreppe hinauf.

»Lüge niemals eine Wahrsagerin an«, sagte Lobia mit einem runzligen Lächeln. Ihre gelben Augen blitzten, obwohl sie nach Atem rang. »Insbesondere nicht die Wahrsagerin des Imperators.«

»Und mit der Ehefrau des Imperators sollte man ein wenig Nachsicht üben.«

Die alte Frau lachte.

Anirul war ihr behilflich, sich in einen Formsessel zu setzen, und reichte ihr ein weiches Karthan-Handtuch. Lobia lehnte sich zurück und drückte einen Knopf, der die Massagefunktion des Sessels aktivierte. Sie seufzte, als die elektrischen Felder ihre Muskeln und Nerven stimulierten.

»Es wurden Vorbereitungen getroffen, mich zu ersetzen«, sagte Lobia mit geschwächter Stimme, die sich kaum vom Summen des Sessels abhob. »Ich habe die Namen der Kandidatinnen gesehen. Ich freue mich darauf, in die Mütterschule zurückzukehren, obwohl ich bezweifle, dass ich sie jemals wiedersehen werde. Auf Kaitain herrscht ein ideales Klima, aber ich sehne mich nach der Kälte und Feuchtigkeit von Wallach IX. Seltsam, nicht wahr?«

Anirul saß auf der Kante eines anderen Sessels und sah das Alter im Gesicht der Wahrsagerin, während sie das allgegenwärtige Raunen der vergangenen Leben in ihrem eigenen Kopf hörte. Als geheime Kwisatz-Mutter lebte Anirul mit einem klaren und eindringlichen Bewusstsein der Weitergehenden Erinnerungen. Alle Frauen aus der langen Reihe ihrer Vorfahren sprachen in ihr, verrieten ihr Dinge, von denen selbst die meisten Bene Gesserit nichts wussten. Trotz ihrer vielen Jahre schien Lobias Lebenserfahrung nicht einmal ansatzweise an Aniruls heranzureichen.

Ich habe die Weisheit eines unvorstellbar hohen Alters. Es war keineswegs anmaßend, so zu denken, sondern einfach das Gefühl, mit dem Gewicht einer langen Geschichte zu leben.

»Wie soll der Imperator nur ohne Sie zurechtkommen, Ehrwürdige Mutter? Er ist auf Sie angewiesen, wenn er die Wahrheit von der Lüge unterscheiden will. Sie sind keine gewöhnliche Wahrsagerin, auch nicht nach historischen Maßstäben.«

Unter der entspannenden Massage war Lobia eingeschlafen.

Anirul lehnte sich zurück und dachte über die Ebenen der Geheimhaltung innerhalb der Schwesternschaft nach. Die eingenickte Wahrsagerin war eine der mächtigsten Frauen des Imperiums, doch nicht einmal sie kannte die wahre Bedeutung der Pflichten Aniruls. Um genau zu sein, wusste sie nicht einmal Näheres über das Kwisatz-Haderach-Programm.

Sie sah, wie ihr Gatte Shaddam auf der anderen Seite der unterirdischen Schwimmbecken aus einem Dampfbad auftauchte. Er war klitschnass und hatte sich in ein Handtuch gehüllt. Bevor sich die Tür schloss, sah sie seine Begleiterinnen, zwei nackte Konkubinen aus dem imperialen Harem. Allmählich sahen diese Frauen für sie alle gleich aus, selbst für ihre geschärften Sinne als Bene Gesserit.

Shaddam hatte kein großes sexuelles Verlangen nach Anirul, obwohl sie viele Techniken der Befriedigung beherrschte. Gemäß den Anweisungen der Mutter Oberin hatte sie ihm vor kurzem eine vierte Tochter geboren, Josifa. Er war mit jedem Mädchen, das sie zur Welt brachte, wütender auf sie geworden, und nun beschäftigte er sich lieber mit seinen Konkubinen. Anirul wusste, dass Shaddam schwer an der Bürde der langen Herrschaft Elroods trug, und fragte sich, ob ihr Mann nur deshalb so vielen Konkubinen seine Aufmerksamkeit zuteil werden ließ, um mit dem Geist seines Vaters konkurrieren zu können. Führte er Buch über seine sexuellen Aktivitäten?

Als der Imperator mit geschwellter Brust vom Dampfbad zu einem Becken mit kaltem Wasser lief, wandte er seiner Frau den Rücken zu und sprang hinein. Er tauchte auf und schwamm zügig zu den Wasserstraßen hinüber. Es war

seine Gewohnheit, das System unter dem Palast mindestens zehnmal pro Tag komplett zu durchschwimmen.

Anirul wünschte sich, er würde der Regierung des Imperiums genauso viel Aufmerksamkeit zuwenden wie seinen Vergnügungen. Gelegentlich prüfte sie ihn auf subtile Weise und musste immer wieder feststellen, dass er viel weniger über die Bündnisse der Familien und ihre Machenschaften wusste als sie. Er wies bedenkliche Wissenslücken auf. Shaddam hatte die Reihen seiner Sardaukar verstärkt, aber ohne sinnvollen Plan und ohne tatsächlich ihre Schlagkraft zu stärken. Er trat gerne als Soldat auf und trug sogar die Uniform der Sardaukar, aber er besaß weder den Schneid noch den strategischen Weitblick oder das Talent, seine Spielzeugsoldaten auf produktive Weise im Universum einzusetzen.

Sie hörte ein helles Pfeifen und sah dann einen kleinen schwarzen Schatten unter dem Gewölbe. Flatternd näherte sich ihr eine Distrans-Fledermaus, um ihr eine neue Botschaft von Wallach IX zu überbringen. Man hatte das kleine Tier nach Kaitain gebracht und dort freigelassen, damit es ihre Spur aufnahm. Die alte Lobia rührte sich nicht, und Shaddam würde in frühestens einer halben Stunde wieder da sein. Sie war also allein.

Die Kwisatz-Mutter passte ihre Stimmbänder an und beantwortete den Ruf der Fledermaus. Sie flog zu ihr und landete auf ihrer offenen Handfläche. Anirul betrachtete die hässliche Schnauze, die scharfen Zähne und die Augen, die winzigen schwarzen Perlen glichen. Sie stieß einen weiteren Pfiff aus, worauf die Fledermaus eine schnelle zwitschernde Lautfolge von sich gab – codierte Signale, die in das Nervensystem des Tieres programmiert worden waren.

Anirul nahm die Botschaft auf und spielte sie im Geist noch einmal langsamer ab. Nicht einmal die Wahrsagerin war mit diesem Code vertraut. Die hellen Töne wurden zu einer Serie von Klick- und Zischlauten, die sie übersetzte und in die richtige Reihenfolge brachte.

Es war ein Bericht von der Mutter Oberin, die sie über die

jüngsten Entwicklungen der neunzig Generationen umfassendenen genetischen Planung informierte. Schwester Jessica, die geheime Tochter von Gaius Helen Mohiam und Baron Wladimir Harkonnen, hatte immer noch keinen Erfolg in ihrer heiligen Mission errungen, eine Atreides-Tochter zur Welt zu bringen. Steckte vielleicht eine absichtliche Weigerung oder Verzögerung dahinter? Mohiam hatte das junge Mädchen als leidenschaftlich beschrieben, als loyale, aber gelegentlich störrische Schwester.

Anirul hatte damit gerechnet, dass die nächste Tochter im genetischen Plan längst gezeugt war – das Kind, das schließlich zur Mutter ihrer Geheimwaffe werden sollte. Obwohl Jessica schon seit einiger Zeit mit Herzog Leto Atreides schlief, war sie immer noch nicht schwanger geworden. Weil sie es aus irgendeinem Grund nicht wollte? Die Fruchtbarkeit der attraktiven jungen Frau war getestet worden, sie war eine fähige Verführerin, und Herzog Atreides hatte bereits einen Sohn gezeugt.

Warum dauerte es bei ihr so lange?

Keine gute Neuigkeit. Wenn die lang erwartete Harkonnen-Atreides-Tochter nicht bald geboren wurde, blieb der Mutter Oberin keine andere Wahl, als Jessica nach Wallach IX zurückzubeordern und den Grund in Erfahrung zu bringen.

Anirul überlegte, ob sie die Fledermaus freilassen sollte, doch dann beschloss sie, kein solches Risiko einzugehen. Sie drückte die Finger zusammen und brach dem kleinen Geschöpf das Genick. Den Kadaver warf sie in einen Materie-Recycler im Hintergrund des Raums.

Dann ließ sie Lobia allein im Massagesessel zurück und eilte nach oben in den Palast.

78

Du schneidest Wunden in mein Fleisch und schreibst mit Salz darin!

Wehklage der Fremen

Warrick überlebte, obwohl Liet-Kynes außer einem einfachen Erste-Hilfe-Set in seinem Überlebenssatz keine medizinischen Hilfsmittel zur Verfügung hatte.

Blind vor Trauer und Schuldgefühlen zerrte Liet seinen fast toten Freund auf den Rücken eines Wurms. Während der langen Rückreise zum Sietch teilte Liet sein Wasser mit ihm und gab sich alle Mühe, Warricks zerfetzten Destillanzug zu reparieren.

Die Menschen im Rotwall-Sietch weinten und klagten. Faroula, die großes Geschick im Umgang mit Heilkräutern besaß, wich nicht mehr von der Seite ihres Mannes. Sie pflegte ihn Stunde um Stunde, während er apathisch und blind dalag und sich an die Reste seines Lebens klammerte.

Man hatte Warricks Gesicht bandagiert, doch seine Haut würde nicht mehr nachwachsen. Liet hatte gehört, dass die genetischen Hexenmeister der Bene Tleilax neue Augen, neue Gliedmaßen und neues Gewebe schaffen konnten, aber die Fremen würden solche Wunderheilungen niemals zulassen, nicht einmal für einen der ihren. Die Sietch-Ältesten und die ängstlichen Kinder machten bereits Abwehrzeichen, wenn sie sich dem Vorhang vor Warricks Wohnung näherten, als würden sie den Einfluss eines hässlichen Dämons fürchten.

Heinar, der alte einäugige Naib, besuchte seinen verunstalteten Schwiegersohn. Faroula machte einen leidgeprüften Eindruck, wie sie neben der Pritsche ihres Mannes kniete. Früher war sie humorvoll und schlagfertig gewesen und hatte

gerne gelacht, doch nun war ihr elfenhaftes Gesicht verhärmt. Ihre lebhaften und neugierigen Augen waren in hilfloser Verzweiflung geweitet. Obwohl Warrick nicht gestorben war, trug sie einen gelben *Nezhoni*-Schal als Zeichen der Trauer.

Der Naib berief den Ältestenrat ein, dem Liet-Kynes genau berichtete, was geschehen war. Er wollte, dass die ernsten Männer verstanden und zu würdigen wussten, welches große Opfer Warrick gebracht hatte. Der junge Mann sollte als Held verehrt werden. Seine Taten sollten in Gedichten und ehrenhaften Gesängen verewigt werden. Nur leider hatte Warrick einen schweren Fehler begangen.

Er war nicht gestorben.

Heinar und die Ältesten trafen die Vorbereitungen für eine Fremen-Bestattung. Es sei nur noch eine Frage der Zeit, sagten sie. Der völlig verstümmelte Mann konnte einfach nicht überleben.

Trotzdem lebte er weiter.

Unter der Einwirkung heilender Salben hörten Warricks Wunden auf zu bluten. Faroula fütterte ihn, und häufig sah Liet zu, während er sich verzweifelt wünschte, er könnte irgendetwas tun, um seinem Freund zu helfen. Doch selbst der Sohn von Umma Kynes war nicht in der Lage, die nötigen Wunder zu bewirken. Warricks Sohn Liet-chih, der noch zu jung war, um die Tragödie zu verstehen, wurde von seinen trauernden Großeltern versorgt.

Obwohl Warrick wie ein halb verwester Leichnam aussah, roch sein Körper nicht nach Krankheit und Entzündung, und seine Wunden eiterten nicht. Stattdessen verheilten sie auf ungewöhnliche Weise, auch wenn sich nicht überall neue Haut über den freiliegenden Knochen bildete. Seine starren, lidlosen Augen würden sich nie wieder zum friedlichen Schlaf schließen. Er würde auf ewig in der Nacht der Blindheit leben.

Wenn Faroula über ihn wachte, sprach Liet an ihrer Seite flüsternd mit seinem Freund. Er erzählte ihm Geschichten von Salusa Secundus und aus der Zeit, als sie gemeinsam gegen Harkonnen-Truppen gekämpft hatten, wie sie sich

zum Köder gemacht hatten, um die feindlichen Späher zu töten, die den Brunnen des Bilar-Lagers vergiftet hatten.

Warrick lag reglos da, Tag um Tag, Stunde um Stunde.

Faroula neigte den Kopf und sagte mit einer Stimme, die kaum über ihre Kehle hinausdrang: »Was haben wir getan, um Shai-Hulud so sehr zu erzürnen? Warum werden wir auf diese Weise bestraft?«

Während des bedrückenden Schweigens suchte Liet nach einer Antwort auf ihre Frage. Doch dann regte sich Warrick. Faroula keuchte und wich ein Stück zurück. Ihr Mann setzte sich auf, seine lidlosen Augen bewegten sich, als wollten sie den Blick auf irgendetwas konzentrieren.

Dann sprach er. Die Sehnen, die seinen Kiefer zusammenhielten, seine freiliegenden Zähne und die verstümmelte Zunge bewegten sich und bildeten raue Worte.

»Ich habe eine Vision gehabt. Jetzt weiß ich, was ich tun muss.«

* * *

Mehrere Tage trottete Warrick durch die Gänge des Sietches – langsam, aber zielstrebig. Der Blinde fand den Weg, indem er sich behutsam vortastete und sich von einem mystischen inneren Auge leiten ließ. Wenn er sich in den Schatten bewegte, wirkte er wie die Karikatur einer Leiche. Seine Stimme war tief und trocken wie Papier, doch seine Worte hatten etwas Bezwingendes.

Die Menschen wollten flüchten, trotzdem konnten sie sich nicht losreißen, wenn er sprach. »Als ich im Sturm verloren war, in jenem Moment, als ich dem Tod hätte begegnen müssen, flüsterte eine Stimme zu mir aus dem Sand und Wind. Es war die Stimme Shai-Huluds, die mir sagte, weshalb ich diese Leiden erdulden muss.«

Faroula, die immer noch Gelb trug, versuchte ihren Mann zu bewegen, in ihre Familiengemächer zurückzukehren.

Obwohl die Fremen es vermieden, ihn anzusprechen, hörten sie ihm gebannt zu. Schließlich war es durchaus vorstellbar, dass jemand wie Warrick, der die Gewalten eines

Sturms erlitten hatte, zum Empfänger einer heiligen Vision geworden war. War es vielleicht kein Zufall, dass er etwas überleben musste, was noch kein anderer Mensch heil überstanden hatte? Bewies es, dass Shai-Hulud Pläne mit ihm hatte, dass er ein wichtiger Faden im kosmischen Gewebe war? Wenn jemand vom feurigen Finger Gottes berührt worden war, dann in jedem Fall Warrick.

Mit starrem Blick ging er wie unter Zwang weiter, bis er den Raum betrat, in dem Heinar mit dem Ältestenrat auf Matten am Boden saß. Die Fremen verstummten. Sie wussten nicht, wie sie reagieren sollten. Warrick blieb im Eingang zur Kammer des Rats stehen.

»Ihr müsst einen Bringer ertränken«, sagte er. »Ruft die Sayyadina, damit sie die Zeremonie des Wassers des Lebens leiten kann. Ich muss es verwandeln... damit ich meine Arbeit fortsetzen kann.« Er wandte sich um und schlurfte davon. Heinar und seine Gefährten blieben entsetzt und verwirrt zurück.

Kein Mann hatte jemals das Wasser des Lebens getrunken und es überlebt. Es war eine Substanz für Ehrwürdige Mütter, eine magische, hochgiftige Droge, die jeden tötete, der nicht darauf vorbereitet war.

Unbeirrt lief Warrick weiter in einen Gemeinschaftsraum, wo Heranwachsende Rohgewürz in Trögen zerstampften und unverheiratete Frauen Melangedestillat gerinnen ließen, um es zu Kunst- und Brennstoff weiterzuverarbeiten. An der Wand arbeitete ein Webstuhl mit hypnotisch regelmäßigem Surren und Klacken. Andere Fremen reparierten sorgfältig Destillanzüge und überprüften die Funktion der kunstvollen Mechanismen.

Mit Solarenergie betriebene Öfen erhitzten einen gesunden Getreideschleim, den die Sietch-Bewohner als leichtes Mittagessen zu sich nehmen würden. Größere Mahlzeiten fanden erst nach Sonnenuntergang statt, wenn die Wüste in der Dunkelheit kühler geworden war. Ein alter Mann sang mit näselnder Stimme ein Klagelied, in dem es um die Jahrhunderte der ziellosen Reisen ging, bis die Zensunni-Wan-

derer schließlich den Wüstenplaneten erreicht hatten. Liet-Kynes saß teilnahmslos neben zwei von Stilgars Guerilla-Kämpfern und trank Gewürzkaffee.

Alle Aktivitäten wurden eingestellt, als Warrick eintraf und zu sprechen begann. »Ich habe die große Zukunft *Dunes* gesehen. Es war das Paradies. Selbst Umma Kynes ahnt nichts von der Großartigkeit dessen, was Shai-Hulud mir offenbart hat.« Seine Stimme strich wie ein kalter Luftzug durch eine offene Höhle. »Ich habe die Stimme der Außenwelt gehört. Ich hatte eine Vision des *Lisan al-Gaib*, auf den wir gewartet haben. Ich habe den Weg gesehen, den die Legenden versprochen haben, den die Sayyadina versprochen haben.«

Ein Raunen ging durch die Fremen, als sie seine kühnen Worte hörten. Sie kannten die Prophezeiung. Die Ehrwürdigen Mütter hatten seit Jahrhunderten vorhergesagt, dass jemand kommen würde, und die Legende war von einem Stamm zum nächsten, von einer Generation zur nächsten weitergegeben worden. Die Fremen warteten schon so lange, dass manche skeptisch geworden waren, doch andere glaubten daran – und sie fürchteten sich.

»Ich muss das Wasser des Lebens trinken. Ich habe den Weg gesehen.«

Liet führte seinen Freund vom Gemeinschaftsraum zurück zu Faroula, die sich gerade mit ihrem Vater unterhielt. Sie blickte zu ihrem Ehemann auf, als er eintrat. Ihr Gesicht war vor Resignation verhärmt, ihre Augen von tränenreichen Wochen gerötet. Ihr Baby, das in der Nähe auf einem Teppich hockte, begann zu weinen.

Der alte Naib warf Warrick und Liet einen Blick zu, dann wandte er sich wieder seiner Tochter zu. »So wird es geschehen, Faroula«, sagte Heinar. »Die Ältesten haben entschieden. Es ist ein gewaltiges Opfer, aber wenn... wenn er es wirklich ist, wenn er wirklich der *Lisan al-Gaib* ist, müssen wir tun, was er verlangt. Wir werden ihm das Wasser des Lebens geben.«

* * *

Sowohl Liet als auch Faroula bemühten sich, Warrick von seiner fixen Idee abzubringen, aber der geschundene Mann hielt hartnäckig an seiner Überzeugung fest. Er starrte mit lidlosen Augen, aber er konnte ihren Blick nicht erwidern. »Es ist mein *Mashhad* und mein *Mihna*. Meine spirituelle und religiöse Prüfung.«

»Woher willst du wissen, dass du nicht nur seltsame Geräusche im Wind gehört hast?«, bohrte Liet nach. »Warrick, wie kannst du dir so sicher sein?«

»Weil ich es *weiß*!« Angesichts seiner unerschütterlichen Zuversicht blieb ihnen keine Wahl, als ihm zu glauben.

Die alte Ehrwürdige Mutter Ramallo reiste von einem fernen Sietch an, um die Zeremonie vorzubereiten und zu überwachen. Fremen-Männer holten einen kleinen gefangenen Wurm, der nur zehn Meter lang war, und rangen mit ihm, ertränkten ihn im Wasser, das einem Qanat entnommen worden war. Als der Wurm starb und sein tödliches Gift absonderte, fingen die Männer die Flüssigkeit in einem flexiblen Behälter auf.

Mitten in der Zeremonie kehrte der Planetologe Kynes von seinen Anpflanzungen zurück. Doch er war so sehr in seine eigenen Gedanken vertieft, dass er die Bedeutung des Ereignisses überhaupt nicht erkannte. Nur dass es offenbar etwas Wichtiges war. Er entschuldigte sich unbeholfen bei seinem Sohn und bedauerte zutiefst, was mit Warrick geschehen war... aber Liet erkannte, dass er eigentlich nur mit seinen Berechnungen und Plänen im planetaren Maßstab beschäftigt war. Sein Terraformungsprojekt durfte nicht einen Moment lang ruhen – nicht einmal, wenn die Chance bestand, dass Warrick der seit langem geweissagte Messias war, der die Fremen zu einer unbesiegbaren Streitmacht vereinigen würde.

Die Bevölkerung des Rotwall-Sietches versammelte sich in der großen Höhle. Auf der erhöhten Plattform sprach Heinar zu seinem Stamm, dann trat Warrick vor. Der verkrüppelte Mann wurde vom Naib und der mächtigen Sayyadina begleitet, die diesen Menschen seit mehreren Genera-

tionen gedient hatte. Die alte Ramallo war hart, ledrig und zäh wie eine Wüsteneidechse, die sich gegen einen Jagdfalken zur Wehr setzt.

Die Sayyadina rief die Wassermeister und stimmte die rituelle Litanei an. Die Fremen wiederholten die Worte, aber zurückhaltender als gewöhnlich. Manche glaubten daran, dass Warrick wirklich der war, der er zu sein behauptete, während andere nur auf das Beste hoffen konnten.

Ein Raunen erfüllte den Versammlungssaal. Unter normalen Umständen war die Teilnahme an der Tau-Orgie ein freudiges Ereignis, das nur zu äußerst bedeutenden Terminen stattfand - nach einem Sieg über die Harkonnens, der Entdeckung eines großen Gewürzvorkommens oder dem glücklichen Ausgang einer drohenden Naturkatastrophe.

Doch diesmal wussten die Fremen, wie viel auf dem Spiel stand.

Sie blickten in Warricks entstelltes Gesicht. Er stand ruhig und zuversichtlich da. Sie betrachteten ihn voller Hoffnung und Furcht und fragten sich, ob er ihr Leben verändern - oder auf grauenhafte Weise versagen würde, wie es in vergangenen Generationen mit allen Männern geschehen war.

Liet stand in den vordersten Reihen des Publikums neben Faroula und ihrem Baby. Sie hatte die Lippen zusammengepresst, die Stirn in tiefe Sorgenfalten gelegt und die Augen in ängstlicher Erwartung geschlossen. Liet spürte geradezu die Furcht, die sie ausstrahlte, und er hätte sie gerne getröstet. War es schlimmer für sie, wenn das Gift ihren Mann tötete... oder wenn er überlebte und sein schweres tägliches Leben fortsetzte?

Die Sayyadina Ramallo beendete ihren Segen und reichte den Schlauch an Warrick weiter. »Nun soll Shai-Hulud entscheiden, ob deine Vision wahr ist - ob du der *Lisan al-Gaib* bist, auf den wir so lange gewartet haben.«

»Ich habe den *Lisan al-Gaib* gesehen«, erwiderte Warrick, um dann die Stimme zu senken, sodass nur noch die

alte Frau ihn verstehen konnte. »Ich habe nicht gesagt, dass ich es bin.«

Die freiliegenden Knochen und Sehnen an Warricks Händen bewegten sich, als er den Trinkschlauch annahm und die Tülle an den Mund setzte. Ramallo presste den Beutel zusammen, und das Gift schwappte in seinen Rachen.

Er schluckte krampfhaft, immer wieder.

Die Fremen verstummten und wurden zu einer Menschenmasse, die versuchte, die Vorgänge zu begreifen. Liet glaubte zu hören, wie ihre Herzen im Gleichtakt schlugen. Er registrierte jeden flüsternden Atemzug und spürte, wie das Blut in seinen Ohren rauschte. Er beobachtete und wartete.

»Der Falke und die Maus sind eins«, sagte Warrick, als er einen Blick in die Zukunft warf.

Nach wenigen Augenblicken entfaltete das Wasser des Lebens seine Wirkung.

* * *

Alles, was Warrick zuvor erlitten hatte, all die furchtbaren Qualen während des Sturms und die Schmerzen der Heilung waren nur ein kleiner Vorgeschmack auf den schrecklichen Tod, der ihn erwartete. Das Gift verteilte sich über alle Zellen seines Körpers und setzte sie in Brand.

Die Fremen glaubten, dass der entstellte Mann durch seine Vision in die Irre geführt worden war. Er raste und schlug um sich. »Sie wissen nicht, was sie geschaffen haben. Aus Wasser geboren, im Sand gestorben!«

Die Sayyadina Ramallo wich zurück wie ein Raubvogel, dessen Beute sich plötzlich gegen ihn wandte. *Was hat das zu bedeuten?*

»Sie glauben, sie hätten ihn unter Kontrolle... aber sie täuschen sich.«

Sorgsam wählte sie ihre Worte und interpretierte sie durch den uralten, halb vergessenen Filter der Panoplia Propheticus. »Er sagt, er kann schauen, wohin andere nicht schauen können. Er hat den Weg gesehen.«

»*Lisan al-Gaib!* Er wird all das sein, was wir uns erträumen.« Warrick würgte so heftig, dass seine Rippen wie trockene Zweige knackten. Blut quoll zwischen seinen Zähnen hervor. »Aber nicht das, was wir erwarten.«

Die Sayyadina hob ihre Hände, die wie Klauen waren. »Er hat den *Lisan al-Gaib* gesehen. Er wird kommen, und er wird all das sein, was wir uns erträumen.«

Warrick schrie, bis ihm die Stimme versagte. Er zuckte krampfartig, bis er keine Gewalt über seine Muskeln mehr hatte, bis sein Gehirn ausgebrannt war. Die Bewohner des Bilar-Lagers hatten das Wasser des Lebens in starker Verdünnung getrunken und waren trotzdem unter grausamsten Qualen gestorben. Für Warrick wäre selbst ein solcher Tod eine Gnade gewesen.

»Der Falke und die Maus sind eins!«

Die Fremen konnten nur in hilflosem Entsetzen zuschauen, was mit ihm geschah. Warricks Todeszuckungen dauerten viele Stunden... doch Ramallo brauchte wesentlich länger, um seine irritierenden Visionen zu deuten.

79

Stein ist schwer und Sand ist gewichtig, doch der Zorn eines Narren ist schwerer als beides zusammen.

Herzog Leto Atreides

Als Dominic Vernius verbittert und rastlos in die Polarbasis auf Arrakis zurückkehrte, eilten seine Männer herbei, um ihn zu begrüßen. Doch dann sahen sie den Gesichtsausdruck des Mannes und wussten, dass ihr Anführer keine guten Neuigkeiten mitbrachte.

Seine Augen blickten gehetzt aus Höhlen, die im tiefen Schatten lagen; seine einst bronzefarbene Haut war ausgebleicht und vorzeitig gealtert. Ihm war nur noch sein eiserner Wille geblieben. Sein letzter Hoffnungsschimmer war erloschen, und nun brannte der Wunsch nach Rache in seinem Blick.

Der Veteran Asuyo war in einen schweren Synfell-Mantel gehüllt, der vorne offen war, sodass seine dichte weiße Brustbehaarung freilag. Er stand auf der Landeplattform, kratzte seine Stoppelhaare und wirkte besorgt. »Was gibt es, Dom? Was ist passiert?«

Dominic Vernius starrte nur auf die hohen Felswände der Schlucht, die ihn wie Festungsmauern umgaben. »Ich habe Dinge gesehen, die kein Ixianer je erleben sollte. Meine Heimatwelt ist genauso tot wie meine geliebte Frau.«

Benommen lief er von seinem leeren Schiff ins Labyrinth aus Gängen, das seine Männer in den gefrorenen Hügel gebohrt hatten. Andere Schmuggler begrüßten ihn und fragten nach Neuigkeiten... aber er ging weiter, ohne zu antworten. Verwirrt blickten sich die Männer an.

Ziellos streifte Dominic durch die Gänge. Er ließ die Fingerspitzen an den mit Polymer versiegelten Wänden ent-

langstreichen und stellte sich vor, es wären die Höhlen von Ix. Dann hielt er plötzlich inne, atmete tief durch und schloss die Augen halb. Er zwang sich dazu, Bilder vom einstigen Ruhm des Hauses Vernius heraufzubeschwören, die Wunder der unterirdischen Stadt Vernii, das Große Palais, die kristallene Architektur der hängenden Stalaktit-Gebäude.

Trotz jahrhundertelanger scharfer Konkurrenz durch Richese waren die Ixianer die unbestrittenen Meister der Technik und Innovation gewesen. In nur wenigen Jahren hatten die Tleilaxu all ihre Leistungen zunichte gemacht, Ix vom Rest des Imperiums isoliert und sogar die Gildebank vertrieben, sodass die Transaktionen nun über Tleilaxu-Niederlassungen auf anderen Planeten abgewickelt werden mussten...

In seinen besten Jahren hatte Dominic Vernius während der Revolte auf Ecaz alles für seinen Imperator gegeben. Er hatte gekämpft, geschwitzt und geblutet, um die Ehre der Corrinos zu verteidigen. Diese Zeit lag so lange zurück...

Damals schienen die Separatisten von Ecaz törichte Träumer gewesen zu sein, gewalttätige und dennoch naive Guerillas, denen eine Lektion erteilt werden musste, damit sie nicht zum Vorbild für andere unzufriedene Welten im galaktischen Imperium wurden.

In diesen Kämpfen hatte Dominic viele gute Männer verloren. Er hatte viele Kameraden begraben. Er hatte gesehen, wie Soldaten qualvoll gestorben waren, die auf seinen Befehl hin in die Schlacht gezogen waren. Er erinnerte sich, wie er an der Seite von Johdams Bruder, einem tapferen Mann mit schneller Auffassungsgabe, durch einen niedergebrannten Wald gelaufen war. Unter wildem Gebrüll hatten sie in das Nest der Widerstandskämpfer gefeuert. Plötzlich war Johdams Bruder zu Boden gegangen. Dominic hatte gedacht, er wäre über eine verkohlte Wurzel gestolpert, doch als er dem Mann wieder auf die Beine helfen wollte, blickte er auf einen verschmorten Halsstumpf, den die Photonengranate hinterlassen hatte...

Die Schlacht jenes Tages hatte Dominic gewonnen, aber der Sieg hatte ihn fast ein Drittel seiner Männer gekostet. Seinen Truppen war es gelungen, die Ecazi-Rebellen auszulöschen, und dafür hatten sie hohe Auszeichnungen erhalten. Die gefallenen Soldaten waren in Massengräbern auf einem Planeten weit entfernt von ihrer Heimat beigesetzt worden.

Die Corrinos waren solcher Opfer nicht würdig.

Aufgrund seiner Heldentaten hatte das Haus Vernius mehr Einfluss im Vorstand der MAFEA bekommen. Dominic war Ehrengast der Siegesfeier auf Kaitain gewesen und hatte neben dem sehr jungen Erzherzog Ecaz gesessen, der wieder seinen Mahagoni-Thron hatte besteigen können. Gemeinsam mit Elrood war Dominic durch Säle gestreift, in denen Kristall, wertvolle Metalle und poliertes Holz funkelten. Er hatte an Festtafeln gesessen, die sich über Kilometer zu erstrecken schienen, während draußen die Menschenmassen seinen Namen skandierten. Er hatte stolz unter dem Goldenen Löwenthron gestanden, während der Imperator ihm den Tapferkeitsorden verlieh. Auch seine Offiziere waren mit Medaillen ausgezeichnet worden.

In diesen Schlachten hatte sich Dominic den Ruf eines berühmten Helden und die unerschütterliche Loyalität seiner Männer erworben. Noch heute konnte er sich auf sie verlassen, selbst an einem heruntergekommenen Ort wie diesem. Nein, die Corrinos hatten all das nicht verdient!

Was denkst du, Dominic? Die Stimme schien flüsternd in seinem Kopf zu ihm zu sprechen, eine sanfte und melodische Stimme, die merkwürdig vertraut klang... und beinahe vergessen war.

Shando. Aber das war nicht möglich! *Was denkst du, Dominic?*

»Was ich auf Ix sah, zerstreute meine letzten Bedenken. Meine Selbstbeherrschung wurde abgetötet«, sagte er laut, aber so, dass niemand ihn hören konnte... außer seiner geliebten Lady, die in ätherischer Gestalt bei ihm war. »Ich

habe beschlossen, etwas zu tun, meine Liebe - etwas, das ich schon vor zwanzig Jahren hätte tun sollen.«

* * *

Während des monatelangen antarktischen Tages achtete Dominic nicht mehr darauf, wie die Stunden oder Wochen vergingen. Kurz nach seiner Rückkehr von Ix hatte er erste Pläne geschmiedet und sich allein auf den Weg gemacht. In der Kleidung eines Arbeiters verlangte er eine Audienz beim Wasserhändler Rondo Tuek.

Die Schmuggler zahlten Tuek jeden Monat eine stattliche Summe für sein Stillschweigen, und der Industriebaron arrangierte heimliche Verbindungen zur Gilde, ohne die keine Transporte zu anderen Welten möglich waren. Dominic war nie daran interessiert gewesen, Profit zu erwirtschaften, und raubte nur Geld aus den imperialen Kassen, um den Corrinos zu schaden. Daher hatten ihn die Bestechungsgelder niemals geschmerzt. Er gab aus, was nötig war, um zu erreichen, was er erreichen wollte.

Keiner der Außenweltler in der Wassergewinnungsfabrik erkannte ihn, obwohl er sich einige missbilligende Blicke einfing, als er in den Komplex marschierte und darauf bestand, mit dem Wasserhändler zu sprechen.

Tuek erkannte ihn, doch es gelang ihm nicht, seine schockierte Reaktion zu verbergen. »Es ist Jahre her, seit Sie sich das letzte Mal hier haben blicken lassen.«

»Ich brauche Ihre Hilfe«, sagte Dominic. »Ich möchte weitere Dienste in Anspruch nehmen.«

Rondo Tuek lächelte, und seine weit auseinander stehenden Augen funkelten. Er kratzte sich am dichten Haarschopf auf der linken Kopfseite. »Ich bin jederzeit für neue Geschäfte zu haben.« Er deutete in einen Korridor. »Hier entlang, bitte!«

Als sie um eine Ecke bogen, sah Dominic, wie ihnen ein Mann entgegenkam. Er trug einen schweren weißen Parka, den er geöffnet hatte, und hielt einen Plexaktenordner in

der Hand, den er im Gehen mit gesenktem Blick durchblätterte.

»Lingar Bewt«, sagte Tuek amüsiert. »Wenn Sie nicht aufpassen, rennt er Sie um.«

Obwohl Dominic versuchte, ihm auszuweichen, war der Mann so unaufmerksam, dass sie trotzdem aneinander stießen. Bewt bückte sich, um eine Plexakte aufzuheben, die ihm heruntergefallen war. Sein Gesicht war gebräunt, rund und nichtssagend. Am Kinn und Bauch hatte er einen leichten Fettansatz – kein Mann, der für militärische Einsätze geeignet war.

»Bewt kümmert sich um meine gesamte Buchhaltung und Transportplanung«, sagte Tuek, als der zerstreute Mann weitergegangen war. »Ich wüsste nicht, was ich ohne ihn machen sollte.«

In Tueks gesichertem Privatbüro achtete Dominic kaum auf die ausgestellten Schätze und Kunstwerke.

»Ich benötige ein nicht registriertes, schweres Transportschiff. Und ich brauche eine Heighliner-Passage, ohne dass mein Name erwähnt wird.«

Tuek verschränkte die gespreizten Hände und blinzelte mehrere Male. Ein leichter Tic im Nacken ließ seinen Kopf ein paarmal hin und her zucken. »Also haben sie einen großen Fund gemacht, wie? Wie viel Gewürz ist es?« Der gedrungene Mann beugte sich vor. »Ich kann Ihnen helfen, es zu verkaufen. Ich habe gute Verbindungen...«

Dominic schnitt ihm das Wort ab. »Kein Gewürz. Für Sie sind keine Prozente drin. Es ist... eine private Sache.«

Enttäuscht lehnte sich Tuek zurück und ließ die Schultern sinken. »Also gut. Für einen fairen Preis – über den wir verhandeln können – beschaffe ich Ihnen einen schweren Transporter. Wir beschaffen Ihnen alles, was Sie benötigen. Ich werde mich mit der Gilde in Verbindung setzen und eine Passage mit dem nächsten Heighliner buchen. Wie lautet Ihr Ziel?«

Dominic wandte den Blick ab. »Natürlich Kaitain... wo

sich die Corrinos verschanzt haben.« Dann blinzelte er und richtete sich steif auf. »Aber das geht Sie nichts an, Tuek.«

»Nein«, stimmte der Wasserhändler zu und schüttelte den Kopf. Ein besorgter Ausdruck trat in sein Gesicht, und er irritierte seinen Gast, indem er Papiere hin und her schob und die Unordnung in seinem Büro vergrößerte. »Kommen Sie in einer Woche wieder zu mir, Dominic, dann habe ich alles da, was Sie brauchen. Wollen wir jetzt über den Preis verhandeln?«

Dominic sah ihn gar nicht mehr an. »Stellen Sie in Rechnung, was Sie für angemessen halten.« Damit verließ er den Raum, umso schnell wie möglich in seine Basis zurückzukehren.

* * *

Nachdem Dominic seine Männer im größten Raum der Basis zusammengerufen hatte, sprach er mit düsterer, erschöpfter Stimme von den Schrecken, die er auf Ix gesehen hatte. »Als ich euch vor langer Zeit hierher brachte, habt ihr euer Heim und euer früheres Leben aufgegeben. Ihr habt erklärt, mir zu folgen. Wir haben uns gegen die Corrinos verbündet.«

»Und wir haben es keinen Tag bereut, Dom«, warf Asuyo ein.

Dominic ging nicht auf den Zwischenruf ein, sondern fuhr mit tief hallender Stimme fort. »Wir wollten zu Wölfen werden, doch stattdessen sind wir nicht mehr als lästige Mücken.« Er stemmte die großen Hände auf den Tisch und atmete tief und langsam durch. *»Das wird sich aber jetzt ändern.«*

Ohne weitere Erklärung verließ der abtrünnige Graf den Raum. Er wusste, wohin er gehen musste und was er zu tun hatte. Die Männer sollten ihm folgen oder es bleiben lassen. Es war ihre freie Entscheidung, weil es ganz allein sein persönlicher Kampf war. Es war höchste Zeit, dass er dem Haus Corrino eine Rechnung präsentierte.

Er drang tief in die kalte Festung ein, in dunkle Korri-

dore, wo der Boden mit Dreck und Staub bedeckt war. Nur wenige Menschen hielten sich in diesem Bereich auf. Er selbst hatte die gesicherten Lager seit Jahren nicht mehr betreten.

Tu es nicht, Dominic. Wieder meldete sich kribbelnd die Stimme in seinem Hinterkopf. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken. Wenn sein Gewissen ihn von seinem Entschluss abzubringen versuchte, klang es fast genauso, als würde Shando zu ihm sprechen. *Tu es nicht.*

Doch die Zeit für Abwägungen war für ihn längst vorbei. Die Jahrtausende der Corrino-Herrschaft seit Butlers Djihad hatten eine tiefe Narbe in der Geschichte hinterlassen. Das imperiale Haus hatte den Ruhm nicht verdient. Und jene andere Renegatenfamilie an der Wasserscheide des alten Imperiums – deren Name und Motiv vergessen waren – hatte die Rache nicht zu Ende geführt. Salusa Secundus war zerstört worden, aber letztlich war ihr Kampf erfolglos geblieben.

Dominic wollte mit seiner Rache einen Schritt weiter gehen.

An den versiegelten Türen des tiefsten Lagerraumes tippte er den Code ein, bevor er seine Hand auf die Scannerplatte schlug. Außer ihm hatte niemand Zugang zu diesem Gewölbe.

Als die Türen aufglitten, fiel sein Blick auf das Arsenal der Nuklearwaffen, die dem Haus Vernius als letztes Aufgebot geblieben waren, die es seit Jahrtausenden in Reserve hielt. Die Große Konvention verbot strengstens den Einsatz dieser Technik, doch Dominic war es längst gleichgültig geworden. Er hatte nichts mehr zu verlieren.

Gar nichts mehr.

Nach der Tleilaxu-Invasion hatten Dominic und seine Männer die geheimen Waffen aus dem Versteck auf einem Mond des Ix-Systems geborgen und sie nach Arrakis gebracht. Nun strich er mit den Fingern über die Sammlung. In den glänzenden Metallbehältern befanden sich Sprengköpfe, Planetenkiller, Steinbrenner, Bomben, die die Atmo-

sphäre einer Welt entzünden und Kaitain in einen winzigen, kurzlebigen Stern verwandeln würden.

Es wurde Zeit. Vorher wollte Dominic seine Kinder auf Caladan besuchen, um sie noch ein letztes Mal zu sehen und sich von ihnen zu verabschieden. Bisher hatte er es nicht gewagt, Aufmerksamkeit auf sie zu lenken und sie in Gefahr zu bringen. Man hatte Rhombur und Kailea Amnestie gewährt, während er ein gejagter Flüchtling geblieben war.

Aber er wollte es ein einziges Mal tun und dabei äußerst vorsichtig vorgehen. Nach den vielen Jahren war es einfach angebracht. Dann würde er seinen letzten Schlag ausführen und schließlich doch den Sieg erringen. Die gesamte korrupte Verwandtschaft der Corrinos sollte ausgerottet werden.

Die Stimme Shandos in seinem Gewissen war jedoch voller Trauer. Trotz allem, was sie durchgemacht hatten, war sie nicht mit seinem Vorhaben einverstanden. *Du warst schon immer ein Dickkopf, Dominic Vernius.*

80

Innovation und Wagemut schafft Helden. Geistloses Festhalten an althergebrachten Regeln schafft nur Politiker.

Graf Hundro Moritani

Am Abend nach der Prüfung im Korridor des Todes saßen die Schwertmeister zusammen mit den 43 überlebenden Schülern der ursprünglich 150 Köpfe starken Klasse in einem großen Speisezelt. Jetzt wurden sie nicht mehr wie Schüler, sondern als Kollegen behandelt, die sich endlich den Respekt und die Kameradschaft von großen Kämpfern verdient hatten.

Doch um welchen Preis...?

Kaltes Gewürzbier wurde in hohen Krügen serviert. Vorspeisen von anderen Welten waren auf Porzellantellern ausgebreitet. Die alten Lehrer gingen stolz zwischen den abgekämpften Prüflingen umher, die sie acht Jahre lang ausgebildet hatten. Duncan Idaho hatte den Eindruck, dass in der festlichen Stimmung ein Hauch von Hysterie mitschwang. Einige der jungen Männer saßen schockiert und fast reglos da, während andere sich wahllos vollstopften und betranken.

In einer knappen Woche würden sie sich gemeinsam vor den Verwaltungsgebäuden der Hauptinsel einfinden, wo ihnen eine weitere Runde mündlicher Prüfungen bevorstand, ein formeller Test des intellektuellen Wissens, das sie von den Schwertmeistern erworben hatten. Doch nach dem tödlichen Hindernisparcours kam ihnen die Beantwortung einiger Fragen wie ein Kinderspiel vor.

Von der aufgestauten Anspannung erlöst tranken Duncan und Resser viel zu viel. In den Jahren der harten Ausbildung hatten sie nur dürftige Mahlzeiten zu sich genommen,

damit sie abgehärtet wurden. Und Alkohol vertrugen sie gar nicht mehr. Das Gewürzbier setzte ihnen schwer zu.

Duncan spürte, wie er immer rührseliger wurde, als er sich an die Kämpfe, die Schmerzen und all die getöteten Mitschüler erinnerte. *Welche Verschwendung...*

Resser war im Siegestaumel und in Feierlaune. Er wusste, dass sein Adoptivvater fest mit seinem Versagen gerechnet hatte. Nach der Trennung von seinen Grumman-Mitschülern und seiner Weigerung, die Ausbildung abzubrechen, hatte der Rotschopf genauso viele psychologische wie handfeste Kämpfe gewonnen.

Die gelben Monde waren längst über den Himmel gezogen und hatten eine Spur funkelnder Sterne hinterlassen, als sich die Runde auflöste. Die vernarbten, leicht verletzten und betrunkenen Schüler zogen sich einer nach dem anderen zurück und stellten sich dem Kampf gegen den bevorstehenden Kater. In den Hütten gingen Geschirr und Gläser zu Bruch; es gab nichts mehr zu essen oder zu trinken.

Hiih Resser wankte barfuß an Duncans Seite in die Dunkelheit der Insel, vom großen Haus zur Gruppe der Unterkünfte, die ein Stück weiter am breiten weißen Strand lag. Auf dem unebenen Boden waren ihre Schritte nicht sehr sicher.

Duncan legte seinem Freund die Hand auf die Schulter – nicht nur in brüderlicher Geste, sondern auch, um sein Gleichgewicht zu wahren. Er verstand einfach nicht, wie der hünenhafte Schwertmeister Rivvy Dinari es schaffte, so elegant zu laufen.

»Wenn das alles vorbei ist – kommst du dann mit mir nach Caladan?« Duncan bemühte sich, seine Worte sorgfältig zu wählen. »Du weißt doch, das Haus Atreides würde zwei Schwertmeister mit Handkuss nehmen, wenn Moritani dich nicht will.«

»Das Haus Moritani will mich ganz bestimmt nicht mehr, nachdem Trin Kronos und die anderen die Schule verlassen haben«, sagte Resser. Duncan bemerkte Tränen in den Augen seines Freundes.

»Seltsam«, sagte Duncan. »Sie hätten an diesem Abend mit uns feiern können, aber sie haben eine andere Wahl getroffen.« Sie gingen den Abhang zum Strand hinunter. Die Schlafhütten schienen noch sehr weit entfernt und waren nur undeutlich zu erkennen.

»Trotzdem muss ich zurückkehren, um vor meine Familie zu treten und ihr zu zeigen, was ich erreicht habe.«

»Angesichts dessen, was ich über Graf Moritani weiß, klingt das sehr gefährlich. Selbstmörderisch.«

»Trotzdem muss ich es tun.« Im Schatten drehte er sich zu Duncan um. Seine düstere Stimmung verflog. »Anschließend werde ich um eine Audienz bei Herzog Atreides ersuchen.«

Duncan und er wankten durch die Dunkelheit und strengten ihre Augen an, um etwas von der Umgebung zu erkennen. »Wo sind nur die verdammten Hütten?« Dann hörten sie Stimmen und Kampfgeräusche. Duncans getrübter Geist gab Alarm, doch viel zu langsam, um rechtzeitig reagieren zu können.

»Ah, es sind Resser und Idaho.« Grelles Licht stach wie glühende Eiszapfen in ihre Augen, und Duncan hob die Hand. »Schnappt sie euch!«

Überrascht und orientierungslos stießen Duncan und Resser gegeneinander, als sie versuchten, eine sinnvolle Kampfposition einzunehmen. Aus dem Hinterhalt fiel eine Gruppe dunkel gekleideter und nicht identifizierbarer Krieger über sie her, die mit Stöcken und Knüppeln bewaffnet war. Duncan rief sich die Techniken ins Gedächtnis, die er auf Ginaz gelernt hatte, und verteidigte sich an der Seite seines Freundes. Anfangs fragte er sich, ob es sich um eine Art zusätzliche Prüfung handelte, eine letzte Überraschung der Schwertmeister, nachdem sie ihre Schüler durch die Feier in Sicherheit gewiegt hatten.

Dann sah er eine scharfe Klinge, die ihm eine lange, aber nicht sehr tiefe Wunde in der Schulter zufügte. Jetzt verlor er jede Zurückhaltung. Resser schrie – nicht vor Schmerz, sondern vor Wut. Duncan schlug mit Fäusten und Füßen

um sich. Er hörte das Knacken eines gebrochenen Arms und spürte, wie sein Zehennagel eine Kehle aufschlitzte.

Doch die Masse der Gegner bearbeitete Duncans Kopf und Schultern mit Betäubungsstäben, und ein Angreifer traf seinen Hinterkopf mit einer altertümlichen Keule. Ächzend ging Resser zu Boden, während sich vier Männer auf ihn stürzten.

Obwohl er betrunken war und viel zu träge reagierte, versuchte Duncan, seine Widersacher abzuschütteln und seinem Kameraden zu helfen. Doch die Betäubungsstäbe setzten ihn schließlich außer Gefecht, und in seinem Geist breitete sich Finsternis aus...

* * *

Als er wieder zu Bewusstsein kam, spürte er zuerst einen übel schmeckenden Knebel im Mund. Dann sah Duncan eine Barkasse, die in der Nähe auf dem Strand lag. Weiter draußen bewegte sich der dunkle, schattenhafte Umriss eines deutlich größeren Schiffs in den Wellen. Seine Entführer warfen ihn ohne viel Federlesens in das Beiboot. Neben ihm schlug die erschlaffte Gestalt Hiih Ressers auf die Planken.

»Versuche nicht, dich aus den Shigadrahtfesseln zu befreien – es sei denn, du kannst auf deine Arme verzichten«, knurrte eine tiefe Stimme an seinem Ohr. Er spürte, wie die Drähte in seine Haut schnitten.

Duncan biss die Zähne zusammen, um sich vom Knebel zu befreien. Auf dem Strand sah er große Blutflecken und zerstörte Waffen, die von der hereinkommenden Flut erfasst wurden. Die Angreifer luden elf Männer in die schlanke Barkasse. Sie waren in Tücher gehüllt und offensichtlich tot. Also hatten Resser und er gut gekämpft, wie wahre Schwertmeister. Vielleicht waren sie nicht die einzigen lebenden Gefangenen.

Die dunklen Gestalten stießen Duncan in einen engen Raum unter Deck, in dem es furchtbar stank. Dort prallte er

gegen andere gefesselte Männer – einige seiner Mitschüler. Trotz der Dunkelheit sah er Angst und Zorn in ihren Augen. Viele waren verletzt. Die schlimmsten Wunden waren mit zerrissenen Textilfetzen verbunden worden.

Mit einem leisen Stöhnen erwachte Resser neben ihm. Am Funkeln in den Augen seines Freundes erkannte Duncan, dass der Rotschopf zu einer schnellen Einschätzung der Situation gelangte. Sie hatten den gleichen Gedanken und rollten sich auf den Bodenplanken herum, bis sie Rücken an Rücken lagen. Mit tauben Finger hantierten sie an den Fesseln des anderen, um sich zu befreien. Einer ihrer unkenntlichen Bewacher fluchte und trennte sie durch einen Fußtritt.

Im Bugbereich der Barkasse unterhielten sich Männer – leise, aber mit deutlichem Akzent. *Grummaner.* Resser wehrte sich weiterhin gegen seine Fesseln, was ihm einen erneuten Fußtritt einbrachte. Der Motor wurde mit einem leisen Surren gestartet, und das kleine Boot machte sich auf den Weg durch die Wellen.

Das ominöse dunkle Schiff weiter draußen wartete auf sie.

81

Wie leicht wird die Trauer zur Wut, und wie leicht gewinnt die Rache Argumente.

Padischah-Imperator Hassik III.,
Wehklage um Salusa Secundus

Unter dem kuppelförmigen Gewölbe eines Raums in seiner Residenz auf Arrakeen beschäftigte sich Hasimir Fenring mit einem vertrackten Puzzle. Es handelte sich um holographische Repräsentationen verschiedener geometrischer Formen, die sich zu einem vollkommenen Ganzen zusammensetzen ließen. Aber nur, wenn alle Elektropotenziale gleichmäßig verteilt waren.

In seiner Jugend hatte er sich mit ähnlichen Spielen am imperialen Hof von Kaitain die Zeit vertrieben, und damals hatte er meistens gewonnen. In jenen Jahren hatte er viel über Politik und Machtverhältnisse gelernt – viel mehr als Shaddam, um genau zu sein. Und der Kronprinz hatte es durchaus bemerkt.

»Hasimir, außerhalb des imperialen Hofs bist du viel wertvoller für mich«, hatte Shaddam zu ihm gesagt, als er ihn fortgeschickt hatte. »Ich möchte, dass du auf Arrakis ein Auge auf die nicht sehr vertrauenswürdigen Harkonnens hast und dafür sorgst, dass meine Gewürzsteuern ordentlich abgeführt werden – zumindest bis die verdammten Tleilaxu ihr Amal-Projekt abgeschlossen haben.«

Intensives gelbes Sonnenlicht drang durch die Fenster in der Kuppel. Es war durch die Hausschilde gefiltert, die die Hitze abhielten und das Anwesen gleichzeitig vor Angriffen durch den Mob schützten. Fenring konnte die hohen Temperaturen auf Arrakis einfach nicht ausstehen.

Seit achtzehn Jahren baute Fenring nun schon seine

Machtbasis in Arrakeen auf. In der Residenz lebte er mit allem angenehmem Komfort, der in diesem Staubloch möglich war. Er konnte zufrieden sein.

Er schob einen Stab über einen Tetraeder und hätte ihn beinahe zu früh losgelassen. Dann konnte er das Element gerade noch rechtzeitig an die richtige Position dirigieren.

Genau in diesem Moment kam Willowbrook, der Hauptmann seiner Wachen, hereinmarschiert. Er räusperte sich und riss Fenring aus seiner Konzentration. »Der Wasserhändler Rondo Tuek hat um eine Audienz gebeten, Graf.«

Angewidert schaltete Fenring das Puzzlespiel aus, bevor die Teile in Unordnung geraten konnten. »Und was will er, hmmm?«

»Er hat es als ›persönliche Angelegenheit‹ bezeichnet. Und betont, dass sie äußerst wichtig sei.«

Fenring trommelte mit den langen Fingern auf der Tischplatte, wo sich noch vor wenigen Augenblicken das Puzzle befunden hatte. Der Wasserhändler hatte noch nie zuvor um eine Privataudienz ersucht. *Was will Tuek plötzlich von mir? Er muss ein ernstes Anliegen haben.*

Oder er weiß etwas.

Bezeichnenderweise ließ der Händler mit dem ungewöhnlichen Aussehen kein Bankett und kein gesellschaftliches Ereignis aus. Da er die wahren Machtverhältnisse auf Arrakis kannte, stellte er Fenrings Haushalt besonders große Wassermengen zur Verfügung – mehr als den Harkonnens in Carthag.

»Ähh... er hat meine Neugier geweckt. Schicken Sie ihn herein, und sorgen Sie dafür, dass wir in den nächsten fünfzehn Minuten nicht gestört werden.« Der Graf schürzte die Lippen. »Hmm-mm, danach werde ich entscheiden, ob Sie ihn wieder hinauskomplimentieren oder nicht.«

Kurz darauf trat Tuek mit stapfenden Schritten und schwingenden Armen in den Raum. Er fuhr mit einer verschwitzten Hand durch das rostgraue Haar, um es zu ord-

nen, dann verbeugte er sich. Die vielen Treppenstufen schienen ihn außer Atem gebracht zu haben. Fenring lächelte und war zufrieden mit Willowbrooks Entscheidung, ihn zu Fuß gehen zu lassen, statt ihm den privaten Lift anzubieten, mit dem er dieses Stockwerk ohne Anstrengung erreicht hätte.

Fenring blieb am Tisch sitzen, ohne seinen Besucher zum Platznehmen aufzufordern. Der Wasserhändler trug sein silbernes Gewand und eine auffällige Kette aus staubigen Platingliedern um den Hals. Offenbar war es im Sandstrahl bearbeitet worden, damit es den authentischen Eindruck eines arrakisischen Kunstwerks erweckte.

»Haben Sie etwas für mich?«, fragte Fenring mit gierigem Blick. »Oder möchten Sie etwas von *mir* haben, hmm?«

»Ich kann Ihnen einen Namen nennen, Graf Fenring«, sagte Tuek ohne Umschweife. »Und was ich dafür als Gegenleistung erwarte...« Er hob die breiten Schultern. »Ich denke, Sie werden mich angemessen bezahlen.«

»Sofern Ihre Erwartungen nicht übertrieben sind. Wie lautet dieser Name? Und warum sollte er mich interessieren?«

Tuek beugte sich vor und wirkte wie ein Baum, der umzustürzen droht. »Es ist ein Name, den Sie seit Jahren nicht mehr vernommen haben. Ich denke, dass Sie sehr interessiert sein werden. Zumindest wird es der Imperator sein.«

Fenring wartete, aber er brachte keine große Geduld auf. Endlich fuhr Tuek fort. »Dieser Mann hält sich auf Arrakis versteckt und hat sich im Geheimen, aber mit Erfolg bemüht, Ihre Aktivitäten zu sabotieren. Er möchte sich am gesamten Haus der imperialen Familie rächen, obwohl er sich ursprünglich nur mit Elrood IX. zerstritten hat.«

»Ach, wer hat sich nicht mit Elrood zerstritten?«, fragte Fenring. »Er war ein hasserfüllter alter Geier. Wer ist dieser Mann?«

»Dominic Vernius«, erwiderte Tuek.

Fenring setzte sich plötzlich kerzengerade auf, und seine großen Augen wurden noch größer. »Der Graf von Ix? Ich dachte, er wäre tot.«

»Ihre Kopfjäger und Sardaukar haben ihn niemals gefasst. Er hat sich die ganze Zeit hier auf Arrakis verborgen gehalten, zusammen mit einer kleinen Schmugglergruppe. Gelegentlich mache ich ein paar Geschäfte mit ihm.«

Fenring schniefte. »Sie haben mich nicht sofort informiert? Wie lange wissen Sie schon davon?«

»Mylord«, sagte Tuek und atmete einmal tief durch. »Elrood hat die Fehde gegen das Renegaten-Haus eröffnet, und er ist nun schon seit vielen Jahren tot. Soweit ich es beurteilen konnte, schien Dominic niemandem zu schaden. Er hatte längst alles verloren... und ich hatte mich um wichtigere Probleme zu kümmern. Doch nun hat sich die Sachlage geändert. Ich fühle mich verpflichtet, Sie darüber zu informieren, weil ich weiß, dass Sie gute Beziehungen zum Imperator haben.«

»Und was genau hat sich geändert, hmm?« Fenrings Gedanken rasten. Das Haus Vernius war seit langem praktisch ausgelöscht. Lady Shando war von Sardaukar aufgespürt und getötet worden. Ihre Kinder lebten im Exil auf Caladan und wurden als ungefährlich eingestuft.

Doch ein zorniger und rachsüchtiger Dominic Vernius konnte großen Schaden anrichten, vor allem, wenn er sich in unmittelbarer Nähe der Gewürzquellen aufhielt. Fenring musste diese Angelegenheit sehr ernst nehmen.

»Graf Vernius hat ein schweres Transportschiff bestellt. Er wirkte... äußerst verstört und plant möglicherweise einen größeren Anschlag. Meiner Ansicht nach könnte es sich sogar um ein Attentat auf den Imperator handeln. Deshalb bin ich zu Ihnen gekommen.«

Fenring hob die Augenbrauen und runzelte die Stirn. »Weil Sie glauben, dass ich Ihnen mehr Belohnung zahle, als Dominic jemals an Bestechungsgeldern aufbringen kann?«

Tuek breitete die Arme aus und antwortete mit einem

Lächeln auf diese Anschuldigung, ohne sie zu leugnen. Vor einem solchen Verhalten hatte Fenring Respekt. Damit bestand zumindest kein Zweifel an der Motivation dieses Mannes.

Nachdenklich strich er sich mit einem Finger über die Lippen. »Gut, Tuek. Sagen Sie mir, wo ich das Versteck des abtrünnigen Grafen finde. Ich will unmissverständliche Angaben. Und bevor Sie gehen, suchen Sie meinen Schatzmeister auf. Stellen Sie eine Liste mit allem zusammen, was Sie benötigen, sich wünschen oder sich als Belohnung vorstellen können. Dann werde ich entscheiden. Ich gebe Ihnen, was ich als Gegenwert für Ihre Informationen angemessen halte.«

Tuek beklagte sich nicht. »Vielen Dank, Graf Fenring«, sagte er mit einer Verbeugung. »Es freut mich, Ihnen zu Diensten sein zu können.«

Nachdem er alle bekannten Fakten über die antarktische Basis der Schmuggler preisgegeben hatte, verließ Tuek den Raum – im selben Augenblick, als Willowbrook wieder eintrat, da genau fünfzehn Minuten verstrichen waren.

»Willowbrook, bringen Sie meinen Freund zum Schatzmeister. Er weiß über alles Weitere Bescheid, hmm? Und für den Rest des Nachmittags lassen Sie mich bitte in Ruhe. Ich muss über vieles nachdenken.«

Als sich die Tür hinter den beiden Männern geschlossen hatte, ging Fenring auf und ab. Er summte vor sich hin, lächelte und zog im nächsten Moment eine besorgte Miene. Schließlich schaltete er das Holo-Puzzle wieder ein. Es würde ihm helfen, sich zu entspannen, damit sich seine Gedanken klären konnten.

Fenring hatte Spaß an verwickelten Intrigen, wenn sich Räder in Rädern drehten. Dominic Vernius war ein intelligenter und einfallsreicher Gegner, dem es gelungen war, sich jahrelang den Häschern des Imperiums zu entziehen. Für Fenring wäre es äußerst befriedigend, wenn der abtrünnige Graf sein Ende letztlich selbst herbeiführte.

Graf Fenring würde die Augen offen halten und ein wei-

tes Spinnennetz weben, aber Vernius sollte den nächsten Zug machen. Er selbst würde erst dann zuschlagen, wenn der Renegat alles vorbereitet hatte und kurz davor stand, seinen Plan in die Tat umzusetzen.

Es würde ihm großes Vergnügen bereiten, dem Gesetzlosen die Schlinge hinzuhalten, mit der er sich selbst erhängen würde...

82

Das Paradies zu meiner Rechten, die Hölle zu meiner Linken - und der Todesengel hinter mir.

Rätselspruch der Fremen

Wie versprochen besorgte der Wasserhändler einen nicht registrierten Frachter für Dominic Vernius. Der zerstreute Lingar Bewt überführte ihn von Carthag zur Wasserfabrik am Südpol und händigte dem Renegaten mit verlegenem Lächeln die Schlüsselkarte aus. Dominic flog das leicht ramponierte Schiff zusammen mit Johdam zum geheimen Landeplatz in der antarktischen Schlucht. Der frühere Graf von Ix sagte während des Fluges kaum ein Wort.

Der schwere Transporter war alt und gab seltsame ächzende Geräusche von sich. Fluchend schlug Johdam auf die Kontrollen. »Verdammte Schnecke! Ich glaube kaum, dass die Kiste noch länger als ein Jahr heil übersteht, Dom. Es ist ein Schrotthaufen.«

Dominic warf ihm einen flüchtigen Blick zu. »Für unsere Zwecke reicht es, Johdam.« Vor vielen Jahren war er dabei gewesen, als Johdams Gesicht von einer Stichflamme verbrannt worden war. Dann hatte der Veteran während des ersten fehlgeschlagenen Angriffs auf Ix Dominic das Leben gerettet und ihn aus dem Feuer der Sardaukar gezogen. Er hatte nicht den geringsten Zweifel an Johdams Loyalität, aber jetzt war es an der Zeit, dass Dominic ihn freigab, damit der Mann wieder ein eigenes Leben führen konnte.

Als Johdam vor Wut errötete, blieb das Gewebe seiner Brandnarbe blass und wächsern. »Hast du gehört, wie viele Solaris Tuek uns für dieses Wrack abgenommen hat? Wenn wir damals auf Ecaz solche Ausrüstung gehabt hätten, wären die Rebellen uns haushoch überlegen gewesen. Sie

hätten mit Steinen werfen und uns schwere Verluste zufügen können.«

Seit Jahren hatten sie gemeinsam gegen die Gesetze des Imperiums verstoßen, doch alles Weitere musste Dominic ganz allein tun. Er empfand eine merkwürdige Zufriedenheit über seine Entscheidung und sprach mit ruhiger und gleichmäßiger Stimme. »Rondo Tuek weiß, dass er von uns in Zukunft keine Bestechungsgelder in gewohnter Höhe mehr erwarten kann. Also will er noch einmal so viel Gewinn wie möglich einstreichen.«

»Aber er hat dich betrogen, Dom!«

»Hör mir zu.« Er beugte sich zu seinem Statthalter hinüber. Der schwere Frachter vibrierte, als er in den Landeanflug überging. »Es spielt keine Rolle mehr. Ich brauche nur die Mittel... um zu tun, was ich tun muss.«

Das Schiff kam auf dem Landeplatz in der Schlucht zur Ruhe. Schweiß glänzte auf Johdams vernarbtem Gesicht. Er stapfte die Rampe hinunter. Dominic bemerkte die Ungewissheit und Hilflosigkeit im Gesicht des Mannes. Er wusste, dass Johdam nicht nur auf den Betrug des Wasserhändlers wütend war, sondern auch auf Dominics Pläne...

Dominics einziger Wunsch war, Ix und sein Volk zu befreien, etwas Positives zu tun, das all die Untaten ausglich, die von den Tleilaxu und Sardaukar verübt worden waren. Aber das stand nicht in seiner Macht. Jetzt noch nicht.

Ihm stand nur die Macht der Zerstörung zur Verfügung.

Der ehemalige ixianische Botschafter Cammar Pilru hatte immer wieder Appelle an den Landsraad gerichtet, aber inzwischen war er zu einer langweiligen Witzfigur geworden. Selbst Rhomburs Bemühungen – die wahrscheinlich im Geheimen von den Atreides unterstützt wurden – hatten bislang nichts bewirkt. Das Problem musste an der Wurzel gelöst werden.

Dominic Vernius, der ehemalige Graf von Ix, wollte eine Botschaft senden, die das Imperium niemals vergessen sollte.

* * *

Nachdem seine Entscheidung gefallen war, hatte Dominic seine Männer tief in die Festung geführt und den Lagerraum geöffnet. Die Schmuggler erstarrten, als sie die eingelagerten Nuklearwaffen sahen. Sie alle hatten sich vor diesem Tag gefürchtet. Sie hatten dem abtrünnigen Grafen lange genug gedient, um keine detaillierten Erklärungen zu benötigen. Sie standen im kalten Korridor oder lehnten sich gegen die Polymerwände.

»Zuerst gehe ich nach Caladan und dann allein nach Kaitain«, gab Dominic bekannt. »Ich habe eine Nachricht für meine Kinder geschrieben, und ich will sie noch einmal wiedersehen. Es ist viel zu viel Zeit vergangen. Ich muss es endlich tun.« Er blickte der Reihe nach jeden der Schmuggler an. »Ihr seid von nun an frei. Ihr könnt tun und lassen, was ihr wollt. Ich schlage vor, dass ihr unsere Lager liquidiert und die Basis aufgebt. Kehrt zurück zu Gurney Halleck auf Salusa Secundus – oder zu euren Familien. Ändert eure Namen, löscht alle Aufzeichnungen, die unsere Aktivitäten dokumentieren. Wenn ich Erfolg habe, hat unsere Gruppe keine weitere Existenzberechtigung mehr.«

»Und der gesamte Landsraad wird uns zum Abschuss freigeben«, knurrte Johdam.

Asuyo versuchte, Dominic von seinem Vorhaben abzubringen. Er sprach in militärischem Tonfall, wie ein Offizier, der mit seinem Vorgesetzten diskutiert. Aber Dominic wollte ihm nicht zuhören. Der Graf von Ix hatte nichts mehr zu verlieren; ihm blieb nur noch die Rache. Wenn er auch den letzten Corrino aus diesem Universum gefegt hatte, könnten sein Geist und der Shandos vielleicht endlich Frieden finden.

»Bringt diese Waffen an Bord des Frachters«, sagte er. »Ich selbst werde ihn fliegen. In zwei Tagen trifft ein Gilde-Heighliner ein.« Er starrte sie alle mit ausdruckslosem Gesicht an.

Einige der Männer wirkten erschüttert. Ihnen standen Tränen in den Augen, aber sie wussten, dass sie dem Mann nicht widersprechen sollten, der sie durch zahlreiche

Schlachten geführt hatte, der einst die gesamte Industrie von Ix verwaltet hatte.

Schweigend machten sie sich an die Arbeit. Sie holten Suspensorklammern und schafften die Atomwaffen eine nach der anderen hinaus. Sie bewegten sich ohne Hast, da sie sich keineswegs auf den Abschluss dieser Aufgabe freuten.

Ohne zu essen oder zu trinken überwachte Dominic den ganzen Tag lang den Fortschritt der Arbeit. Sprengköpfe in Metallbehältern wurden auf Paletten hinausgetragen und dann durch die Tunnel zum Landeplatz befördert.

Er stellte sich vor, wie es wäre, Rhombur wiederzusehen und sich mit ihm über Politik zu unterhalten. Er wollte hören, welche Ziele sich Kailea gesetzt hatte. Er fragte sich, wie seine Kinder jetzt aussehen mochten, wie groß sie geworden waren. Hatten sie bereits eigene Familien, und war er bereits Großvater? War es wirklich schon über zwanzig Jahre her, seit er sie das letzte Mal gesehen hatte – als Ix gefallen war?

Es blieb ein gewisses Risiko, aber Dominic wollte es trotzdem probieren. Seine Kinder würden es von ihm erwarten. Er würde alle Eventualitäten berücksichtigen. Er wusste, wie schwierig es auch in emotionaler Hinsicht sein würde, aber er versprach sich, stark zu sein. Wenn Rhombur erfuhr, was er beabsichtigte (sollte er es seinem Sohn sagen?), würde der Prinz diese Gelegenheit nutzen und an der Seite seines Vaters für Ix kämpfen. Wie würde Kailea reagieren? Würde sie versuchen, ihren Bruder zurückzuhalten? Wahrscheinlich.

Dominic kam zu dem Schluss, dass es das Beste wäre, seinen Kindern nichts von seinen Plänen zu erzählen. Dadurch würden nur neue Probleme entstehen.

Möglicherweise gab es ein weiteres Kind, mit dem Dominic gerne Kontakt aufgenommen hätte. Seine geliebte Shando hatte vor der Heirat mit Dominic, während ihrer Zeit als Konkubine im Palast des Imperators, einen unehelichen Sohn zur Welt gebracht. Sein Erzeuger war Elrood

Corrino. Man hatte ihr das Kind kurz nach der geheimen Geburt weggenommen. In ihrer Stellung hatte Shando kein Recht gehabt, diesen Sohn bei sich zu behalten, und trotz ihrer ständigen Bitten um Informationen hatte sie niemals erfahren, was aus ihm geworden war. Er war einfach verschwunden.

* * *

Asuyo und Johdam konnten es nicht ertragen, die Vorbereitungen zu beobachten, und machten sich daran, die Vermögenswerte und Vorräte unter den Männern aufzuteilen. Der alte Asuyo hatte seine Orden und Rangabzeichen entfernt und zu Boden geworfen. Sie mussten so schnell wie möglich diese Basis verlassen und sich in alle Winkel des Imperiums zerstreuen.

Murrend machte Johdam eine Bestandsaufnahme ihrer Gewürzvorräte und brachte sie zusammen mit zwei weiteren Männern zur Fabrik des Wasserhändlers. Dort wollten sie die ihnen verbliebene Ware gegen Krediteinheiten tauschen, mit denen sie sich Passagen, Identitäten und neue Existenzen kaufen konnten.

In den letzten Stunden holte Dominic alle Gegenstände aus seinem Quartier und verschenkte Schätze, die keine Bedeutung für ihn hatten. Er behielt nur wenige Dinge, die ihm am Herzen lagen. Die Holo-Porträts von Shando und Andenken an seine Kinder waren ihm wichtiger als jeder Reichtum. Er wollte sie Rhombur und Kailea zurückgeben, damit sie etwas hatten, das sie an ihre Eltern erinnerte.

Als er die kühle, staubige Luft der Räume einatmete, die so viele Jahre lang sein Zuhause gewesen waren, bemerkte Dominic Details, die er seit dem Bau der Festung nicht mehr gesehen hatte. Er betrachtete Risse in den Wänden, unebene Stellen im Boden und an der Decke... doch im Innern hatte er nur das Gefühl des Versagens und der Leere. Er kannte nur eine Möglichkeit, wie er diese Leere ausfüllen konnte – mit Blut. Die Corrinos würden für ihre Verbrechen bezahlen.

Dann würden seine Kinder und das Volk von Ix stolz auf ihn sein.

Als alle Waffen bis auf drei Sprengköpfe und zwei Steinbrenner an Bord des schweren Frachters geschafft waren, trat er in den matten antarktischen Sonnenschein hinaus. Ein Lichtstrahl hatte den Weg in die tiefe Schlucht gefunden. Dominic hatte jeden Schritt des Angriffs auf die Hauptwelt des Imperiums geplant. Niemand würde mit einer solchen Überraschung rechnen. Shaddam würde nicht einmal die Zeit bleiben, sich unter seinem Goldenen Löwenthron zu verkriechen. Dominic wollte keine grandiosen Ansprachen halten und seinen Triumph nicht bis zum Letzten auskosten. Niemand würde wissen, dass er gekommen war. Es würde bis zum Ende eine Überraschung bleiben.

Elrood IX. war bereits tot, und der neue Padischah-Imperator hatte nur eine Bene-Gesserit-Frau und vier kleine Töchter. Es wäre also gar nicht so schwierig, die Linie der Corrinos auszulöschen. Dominic Vernius wollte sein Leben opfern, um das imperiale Haus zu zerstören, das viele Jahrtausende lang seit der Schlacht von Corrin regiert hatte.

Er sog einen tiefen Atemzug in seinen mächtigen Brustkorb. Er drehte den Kopf und blickte an den steilen Wänden der schmalen Schlucht hinauf. Johdams Shuttle setzte zur Landung an. Dominic wusste nicht, wie lange er regungslos dagestanden hatte, während seine Männer weiterarbeiteten und die Nuklearwaffen zählten.

Eine Stimme riss ihn aus seinen Gedanken. Johdam stürmte mit gerötetem Gesicht und wehendem Parka auf ihn zu. »Man hat uns verraten, Dom! Die Fabrik des Wasserhändlers ist verlassen! Alle Außenweltler sind fort. Der Betrieb wurde eingestellt. Sie haben ihre Sachen gepackt und sich Hals über Kopf in Sicherheit gebracht.«

Keuchend fügte Asuyo hinzu: »Sie wollen nicht in unserer Nähe sein, Herr. *Weil etwas geschehen wird.*« Er war völlig verändert. Selbst ohne seine Orden war er wieder ein Offizier, der bereit war, sich dem blutigen Kampf zu stellen.

Einige Schmuggler stießen wütende Schreie aus. Domi-

nics Gesichtsausdruck versteinerte grimmig. Damit hätte er rechnen müssen. Selbst nach all den Jahren der Zusammenarbeit konnte man Rondo Tuek nicht vertrauen.

»Nehmt mit, was ihr tragen könnt. Geht nach Arsunt, Carthag oder Arrakeen, aber verschwindet, bevor dieser Tag vorbei ist. Legt euch andere Identitäten zu.« Dominic deutete auf den alten Frachter. »Ich will nur noch die letzten Sprengköpfe einladen und dann starten. Ich bin immer noch entschlossen, meine Mission zu erfüllen. Meine Kinder warten auf mich.«

* * *

Eine knappe Stunde später, während die letzten Evakuierungsmaßnahmen liefen, traf die militärische Steitmacht ein. Ein komplettes Sardaukar-Geschwader aus tief fliegenden Angriffsthoptern. Sie warfen Erschütterungsbomben ab, die die gefrorenen Wände beschädigten. Breit gefächerte Lasgun-Strahlen schlugen in die Klippen und verwandelten sie in Dampf und Staub. Das Eis taute, Felsblöcke stürzten in die Schmelzkrater.

Die Thopter der Sardaukar stießen wie Raubfische herab in die Schlucht. Mit weiteren Sprengsätzen zerstörten sie vier Transportschiffe, die auf dem Landeplatz aus Geröll standen.

Entschlossen sprang Asuyo in einen Ornithopter und startete den Motor, als wollte er sich seine nächste Tapferkeitsmedaille verdienen. Das Gefährt stieg auf, und die Waffen liefen warm. Er vergeudete ein paar Atemzüge damit, über das Kom-System Tueks Verrat und die Sardaukar insgesamt zu verfluchen. Doch bevor er einen Schuss abfeuern konnte, hatten zwei imperiale Jäger ihn und den Thopter in eine brennende, schwarze Rauchwolke verwandelt.

Truppentransporter landeten auf dem ebenen Boden, und bewaffnete Kämpfer quollen wie aufgestörte Insekten heraus.

Mit chirurgischer Genauigkeit zerstörten die Sardaukar die Triebwerke von Dominics Frachter. Sie schienen zumin-

dest zu vermuten, dass sich die Familienatomwaffen an Bord dieses Schiffes befanden. Nun konnte der verbannte Graf nicht mehr damit starten und erst recht nicht Kaitain erreichen. Als Dominic die Stärke des imperialen Geschwaders einzuschätzen versuchte, wusste er, dass er und seine Schmuggler nicht mehr entkommen konnten.

Johdam blaffte wieder Befehle wie ein alter Offizier und organisierte seinen letzten Widerstandskampf. Die Männer rannten todesmutig in die Kampfzone und feuerten mit den unterschiedlichsten Waffen auf die anrückenden Sardaukar-Truppen. Mit Messern oder bloßen Händen töteten die Krieger des Imperators jeden Schmuggler, der ihnen über den Weg lief. Für sie war es kaum mehr als eine militärische Übung, und es schien ihnen Spaß zu machen.

Schließlich zog sich Johdam mit einer Handvoll überlebender Männer in die Tunnel zurück, wo sie sich verbarrikadieren und verteidigen wollten. In einer déjà-vu-haften Wiederholung der Tragödie während der Ecazi-Rebellion sah Dominic, wie Johdams Kopf von einer Lasgun-Salve zerschossen wurde - genau wie bei seinem Bruder...

Dominic hatte nur noch eine Chance. Es wäre kein Sieg, wie er ihn sich vorgestellt hatte, und Rhombur und Kailea würden niemals davon erfahren... Doch angesichts der Alternative einer totalen Niederlage entschied er sich für eine andere verzweifelte Maßnahme. Er und seine Männer würden ohnehin sterben.

Die Ehre verlangte es, dass er bei seinen Truppen blieb, um gemeinsam mit seinen Männern bis zum Tod zu kämpfen - auch wenn es letztlich eine völlig sinnlose Geste war. Sie wussten es, und er wusste es. Die Sardaukar vertraten den Imperator und gaben Dominic Vernius damit die Gelegenheit, ihm einen symbolischen, aber dennoch tödlichen Schlag zu versetzen. Im Namen von Ix, im Namen seiner Kinder, im Namen des Grafen Dominic Vernius.

Als sich die Wände der Schlucht im konzentrierten Feuer in Lawinen aus Matsch und Stein verwandelten, lief Dominic geduckt in die Basis. Einige seiner Männer folgten ihm,

weil sie glaubten, er würde sie in eine bessere Deckung führen. Er schwieg und versuchte nicht, sie über sein tatsächliches Vorhaben aufzuklären.

Die Sardaukar drangen in die Gänge ein und rückten in Angriffsformation vor. Sie töteten jeden, den sie sahen. Sie machten keine Gefangenen, weil es unnötig war, irgendjemand zu verhören.

Dominic zog sich in die tieferen Ebenen zurück und näherte sich dem Lagerraum. Der Korridor endete in einer Sackgasse. Jetzt verstanden die Männer hinter ihm entsetzt, was er zu tun beabsichtigte.

»Wir halten sie so lange hin, wie wir können, Dom«, versprach einer von ihnen. Sie bezogen Stellung an beiden Seiten des Tunnels und hielten ihre nicht sehr schlagkräftigen Waffen bereit. »Wir geben dir genügend Zeit.«

Dominic hielt nur einen kurzen Moment inne. »Ich danke euch. Ich werde euch nicht enttäuschen.«

»Sie haben uns noch nie enttäuscht, Herr. Jeder von uns wusste, worauf er sich einließ, als wir uns einverstanden erklärten, Ihnen zu folgen.«

Er erreichte die offene Tür zum gesicherten Lagerraum im selben Augenblick, als hinter ihm eine laute Explosion ertönte. Die Wände stürzten ein, durchbrachen die Polymerverkleidung und setzten ihn und seine Männer hier unten fest. Aber den Rückweg hatte er ohnehin nicht mehr benutzen wollen.

Die Sardaukar würden sich in wenigen Minuten durch die Barriere gearbeitet haben. Sie hatten das Blut von Dominic Vernius gerochen und würden keine Ruhe geben, bis sie ihn hatten.

Er lächelte humorlos. Shaddams Männer würden eine Überraschung erleben.

Mit dem Handflächenschloss versperrte Dominic das Eingangsschott des Gewölbes. Im letzten Moment sah er noch, wie die eingestürzten Trümmer aufglühten. Dann schnitten ihn feste Wände von allen Geräuschen ab.

Hinter dem Schutz der schweren Tür drehte sich Dominic

zu den noch verbliebenen Stücken seines nuklearen Waffenarsenals um. Er wählte einen Steinbrenner, eine kleinere Waffe, deren Wirksamkeit sich einstellen ließ. Sie konnte einen gesamten Planeten vernichten oder nur einen begrenzten Bereich verwüsten.

Die Sardaukar hämmerten bereits gegen die Tür, als er den Steinbrenner aus dem Behälter hob und die Bedienungselemente studierte. Er hatte nie geglaubt, dass er es eines Tages nötig haben würde, die Funktionsweise dieser Waffen zu verstehen. Sie waren als Weltuntergangsmaschinen gedacht, die nie zum Einsatz kommen sollten. Ihr bloßes Vorhandensein genügte unter normalen Umständen als Abschreckung gegen übermäßige Aggression. Gemäß der Großen Konvention würde jeder Einsatz von Nuklearwaffen von der gesamten militärischen Streitmacht des Landsraads geahndet werden.

Die Männer im Tunnel vor dem Lagerraum waren bereits tot. Dominic hatte nichts mehr zu verlieren.

Er regulierte die Reaktionsmasse des Steinbrenners und stellte den Zündmechanismus so ein, dass nur die nähere Umgebung der Basis zerstört wurde. Es bestand kein Grund, alle unschuldigen Bewohner von Arrakis mit ins Verderben zu reißen.

So etwas würden nur Corrinos tun.

Er fühlte sich wie ein Kapitän zur See, der zusammen mit seinem Schiff unterging. Nur eins bedauerte er wirklich: dass er nun doch keine Gelegenheit erhalten hatte, sich von Rhombur und Kailea zu verabschieden, dass er ihnen nicht mehr sagen konnte, wie sehr er sie liebte. Sie mussten jetzt ohne ihn weiterleben.

Durch einen Tränenschleier sah er noch einmal das schimmernde Bild Shandos, ihres Geistes... oder nur seine Wunschphantasie. Ihre Lippen bewegten sich, aber er wusste nicht, ob sie ihn wegen seiner Rücksichtslosigkeit tadelte oder ihn zu sich rief.

Die Sardaukar hatten sich nicht mit dem gepanzerten Schott aufgehalten, sondern sich einen Weg durch die Wand

geschnitten. Als sie selbstgefällig und siegessicher in das Gewölbe eindrangen, eröffnete Dominic nicht das Feuer. Er schaute einfach nur auf den Zünder des Steinbrenners, der die noch verbleibenden Sekunden abzählte.

Die Sardaukar folgten seinem Blick und erkannten, worum es sich handelte.

Dann verwandelte sich alles in ein grellweißes Inferno.

83

Wenn Gott dein Ende beschließt, wird Er deine Schritte an den Ort deines Todes führen.

Weisheit der Scharia

Seit zwanzig Jahren hatte C'tair Pilru die unterschiedlichsten heimlichen Aktionen als Guerilla-Kämpfer auf Ix unternommen, doch er hatte es nie gewagt, in der Maske eines Tleilaxu-Meisters aufzutreten. Bis jetzt.

In seiner Verzweiflung und Einsamkeit wusste er nicht mehr, was er sonst noch tun konnte. Miral Alechem war spurlos verschwunden. Die anderen Rebellen waren tot, und er hatte jeden Kontakt nach außen verloren, zu Helfern, Schmugglern und Transportverwaltern, die sich bestechen ließen. Immer wieder verschwanden junge Frauen, und die Tleilaxu konnten ungestraft schalten und walten.

Er hasste sie alle.

Mit eiskalter Berechnung betrat C'tair einen verlassenen Korridor in den Bürostockwerken und tötete den körperlich größten Meister, den er finden konnte. Lieber hätte er sein Ziel erreicht, ohne zum Mörder zu werden, aber er schrak nicht davor zurück, wenn es nötig war.

Im Vergleich zum Blut, das an den Händen der Tleilaxu klebte, war sein Herz und Gewissen sauber.

Er nahm dem Mann die Kleidung und Identitätsnachweise ab und machte sich bereit, das Geheimnis des Forschungspavillons der Bene Tleilax zu lüften. Warum war Ix so bedeutend für den Imperator, dass er seine Sardaukar schickte, um die Invasoren zu unterstützen? Wohin hatte man all die jungen Frauen gebracht? Es musste mehr als simple Politik dahinterstecken, mehr als der kleinliche Rachefeldzug von Shaddams Vater gegen den Grafen Vernius.

Die Antwort musste im Hochsicherheitslabor zu finden sein.

Miral hatte seit längerem vermutet, dass es sich um ein illegales biologisches Projekt handelte, das insgeheim vom Imperator unterstützt wurde. Vielleicht ging es sogar um etwas, das gegen die Regeln von Butlers Djihad verstieß. Was sonst könnte die Corrinos bewegen, über einen so langen Zeitraum so große Risiken einzugehen? Was sonst würde derartige Investitionen rechtfertigen, während die Produktionsstätten von Ix immer geringere Gewinne abwarfen?

Fest entschlossen, die Antwort zu finden, legte er die Gewänder des toten Tleilaxu-Meisters an und zurrte den kastanienbraunen Stoff so fest, dass der große Fleck aus trocknendem Blut verdeckt wurde. Dann entsorgte er die Leiche, indem er sie in einen der wieder zugänglichen Feldschächte warf, die bis zum geschmolzenen Kern des Planeten hinunterreichten und zur Abfallbeseitigung benutzt wurden.

In einem geheimen Lagerraum behandelte er Gesicht und Hände mit Chemikalien, um jede Farbe aus seiner ohnehin blassen Haut zu entfernen. Mit weiteren Substanzen, die seine Haut runzlig und grau werden ließen, verschaffte er sich das typische Aussehen eines Tleilaxu. Er trug Schuhe mit dünnen Sohlen, um nicht zu groß zu erscheinen, und nahm überdies eine gebeugte Haltung an. Er war ein Mensch von durchschnittlicher Größe, aber die Tleilaxu waren keine sehr genauen Beobachter. Viel mehr musste sich C'tair vor den Sardaukar in Acht nehmen.

Er überprüfte seine Ausweise und prägte sich noch einmal die Passwörter und Generalbevollmächtigungen ein, die er sich im Laufe der Jahre verschafft hatte. Seine Identitätskarten und Signalunterdrücker mussten ausreichen, um jede Überprüfung zu meistern. *Selbst dort.*

Er nahm eine arrogante Haltung ein, um seine Maskerade zu vervollständigen, und verließ sein Geheimversteck. Er lief durch die ausgedehnte Höhlenstadt, ging einfach an einer größeren Menschenmenge vorbei und betrat eine Transportkapsel. Nachdem er seine Karte durch das Lese-

gerät gezogen hatte, tippte er den Zielcode für den gesicherten Forschungspavillon ein.

Die Kapsel schloss sich und klinkte sich aus dem allgemeinen Transportsystem aus. Dann flog sie über das Gewimmel der Überwachungseinheiten hinweg. Kein Trans-Auge blickte zu ihm auf. Das Gefährt hatte anstandslos seine Berechtigung anerkannt, zum Laborkomplex gebracht zu werden. Kein Alarm wurde ausgelöst. Niemand achtete auf ihn.

Unter ihm gingen die Arbeiter ihren Aufgaben nach, die von einer immer größeren Zahl von Sardaukar überwacht wurden. Doch keiner kümmerte sich um die zahlreichen Fluggefährte, die unter dem steinernen Himmel der Grotte unterwegs waren.

C'tair gelangte schließlich durch bewachte Tore und Sicherheitsfelder ins Innere des Industriekomplexes. Die Fenster waren verdunkelt, und in den Korridoren brannte orangefarbenes Licht. Die stickige Luft war warm und feucht und roch nach verwesendem Fleisch und menschlichen Ausdünstungen.

In seiner Verkleidung drang er immer weiter vor und versuchte die Tatsache zu verschleiern, dass er völlig desorientiert war. C'tair wusste nicht, wo sich die Antworten auf seine Fragen befinden mochten, aber er wagte es nicht, den Eindruck der Unsicherheit oder Verwirrung zu erwecken. Er wollte möglichst unauffällig bleiben.

Tleilaxu liefen von einem Raum zum anderen und waren völlig in ihre Arbeit vertieft. Sie hatten die Kapuzen tief ins Gesicht gezogen, sodass C'tair die Gelegenheit nutzte, seine Tarnung zu verbessern, indem er es ihnen nachmachte. Er holte ein Blatt aus ridulianischem Kristall hervor und gab vor, einen Bericht zu studieren, obwohl ihm der Schriftcode unbekannt war.

Zielstrebig bewegte er sich durch die Räume und Korridore und änderte jedes Mal seine Richtung, wenn er in die Nähe anderer Leute geriet. Mehrere der untersetzten Männer liefen an ihm vorbei und unterhielten sich in der Tlei-

laxu-Sprache. Sie gestikulierten mit langfingrigen Händen und schenkten C'tair keine Aufmerksamkeit.

Wenn er einen Blick durch offene Türen werfen konnte, sah er biologische Versuchsanlagen und Forschungslaboratorien mit Plazchrom-Tischen und chirurgischen Scannern. Aber er wagte es nicht, die Räume zu betreten, weil er verborgene Sicherheitseinrichtungen fürchtete. Trotzdem gaben diese Beobachtungen ihm keine Hinweise, die ihn seinem Ziel näher gebracht hätten. Er atmete schwer und schwitzte vor Nervosität, während er einem größeren Korridor folgte, der ins Herz des Pavillons führte.

Schließlich gelangte C'tair in ein höheres Stockwerk, in dem es mehrere Beobachtungsfenster gab. Niemand hielt sich in seiner Nähe auf. Hier roch die Luft nach Desinfektionsmitteln und anderen Chemikalien. Es war eine tadellos saubere, sterile Umgebung.

Und er nahm den feinen, aber eindeutigen Geruch nach *Zimt* wahr.

Durch das breite Fenster warf er einen Blick in den großen Zentralraum des Laborkomplexes. Er war so groß wie ein Raumschiffshangar. Hier standen Tische und sargförmige Behälter... eine lange Reihe von ›Versuchsexemplaren‹. Erschüttert starrte er auf die Schläuche und Instrumente, auf die vielen Körper. Auf die vielen *Frauen*.

Obwohl er wusste, wie niederträchtig die Tleilaxu waren, hatte er sich niemals eine derart alptraumhafte Szene vorstellen können. Der Schock trocknete seine unvergossenen Tränen und konzentrierte sie zu einer brennenden Säure. Sein Mund öffnete und schloss sich, doch er brachte kein Wort hervor. Er hätte sich am liebsten übergeben.

In diesem riesigen Komplex fand er endlich die Antwort auf die Frage, was die Tleilaxu-Verbrecher mit den Frauen von Ix anstellten. *Und eine von ihnen - sie war kaum noch zu identifizieren - war Miral Alechem!*

Schwindlig vor Ekel riss er sich von diesem Anblick los. Er musste fort von hier. Unter der brutalen Realität, die er gesehen hatte, drohte er zu zerbrechen. Es war unmög-

lich, einfach unmöglich! *Unmöglich!* Seine Eingeweide verkrampften sich, und alles drehte sich um ihn – aber er durfte keine Schwäche zeigen.

Überraschend kamen ihm ein Wachmann und zwei Tleilaxu-Forscher entgegen. Einer der Forscher sagte etwas in einer unverständlichen gutturalen Sprache. C'tair antwortete nicht. Er zog sich wankend zurück.

Misstrauisch rief der Wachmann ihm zu, stehen zu bleiben. C'tair flüchtete sich in einen Seitengang. Er hörte einen lauten Ruf, dann verdrängte sein Überlebensinstinkt jedes Unwohlsein. Nachdem er so weit gekommen war, musste er um jeden Preis wieder nach draußen gelangen. Kein Unbeteiligter ahnte etwas von dem, was er nun mit eigenen Augen gesehen hatte.

Die Wahrheit war viel schrecklicher als alles, was er sich vorgestellt hatte.

Konfus und verzweifelt suchte C'tair den Rückweg in die untere Ebene und näherte sich den äußeren Sicherheitssperren. Hinter ihm stürmten Wachen in die Beobachtungsräume, die er soeben verlassen hatte, aber die Tleilaxu hatten noch keinen Alarm gegeben. Vielleicht wollten sie die Routine nicht stören... oder sie glaubten einfach nicht, dass ein dummer ixianischer Sklave es geschafft haben sollte, in einen Hochsicherheitstrakt einzudringen.

Der Flügel des Forschungspavillons, den er vor drei Jahren gesprengt hatte, war vollständig wiederaufgebaut worden, doch die Gleise für die Versorgungszüge führten nun zu einem anderen Eingangstor. Er rannte los, weil er hoffte, dass er dort leichter durch die Sicherheitseinrichtungen schlüpfen konnte.

Er rief eine Transportkapsel, stieg ein und identifizierte sich mit der gestohlenen Karte. Einen Wachmann, der ihn ausfragen wollte, wies er schroff ab. Dann flog die Kapsel davon und entfernte sich immer weiter vom Forschungspavillon. Sein Ziel war eine Fabrikanlage, wo er seine Verkleidung abwerfen und in der Masse der Arbeiter untertauchen konnte.

Kurz darauf hörte er schrille Alarmsirenen, doch er war längst weit genug vom Komplex und der Geheimpolizei der Tleilaxu entfernt. Er war der Einzige, der einen Hinweis darauf hatte, welche Absichten die Eroberer in Wirklichkeit verfolgten, warum sie Ix besetzt hatten.

Doch dieses Wissen tröstete ihn nicht. Nun empfand er eine Verzweiflung, die tiefer war als alles, was er seit Beginn seines Kampfes erlebt hatte.

84

List und Tücke setzen sich täglich über verbindliche Regeln hinweg. Warum sollten wir Angst davor haben, günstige Gelegenheiten zu nutzen?

Graf Hundro Moritani,
Antwort auf die Vorladung zum Landsraad-Gericht

Über das schwankende Deck des Schiffes stapfte ein Riese, der mit wilden Augen auf seine Gefangenen herabblickte. »Schaut euch diese Möchtegern-Schwertmeister an!« Er lachte so heftig, dass sie seinen stinkenden Atem riechen konnten. »Schwächlinge und Feiglinge, die sich brav an die Regeln halten. Gegen ein paar mittelmäßig ausgebildete Soldaten mit Betäubungsstäben könnt ihr nichts ausrichten.«

Duncan stand neben Hiih Resser und vier weiteren Schülern von Ginaz auf dem Deck. Sie hatten sich viele Schnittwunden und Blutergüsse zugezogen, ganz zu schweigen vom schlimmen Kater. Man hatte ihnen die Fesseln aus Shigadraht abgenommen, doch ein Trupp schwer bewaffneter Soldaten in gelben Moritani-Uniformen hielt sich in der Nähe bereit. Der dichte graue Himmel ließ es eine Stunde früher als sonst dunkel werden.

Das Deck des Schiffes war weitläufig wie ein Trainingsplatz und sauber, auch wenn immer wieder einzelne Brecher über die Reling schwappten. Die angehenden Schwertmeister wahrten das Gleichgewicht, als hätten sie jahrelang nichts anderes geübt, während die Grummaner sich an Geländern und Seilen festhalten mussten. Einige wirkten sogar leicht seekrank. Duncan jedoch hatte lange Zeit auf Caladan gelebt und war mit den Bedingungen an Bord eines Schiffes bestens vertraut. Jedes Teil der Ausrüstung war gut

vertäut und gesichert worden. Er konnte nichts entdecken, was sich von den Gefangenen als Waffe einsetzen ließ.

Das Schiff fuhr durch die Kanäle des Archipels. Duncan wunderte sich, dass Grummaner den Mut zu einer solchen Aktion aufbrachten. Doch das Haus Moritani hatte sich mit den brutalen Angriffen auf Ecaz längst über sämtliche Regeln der Kanly hinweggesetzt. Dass die Schüler von Grumman in Ungnade entlassen worden waren, hatte zweifellos ihren Zorn geschürt. Hiih Resser, der als Einziger von ihnen geblieben war, musste sich auf eine grausamere Behandlung als alle anderen gefasst machen. Als Duncan das übel zugerichtete und geschwollene Gesicht des Rotschopfs musterte, wusste er, dass Resser es ebenfalls verstanden hatte.

Der ungewöhnlich große Mann, der sich als Grieu vorgestellt hatte, trug tropfenförmige Feuerjuwelen an den Ohren. Er hatte einen geflochtenen schwarzen Bart, der von den Wangen bis zum Kinn reichte und dunkles Haar, das ihm lang über die breiten Schultern fiel. Aus dem Bart ragten stellenweise grüne Spitzen wie kleine Zweige hervor. Die Enden brannten in schwacher Glut, sodass sein Gesicht ständig von stinkendem Rauch eingehüllt war. Zwei funkelnde Maula-Pistolen steckten in seinem Gürtel.

»Was hat euch das ganze alberne Training gebracht? Kaum betrinkt ihr euch, verliert ihr jede Vorsicht und seid plötzlich keine Supermänner mehr. Ich bin froh, dass mein Sohn diesen Unsinn frühzeitig abgebrochen hat, um nicht noch mehr Zeit zu verlieren.«

Ein drahtiger junger Mann in gelber Moritani-Uniform kam an Deck. Mit ungutem Gefühl erkannte Duncan Trin Kronos wieder, der an die Seite des schwarzbärtigen Hünen trat. »Wir sind zurückgekehrt, um zusammen mit euch den Abschluss eurer Ausbildung zu feiern – und um euch zu demonstrieren, dass nicht jeder acht Jahre braucht, um zu einem fähigen Kämpfer zu werden.«

Grieu wandte den Kopf und wirbelte damit die Rauchwolke auf. »Dann wollen wir mal sehen, wie ihr euch schlagt. Meine Leute können etwas Übung vertragen.«

Die Männer und Frauen von Grumman bewegten sich mit tierhafter Geschmeidigkeit. Sie waren mit Schwertern, Messern, Speeren, Armbrüsten und sogar Pistolen ausgerüstet. Einige trugen Kampfanzüge, andere die phantasievolleren Kostüme terranischer Musketiere oder verwegener Piraten, als wollten sie sich über die Eigenarten der Ginaz-Ausbildung lustig machen. Um den Hohn auf die Spitze zu treiben, warfen sie den Gefangenen zwei stumpfe Holzschwerter zu. Eins fing Resser auf, das andere Klaen, ein musikalisch begabter Schüler von Chusuk. Die Spielzeugwaffen waren völlig unangemessen, um sich damit gegen Maula-Pistolen oder Messer zur Wehr zu setzen.

Auf ein Signal von Grieu trat Trin Kronos vor die misshandelten Ginaz-Schüler und strafte sie mit einem Blick tiefster Verachtung. Er blieb vor Resser stehen, dann vor Duncan und wandte sich schließlich dem nächsten in der Reihe zu, Iss Opru, einem dunkelhäutigen Bewohner von Al-Dhanab. »Diesen zuerst. Zum Aufwärmen.«

Grieu grunzte zustimmend. Kronos zerrte Opru aus der Reihe zu einer freien Fläche. Die anderen Kämpfer warteten angespannt ab.

»Gebt mir ein Schwert«, sagte Kronos, ohne sich umzudrehen. Er ließ Opru nicht aus den Augen. Duncan sah, dass der Schüler instinktiv eine perfekte Kampfhaltung eingenommen hatte, um sofort reagieren zu können. Die Grummaner waren der festen Überzeugung, dass sie alle Vorteile auf ihrer Seite hatten.

Sobald er die lange Klinge in der Hand hielt, provozierte Trin Kronos den dunkelhäutigen Gefangenen, indem er mit der Spitze vor seinem Gesicht herumfuchtelte. Mit einem geschickten Streich über den Kopf säbelte er ihm ein paar Haare ab. »Was willst du jetzt machen, Schwertjunge? Ich habe eine Waffe und du nicht.«

Opru ließ sich keine Unsicherheit anmerken. »Ich *bin* eine Waffe.«

Kronos setzte die Scheinangriffe fort, bis Opru sich plötzlich unter der Klinge wegduckte und mit der Handkante

gegen den Unterarm seines Gegners schlug. Der junge Mann schrie auf und ließ die Waffe fallen. Opru drehte sich geschickt herum und fing den Griff auf, bevor das Schwert den Boden erreichte. Dann rollte er sich ab und sprang wieder auf die Beine.

»Bravo!«, rief der Riese, während sich Kronos heulend das Handgelenk hielt. »Du hast noch viel zu lernen, mein Sohn.« Grieu stieß den jungen Mann zur Seite. »Zurück, damit du dir nicht noch mehr wehtust.«

Opru hielt das gestohlene Schwert in der Hand, die Knie leicht eingeknickt und zum Kampf bereit. Duncan spannte sich an und verfolgte, wie sich dieses Spiel weiterentwickelte. Auch seine Gefährten machten sich auf einen Angriff gefasst.

Opru drehte sich langsam und behielt alle potenziellen Gegner im Auge, insbesondere den schwarzbärtigen Riesen.

»Ist das nicht ein hübsches Bild?« Grieu ging ein paar Schritte, um einen besseren Überblick zu haben. »Schaut euch seine perfekte Haltung an! Wie aus dem Lehrbuch! Wenn ihr die Schule nicht verlassen hättet, würdet ihr jetzt genauso nett anzusehen sein.«

Mit der unverletzten Hand riss Trin Kronos eine Maula-Pistole aus dem Gürtel seines Vaters. »Ich halte nichts davon, die Form über den Inhalt zu stellen.« Er zielte mit der Pistole. »Ich lege einfach nur Wert darauf zu *gewinnen*.« Dann feuerte er.

In diesem schockierenden Augenblick begriffen die Gefangenen, dass sie alle hingerichtet werden sollten. Noch bevor Oprus tot zu Boden gestürzt war, hatten die jungen Schwertmeister gleichzeitig ihren Angriff gestartet. Ohne jedes Zögern setzten sie rücksichtslos brutale Gewalt ein. Zwei der selbstgefälligen Grummaner hatten gar nicht bemerkt, was plötzlich geschah, als sie im nächsten Moment mit gebrochenem Genick am Boden lagen.

Resser rollte sich nach rechts ab, um einem Projektil auszuweichen, das abgelenkt wurde und trudelnd in die Wellen platschte. Duncan sprang in die andere Richtung, als alle Moritani-Soldaten ihre Waffen zogen.

Die meisten sammelten sich hinter Grieu und fächerten dann aus, um die noch übrigen Gefangenen einzukreisen. Einige stießen aus dem Schwarm hervor und griffen die Schüler in der Mitte an. Doch sie zogen sich jedes Mal unter einem Hagel aus Schlägen und Fußtritten zurück.

Der Riese pfiff in spöttischer Anerkennung. »*Das* nenne ich Stil!«

Klaen, der Schüler von Chusuk, stürmte mit einem grauenerregenden Schrei vor und warf sich gegen die nächsten zwei Männer mit Armbrüsten. Mit dem Holzschwert fing er zwei Bolzen auf, dann schlug er zu und riss einem Gegner, der nicht schnell genug zurückwich, die Augen heraus. Der geblendete Grummaner stürzte schreiend aufs Deck. Ein zweiter Schüler, Hiddi Aran von Balut, benutzte Klaens Rücken als Deckung. Dieses Manöver hatten sie vor einem Jahr geübt, doch diesmal wusste Klaen, dass er sein Leben opferte.

Beide Armbrustschützen schossen immer wieder Bolzen auf Klaen ab, bis sieben Pfeile in seinem Oberkörper steckten. Doch sein Schwung trieb ihn weiter, und als er zusammenbrach, sprang Hiddi Aran über ihn hinweg und rammte den ersten Schützen. Mit knochenbrecherischer Geschwindigkeit entriss er ihm die Armbrust, die noch mit einem Bolzen geladen war. Er wirbelte herum und feuerte ihn dem zweiten Schützen in die Kehle.

Er ließ die leere Armbrust fallen und schnappte sich die Waffe des zweiten sterbenden Mannes. Doch bevor er sie einsetzen konnte, schien ihm der Kopf zu explodieren. Denn der große Grieu hatte seine zweite Maula-Pistole gezogen und dem Schüler von Balut ein Projektil genau in die Stirn gejagt.

Überall wurde geschossen, und Grieu brüllte mit orkanartiger Stimme: »Erschießt euch nicht gegenseitig, ihr Idioten!« Doch der Befehl kam zu spät: Ein Grummaner brach mit einem Bolzen in der Brust zusammen.

Duncan war in der Zwischenzeit über das schlüpfrige Deck zur pfeilgespickten Leiche Hiddi Arans gesprungen.

Nun riss er einen Armbrustbolzen heraus und griff den nächsten Moritani-Mann an. Der Gegner schlug mit einem langen Schwert nach ihm, doch Duncan durchbrach blitzschnell seine Deckung und rammte ihm den bereits blutigen Bolzen von unten ins Kinn und durch die weiche Gaumenplatte. Als er eine Bewegung wahrnahm, packte er den zuckenden Mann und riss ihn herum, sodass dessen Rücken die drei Schüsse auffing, die auf ihn abgegeben wurden.

Hiih Resser, der nur mit dem stumpfen Holzschwert bewaffnet war, stieß furchterregende Schreie aus und kämpfte unerbittlich. Er schlug dem nächsten Grummaner so kräftig auf den Kopf, dass ihm der Schädel platzte, während die Waffe gleichzeitig in lange Splitter zerbrach. Als sein Gegner zusammenbrach, drehte sich Resser und rammte das scharfe Ende des Spielzeugschwerts in das Auge eines weiteren Angreifers – und durch den dünnen Knochen ins Gehirn.

Der dritte noch lebende Schüler – Wod Sedir, ein Neffe des Königs von Niushe – beförderte eine rauchende Maula-Pistole mit einem gezielten Fußtritt in die Luft. Sein Widersacher hatte die Waffe immer wieder auf ihn abgefeuert, aber sein wild hin und her springendes Ziel verfehlt. Dann traf Wods Ferse das Kinn des Grummaners und brach ihm das Genick, während er gleichzeitig die Pistole auffing. Doch als er sich damit den anderen Grummanern zuwandte, gab das leere Magazin nur ein Klicken von sich. Innerhalb weniger Sekunden war er von Nadelprojektilen durchsiebt.

»Und wieder einmal hat sich gezeigt«, sagte Grieu Kronos, »dass der Schwertkämpfer keine Chance gegen den Schützen hat.«

Nach weniger als dreißig Sekunden waren Duncan und Resser an der Reling des Schiffes in die Enge getrieben. Sie waren als Einzige übrig geblieben.

Die Moritani-Soldaten näherten sich den beiden mit einem ganzen Waffenarsenal. Sie zögerten und warteten darauf, dass ihr Anführer ihnen neue Befehle gab.

»Wie gut kannst du schwimmen, Resser?«, fragte Duncan und blickte auf die schwere Dünung des dunklen Wassers hinunter.

»In einer derartigen Notlage ausgezeichnet.« Der Rotschopf sah, wie die Männer ihre Pistolen zogen, und wog die Möglichkeit ab, einen der Feinde zu packen und ihn über Bord zu schleudern. Doch er verwarf diese Idee als undurchführbar.

Aus sicherer Entfernung legten die Grummaner an. Duncan handelte blitzschnell und stieß Resser gegen die Reling, dann sprang er hinterher. Beide stürzten in die aufgewühlte See, fern von der nächsten Küste, als im gleichen Moment das Feuer einsetzte. Projektile unterschiedlichster Kaliber schlugen in die Bordwand und zerfetzten sie in kleine Splitter. Silberne Nadeln schossen zischend wie ein Wespenschwarm durchs Wasser, doch die zwei jungen Männer waren längst tief abgetaucht und nicht mehr sehen.

Die Soldaten stürmten an die zertrümmerte Bordwand und starrten ins unruhige Wasser. Aber sie konnten nichts erkennen. Die Unterströmung musste sehr stark sein.

»Sie sind so gut wie tot«, sagte Trin Kronos mit finsterer Miene, während er sich das Handgelenk hielt.

»Ja«, bestätigte der große, bärtige Grieu. »Wir werden die Leichen der anderen irgendwo über Bord werfen – aber so, dass man sie findet.«

85

Jede Technik ist suspekt und muss als potenzielle Gefahr betrachtet werden.

Butlers Djihad,
Handbuch für unsere Enkel

Als die schreckliche Nachricht in der Schmugglerbasis auf Salusa Secundus eintraf, hatte Gurney Halleck den Tag allein in den Ruinen der Gefängnisstadt verbracht. Er saß auf den Überresten einer uralten Mauer, klimperte auf seinem Baliset und arbeitete an einer Ballade über diesen trostlosen Planeten. Die Ziegelsteine in seiner Umgebung waren in der nuklearen Glut zu glasigen Klumpen verformt worden.

Er blickte zu einer Erhebung hinüber und stellte sich das prächtige imperiale Gebäude vor, das dort vor Urzeiten gestanden haben musste. Seine raue, aber kräftige Stimme trieb zu den Tönen des Balisets über das Gestrüpp und das trockene Land. Er hielt inne und wechselte zu einer Molltonart, die besser zur Stimmung passte... dann fing er von vorn an.

Die Wolken in den kränklichen Farben und die trübe Luft waren genau der richtige Hintergrund für die melancholische Musik. Gurney war dankbar für das launische Wetter, auch wenn die Männer in der unterirdischen Festung es verfluchten.

Diese Hölle war immer noch besser als die Sklavengruben von Giedi Primus.

Ein grauer Ornithopter näherte sich aus südlicher Richtung, ein Gefährt ohne Hoheitszeichen, das den Schmugglern gehörte. Die Flügel schlugen träge vor dem düsteren Himmel. Gurney sah aus dem Augenwinkel, wie der Thopter in einer Salzsenke neben den uralten Ruinen landete.

Er konzentrierte sich auf die Bilder, die er mit seiner Ballade heraufbeschwören wollte – den Luxus des kaiserlichen Hofes, die exotischen Menschen, die von den fernsten Planeten angereist waren, ihre prächtigen Gewänder und kultivierten Sitten. Und jetzt war alles fort. Er wandte seinen Blick nach innen und rieb sich die Inkvine-Narbe am Kiefer. Echos aus der tiefsten Vergangenheit mischten sich mit bunten Farben in die ewige Eintönigkeit von Salusa.

Er hörte Rufe und sah, wie ein Mann den Abhang heraufgerannt kam, in seine Richtung. Es war Bork Qazon, der Lagerkoch. Seine Schürze war fleckig. Er wedelte mit den Armen und schrie: »Gurney! Dominic ist tot!«

Erschüttert hängte er sich das Baliset über die Schulter und sprang von der Mauer. Schwankend hörte er sich die tragische Nachricht an, die vor wenigen Augenblicken mit dem Thopter eingetroffen war.

Dominic Vernius und alle anderen Kameraden waren durch eine Nuklearexplosion ums Leben gekommen – anscheinend während eines Angriffs durch Sardaukar.

Gurney konnte es nicht fassen. »Die Sardaukar... haben Nuklearwaffen eingesetzt?«

Sobald die Nachricht Kaitain erreichte, würden Kuriere des Imperators die Geschichte in einer Version weiterverbreiten, die Shaddam genehm war. Er würde seine eigenen historischen Tatsachen schaffen und Dominic als verabscheuungswürdigen Kriminellen darstellen, der seit Jahrzehnten das Imperium unsicher machte.

Der Koch blickte ihn mit geröteten Augen an. »Ich vermute, dass Dominic sie gezündet hat. Er hatte vor, das Arsenal der Familie für einen Selbstmordangriff auf Kaitain zu verwenden.«

»Das ist Wahnsinn.«

»Er war verzweifelt.«

»Nuklearwaffen – gegen die Sardaukar des Imperators.« Gurney schüttelte den Kopf. Dann wurde ihm klar, dass er jetzt Entscheidungen treffen musste. »Ich habe das Gefühl, dass es noch nicht vorbei ist, Qazon. Wir müssen dieses

Lager schleunigst räumen. Wir müssen uns in alle Winde zerstreuen. Jetzt sind sie zweifellos hinter uns her.«

* * *

Die Nachricht vom Tod ihres Anführers versetzte den Männern einen schweren Schlag. Genauso wie die einstige Größe dieser verwundeten Welt für immer verloren war, waren auch für die Reste der Schmugglergruppe die Tage gezählt. Ohne Dominic konnten sie nicht weitermachen. Der abtrünnige Graf war ihre treibende Kraft gewesen.

Als es dunkel wurde, versammelten sie sich an einem Tisch, um die weitere Strategie zu diskutieren. Mehrere schlugen vor, Gurney Halleck zu ihrem neuen Anführer zu ernennen, nachdem nun mit einem Schlag Dominic, Johdam und Asuyo tot waren.

»Hier ist es nicht mehr sicher«, sagte Qazon. »Wir wissen nicht, wie viel die Leute des Imperators über unsere Aktivitäten in Erfahrung gebracht haben. Sie könnten Gefangene gemacht und sie verhört haben.«

»Wir müssen eine neue Basis einrichten, um unsere Arbeit fortsetzen zu können«, sagte ein anderer Mann.

»Welche Arbeit?«, fragte einer der ältesten Veteranen zurück. »Wir haben uns zusammengefunden, weil Dom uns gerufen hat. Wir haben für *ihn* gelebt. Und jetzt ist er nicht mehr da.«

Während die Schmuggler debattierten, wanderten Gurneys Gedanken zu den Kindern des gefallenen Grafen, die im Haus Atreides Zuflucht gefunden hatten. Als er lächelte, zuckte ein leichter Schmerz durch die Inkvine-Narbe. Er achtete nicht weiter darauf und genoss stattdessen die Ironie, dass der Atreides-Herzog auch *ihn* unwissentlich aus den Fängen der Harkonnens befreit hatte, indem er genau zum richtigen Zeitpunkt eine Lieferung blauen Obsidians bestellt hatte...

Er traf eine Entscheidung. »Ich werde euch nicht zu einer neuen Basis begleiten. Nein, mein nächstes Ziel lautet Cala-

dan. Ich möchte Herzog Leto Atreides meine Dienste anbieten. Ich will dort sein, wo Rhombur und Kailea Vernius leben.«

»Du bist verrückt, Halleck«, sagte Scien Traf, ein Mann mit hängenden Schultern, der auf einem Stück harzigen Holz kaute. »Dom hat darauf bestanden, dass wir uns von seinen Kindern fernhalten, um sie nicht in Gefahr zu bringen.«

»Die Gefahr ist mit ihm gestorben«, erwiderte Gurney. »Es ist jetzt zwanzig Jahre her, seit die Familie abtrünnig wurde.« Er kniff die blauen Augen zusammen. »Je nach dem, wie schnell der Imperator reagiert, kann ich vielleicht Kontakt mit den Kindern aufnehmen, bevor die verfälschte Version der Ereignisse sie erreicht. Dominics Erben müssen erfahren, was wirklich mit ihrem Vater geschehen ist, nicht den Unsinn, den die offiziellen Kuriere verbreiten werden.«

»Es sind keine Kinder mehr«, warf Bork Qazon ein. »Rhombur ist bereits Mitte dreißig.«

»Richtig«, stimmte Pen Barlow zu. Er nahm einen tiefen Zug von seiner Zigarre und atmete dunklen Rauch aus. »Ich kann mich noch an die Zeit erinnern, als sie kaum über meine Knie hinausragten, kleine Bälger, die ständig durch das Große Palais flitzten.«

Gurney stand auf und rückte das Baliset auf seiner Schulter zurecht. »Ich werde nach Caladan gehen und ihnen alles erklären.« Er nickte allen Männern der Reihe nach zu. »Einige von euch werden die Arbeit sicherlich fortsetzen wollen. Meinetwegen könnt ihr den Rest der noch vorhandenen Ausrüstung nehmen. Ich... ich habe nicht vor, weiterhin als Schmuggler zu leben.«

* * *

Als Gurney Halleck auf dem Raumhafen von Cala City eintraf, hatte er nur einen Sack mit etwas Kleidung dabei, ein Bündel Solaris – sein Anteil an den Gewinnen aus den Schmugglergeschäften – und sein geliebtes Baliset. Außerdem brachte er Neuigkeiten von Dominic Vernius und viele Erinnerungen an den Mann mit – was hoffentlich genügte, um ihm den Zutritt zur Burg des Herzogs zu gestatten.

Während der Reise durch den Faltraum hatte er zu viel getrunken, sein Geld in den Kasinos des Heighliners verspielt und sich von den Wayku-Dienern verhätscheln lassen. Er hatte eine hübsche Frau von Poritrin getroffen, die der Meinung gewesen war, Gurneys Lieder und seine gute Laune seien ein angemessener Ausgleich für sein vernarbtes Gesicht. Sie war mehrere Tage lang bei ihm geblieben, bis der Heighliner den Orbit um Caladan erreicht hatte. Er hatte sie zum Abschied noch einmal geküsst und dann das Shuttle bestiegen.

Auf dem kühlen, feuchten Caladan verbrauchte er fast sein ganzes Geld, um sich ein vorzeigbares Aussehen zu verschaffen. Da er weder Land noch Familie besaß, hatte er nie gewusst, wofür er es hätte sparen sollen. »Geld wurde erfunden, um es auszugeben«, sagte er stets. Diese Ansicht wäre seinen Eltern völlig unverständlich gewesen.

Nachdem er mehrere Sicherheitsüberprüfungen bewältigt hatte, stand Gurney endlich im Audienzsaal der Burg und sah, wie ein stämmiger Mann und eine wunderschöne Frau mit kupferfarbenem Haar auf ihn zukamen. In ihren Gesichtern erkannte er Züge, die ihn an Dominic erinnerten. »Sie sind Rhombur und Kailea Vernius?«

»Die sind wir.« Der Mann hatte zerzaustes blondes Haar und ein breites Gesicht.

»Die Wachen behaupten, dass Sie unseren Vater kennen«, sagte Kailea. »Wo ist er all die Jahre gewesen? Warum hat er uns nie eine Nachricht geschickt.«

Gurney griff nach seinem Baliset, als würde es ihm Halt und Kraft geben. »Er kam bei einem Angriff der Sardaukar auf Arrakis ums Leben. Dort hatte Dominic eine Schmugglerbasis eingerichtet – und eine zweite auf Salusa Secundus.« Er spielte nervös mit den Saiten und zupfte sogar einen Akkord.

Rhombur ließ sich erschüttert in einen Stuhl fallen, den er beinahe verfehlt hätte, bevor er sein Gleichgewicht wiederfand. Er starrte blinzelnd geradeaus und suchte mit der Hand nach der von Kailea. Sie ergriff seine und hielt ihn fest.

Unbehaglich fuhr Gurney fort. »Ich habe für Ihren Vater gearbeitet und... und jetzt habe ich keine Aufgabe mehr. Ich dachte, ich sollte Sie beide aufsuchen und erklären, was er in den vergangenen zwanzig Jahren getan hat - und warum er sich nicht bei Ihnen melden konnte. Er hat dabei nur an Ihre Sicherheit gedacht.«

Den Vernius-Kindern liefen Tränen übers Gesicht. Nach dem Mord an ihrer Mutter vor vielen Jahren passte diese Neuigkeit in ein vertraut gewordenes Muster. Rhombur öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber er brachte kein Wort heraus.

»Im Umgang mit der Klinge kann ich es mit jedem Mann der Atreides-Hauswache aufnehmen«, versicherte Gurney. »Sie haben da draußen mächtige Feinde, aber ich werde nicht zulassen, dass sie Ihnen etwas antun. Das hätte auch Dominic so gewollt.«

»Bitte drücken Sie sich etwas klarer aus.« Ein anderer Mann kam aus einem Seitengang. Er war groß und schlank, hatte dunkles Haar und graue Augen und trug eine schwarze Uniformjacke mit einem roten Falkenwappen am Revers. »Wir wollen die ganze Geschichte hören, mag sie auch noch so schmerzhaft sein.«

»Gurney Halleck, das ist Herzog Leto Atreides«, sagte Rhombur matt, nachdem er sich die Tränen aus den Augen gewischt hatte. »Auch er kannte meinen Vater.«

Der narbengesichtige Besucher reichte Leto zögernd die Hand. »Es tut mir Leid, dass ich so schreckliche Nachrichten bringe«, sagte Gurney und warf Rhombur und Kailea einen Blick zu. »Dominic ist es erst vor kurzem gelungen, nach Ix vorzudringen, nachdem er von furchtbaren Dingen gehört hatte. Und was er dort erlebt hat... entsetzte ihn so sehr, dass er als gebrochener Mann zurückkehrte.«

»Es gab viele Wege, um sich einzuschleusen«, sagte Rhombur. »Noteingänge, die nur der Familie Vernius bekannt waren. An einige kann ich mich noch gut erinnern.« Er wandte sich wieder an Gurney. »Aber welche Pläne hat er verfolgt?«

»Soweit ich weiß, hat er sich darauf vorbereitet, Kaitain mit den Nuklearwaffen der Vernius-Familie anzugreifen. Doch die Sardaukar des Imperators haben von seinem Plan erfahren und die Basis überfallen. Dominic hat einen Steinbrenner aktiviert und die ganze Umgebung vernichtet.«

»Unser Vater war also die ganze Zeit noch am Leben«, sagte Rhombur und sah Leto an. Dann wanderte sein Blick über die Eingänge des Raums, als würde er nach Tessia suchen. »Er war am Leben, aber er hat es uns nicht wissen lassen. Ich wünschte, ich hätte an seiner Seite kämpfen können, wenigstens einmal. Ich hätte bei ihm sein sollen.«

»Prinz Rhombur – falls ich Sie so nennen darf«, sagte Gurney. »Jeder, der bei ihm war, ist jetzt tot.«

* * *

Das gleiche Shuttle, mit dem auch Gurney Halleck eingetroffen war, brachte eine offizielle diplomatische Kurierin des Erzherzogs Armand Ecaz. Die Frau hatte kurz geschorenes kastanienbraunes Haar und trug die mit Tressen und zahlreichen Taschen besetzte Ehrenuniform ihres Standes.

Sie fand Leto im Bankettsaal, wo er sich mit einigen Angestellten des Haushalts unterhielt, die die Wand aus kostspieligem blauen Obsidian auf Hochglanz polierten. Dank Gurney Halleck wusste Leto nun, dass der Stein nicht von Hagal, sondern aus den Sklavengruben der Harkonnens stammte. Trotzdem hatte Gurney ihn gebeten, die Wandverkleidung nicht herauszureißen.

Leto begrüßte die Kurierin, die mit schnellen, professionellen Handgriffen ihre Identitätsnachweise vorzeigte und ihm einen versiegelten Nachrichtenzylinder aushändigte. Sie sagte nur wenig und wartete, dass der Herzog den Empfang mit einem Daumenabdruck bestätigte.

Da Kuriere nur äußerst selten gute Nachrichten überbrachten, hatten sich inzwischen auch Thufir Hawat und Rhombur eingefunden. Leto hielt den ungeöffneten Zylinder in der Hand und erwiderte ihre Blicke.

Während die Arbeiter weiter den Obsidian polierten, holte sich der Herzog einen schweren Stuhl vom Esstisch. Die Beine scharrten kreischend über den Steinfußboden. Mit einem Seufzer ließ Leto sich auf den Sitz fallen und brach den Zylinder auf. Seine grauen Augen überflogen die Worte, und der Prinz und der Mentat warteten schweigend ab.

Schließlich blickte Leto zum Porträt des alten Herzogs auf, das an der Wand hing, genau gegenüber dem ausgestopften Kopf des salusanischen Stiers, der ihn auf der Plaza de Toros getötet hatte. »Darüber müsste man einmal gründlich nachdenken.« Weitere Erklärungen gab er nicht ab. Es schien, als würde er stumm seinen Vater Paulus um Rat fragen.

Rhombur wurde nervös. »Was ist passiert, Leto?« Seine Augen waren immer noch gerötet.

Der Herzog stellte den Zylinder auf den Tisch. »Das Haus Ecaz hat eine offizielle Heiratsallianz mit den Atreides vorgeschlagen. Erzherzog Armand bietet mir die Hand seiner zweiten Tochter Ilesa an.« Er tippte mit dem Finger, an dem er den herzoglichen Siegelring trug, gegen den Nachrichtenzylinder. Die älteste Tochter des Erzherzogs war von den Grummanern getötet worden. »Er hat außerdem eine Aufstellung der Vermögenswerte des Hauses Ecaz und ein Mitgiftangebot beigefügt.«

»Aber kein Bild der Tochter«, sagte Rhombur.

»Ich habe sie bereits gesehen. Ilesa ist durchaus attraktiv.« Er sagte es so beiläufig, als würden derartige Aspekte seine Entscheidung nicht im Geringsten beeinflussen.

Zwei der Haushaltsdiener hielten in ihrer Arbeit inne, als sie erstaunt die Neuigkeit hörten. Doch im nächsten Moment polierten sie den blauen Obsidian mit umso größerem Eifer.

Hawat runzelte die Stirn. »Zweifellos macht sich der Erzherzog wegen der neuen Feindseligkeiten Sorgen. Eine Allianz mit den Atreides würde Ecaz gegen einen Angriff der Moritanis stärken. Der Graf von Grumman müsste es sich zweimal überlegen, ob er sich weitere Aggressionen erlauben kann.«

Rhombur schüttelte den Kopf. »Äh... ich habe gleich gesagt, dass die halbherzige Einmischung des Imperators das Problem zwischen den beiden Häusern niemals lösen wird.«

Leto starrte in die Ferne, während es in ihm arbeitete. »Niemand hat dir widersprochen, Rhombur. Aber ich glaube, dass sich der Zorn der Grummaner zur Zeit eher gegen die Schule von Ginaz richtet. Erst vor kurzem hat die Akademie den Grafen Moritani öffentlich im Landsraad provoziert und ihn einen Feigling und Wahnsinnigen genannt.«

»Mylord«, sagte Hawat mit ernster Miene, »sollten wir uns nicht lieber in aller Form von dieser Angelegenheit distanzieren? Der Disput zieht sich nun schon über Jahre hin. Wer weiß, was als Nächstes geschieht?«

»Wir stecken schon viel zu tief drin, Thufir. Nicht nur wegen unserer Freundschaft mit Ecaz, sondern jetzt auch wegen Ginaz. Ich kann mich nicht mehr neutral verhalten. Nachdem ich noch einmal die Berichte über die Gräueltaten der Grummaner studiert habe, werde ich den Antrag unterstützten, dass der Landsraad ihnen einen offiziellen Verweis erteilt.« Er erlaubte sich ein stilles Lächeln. »Außerdem habe ich an Duncan gedacht.«

»Wir sollten die Vor- und Nachteile des Heiratsangebots sorgfältig abwägen«, sagte der Mentat.

»Das wird meiner Schwester überhaupt nicht gefallen«, murmelte Rhombur.

Leto seufzte. »Seit Jahren konnte ich Kailea gar nichts mehr recht machen. Ich bin der Herzog dieses Hauses. Ich muss daran denken, was das Beste für die Atreides ist.«

* * *

Leto lud Gurney Halleck ein, an diesem Abend mit ihnen zu speisen.

Während des Nachmittags hatte der selbstbewusste Flüchtling und ehemalige Schmuggler die besten Kämpfer der Atreides herausgefordert – und tatsächlich gegen die meisten gewonnen.

In den ruhigeren Abendstunden erwies sich Gurney nun als exzellenter Geschichtenerzähler. Er berichtete den aufmerksamen Zuhörern von Dominic Vernius' Taten. Am langen Tisch im Bankettsaal saß er genau zwischen dem aufgehängten Stierkopf und dem Gemälde, das den alten Herzog als Matador zeigte.

Mit düsterer Stimme erzählte der narbige Schmuggler von seinem tiefen Hass auf die Harkonnens. Gurney schilderte sogar noch einmal, wie der blaue Obsidian, der nun den Bankettsaal schmückte, es ihm ermöglicht hatte, aus den Sklavenbergwerken zu fliehen.

Später demonstrierte er seine kämpferischen Fertigkeiten, indem er mit einem der Schwerter des alten Herzogs ein Duell gegen einen imaginären Gegner austrug. Seine Finesse war nicht besonders ausgeprägt, doch dafür besaß er große Kraft und bemerkenswerte Treffsicherheit.

Leto nickte und sah sich zu Thufir Hawat um, der anerkennend die Lippen schürzte. »Gurney Halleck«, sagte Leto, »wenn Sie sich der Hauswache der Atreides anschließen möchten, wäre es mir eine Ehre, Sie in meine Dienste aufnehmen zu dürfen.«

»Natürlich erst nach einer gründlichen Sicherheitsüberprüfung«, fügte Hawat rasch hinzu.

»Unser Waffenmeister Duncan Idaho wird zur Zeit an der Schule von Ginaz ausgebildet, aber wir erwarten ihn demnächst zurück. Sie können ihm bei einigen seiner Pflichten assistieren.«

»Ein angehender Schwertmeister? Ich würde mich nur ungern in seine Arbeit einmischen.« Gurney grinste, und die Inkvine-Narbe an seinem Kiefer verzog sich. Dann streckte er Leto seine kräftige Hand hin. »In Erinnerung an Dominic Vernius würde ich gerne hier meinen Dienst verrichten, an der Seite der Kinder dieses großen Mannes!«

Rhombur und Leto ergriffen seine Hände und hießen Gurney Halleck als neues Mitglied des Hauses Atreides willkommen.

86

Die Mächtigen versuchen zwangsläufig, jedes neue Wissen für ihre Zwecke nutzbar zu machen. Doch die Wissenschaft an sich hat keinen festen Zweck. Daran wird sich auch in Zukunft nichts ändern.

Dmitri Harkonnen, Briefe an meinen Sohn

Baron Wladimir Harkonnen hatte sein Leben lang nach neuen Erfahrungen gestrebt. Er gab sich immer wieder hedonistischen Vergnügungen hin; er genoss gutes Essen, exotische Drogen oder ungewöhnliche Sexualpraktiken und entdeckte ständig neue Dinge, die er niemals zuvor ausprobiert hatte.

Aber ein *Baby* in der Burg Harkonnen? Wie würde er diese Herausforderung bewältigen?

Andere Häuser des Landsraads liebten Kinder. Vor einer Generation hatte Graf Ilban Richese eine Tochter des Imperators geheiratet und elf Nachkommen mit ihr gezeugt. Elf! Der Baron hatte dümmliche Lieder und rührselige Geschichten gehört, die den widersinnigen Eindruck zu erwecken versuchten, lachende Kinder seien etwas Erfreuliches. Für derartige Dinge hatte er keinerlei Verständnis, aber er war es dem Haus und der Zukunft der Harkonnens schuldig, sich alle Mühe zu geben. Er wollte ein erstrebenswertes Vorbild für den kleinen Feyd-Rautha sein.

Der Junge war kaum älter als ein Jahr und überschätzte bei weitem seine Fähigkeiten. Er rannte hierhin und dorthin, obwohl sein Gleichgewichtssinn noch gar nicht richtig entwickelt war. Doch er war zäh genug, um sich nicht beirren zu lassen, wenn er einmal gegen etwas rannte. Der helläugige Feyd-Rautha besaß eine unersättliche Neugier

und inspizierte jeden Lagerraum und jeden Schrank. Er griff nach allem, was er in die Finger bekam, und steckte es sich meistens in den Mund. Gleichzeitig war der Junge sehr schreckhaft und heulte unentwegt.

Manchmal fauchte der Baron ihn an und versuchte, ihm eine Reaktion zu entlocken, die über sinnloses Gebrabbel hinausging. Doch damit hatte er keinen Erfolg.

Eines Tages nahm er das Kind nach dem Frühstück mit auf den Balkon eines hohen Turmes der Burg Harkonnen. Der kleine Feyd blickte über die Industriestadt auf die rötliche Morgensonne, die hinter einem Rauchschleier stand. Außerhalb von Harko City wurden in den Berg- und Ackerbaudörfern die Rohmaterialien produziert, die die Funktion von Giedi Primus gewährleisteten. Doch die Bevölkerung war widerspenstig, daher musste der Baron sie mit starker Hand regieren und immer wieder Exempel statuieren, damit die nötige Disziplin aufrechterhalten wurde.

Seine Gedanken schweiften völlig von dem Kind ab. Mit überraschender Schnelligkeit war Feyd an den Rand des Balkons geeilt und beugte sich zwischen den Stangen des Geländers hindurch. Der Baron prustete schockiert und stürmte vor. Unterstützt vom Suspensorgürtel waren seine Bewegungen leicht, aber etwas ungelenk. Er konnte das Kind packen, bevor es sich zu weit über den tiefen Abgrund beugte.

Er hielt Feyd mit einer Hand und schimpfte wütend den Bengel aus. »Wie kannst du nur etwas so Dummes tun? Verstehst du nicht, was hätte passieren können? Wenn du abstürzt, bleibt von dir nicht mehr übrig als ein verschmierter Fleck auf der Straße!«

Wie sehr waren die einst sorgsam kultivierten Harkonnen-Gene degeneriert!

Feyd-Rautha sah ihn mit großen Augen an, dann gab er ein unanständiges Geräusch von sich.

Der Baron brachte den Jungen wieder nach drinnen. Zur Sicherheit löste er einen Suspensorglobus von seinem Gürtel und befestigte ihn am Rücken des Kindes. Auch wenn

ihm selbst das Laufen etwas schwerer fiel und er deutlich die zusätzliche Belastung seiner verkümmerten Muskeln spürte, lebte Feyd nun nicht mehr so gefährlich. Das Kind schien Spaß daran zu haben, einen halben Meter hoch in die Luft springen zu können.

»Komm mit, Feyd«, sagte der Baron. »Ich will dir die Tiere zeigen. Das gefällt dir bestimmt.«

Feyd schwebte seinem Onkel hinterher, der keuchend und pfeifend durch die Korridore und über Treppen stapfte. Auf dem ganzen Weg zur Arena kicherte und lachte das Baby. Der Baron musste ihm alle paar Minuten einen Schubs geben, damit er weitersegelte. Feyd wedelte mit den pummeligen Armen und Beinen, als würde er durch die Luft schwimmen.

In den Räumen mit den Käfigen, die die Arena der Gladiatoren umgaben, zerrte Baron Harkonnen das Kind durch niedrige Tunnel, deren schiefe Decken aus Lehm und Stroh bestanden. Diese primitive Konstruktion vermittelte den Eindruck, sich im Bau eines Tieres zu befinden. Ein intensiver feuchter Geruch von Wildheit erfüllte die Tunnel. In vergitterten Räumen lag verrottetes Heu, das mit dem Dung der Bestien vermischt war, die darauf gezüchtet und trainiert wurden, gegen die vom Baron ausgesuchten Opfer zu kämpfen. Das Gebrüll gequälter Tiere hallte durch die Gänge. Krallen scharrten über Steinböden. Wütende Bestien warfen sich krachend gegen die Gitterstäbe.

Der Baron lächelte. Es war gut, wenn die Raubtiere gereizt waren.

Sie waren ein herrlicher Anblick. Mit Zähnen, Hörnern und Klauen konnten sie einen Menschen in blutige Fetzen zerreißen. Doch die interessantesten Kämpfe fanden zwischen menschlichen Gegnern statt – trainierte Soldaten gegen verzweifelte Sklaven, denen man die Freiheit versprochen hatte, obwohl sie nie eine wirkliche Chance hatten. Jeder Sklave, der gut genug war, um einen Harkonnen-Killer zu besiegen, wurde immer wieder für neue Kämpfe eingesetzt.

Der Baron betrachtete die begeisterte Miene des kleinen Feyd. In diesem Jungen sah er eine Zukunft voller großartiger Möglichkeiten. Er war ein neuer Erbe des Hauses Harkonnen, der eines Tages vielleicht seinen holzköpfigen Bruder Rabban übertraf. Dieser war zwar kräftig und niederträchtig, aber zum Bedauern des Barons mangelte es ihm an geistiger Verschlagenheit.

Dennoch war ihm sein Neffe nach wie vor nützlich. Rabban hatte immerhin etliche grausame Aufgaben erledigt, die selbst dem Baron zu unangenehm waren. Doch allzu häufig benahm er sich wie ein... wie ein Muskelprotz mit einem Panzerhirn.

Das ungleiche Paar blieb vor einem Käfig stehen, in dem ein Laza-Tiger hin und her strich. Die Katzenpupillen waren schmale Schlitze, und die Nüstern blähten sich, als er warmes Blut und zartes Fleisch witterte. Diese stets hungrigen Bestien waren seit Jahrhunderten die Favoriten der Gladiatorenkämpfe. Der Tiger war ein einziges Muskelpaket; jede Faser war mit tödlicher Energie geladen. Die Wärter gaben ihm nur so viel zu fressen, dass er bei Kräften blieb... damit der Tiger bereit war, sich ohne Zögern auf frische Beute zu stürzen.

Plötzlich warf sich das Tier gegen die Käfigstäbe und bleckte die langen Fangzähne. Gleichzeitig schlug eine Tatze durch die Stäbe und holte mit säbelartigen Krallen aus.

Erschrocken wich der Baron zurück und zerrte Feyd mit sich. Der Junge trieb im Suspensorfeld immer weiter ab, bis er gegen die Wand prallte, was ihn mehr bestürzte als das tobende Raubtier. Feyd heulte, bis sein Gesicht vor Anstrengung puterrot geworden war.

Der Baron packte das Kind an den Schultern. »Ist ja gut«, sagte er in schroffem, aber beruhigendem Tonfall. »Sei jetzt still. Es ist ja nichts passiert.« Doch Feyd hörte nicht auf zu schreien, was seinen Onkel umso wütender machte. »Sei still, habe ich gesagt! Es gibt keinen Grund zum Heulen!«

Das Kind war offensichtlich anderer Meinung und schrie weiter.

Der Tiger brüllte und warf sich erneut gegen die Stäbe.

»Ruhe! Ich befehle es!« Der Baron wusste nicht mehr, was er tun konnte. Man hatte ihm niemals beigebracht, wie man mit Kleinkindern umging. »Ach, hör endlich auf!« Aber Feyd heulte noch lauter.

Seltsamerweise musste er an die zwei Töchter denken, die er mit der Bene-Gesserit-Hexe Mohiam gezeugt hatte. Im Verlauf der katastrophalen Auseinandersetzung mit den Hexen auf Wallach IX vor sieben Jahren hatte er die Herausgabe seiner Kinder verlangt. Doch nun erkannte er, wie froh er sein musste, dass die Ehrwürdigen Mütter es selbst auf sich genommen hatten, diese... unreifen Geschöpfe zu erziehen.

»Piter!«, schrie er mit voller Lautstärke. Dann ging er zu einem Kom-Anschluss an der Wand und schlug mit der fetten Faust darauf. »Piter de Vries! Wo ist mein Mentat?«

Er brüllte, bis die dünne, näselnde Stimme des Mentaten aus dem Lautsprecher drang. »Ich komme, mein Baron.«

Feyd heulte immer noch. Als der Baron ihn wieder packte, stellte er fest, dass er die Windeln voll gemacht hatte. »Piter!«

Kurz darauf kam der Mentat durch den Tunnel herbeigeeilt. Er musste sich ganz in der Nähe aufgehalten haben, um den Baron zu beschatten, wie er es stets tat. »Ja, mein Baron?«

Der Baron drückte de Vries das Kind in die Arme, das unbeirrt weiterschrie, obwohl es kaum noch Luft bekommen konnte. »Du kümmerst dich um ihn. Sorge dafür, dass er zu schreien aufhört.«

Der Mentat war völlig überrascht und blinzelte den jüngsten der Harkonnens mit misstrauischen Augen an. »Aber mein Baron, ich...«

»Tu, was ich befehle! Du bist mein Mentat. Du bist dazu da, eine Lösung für meine Probleme zu finden.« Der Baron musste ein schadenfrohes Grinsen über de Vries' Unbehagen unterdrücken.

Der Mentat streckte den strampelnden und stinkenden

Feyd-Rautha auf Armeslänge von sich. Der Gesichtsausdruck des hageren Mannes war ein Genuss und entschädigte den Baron für alles, was er zuvor mit diesem Kind durchgemacht hatte.

»Enttäusch mich nicht, Piter.« Als der Baron sich entfernte, humpelte er leicht – aufgrund des fehlenden Suspensorglobus.

Piter de Vries blieb zwischen den Raubtierkäfigen mit einem schreienden Baby zurück und hatte keine Ahnung, wie er dieses Problem lösen sollte.

87

Die Hochmütigen errichten Burgmauern, hinter denen sie ihre Zweifel und Ängste zu verstecken suchen.

Axiom der Bene Gesserit

Kailea zog sich in ihre Privatgemächer in Burg Caladan zurück, wo Leto sie nicht sehen konnte, und trauerte um ihren toten Vater. Sie stand an einem schmalen Turmfenster, legte die Finger an die kalte Steinwand und blickte auf das graue, aufgewühlte Meer hinaus.

Dominic Vernius war ihr immer ein Rätsel geblieben. Wie konnte sich ein mutiger und intelligenter Anführer zwanzig Jahre lang versteckt halten? War er einfach vor der Rebellion geflüchtet, hatte er seine Frau im Stich gelassen, sie ungeschützt ihren Mördern überlassen und seinen Kindern ihr rechtmäßiges Erbe vorenthalten? Oder hatte er in all den Jahren hinter den Kulissen erfolglos daran gearbeitet, die Macht des Hauses Vernius wiederherzustellen? Nun war er tot. Ihr Vater. Ein starker, vor Lebensenergie sprühender Mann. Es war nur schwer zu glauben. Deprimiert erkannte Kailea, dass sie nie wieder nach Ix zurückkehren würde, dass sie niemals ihren rechtmäßigen Besitz zurückbekommen würde.

Und ausgerechnet jetzt dachte Leto darüber nach, eine Ecaz-Tochter zu heiraten, die jüngere Schwester der Frau, die von den Grummanern entführt und ermordet worden war. Leto war nicht bereit, mit Kailea über dieses Thema zu diskutieren. Es handelte sich um ›Staatsgeschäfte‹, wie er ihr am Abend zuvor in arrogantem Tonfall erklärt hatte. Also nichts, was man mit einer ordinären Konkubine erörterte.

Ich bin nun schon seit über sechs Jahren seine Geliebte.

Ich bin die Mutter seines Sohnes – die einzige Frau, die es verdient hat, seine Gattin zu werden.

Ihr Herz war nur noch eine Leere in ihrer Brust, eine dunkle Höhle, die gefüllt war mit Verzweiflung und zerstörten Träumen. Würde es niemals aufhören? Nach der Ermordung der älteren Ecaz-Tochter hatte Kailea gehofft, dass Leto sich endlich ihr zuwenden würde. Doch er träumte weiter von einem Ehebündnis, das die politische, militärische und ökonomische Macht des Hauses Atreides stärkte.

Tief unten glänzten die Klippen feucht vom Nebel, der durch die Brandung aufgewirbelt wurde. Seevögel kreisten über dem Wasser, fingen Insekten aus der Luft oder schnappten sich Fische, die dicht unter der Oberfläche schwammen. Grüne Flecken aus Algen und Seegras klammerten sich in Felsritzen fest. Die zerklüftete Küste ließ das Wasser wie in einem heißen Kessel aufbrodeln.

Mein Leben ist verflucht, dachte Kailea. *Alles, was mir einmal gehört hat, wurde mir gestohlen.*

Sie drehte sich um, als die matronenhafte Chiara ihre Gemächer betrat, ohne anzuklopfen. Kailea hörte das Klappern der Tassen und Dosen auf dem kunstvoll verzierten Tablett und roch den gewürzhaltigen Kaffee, den die alte Frau für sie gebraut hatte. Die Hofdame bewegte sich immer noch mit einer Kraft und Schnelligkeit, die gar nicht zu ihrem ergrauten Aussehen zu passen schien. Chiara stellte das Tablett ab und bemühte sich, möglichst wenig Lärm zu machen, dann hob sie die Kanne und goss einen dunkelbraunen Strahl in zwei Tassen. In ihre eigene gab sie Zucker, in Kaileas Sahne.

Die ixianische Prinzessin war immer noch bedrückt, als sie die Tasse von der Frau entgegennahm und vorsichtig einen Schluck nahm – darauf bedacht, sich keineswegs den Genuss anmerken zu lassen. Chiara trank ebenfalls und ließ sich in einem Stuhl nieder, als wäre sie der ersten Konkubine des Herzogs gleichgestellt.

Kaileas Mundwinkel zuckten. »Du nimmst dir zu viele Freiheiten heraus, Chiara.«

Die Hofdame blickte über die Kaffeetasse hinweg auf die junge Frau, die für jedes Große Haus eine Heiratskandidatin erster Wahl hätte sein müssen. »Möchten Sie eine Gefährtin, Lady Kailea, oder eine mechanische Dienerin? Ich bin immer Ihre Freundin und Vertraute gewesen. Oder vermissen Sie die reaktiven Maschinen, die Ihnen früher auf Ix zur Verfügung standen?«

»Maße dir nicht an, mir zu sagen, was ich mir wünsche«, erwiderte Kailea ernst. »Ich trauere um einen großen Mann, der durch den Verrat des Imperiums zu Tode kam.«

Mit glitzernden Augen ergriff Chiara die Gelegenheit. »Ja, und Ihre Mutter wurde ebenfalls von imperialen Streitkräften getötet. Sie können sich nicht darauf verlassen, dass Ihr Bruder etwas unternimmt – außer zu reden. Er wird Sie niemals in Ihren früheren Stand zurückversetzen können. Sie, Kailea« – die Matrone deutete mit einem wulstigen Finger auf sie –, »*Sie* sind das einzige, was noch vom Haus Vernius übrig ist. Sie sind das Herz und die Seele Ihrer großen Familie.«

»Glaubst du, das wüsste ich nicht?« Kailea wandte sich ab, um wieder aus dem Burgfenster zu blicken. Sie konnte der alten Frau nicht in die Augen sehen, sie konnte niemandem in die Augen sehen, nicht einmal ihren eigenen Ängsten.

Wenn Leto diese Tochter des Erzherzogs heiratet... Erbost schüttelte sie den Kopf. Das wäre noch viel schlimmer, als mit dieser Hure Jessica unter einem Dach zu leben.

Das Meer von Caladan erstreckte sich bis zum Horizont, und der Himmel war von Wolken verschleiert, die winterliche Dunkelheit ankündigten. Sie dachte über ihre äußerst unsichere Stellung nach. Leto hatte sie unter seine Fittiche genommen, als sie noch ein junges Mädchen gewesen war, er hatte sie beschützt, nachdem ihre Welt zerstört war... doch diese Zeiten waren nun Vergangenheit. Irgendwann war die Zuneigung, vielleicht sogar die Liebe, die zwischen ihnen erblüht war, verwelkt und abgestorben.

»Natürlich haben Sie Angst davor, dass der Herzog das

Heiratsangebot annimmt und sich mit Ilesa Ecaz vermählt«, fügte Chiara mit süßlicher Stimme hinzu, die so mitfühlend wie ein langes, dünnes Messer war. Sie wusste genau, wo sich Kaileas kaum verheilte Wunden verbargen.

Obwohl sein Hauptaugenmerk Jessica galt, kam Leto immer noch in Kaileas Bett, wenn auch unregelmäßig, als wäre es nur eine Verpflichtung. Und sie gab sich ihm hin, als wäre auch sie dazu verpflichtet. Seine Ehre als Atreides würde es ihm nie gestatten, sie völlig zu verstoßen, ganz gleich, wie sehr sich ihre Gefühle geändert hatten. Stattdessen setzte Leto eine subtilere Form der Bestrafung ein, indem er sie in seiner Nähe behielt und ihr damit ein besseres Leben unmöglich machte.

Ach, wie sie sich nach Urlaub auf Kaitain sehnte! Kailea wollte wieder prächtige Kleider und kostbaren Schmuck tragen; sie wollte von Dutzenden Dienerinnen umsorgt werden – nicht nur von einer einzigen, die ihre scharfe Zunge mit einer honigsüßen Stimme kaschierte. Kaileas Blick wurde von der undeutlichen Spiegelung der alten Frau angezogen, von ihrem Gesicht und dem sorgsam frisierten Haar, das ihr ein vornehmes Aussehen verlieh.

Die schimmernde Wand aus blauem Obsidian – Leto hatte keine Kosten und Mühen gescheut, ihn von Hagal anliefern zu lassen – war eine wunderbare Ergänzung der Einrichtung von Burg Caladan. Leto bezeichnete die Wand als ihre ›Kontemplationsfläche‹, in der Kailea die schwachen Schatten der sie umgebenden Welt sah und über ihre Bedeutung nachsinnen konnte. Blauer Obsidian war so selten, dass manche Häuser des Landsraads bereits mit einem winzigen Stück protzten. Leto hingegen hatte für sie die ganze Wand damit auskleiden lassen – und den Bankettsaal dazu.

Trotzdem runzelte sie die Stirn. Chiara hatte gesagt, dass Leto sie nur kaufen und gefügig machen wollte, damit sie ihre Situation akzeptierte und sich nicht mehr beklagte.

Und nun hatte Gurney Halleck ihnen mitgeteilt, dass die seltene Substanz in Wirklichkeit von Giedi Primus stamm-

te. Welche Ironie! Sie wusste, wie sehr diese Neuigkeit Letos untreues Herz schmerzen musste.

Chiara musterte das Gesicht ihrer Hofdame und wusste genau, welche Gedanken ihr durch den Kopf gingen, da sie sie häufig genug geäußert hatte. Und die alte Frau erkannte genau, wo sie ihren nächsten Keil ansetzen musste. »Bevor Leto möglicherweise diese Ecaz-Tochter heiratet, sollten Sie sich ein klares Bild von Ihrer eigenen dynastischen Situation machen, Mylady.« Sie stand neben der Obsidianwand, und ihr verzerrtes Spiegelbild schien im blauen Schimmer des vulkanischen Glases gefangen.

»Vergessen Sie Ihren Vater und Ihren Bruder – und sogar sich selbst. Sie haben einen Sohn von Herzog Leto Atreides. Ihr Bruder und Tessia haben keine Kinder – also ist Victor der rechtmäßige Erbe des Hauses Vernius... und möglicherweise sogar des Hauses Atreides. Falls dem Herzog etwas zustoßen sollte, bevor er sich eine Frau nehmen und einen weiteren Sohn zeugen kann, wäre Victor das Haus Atreides! Und da der Junge erst sechs Jahre alt ist, wären Sie viele Jahre lang die Regentin, Mylady. Eine ganz einfache und klare Sache.«

»Was willst du damit sagen – falls Leto ›etwas zustoßen‹ sollte?« Ihr Herz verkrampfte sich. Sie wusste genau, was die alte Frau vorschlagen wollte.

Geziert trank Chiara ihren Kaffee aus und goss sich eine zweite Tasse ein, ohne um Erlaubnis zu fragen. »Herzog Paulus kam bei einem Stierkampfunfall ums Leben. Sie waren selbst dabei, nicht wahr?«

Kailea erinnerte sich an die furchtbaren Bilder, wie der alte Herzog auf der Plaza de Toros gegen einen salusanischen Stier gekämpft hatte. Das tragische Ereignis hatte Leto etliche Jahre zu früh auf den Herzogsthron befördert. Damals war sie noch ein Teenager gewesen.

Wollte Chiara damit andeuten, dass es doch kein Unfall gewesen war? Kailea hatte Gerüchte gehört, die sie bislang nur für eifersüchtiges Geschwätz gehalten hatte. Nun zog sich die alte Frau hastig von diesem gefährlichen Terrain

zurück. »Natürlich ist es keine Idee, die man ernsthaft in Erwägung ziehen könnte, mein Kind! Ich habe lediglich von einer rein hypothetischen Möglichkeit gesprochen.«

Dennoch setzte sich dieser heimtückische Gedanke in Kaileas Kopf fest. Sie konnte sich keine andere Möglichkeit vorstellen, wie ein Kind aus ihrer Linie jemals zum Oberhaupt eines Großen Hauses des Landsraads werden sollte. Andernfalls würde das Haus Vernius einfach aussterben. Sie presste die Augenlider zusammen.

»Falls sich Leto tatsächlich einverstanden erklärt, Ilesa Ecaz zu heiraten, bleibt Ihnen gar nichts mehr.« Chiara hob das Tablett auf und tat, als wollte sie gehen. Sie hatte die Saat ausgebracht und musste nur noch zusehen, wie sie keimte. »Ihr Herzog verbringt bereits die meiste Zeit mit dieser schmeichlerischen Bene-Gesserit-Hure. Ganz offensichtlich bedeuten Sie ihm nichts mehr. Ich bezweifle, dass er sich noch an irgendwelche Versprechen erinnert, die er Ihnen möglicherweise in Augenblicken der Leidenschaft gemacht hat.«

Kailea blinzelte überrascht und fragte sich, wie Chiara wissen konnte, welche Schlafzimmergeheimnisse Leto ihr ins Ohr geflüstert hatte. Doch als sie daran dachte, wie er die junge, bronzehaarige Jessica mit dem sinnlichen Mund und dem makellos schönen Gesicht streichelte, verwandelte sich ihre Verärgerung über Chiaras Unverschämtheit in puren Hass auf Leto Atreides.

»Sie müssen sich einer schwierigen Frage stellen, Mylady. Wem gilt Ihre Loyalität? Herzog Leto – oder *Ihrer* Familie? Da er offensichtlich keinen Wert darauf legt, dass Sie seinen Namen tragen, werden Sie immer eine Vernius bleiben.«

Die alte Frau brachte das Tablett hinaus und ließ Kailea mit ihrer Tasse lauwarmem Kaffee allein. Chiara ging ohne ein Wort des Abschieds, ohne ihre Herrin zu fragen, ob sie noch etwas benötigte.

Kailea blieb in ihrem Zimmer und betrachtete den Schmuck und Flitter, der sie an die schrecklichen Verluste erinnerte, die sie erlitten hatte: ihr Adelshaus, den Luxus

des Großen Palais, ihre Chancen, zu einem Mitglied des imperialen Hofs zu werden. Ein Stich fuhr durch ihr Herz, als ihr Blick auf eine ihrer Zeichnungen von Dominic Vernius fiel, und sie hatte wieder das herzhafte Lachen ihres Vaters im Ohr. Sie dachte daran, wie der große kahlköpfige Mann sie in wirtschaftlichen Dingen unterrichtet hatte. Und mit einem ähnlichen Gefühl des Verlusts dachte sie an ihren Sohn Victor – und an all das, was er niemals haben würde.

Für Kailea bestand der schwierigste Teil darin, zur schrecklichen Entscheidung zu gelangen. Doch wenn sie erst einmal wusste, was sie wollte, ging es schließlich nur noch um... Details.

88

Das Individuum ist der Schlüssel, die letztliche Wirkungseinheit sämtlicher biologischer Prozesse.

Pardot Kynes

Jahrelang hatte Liet-Kynes mit ganzem Herzen die wunderschöne, dunkelhaarige Faroula begehrt. Doch als er sie nun heiraten sollte, verspürte er nur noch Leere und das Gefühl, eine Verpflichtung zu erfüllen. Um den Anstand zu wahren, wartete er nach Warricks Tod drei Monate ab, obwohl er und Faroula wussten, dass ihre Verlobung längst beschlossene Sache war.

Er musste den Todesschwur erfüllen, den er seinem Freund geleistet hatte.

Bei den Fremen war es Sitte, dass die Sieger eines Zweikampfes die Frauen und Kinder ihrer getöteten Gegner aufnahmen. Faroula war jedoch keine *Ghanima*, keine Kriegsbeute. Liet hatte mit dem Naib Heinar gesprochen, seine Liebe bekundet und das feierliche Versprechen zitiert, das er Warrick gegeben hatte – dass er sich aufopferungsvoll um seine Frau kümmern und seinen Sohn wie seinen eigenen aufziehen würde.

Der alte Heinar hatte ihn mit einem Auge gemustert. Der Naib wusste, was sich ereignet hatte, wie es dazu gekommen war, dass sich Warrick während des Coriolissturms geopfert hatte. Was die Ältesten des Rotwall-Sietches anging, war Warrick in der Wüste gestorben. Die Visionen, die er angeblich von Gott empfangen hatte, waren offenkundig falsch, da er die Prüfung nicht überstanden hatte. Also erteilte Heinar seine Erlaubnis, und Liet-Kynes machte sich bereit, die Tochter des Naibs zu heiraten.

Er saß in seinem Zimmer hinter den Vorhängen aus ge-

färbten Gewürzfasern und grübelte über die bevorstehende Hochzeit nach. Der Aberglaube der Fremen verbot es ihm, Faroula in den zwei Tagen vor der offiziellen Zeremonie zu Gesicht zu bekommen. Mann und Frau mussten sich in dieser Zeit dem Reinigungsritual des *Mendi* unterziehen. Sie pflegten ihren Körper und schrieben Liebesbekenntnisse und Gedichte, die sie sich später überreichen würden.

Doch jetzt suhlte sich Liet in Selbstvorwürfen, ob er irgendwie für diese Tragödie verantwortlich zu machen war. War es der glühende Wunsch gewesen, den er beim Anblick des weißen *Biyan* geäußert hatte? Dort hatten Warrick und er gleichzeitig ersehnt, die junge Frau zu heiraten. Liet hatte sich bemüht, seine Niederlage an der Höhle der Vögel demütig zu akzeptieren und die egoistische Stimme in seinem Hinterkopf zum Schweigen zu bringen, die ihn niemals vergessen ließ, wie sehr er sie immer noch begehrte.

War mein geheimer Wunsch der Grund für diese Tragödie?

Jetzt sollte Faroula seine Frau werden... aber diese Verbindung war aus einem tragischen Anlass entstanden.

»Ach, vergib mir, Warrick, mein Freund!« Er saß weiterhin stumm da und wartete, dass die Zeit verging, bis die Stunde kam, in der die Sietch-Zeremonie beginnen sollte. Er freute sich nicht darauf, nicht angesichts dieser Umstände.

Schwerer Stoff raschelte, als sich der Türvorhang teilte und Liets Mutter eintrat. Frieth lächelte ihm voller Mitgefühl und Verständnis zu. Sie hatte einen verschlossenen Flüssigkeitsbehälter dabei. Er war aus Häuten zusammengenäht, mit Gewürzharz versiegelt, um ihn wasserdicht zu machen, und kunstvoll bestickt. Sie reichte ihm den Schlauch, als wäre es ein kostbarer Schatz, ein Geschenk von unermesslichem Wert. »Ich habe dir etwas gebracht, zur Vorbereitung auf deine Hochzeit.«

Liet riss sich von seinen düsteren Gedanken los. »So etwas habe ich noch nie zuvor gesehen.«

»Es heißt, wenn eine Frau spürt, dass ihrem Kind ein bedeutendes Schicksal bevorsteht, dass es große Dinge erle-

ben wird, soll sie die Hebammen auffordern, das Fruchtwasser der Geburt zu destillieren und aufzubewahren. Sie kann es ihrem Sohn zum Beispiel an seinem Hochzeitstag überreichen. Verwahre es gut, Liet. Es ist die letzte Vermischung deiner und meiner Essenz, aus der Zeit, als wir körperlich vereint waren. Jetzt wirst du dein Leben mit einem anderen vermischen. Wenn sich zwei Herzen vereinigen, wird ihre gemeinsame Kraft mehr als nur doppelt so groß.«

Vor Rührung zitternd nahm er den weichen Schlauch an.

»Es ist das größte Geschenk, das ich dir machen kann«, sagte Frieth, »an diesem bedeutenden... und schweren Tag.«

Liet sah zu ihr auf und erwiderte den Blick ihrer dunklen Augen. Die Gefühle, die sie von seinem Gesicht ablas, erschreckten sie. »Nein, Mutter - du hast mir das Leben gegeben. Das ist ein viel größeres Geschenk.«

* * *

Als das Hochzeitspaar vor den Mitgliedern des Sietches stand, warteten Liets Mutter und die jüngeren Frauen im Hintergrund, während die Ältesten vortraten, um für den jungen Mann zu sprechen. Der kleine Liet-chih, Warricks Sohn, stand stumm neben seiner Mutter.

Pardot Kynes, der seine Arbeit zu diesem Anlass unterbrochen hatte, lächelte glücklich über das ganze Gesicht. Es überraschte ihn selbst, wie stolz er war, dass sein Sohn heiratete.

Kynes dachte an seine eigene Hochzeit zurück, die nachts in den Dünen stattgefunden hatte. Es war schon sehr lange her, kurz nach seiner Ankunft auf Arrakis, und er war so sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt gewesen, dass er kaum etwas davon mitbekommen hatte. Unvermählte Fremen-Mädchen hatten gesungen und wie Derwische im Sand getanzt. Die Sayyadina hatte die Worte der Liturgie gesprochen.

Seine Ehe mit Frieth hatte sich gut entwickelt. Er hatte einen wohlgeratenen Sohn, den er sich zu seinem Nachfol-

ger herangezogen hatte. Kynes lächelte Liet an – dessen Name, wie er sich plötzlich erinnerte, auf den Assassinen Uliet zurückging, der von Heinar und den Ältesten geschickt worden war, um ihn zu töten. Das war zu der Zeit gewesen, als die Fremen ihn noch als Außenseiter betrachtet hatten, als Fremden mit gefährlichen Träumen und Absichten.

Doch der Assassine hatte die Bedeutung der Vision des Planetologen erkannt und sich in sein eigenes Crysmesser gestürzt. Da die Fremen in allem ein Zeichen sahen, stand Pardot seitdem die gesamte Arbeitskraft der zehn Millionen Fremen uneingeschränkt zur Verfügung. Die Umgestaltung von *Dune*, die Anpflanzungen und die Eroberung der Wüste, schritt mit beachtlicher Geschwindigkeit voran.

Als er beobachtete, wie sehnsuchtsvoll Liet seine Braut ansah, war Pardot beunruhigt, dass die Aufmerksamkeit seines Sohnes so sehr von dieser Frau gefesselt wurde, dass der junge Mann sein zuvor tief verwundetes Herz so weit geöffnet hatte. Er liebte seinen Sohn auf ganz andere Weise; Liet war für ihn eine Erweiterung seiner eigenen Persönlichkeit. Pardot Kynes wollte, dass Liet eines Tages den Mantel des Planetologen anlegte, wenn seine Zeit vorbei war.

Im Gegensatz zu seinem Vater schien Liet sehr anfällig für Emotionen zu sein. Auch Pardot liebte seine Frau, die ihre traditionelle Rolle als Gefährtin erfüllte, aber seine Arbeit war ihm viel wichtiger als seine eheliche Bindung. Er stand unter dem Bann von Träumen und Ideen; er verfolgte leidenschaftlich das Ziel, diesen Planeten in einen grünen Garten Eden zu verwandeln. Doch er hatte sich niemals so sehr von einer Person *vereinnahmen* lassen.

Der Naib Heinar führte die Zeremonie durch, da die alte Sayyadina nicht mehr zu einer langen Wüstenreise imstande war. Als Kynes dem jungen Paar zuhörte, das nun die Eheschwüre ablegte, schien plötzlich ein dunkler Schatten über die Hochzeit zu fallen. Er machte sich große Sorgen um die Zukunft seines Sohnes.

Liet sprach: »Erfülle die Bedürfnisse meiner Augen, und ich erfülle die Bedürfnisse deines Herzens.«

Faroula antwortete: »Erfülle die Bedürfnisse meiner Füße, und ich erfülle die Bedürfnisse deiner Hände.«

»Erfülle die Bedürfnisse meines Schlafs, und ich erfülle die Bedürfnisse deines Wachens.«

Dann vervollständigte sie das Gebet: »Erfülle die Bedürfnisse meines Lebens, und ich erfülle die Bedürfnisse deines Lebens.«

Heinar ergriff die Hände der Braut und des Bräutigams, legte sie ineinander und hob sie empor, damit der gesamte Sietch sie sehen konnte. »Nun seid ihr im Wasser vereint.«

Ein leiser Jubel ertönte, der bald lauter wurde und schließlich von ganzem Herzen kam. Die Fremen waren zufrieden. Liet und Faroula wirkten sehr erleichtert...

* * *

Nach der Feier fing Pardot seinen Sohn allein in einem Gang ab. Unbeholfen ergriff er Liets Schultern, doch es war kaum mehr als der Versuch einer herzlichen Umarmung. »Ich freue mich so sehr für dich, mein Sohn.« Er suchte nach den angemessenen Worten. »Du musst überglücklich sein. Du hast dieses Mädchen seit langer Zeit begehrt, nicht wahr?«

Er lächelte, aber in Liets Augen flammte Zorn auf, als hätte sein Vater ihm soeben einen unfairen Schlag versetzt. »Warum quälst du mich, Vater? Meinst du, ich habe noch nicht genug gelitten?«

Verdutzt wich Pardot zurück und ließ seinen Sohn los. »Wie meinst du das? Ich möchte dir nur zu deiner Hochzeit gratulieren. Ist sie nicht die Frau, mit der du schon immer zusammensein wolltest? Ich dachte...«

»*Nicht auf diese Weise!* Wie kann ich glücklich sein, wenn ein solcher Schatten über uns liegt? Vielleicht schwindet er in den nächsten Jahren, aber jetzt empfinde ich nur tiefen Schmerz.«

»Aber...«

Pardots Gesicht verriet Liet alles, was er wissen musste. »Du verstehst überhaupt nichts, nicht wahr, Vater? Der große *Umma* Kynes!« Er lachte verbittert. »Du mit deinen Pflanzungen, deinen Dünen, deinen Wetterstationen und deinen Klimatabellen. Du bist so blind, dass du mir Leid tust.«

Die Gedanken des Planetologen rasten. Er versuchte den wütenden Worten eine Bedeutung zuzuordnen. »Warrick... dein Freund.« Dann hielt er inne. »Es war doch nicht deine Schuld, dass er im Sturm gestorben ist, oder?«

»Vater, du hast überhaupt nichts mitbekommen.« Liet ließ den Kopf hängen. »Ich bin stolz auf deine Visionen. Aber du betrachtest unsere Welt lediglich als Experimentierfeld, auf dem du mit Theorien spielen kannst, auf dem du *Daten* sammelst. Siehst du nicht, dass du es nicht mit Experimenten, sondern mit wirklichen Ereignissen zu tun hast? Dass wir keine Versuchspersonen, sondern wirkliche Menschen sind? Es sind *Fremen*. Sie haben dich aufgenommen, dir ein neues Leben gegeben, dir einen Sohn geschenkt. *Ich bin ein Fremen.*«

»Das bin ich auch«, erwiderte Pardot entrüstet.

Mit heiserer Stimme, die so leise war, dass niemand sonst sie hören konnte, sagte Liet: »Du benutzt sie nur.«

Pardot war so verblüfft, dass er nicht antworten konnte.

Liet sprach wieder lauter. Er wusste, dass die Fremen Teile dieses Streits mithören und sich über die Reibungen zwischen ihrem Propheten und seinem Erben Sorgen machen würden. »Du hast mein ganzes Leben lang zu mir gesprochen, Vater. Doch wenn ich mir unsere Gespräche ins Gedächtnis rufe, dann erinnere ich mich nur daran, wie du wissenschaftliche Berichte zitiert und über neue Stadien der botanischen Anpassung referiert hast. Wann hast du dich mit mir über meine Mutter unterhalten? Wann hast du einmal als Vater zu mir gesprochen und nicht als... Fachkollege?«

Liet schlug sich mit der Faust auf die Brust. »Dein Traum lebt auch in mir. Auch ich sehe die Wunder, die du in eini-

gen versteckten Winkeln der Wüste vollbracht hast. Auch ich erkenne das Potenzial, dass unter dem Sand von *Dune* verborgen liegt. Doch selbst wenn du jemals alles erreichen solltest, was du dir wünschst... würdest du es überhaupt bemerken? Versuche deinen Plänen ein menschliches Antlitz zu geben und denke an jene, die einst die Früchte deiner Bemühungen ernten werden. Schau in das Gesicht eines Kindes. Schau in die Augen einer alten Frau. *Lebe* dein Leben, Vater!«

Hilflos ließ sich Pardot auf eine Bank an der Felswand sinken. »Ich... ich habe es doch nur gut gemeint«, sagte er mit belegter Stimme und sah seinen Sohn mit Scham und Verwirrung in den Augen an. »Du bist wahrlich mein Nachfolger. Gelegentlich habe ich gezweifelt, ob du jemals genug von der Planetologie verstehen wirst... doch nun erkenne ich, dass ich mich getäuscht habe. Du verstehst viel mehr, als ich jemals hoffen kann zu lernen.«

Liet setzte sich zu seinem Vater auf die Bank. Zögernd legte der Planetologe eine Hand auf die Schulter seines Sohnes. Diesmal fiel die Geste wesentlich überzeugender aus. Liet griff nach der Hand und starrte mit der Verblüffung eines Fremen auf die *Tränen*, die seinem Vater über die Wangen liefen.

»Du bist wahrlich mein Nachfolger als Imperialer Planetologe«, sagte Pardot. »Du verstehst meinen Traum, aber in deinen Händen wird er etwas viel Größeres werden, weil du nicht nur eine Vision, sondern auch ein Herz dafür hast.«

89

Ein guter Herrscher bleibt größtenteils unsichtbar. Wenn alles reibungslos funktioniert, nimmt niemand die Arbeit eines Herzogs wahr. Deshalb müssen wir den Menschen etwas bieten, das sie bejubeln können, worüber sie reden können, an das sie sich erinnern.

Herzog Paulus Atreides

Kailea erkannte ihre Chance während eines endlosen Familiendiners im großen Bankettsaal von Burg Caladan. Leto saß glücklich im Sessel des Herzogs am Ende der langen Tafel, während Haushaltsdiener Terrinen mit einem scharf gewürzten Fischeintopf hereinbrachten, an dem sich normalerweise die unteren Schichten der Fischer und Dorfbewohner gütlich taten.

Leto aß mit großem Appetit vom einfachen Gericht. Vielleicht erinnerte es ihn auch nur an seine Kindheit, als er am Hafen gespielt und sich auf Fischkuttern herumgetrieben hatte, statt seine Ausbildung zum Oberhaupt eines Großen Hauses zu vervollständigen. Zumindest Kailea war der Ansicht, dass der alte Herzog Paulus seinem einzigen Erben niemals hätte erlauben dürfen, so viel Zeit mit dem einfachen Volk und seinen primitiven Sorgen zu verbringen, statt mehr über die Feinheiten der Politik zu lernen. Für sie stand fest, dass Herzog Leto damit überfordert war, einen Haushalt zu führen und sich mit den Interessen der Gilde, der MAFEA, des Imperators und des Landsraads auseinander zu setzen.

Victor saß neben seinem Vater. Eine Schicht dicker Kissen auf seinem Stuhl sorgte dafür, dass er an seinen Teller heranreichte. Der dunkelhaarige Junge imitierte seinen Vater und schlürfte die Suppe, während Leto sich alle Mühe gab, die Geräuschentwicklung des Sechsjährigen noch zu

übertreffen. Der kultiviert erzogenen Kailea missfiel es vor allem, wie ihr Sohn die schlechten Angewohnheiten seines Vaters zu kopieren versuchte. Wenn der Junge eines Tages zum wahren Atreides-Erben wurde und Kailea die Regentschaft übernahm, würde sie ihn anständig erziehen, damit er die Verpflichtungen seiner hohen Geburt würdigen konnte. In Victor würden sich die besten Eigenschaften der Häuser Atreides und Vernius vereinen.

Die anderen rissen mundgerechte Stücke aus den Brotlaiben und tranken bitteres caladanisches Ale, obwohl Kailea wusste, dass jede Menge guter Weine im Keller lagerte. Man lachte und unterhielt sich entspannt, doch sie nahm nicht daran teil, sondern stocherte nur in ihrem Essen herum. Mehrere Sitze weiter saß Gurney Halleck, der sein neues Baliset mitgebracht hatte und während des Nachtischs für Unterhaltung sorgen würde. Da er ihren Vater besser als Kailea oder ihr Bruder gekannt hatte, war sie froh, ihn in ihrer Nähe zu haben... auch wenn Gurney bisher nicht besonders freundlich zu ihr gewesen war.

Ihr gegenüber saß Rhombur, der sich in der Gesellschaft seiner Konkubine Tessia rundum glücklich zu fühlen schien. Und er bemühte sich nach Kräften, Leto hinsichtlich der bewältigten Menge an Fischeintopf zu übertreffen. Thufir Hawat war in tiefe Konzentration versunken und vernachlässigte seine Mahlzeit. Stattdessen musterte der Mentat die Menschen am Tisch und ließ seinen Blick von einem Gesicht zum nächsten wandern. Kailea versuchte einem Augenkontakt mit ihm auszuweichen.

Ein Stück weiter am Tisch saß Jessica, als wollte sie demonstrieren, dass sie innerhalb des herzoglichen Haushalts mit Kailea gleichgestellt war. Die Frau hatte Nerven! Kailea hätte sie am liebsten gewürgt. Die attraktive Bene Gesserit aß mit bedächtigen, eleganten Bewegungen und war sich ihrer Position so sicher, dass sie völlig unbefangen wirkte. Dann hielt Jessica inne und studierte Letos Gesicht, als wäre sie in der Lage, jede Ausdrucksnuance so mühelos wie Worte auf einer Shigadrahtspule zu lesen.

An diesem Abend hatte Leto sie alle zusammengerufen, um gemeinsam mit ihm zu speisen, obwohl Kailea nichts von einem besonderen Anlass, einem Jahrestag oder einem besonderen Feiertag wusste. Sie vermutete vielmehr, dass der Herzog wieder einen verwegenen und dummen Plan ausgeheckt hatte, den er auszuführen gewillt war, ohne darauf zu hören, welchen Rat sie oder sonstjemand ihm gab.

Leuchtgloben schwebten wie Zierrat über dem Tisch. Dazwischen hing der Giftschnüffler mit den vielgelenkigen Armen in der Luft. Angesichts der Fehden im Landsraad war das insektenhafte Gerät ein unverzichtbares Instrument.

Leto beendete seine Mahlzeit und tupfte sich den Mund mit einer bestickten Leinenserviette ab. Dann lehnte er sich zufrieden seufzend im handgeschnitzten Sessel zurück. Victor tat es ihm nach, obwohl er kaum ein Drittel seines Eintopfs aufgegessen hatte. Gurney Halleck, der längst entschieden hatte, welches Lied er anschließend spielen wollte, blickte sich zu seinem neunsaitigen Baliset um, das an der Wand stand.

Kailea beobachtete Letos graue Augen, wie sein Blick von einem Ende des Bankettsaals zum anderen wanderte, vom Porträt des alten Herzogs zum Stierkopf, dessen Hörner immer noch mit Blut befleckt waren. Sie hatte keine Ahnung, was der Herzog dachte, doch als sie sah, wie die kleine Hexe Jessica seinen Blick mit grünen Augen erwiderte, schien es fast, als wüsste sie genau, was Leto vorhatte. Kailea wandte sich mit gerunzelter Stirn ab.

Als Leto aufstand, atmete Kailea seufzend ein. Er würde zweifellos zu einer seiner endlosen Reden ansetzen, mit denen er sie alle inspirieren und ihnen bewusst machen wollte, wie gut ihr Leben war. Aber wenn das Leben so gut war, warum waren dann ihre Eltern ermordet worden? Warum lebten sie und ihr Bruder, die Erben eines Großen Hauses, im Exil, anstatt das Leben zu führen, das ihrem Stand angemessen war?

Zwei Diener eilten herbei, um das Geschirr abzuräumen,

doch Leto wehrte sie ab, damit er ungestört seine Rede halten konnte. »Nächste Woche jährt sich zum zwanzigsten Mal der Tag des Stierkampfes, bei dem mein Vater getötet wurde.« Er blickte zum Porträt auf, das den alten Herzog als Matador zeigte. »Also habe ich viel über die großen Spektakel nachgedacht, mit denen Paulus sein Volk unterhalten hat. Damit hat er sich sehr beliebt gemacht. Ich denke, es ist jetzt an der Zeit, dass auch ich ein würdiges Spektakel begründe, wie man es von einem Herzog von Caladan erwartet.«

Hawat war sofort auf der Hut. »Was haben Sie im Sinn, Mylord?«

»Nichts, was so gefährlich wie ein Stierkampf ist, Thufir.« Leto grinste und sah zuerst Victor, dann Rhombur an. »Aber ich möchte etwas tun, über das die Menschen noch lange Zeit reden. Bald werde ich zum Landsraad nach Kaitain aufbrechen, um eine neue diplomatische Mission im Moritani-Ecaz-Konflikt zu beginnen. Bevor wir möglicherweise eine viel stärkere Allianz mit Ecaz eingehen.«

Er hielt kurz inne und wirkte leicht verlegen. »Zum Abschied von Caladan werde ich unser größtes Drachenschiff besteigen und zu einem grandiosen Rundflug über den Kontinent aufbrechen. Mein Volk wird zum Luftschiff mit den bunten Bannern aufblicken und dem Herzog viel Glück auf seiner Mission wünschen. Wir werden über den Fischereiflotten kreuzen und dann über die Pundi-Reisfarmen im Binnenland hinwegfliegen.«

Victor klatschte in die Hände, und Gurney nickte anerkennend. »Ho! Das wird ein wunderbarer Anblick sein!«

Rhombur stützte die Ellbogen auf den Tisch und legte sein eckiges Kinn auf die Hände. »Äh... soll Duncan Idaho nicht bald von Ginaz zurückkehren, Leto? Wirst du fort sein, wenn er eintrifft? Oder könnten wir seine Rückkehr und deine Abreise mit einer Feier abwickeln?«

Leto dachte nach, dann schüttelte er den Kopf. »Ich habe seit einiger Zeit nichts mehr von ihm gehört. Wir erwarten ihn erst in ein paar Monaten.«

Gurney schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Bei den Höllengöttern! Wenn er nach acht langen Jahren der Ausbildung als Schwertmeister von Ginaz zurückkehrt, hat der Mann einen würdigen Empfang verdient, meinen Sie nicht auch?«

Leto lachte. »In der Tat, Gurney! Für die Vorbereitungen haben wir nach meiner Rückkehr noch genügend Zeit. Wenn Sie, Thufir und Duncan meine Leibwache stellen, muss ich nie wieder auch nur den leichtesten Kratzer von einem Feind fürchten.«

»Es gibt viele Möglichkeiten, wie ein Feind zuschlagen kann, Mylord«, sagte Jessica mit warnendem Unterton.

Kailea erstarrte, aber Leto schien es nicht zu bemerken. Stattdessen wandte er sich der Hexe zu. »Dessen bin ich mir stets bewusst.«

In Kaileas Kopf hatten sich Räder in Bewegung gesetzt. Nach der Mahlzeit entschuldigte sie sich und ging zu Chiara, um ihr zu erzählen, was Leto zu tun beabsichtigte.

* * *

In dieser Nacht schlief Leto auf einer Pritsche in einem Hangar des Raumhafens von Cala City, während sein Personal das große Ereignis vorbereitete. In wenigen Tagen würde das mit Segeln ausgestattete Drachenschiff zum großen Flug aufbrechen.

Kailea ließ Swain Goire in ihre Gemächer rufen und verführte ihn, wie sie es in der Vergangenheit bereits viele Male getan hatte. Sie gab sich dem Wachhauptmann mit wilder Leidenschaft hin, die ihn überraschte und erschöpfte. Er sah Leto sehr ähnlich, war jedoch ein ganz anderer Mann. Als er danach in ihrem Bett eingeschlafen war, stahl sie einen winzigen Codeschlüssel aus einer versteckten Tasche in seinem dicken Ledergürtel, der neben seinen anderen Sachen auf dem Boden lag. Da er ihn nur selten benutzte, würde es einige Zeit dauern, bis Goire den Verlust bemerkte.

Am nächsten Morgen drückte sie den kleinen Gegenstand in Chiaras ledrige Handfläche und schloss die Finger der alten Frau darum. »Damit hast du Zugang zur Waffenkammer der Atreides. Sei vorsichtig.«

Chiaras rabenschwarze Augen funkelten, dann ließ sie den Schlüssel schnell unter ihren Gewändern verschwinden. »Ich werde alles weitere erledigen, Mylady.«

90

Der Krieg als häufigste ökologische Katastrophe in jeder Epoche reflektiert lediglich den allgemeineren Zustand des Gesamtorganismus, der als ›Menschheit‹ bezeichnet wird.

Pardot Kynes, Die ökologische Sanierung von Salusa Secundus nach dem Holocaust

Auf der Verwaltungsinsel von Ginaz trafen sich die fünf größten lebenden Schwertmeister, um die übrig gebliebenen Schüler in der mündlichen Prüfungsphase des Lehrplans zu beurteilen. Sie wurden in Geschichte, Philosophie, Militärtaktik, Haiku-Dichtung, Musik und vielem anderem ausgequetscht – gemäß den detaillierten Anforderungen und Traditionen der Schule.

Doch diesmal fanden die Prüfungen vor einem tragischen Hintergrund statt.

Auf sämtlichen Schulinseln herrschte Wut, Empörung und Trauer um die sechs getöteten jungen Männer. Die Grummaner hatten ihre Barbarei demonstriert, indem sie vier der Leichen nicht weit vom Ausbildungszentrum entfernt in die Brandung geworfen hatten, wo sie schließlich an Land gespült wurden. Die Leichen der übrigen zwei – Duncan Idaho und Hiih Resser – wurden nicht gefunden.

Im höchsten Stockwerk des Hauptturms saßen die Schwertmeister an der geraden Seite eines halbkreisförmigen Tischs. Ihre Schwerter lagen mit den Spitzen nach außen vor ihnen, wie die Strahlen einer aufgehenden Sonne. Die Schüler, die vor dem Tisch standen, sahen die bedrohlich auf sie gerichteten Klingen, während sie schwierige Fragen beantworten mussten.

Alle hatten bestanden. Jetzt kümmerten sich Karsty

Toper und die Schulverwaltung um Heighliner-Passagen für die erfolgreichen Schüler, damit sie auf ihre Heimatwelten zurückkehren konnten, wo sie einsetzen würden, was sie gelernt hatten. Einige hatten sich bereits auf den Weg zum nahe gelegenen Raumhafen gemacht.

Und die Schwertmeister mussten sich nun mit den Konsequenzen auseinander setzen.

Der fette Rivvy Dinari holte das Schwert des Herzogs Paulus Atreides und ein juwelenbesetztes Moritani-Messer hervor, die man zwischen den Sachen von Idaho und Resser gefunden hatte. Mord Cour ließ betrübt den Kopf mit der grauen Mähne hängen. »Wir haben viel Erfahrung darin, den Besitz von Schülern zurückzuschicken – aber nicht unter solchen Umständen.«

Der sehnige Meister Jamo Reed war nach dem jahrelangen Dienst auf der Gefängnisinsel abgehärtet, doch auch er musste weinen. »Wenn Ginaz-Schüler sterben, sollte es während eines besonders schwierigen Trainings geschehen – nicht durch die Hand von Mördern.«

Ginaz hatte einen offiziellen Protest eingelegt und auf den Empfänger zugeschnittene Drohungen und Beleidigungen an den Grafen Hundro Moritani geschickt, der sich dadurch jedoch nicht beeindrucken ließ. Er hatte bislang auch keine angemessenen Entschädigungen für die brutalen Angriffe auf Ecaz geleistet. Der Landsraad und der Imperator berieten sich zur Zeit darüber, wie man am besten darauf reagieren sollte. Viele Fürsten großer Häuser hielten sich auf Kaitain auf, um vor dem Forum zu sprechen. Doch man hatte sich bestenfalls auf Verweise und Strafgebühren einigen können – die für den wahnsinnigen Grafen nicht mehr als leichte Schläge auf die Finger waren.

Die Grummaner glaubten, sich alles erlauben zu können.

»Ich fühle mich... persönlich verletzt«, sagte Jeh-Wu. Seine Locken waren verworren. »Nie zuvor hat es jemand gewagt, einem Schwertmeister so etwas anzutun.«

Der stutzerhafte Whitmore Bludd setzte sich aufrecht und zupfte an den Rüschen und schweren Manschetten sei-

nes Hemdes. »Ich schlage vor, dass wir sechs unserer Inseln nach den ermordeten Studenten benennen. Die Geschichte wird die Erinnerung an dieses niederträchtige Verbrechen bewahren, und wir erweisen den Sechs Ehre.«

»Ehre?« Rivvy Dinari patschte mit seiner dicken Hand auf den Tisch, dass die Schwertklingen klirrten. »Wie können Sie in diesem Zusammenhang ein solches Wort benutzen? Ich habe vergangene Nacht drei Stunden an Jool-Norets Gruft verbracht, um zu beten und zu fragen, wie wir auf eine solche Situation reagieren sollen.«

»Und hat er Ihnen geantwortet?« Jeh-Mu erhob sich mürrisch und blickte aus dem Fenster auf den Raumhafen und die felsige Küste. »Selbst zu seinen Lebzeiten hat Jool-Noret niemals irgendjemand unterrichtet. Er ertrank in einer Flutwelle, und seine Schüler versuchten ihm nachzueifern. Wenn Noret schon nicht seinen nächsten Anhängern helfen wollte, wird er uns auf gar keinen Fall helfen.«

Bludd schniefte beleidigt. »Dieser große Mann lehrte, indem er mit leuchtendem Beispiel voranging. Eine sehr effektive Methode für alle, die lernfähig sind.«

»Und er hatte Ehre, genauso wie die Samurai des Altertums«, sagte Dinari. »Im Laufe der Jahrtausende sind wir immer unzivilisierter geworden. Wir haben so viel vergessen.«

Mord Cour runzelte nachdenklich die Stirn und musterte den korpulenten Schwertmeister. »Sie vergessen die Geschichte, Dinari. Die Samurai zeichneten sich vielleicht durch eine besondere Ehre aus, aber als die Briten mit Gewehren in Japan eintrafen, waren die Samurai nach nur einer Generation verschwunden.«

Jamo Reed blickte bestürzt auf. »Bitte, wir dürfen nicht gegeneinander kämpfen, sonst werden die Grummaner uns sehr schnell besiegen.«

Jeh-Wu schnaufte. »Das haben sie doch längst...«

Er wurde durch laute Geräusche von der Tür unterbrochen. Er wandte sich vom Fenster ab, während sich die anderen vier Schwertmeister schockiert von ihren Plätzen erhoben.

Zwei verdreckte und zerschundene Gestalten setzten sich über die Einwände dreier uniformierter Schulangestellter hinweg, indem sie die Männer einfach zur Seite stießen. Dann traten Duncan Idaho und Hiih Resser in den Raum. Sie humpelten und sahen sehr erschöpft aus, aber in ihren Augen brannte ein Feuer.

»Kommen wir zu spät?«, fragte Resser mit einem gezwungenen Grinsen.

Jamo Reed lief um den Tisch und umarmte Duncan und Resser. »Meine Jungen – ihr seid am Leben!«

Selbst auf Jeh-Wus Leguangesicht zeigte sich ein erleichtertes und erstauntes Lächeln. »Ein Schwertmeister redet nicht über offenkundige Tatsachen«, sagte er. Doch Jamo Reed ging überhaupt nicht auf diese Rüge ein.

Duncans Augen leuchteten, als er das Schwert des alten Herzogs auf dem halbrunden Tisch liegen sah. Er trat einen Schritt vor und blickte auf das Blut, das aus einer Wunde in seinem linken Schienbein sickerte und die schlecht sitzende Hose tränkte. »In den vergangenen Tagen hatten Resser und ich wenig Gelegenheit, für die mündlichen Prüfungen zu üben... wir waren eher mit der praktischen Anwendung unserer Ausbildung beschäftigt.«

Resser schwankte leicht und schien sich kaum noch auf den Beinen halten zu können. Duncan stützte ihn. Mord Cour schenkte ihnen etwas zu trinken ein, und sie leerten die Wassergläser in einem Zug. Dann erzählten sie, wie sie in der rauen See über Bord gesprungen waren, wie sie geschwommen waren und sich gegenseitig geholfen hatten, möglichst weit vom großen dunklen Schiff wegzukommen. Ihre Fähigkeiten waren bis an die Grenzen beansprucht worden, sie hatten sich an jeden Fetzen Wissen geklammert, den sie in den acht Jahren der harten Ausbildung erworben hatten. Auf diese Weise hatten sie sich stundenlang über Wasser halten können. Sie hatten sich an den Sternen orientiert, bis die Strömung sie endlich an die Küste einer der zahlreichen Inseln geschwemmt hatte – zum Glück eine bewohnte. Dort hatten sie sich provisorisch verarzten

und trockene Kleidung geben lassen, um unverzüglich die nächste Reisemöglichkeit in Anspruch zu nehmen.

Obwohl Ressers typische gute Laune sichtlich getrübt war, gelang es ihm trotzdem, sein Anliegen mit erhobenem Haupt vorzubringen. »Wir möchten offiziell die Verschiebung unserer letzten Prüfungen beantragen...«

»Verschiebung?« fragte Jamo Reed, der Tränen in den Augen hatte. »Ich schlage einen Dispens vor. Diese zwei Schüler haben ihre Eignung zum Schwertmeister unzweifelhaft unter Beweis gestellt.«

Whitmore Bludd zupfte indigniert an seinen Manschetten. »Die Formen müssen gewahrt bleiben!«

Der alte Mord Cour warf ihm einen skeptischen Blick zu. »Haben die Grummaner uns nicht gerade gezeigt, wie dumm es ist, sich blind an die Formen zu halten?« Die anderen vier Meister wandten den Kopf Rivvy Dinari zu, um seine Ansicht zu hören.

Nach einiger Zeit wuchtete der Schwertmeister seinen gewichtigen Körper vom Sitz hoch und sah die verdreckten Schüler an. Dann deutete er auf das Schwert des alten Herzogs und den Zierdolch der Moritanis. »Idaho, Resser, nehmen Sie Ihre Waffen.«

Mit pochendem Herzen griff Duncan nach dem Atreides-Schwert und Resser nach dem Dolch. Stahl klirrte, als die Schwertmeister ihre Klingen vom Tisch aufhoben. Sie stellten sich im Kreis auf und streckten die Klingen in die Mitte, wo sich die Spitzen kreuzten.

»Schließen Sie den Kreis«, sagte Mord Cour.

»Jetzt sind Sie Schwertmeister«, verkündete Dinari mit seiner verblüffend hellen Stimme. Der groß gewachsene Mann steckte sein Schwert in die Scheide, nahm das rote Stirnband ab und band es Duncan um den Kopf. Resser erhielt das Stirnband von Jamo Reed.

Das Gefühl, es nach acht Jahren der Ausbildung endlich geschafft zu haben, ließ Duncan beinahe zusammenbrechen, aber er zwang sich dazu, das Zittern seiner Knie zu unterdrücken und stehen zu bleiben. Resser und er gaben

sich feierlich die Hand, auch wenn dieser Anlass durch eine Tragödie getrübt wurde. Duncan konnte es gar nicht abwarten, nach Caladan zurückzukehren.

Ich habe Sie nicht enttäuscht, Herzog Leto.

Dann war plötzlich krachender Donner zu hören, als würde Luft zerreißen. Offenbar tauchte ein Fluggefährt in die Atmosphäre ein. Auf den Riffen, die die Zentralinsel umgaben, wurden Sirenen ausgelöst. Nicht allzu weit entfernt hallte eine Explosion von den Wänden der Verwaltungsgebäude wider.

Die Schwertmeister stürmten auf einen Balkon, von dem aus man einen Blick über den gesamten Komplex hatte. Hinter der ruhigen Fläche des Meeres war rauchendes Feuer über zwei Inseln zu sehen.

»Ein Luftangriff!«, sagte Jamo Reed. Duncan sah dunkle raubvogelhafte Umrisse, die aus den Flammensäulen aufstiegen und weitere Bomben abwarfen.

Jeh-Wu knurrte wütend und schüttelte sein schwarzes Haar. »Wer würde es wagen, uns anzugreifen?«

Für Duncan war die Antwort völlig offensichtlich. »Das Haus Moritani ist noch nicht mit uns fertig.«

»Eine Missachtung aller Regeln der zivilisierten Kriegsführung«, sagte Rivvy Dinari. »Sie haben keine Kanly erklärt und sich nicht an die Formen gehalten.«

»Nach allem, was er Ecaz und uns angetan hat, besteht kein Zweifel, dass Graf Moritani sich einen Dreck um Formen schert«, sagte Resser angewidert. »Sein Verstand arbeitet anders.«

Die Explosionen rissen nicht ab.

»Wo bleibt das Gegenfeuer unserer Luftabwehr?« Whitmore Bludd wirkte eher entrüstet als wütend. »Wo sind unsere Thopter?«

»Nie zuvor hat es jemand gewagt, Ginaz anzugreifen«, sagte Jamo Reed. »Wir sind politisch neutral. Unsere Schule dient allen Häusern.«

Duncan sah, dass die Meister von ihrem Selbstbewusstsein und ihrem Vertrauen in Regeln und Formen geblendet

waren. Eine Hybris! Sie hatten niemals über ihre eigene Verwundbarkeit nachgedacht – obwohl sie genau das ihren Schülern beizubringen versuchten.

Dinari stieß eine Reihe übler Flüche aus und drückte sich ein Fernglas in die Fettwülste seines Gesichts. Er justierte die Öl-Linsen, ignorierte die sich nähernden Fluggefährte und konzentrierte sich auf die Küste der Verwaltungsinsel. »Überall feindliche Stoßtrupps. Sie sind auf der Seite gelandet, die dem Raumhafen gegenüber liegt. Sie rücken mit geschulterten Artilleriegeschützen vor.«

»Anscheinend wurden sie von U-Booten abgesetzt«, sagte Jeh-Wu. »Das ist kein spontaner Überfall – die Aktion wurde gründlich geplant.«

»Sie haben nur auf einen Vorwand gewartet«, fügte Reed hinzu, der das gebräunte Gesicht zu einer finsteren Miene verzogen hatte. Die angreifenden schwarzen Flugscheiben kamen immer näher.

Auf Duncan machten die Schwertmeister einen völlig hilflosen, fast bemitleidenswerten Eindruck, als sie plötzlich vor dieser unerwarteten Situation standen. Ihre hypothetischen Übungen hatten kaum etwas mit der Realität zu tun. Seine Hand klammerte sich um den Griff des Schwertes.

»Die Schiffe sind unbemannte Drohnen, die Bomben und Brandsätze abwerfen sollen«, stellte Duncan sachlich fest. Entlang der gesamten Küste gingen Gebäude in Flammen auf.

Schreiend flohen die stolzen Schwertmeister vom Balkon, gefolgt von Resser und Duncan. »Wir müssen die Kampfstationen besetzen und versuchen, die Verteidigung zu organisieren!« Dinaris feine Stimme klang nun etwas strenger.

»Die übrigen Absolventen befinden sich am Raumhafen«, warf Resser ein. »Sie können sich ausrüsten und kämpfen.«

Jamo Reed, Mord Cour und Jeh-Wu stürmten durch den Hauptkorridor und bemühten sich insbesondere vor den Angestellten und Beamten, die noch kopfloser wirkten, die Haltung zu bewahren. Auf der Treppe demonstrierte Rivvy

Dinari, wie schnell er seine Körpermasse bewegen konnte, als er mehrere Stufen im Sprung nahm. Whitmore Bludd hastete hinter den anderen her.

Duncan und Resser verständigten sich durch einen kurzen Blick, dann folgten sie den zwei Schwertmeistern, die die Treppe genommen hatten. Eine Explosion in der Nähe erschütterte das Verwaltungsgebäude, doch die jungen Männer gerieten nur für einen Moment ins Stolpern. Draußen ging der Angriff weiter.

Die frisch gebackenen Schwertmeister gelangten durch eine Tür in die zentrale Vorhalle im Erdgeschoss, wo sie Dinari und Bludd einholten. Durch die Panzerplaz-Fenster konnte Duncan sehen, dass draußen mehrere Gebäude brannten. »Wo ist die Kommandozentrale?«, fragte er die älteren Männer. »Wir brauchen Ausrüstung. Gibt es Kampfthopter am Raumhafen?«

Resser hielt den Moritani-Zierdolch in der Hand. »Ich bin bereit, hier zu kämpfen, falls sie es wagen, jemanden hereinzuschicken.«

Bludd wirkte sehr aufgeregt. Unterwegs hatte er seinen farbigen Umhang verloren. »Denken Sie in größeren Maßstäben! Welches Ziel verfolgen diese Leute? Natürlich – die Gruft!« Bestürzt deutete er auf den verzierten schwarzen Sarg, der auf einem Podest stand und die Vorhalle dominierte. »Jool-Norets sterbliche Überreste, das heiligste Objekt auf ganz Ginaz. Gibt es etwas, das uns schmerzhafter treffen würde?« Mit gerötetem Gesicht wandte er sich zu seinem korpulenten Begleiter um. »Es wäre genauso, als würden die Grummaner uns einen Stich mitten ins Herz versetzen.«

Verdutzt blickten sich Duncan und Resser an. Sie waren in die Geschichten über diesen legendären Kämpfer eingeweiht worden – doch angesichts des blutigen Überfalls, der explodierenden Bomben, der schreiend flüchtenden Zivilisten auf den Inselstraßen hätte keiner von beiden auch nur einen Gedanken an die Knochen eines längst Verstorbenen verschwendet.

Dinari stürmte wie ein Schlachtschiff los. »Zur Gruft!«, rief er. Bludd und die anderen versuchten, mit ihm Schritt zu halten.

Die berühmte Grabstätte war mit durchsichtigem Panzerplaz und einem schimmernden Holtzman-Schild gesichert. Die zwei Schwertmeister vergaßen jede respektvolle Zurückhaltung und hetzten die Stufen hinauf, um die Hände auf eine Sensorfläche zu legen. Der Schild erlosch, und die Abschirmung aus Panzerplaz hob sich.

»Wir tragen den Sarkophag«, rief Bludd Duncan und Resser zu. »Wir müssen ihn in Sicherheit bringen. Er ist die Seele der Ginaz-Schule.«

Duncan wog das Schwert des alten Herzogs in der Hand, während er ständig nach Angreifern in Moritani-Uniform Ausschau hielt. »Holen Sie die Mumie, wenn Sie es für nötig halten, aber beeilen Sie sich.«

Resser stand neben ihm. »Dann sollten wir von hier verschwinden und nach Schiffen suchen, mit denen wir kämpfen können.« Duncan hoffte, dass mittlerweile auch andere auf die Idee gekommen waren, die Verteidigung zu organisieren, und sich gegen die Angreifer zur Wehr setzten.

Die älteren Schwertmeister hoben den verzierten Sarg an, um ihn nach draußen in eine zweifelhafte Sicherheit zu bringen. Duncan und Resser hielten ihnen den Weg frei. Draußen setzten die schwarzen Flugscheiben die flächendeckende Bombardierung fort.

Ein bewaffneter Thopter mit dem Emblem der Schule landete auf dem Platz vor dem Verwaltungsgebäude. Die Maschine zog die Flügel ein, während die Motoren weiterliefen. Ein halbes Dutzend Schwertmeister mit Kampfanzügen und roten Stirnbändern sprang heraus. Sie hatten sich mit Lasguns bewaffnet.

»Wir haben Norets Leiche«, rief Bludd stolz und winkte die Kollegen herbei. »Schnell!«

Soldaten in gelben Moritani-Uniformen liefen auf den Platz. Duncan schrie eine Warnung, dann eröffneten die Schwertmeister das Feuer auf die Feinde. Die Grummaner

schossen zurück. Zwei Schwertmeister wurden getroffen, einschließlich Jamo Reed. Als eine Luftbombe explodierte, warf es den alten Mord Cour zu Boden. Rumpf und Arme wurden ihm durch herumfliegende Steinsplitter verletzt. Duncan half dem Lehrer auf die Beine und brachte ihn in den Thopter.

Doch er hatte Cour kaum hineingehoben, als ein Angreifer ihm die Beine wegschlug. Der junge Schwertmeister ging zu Boden, rollte sich ab und sprang sofort wieder auf. Bevor er sein Schwert ziehen konnte, hatte eine Grummanerin in gelbem *Gi*-Kampfanzug seine Deckung unterlaufen und schlug mit Krallenmessern an den Fingern nach ihm. Da sein Schwert auf diese kurze Distanz nutzlos war, packte Duncan einfach das lange Haar der Angreiferin und riss daran, bis er hörte, wie das Genick brach. Die Frau sackte erschlafft und zuckend zusammen.

Weitere Grummaner näherten sich dem Kampfthopter. »Fliegen Sie endlich los!«, schrie Resser. »Bringen Sie den verdammten Sarg weg!« Gleichzeitig mussten er und Duncan sich gegen weitere Angreifer zur Wehr setzen.

Ein bärtiger Mann stürmte mit einem funkensprühenden elektrischen Speer auf Duncan zu, doch der duckte sich und wich seitlich aus. Hektisch suchte er im Fundus seiner achtjährigen Ausbildung nach der angemessenen Reaktion. Seine Wut drohte ihn zu überwältigen, als er sich an die Schüler erinnerte, die auf dem dunklen Schiff auf barbarische Weise getötet worden waren. Auf seiner Netzhaut brannten die Bilder der Bomben, des Feuers und der unschuldigen Todesopfer.

Doch dann erinnerte er sich an Dinaris Ermahnung: *Wer sich vom Zorn leiten lässt, macht Fehler.* Er riss sich zusammen und zwang sich zu einer kühlen, beinahe instinktiven Reaktion. Duncan Idahos stahlharte Finger bohrten sich knapp unter dem Brustkorb in die Haut des Angreifers und in sein Herz.

Dann löste sich ein zurückhaltend wirkender junger Mann aus der Gruppe der Moritani-Leute. Er war schlank

und muskulös, und sein rechtes Handgelenk steckte in einem festen Verband. *Trin Kronos.* Der mürrische Adelsspross hielt eine Katana mit scharfer Klinge in der unversehrten Hand. »Ich dachte, ihr beiden wärt längst Fischfutter, genauso wie die anderen vier Exempel, die wir statuiert haben.« Er blickte zu den Flugscheiben auf. Dann ließ eine gewaltige Explosion ein niedriges Gebäude einstürzen.

»Stell dich *mir*, Kronos!«, sagte Resser und zog seinen Zierdolch. »Oder bist du zu feige – ohne deinen Vater und ein Dutzend schwer bewaffnete Wachen?«

Trin Kronos betrachtete nachdenklich seine Katana, dann warf er sie beiseite. »Diese Waffe ist viel zu gut für einen Verräter. Ich könnte sie nicht mehr benutzen, wenn ich sie mit deinem Blut beschmutzt habe.« Stattdessen zog er nun ein Duellmesser. »Ein Dolch lässt sich leichter ersetzen.«

Ressers Wangen röteten sich, und Duncan trat zurück, um den Kampf der beiden zu verfolgen. »Ich hätte mich niemals vom Haus Moritani losgesagt, wenn es mir irgendetwas gegeben hätte, woran ich hätte glauben können«, sagte Resser.

»Glaube an den kalten Stahl meiner Klinge«, erwiderte Kronos mit abgrundtiefer Verachtung. »Zweifle nicht, dass sie in dein Herz dringen wird.«

Sie bewegten sich vorsichtig im Kreis, ohne den anderen aus dem Auge zu lassen. Resser hielt den Dolch bereit und blieb in Verteidigungshaltung, während Kronos immer wieder zustieß – angriffslustig, aber wirkungslos.

Dann machte Resser den ersten Ausfall und versetzte Kronos einen schnellen Fußtritt. Doch der Grummaner ging nicht wie erwartet zu Boden, sondern zuckte wie eine Schlange zurück. Resser drehte sich einmal im Kreis und fand sein Gleichgewicht wieder, während er einen schnellen Messerhieb abwehren musste.

Die Kämpfer hatten einen freien Platz, der mit kleinen Trümmerstücken übersät war. In den Straßen der näheren Umgebung ging die Zerstörung weiter. Aus den Fenstern

hoher Stockwerke wurde geschossen. Die Schwertmeister bemühten sich, den Sarkophag mit den Reliquien in den Thopter zu wuchten, mussten sich aber gleichzeitig mit Angreifern auseinander setzen.

Kronos machte eine Finte und zielte mit der Spitze seines Duellmesser genau auf Ressers Augen, dann stach er nach seiner Kehle. Resser warf sich zur Seite und entging dem Hieb, doch dann blieb sein Fuß an einem Trümmerbrocken hängen. Er verstauchte sich den Knöchel und stolperte.

Der Grummaner warf sich wie ein Löwe auf ihn und holte mit dem Messer aus. Resser konnte es jedoch mit seinem eigenen Dolch abfangen, worauf es seinem Widersacher aus der Hand fiel. Dann stieß seine Klinge nach oben und fuhr in den Bizeps seines Gegners. Er fügte ihm einen langen roten Schnitt über den Ellbogen bis zum Unterarm zu.

Kronos schrie wie ein kleines Kind und taumelte zurück. Entsetzt starrte er auf das rote Blut, das ihm über die Hand strömte. »Bastard! Verräter!«

Resser sprang auf und nahm wieder eine kampfbereite Haltung an. »Ich bin ein Waisenkind, kein Bastard.« Seine Lippen krümmten sich zu einem flüchtigen, matten Lächeln.

Als ihm kein unverletzter Arm mehr zur Verfügung stand, erkannte Kronos, dass er den Messerkampf verloren hatte. Seine Miene wurde hart. Mit dem Messergriff schlug er auf den dicken Verband um sein Handgelenk. Es brach an einer vorbereiteten Naht auf, und eine Feder ließ eine Maula-Pistole in seine Hand schnellen. Grinsend hob Kronos die Waffe und machte sich bereit, Resser eine volle Ladung silberner Pfeile in die Brust zu jagen. »Bestehst du immer noch darauf, dich an deine idiotischen Regeln zu halten?«

»*Ich* bestehe darauf«, sagte Duncan Idaho. Er stand hinter dem Grummaner und stieß mit dem Schwert des alten Herzogs zu. Die Spitze drang zwischen den Schulterblättern ein und trat an der Brust wieder aus. Trin Kronos hustete

Blut, erzitterte und starrte erstaunt auf das Ding, das plötzlich aus seinem Brustbein ragte.

Er brach tot zusammen und glitt von der blutigen Klinge. Duncan betrachtete das Opfer und sein Schwert. »Die Grummaner sind nicht die Einzigen, die Regeln missachten können.«

Ressers Gesicht war grau geworden. Er hatte die Unvermeidlichkeit seines Todes in dem Augenblick akzeptiert, als er Kronos' versteckte Pistole gesehen hatte. »Duncan... du hast ihn *von hinten* getötet.«

»Ich habe das Leben meines Freundes gerettet«, erwiderte Duncan kühl. »Und diese Entscheidung würde ich jederzeit wieder genauso treffen.«

Dinari und Bludd war es endlich gelungen, die heiligen Reliquien im Thopter zu verstauen. Laserstrahlen schossen durch die Luft, als die Verteidiger mit tödlicher Präzision das Feuer erwiderten. Die jungen Männer standen erschöpft auf dem Platz, doch die Schwertmeister zerrten sie im nächsten Augenblick an Bord des Thopters.

Die Motoren heulten auf, und das Gefährt erhob sich in die Luft. Die Flügel erreichten ihre maximale Spannweite und brachten die Passagiere und Jool-Norets Sarkophag von den Hauptgebäuden fort. Als sich Duncan auf den Metallboden hockte, legte Rivvy Dinari ihm seinen dicken Arm um die Schultern. »Sie beiden mussten sehr schnell Ihre erste Bewährungsprobe ablegen.«

»Worum geht es eigentlich bei diesem Überfall? Nur um verletzten Stolz?« Duncan kochte vor Wut. »Ein ziemlich blödsinniger Grund, einen Krieg anzuzetteln.«

»Es gibt nur wenige triftige Gründe, einen Krieg zu beginnen«, sagte Mord Cour bedrückt.

Whitmore Bludd klopfte gegen die Plazscheibe. »Schauen Sie nach draußen.«

Ein Schwarm von Ginaz-Kampfjägern feuerte auf die feindlichen Einheiten und mähte die Bodentruppen nieder. »Unsere neuen Schwertmeister haben in den Kampf eingegriffen – Ihre Mitschüler vom Raumhafen«, sagte Cour.

Nach einem direkten Treffer explodierte eins der unbemannten Diskusschiffe. Die Schwertmeister im überfüllten Thopter reckten die geballte Faust.

Ein zweites Schiff stürzte in den Ozean. Der Thopter verfolgte eine Schwadron flüchtender Grummaner und hinterließ eine Spur aus blutigen Leichen. Der Pilot setzte zu einem neuen Angriffsflug an.

»Die Grummaner haben mit leichter Beute gerechnet«, sagte Whitmore Bludd.

»Aber wir haben es ihnen gezeigt«, knurrte Jeh-Wu.

Duncan betrachtete das Chaos und hatte es längst aufgegeben, die Szenerie der Verwüstung mit der Raffinesse zu vergleichen, die er in acht Jahren an der Ginaz-Schule gelernt hatte.

91

Gib Acht, welche Saat du säst und welche Früchte du erntest. Verfluche Gott nicht für die Strafen, die du selbst über dich bringst.

Orange-Katholische Bibel

Selbst Lady Helena wäre vor Neid erblasst, als Kailea mit indignierter Besorgnis darauf bestand, dass Letos Sohn auf gar keinen Fall am großen Rundflug teilnahm. »Ich will nicht, dass Victor solchen Gefahren ausgesetzt wird. Das Drachenschiff ist nicht sicher genug für einen sechsjährigen Jungen.«

Thufir Hawat erwies sich überraschend als ihr Verbündeter. Er hielt Kaileas Sorgen für begründet, bis Leto endlich nachgab. Genau, wie sie gehofft hatte...

Nach der Kapitulation des Herzogs drängte Kailea ihren Bruder, den Familienfrieden zu retten. »Du bist Victors Onkel. Warum macht ihr beiden nicht... einen Ausflug aufs Meer? Nehmt ein Flügelboot und haltet euch in der Nähe der Küste. Und nehmt genügend Wachmänner mit. Ich bin überzeugt, dass Hauptmann Goire euch gerne begleiten wird.«

Rhombur grinste begeistert. »Vielleicht können wir wieder nach Korallenjuwelen tauchen.«

»Nicht mit meinem Sohn!«, erwiderte Kailea streng.

»Äh... ja, schon gut. Ich werde mit ihm die schwimmenden Paradan-Melonen-Farmen besuchen. Und vielleicht ein paar Buchten, in denen wir Fische beobachten können.«

* * *

Swain Goire traf sich mit Rhombur am Hafen, wo sie den Laderaum des kleinen, gut ausgestatteten Motorboots *Do-*

minic ausräumten. Da sie mehrere Tage unterwegs sein wollten, nahmen sie Schlafsäcke und genügend Proviant mit. Hinter der Burg, auf dem Raumhafen am Rand von Cala City waren die Leute des Herzogs damit beschäftigt, das riesige Drachenschiff startbereit zu machen. Leto konnte es kaum erwarten und beteiligte sich an den letzten Vorbereitungen.

Auf dem Boot wurde Victors Laune immer schlechter und gereizter. Zuerst dachte Rhombur, dass sich der Junge an die Begegnung mit dem Elecran erinnerte, doch dann fiel ihm auf, dass er ständig zur Hochebene blickte, wo sein Vater demnächst zur großen Reise antreten würde. Grünschwarze Atreides-Fahnen flatterten im Wind.

»Ich wäre lieber bei Vater«, sagte Victor. »Bootfahren macht Spaß, aber in einem Drachenschiff ist es viel besser.«

Rhombur lehnte sich gegen die Bordwand. »Ich bin ganz deiner Meinung, Victor. Ich würde auch lieber mit Leto fliegen.«

Der Herzog beabsichtigte das Luftschiff höchstpersönlich zu lenken, in Begleitung einer angemessenen Eskorte aus fünf loyalen Soldaten. Da das Gefährt nur wenig Gewicht tragen konnte, war die Zahl der Passagiere sehr begrenzt.

Swain Goire stellte eine Kiste mit Proviant vor dem Deckshaus ab, wischte sich den Schweiß von der Stirn und sah den Jungen lächelnd an. Rhombur wusste, dass der Hauptmann mehr Respekt vor dem Kind als vor Gesetzen oder anderen Herren hatte. Goires sympathischem Gesicht war die Bewunderung für Letos Sohn deutlich anzusehen.

»Äh... Hauptmann, ich möchte Sie gerne nach Ihrer Meinung fragen.« Rhombur sah Victor an, dann wandte er sich wieder dem Wachhauptmann zu. »Die Sicherheit dieses Kindes unterliegt Ihrer Verantwortung, und es heißt, dass Sie nicht ein einziges Mal Ihre Pflichten vernachlässigt oder dieser Aufgabe weniger als Ihre volle Aufmerksamkeit geschenkt haben.«

Goire errötete verlegen.

»Glauben Sie«, fuhr Rhombur fort, »dass die Befürchtun-

gen meiner Schwester begründet sind und Victor tatsächlich in großer Gefahr wäre, wenn er Leto an Bord des Drachenschiffs begleiten würde?«

Goire lachte nur und machte eine wegwerfende Handbewegung. »Natürlich nicht, Prinz. Wenn es gefährlich wäre, hätte Thufir Hawat niemals erlaubt, dass unser Herzog diese Reise unternimmt. Und ich hätte ebenfalls entschieden protestiert. Hawat hat mich persönlich damit beauftragt, vor dem Abflug die Sicherheit des Luftschiffs zu überprüfen, während er und seine Männer die Flugroute absuchen, um nach Möglichkeiten eines Hinterhalts Ausschau zu halten. Die Reise ist absolut sicher. Darauf würde ich mein Leben verwetten.«

»Sie nehmen mir das Wort aus dem Mund.« Rhombur rieb sich die Hände und grinste. »Gibt es also einen triftigen Grund für Kailea, darauf zu bestehen, dass wir stattdessen einen Bootsausflug machen?«

Goire schürzte die Lippen und dachte über die Frage nach. Er vermied es, Rhombur in die Augen zu sehen. »Lady Kailea legt manchmal eine... übertriebene Besorgnis an den Tag, was ihren Jungen betrifft. Ich glaube, sie bildet sich Gefahren ein, wo gar keine existieren.«

Der kleine Victor blickte von einem Mann zum anderen, da ihm die Feinheiten dieser Diskussion unverständlich blieben.

»Ich weiß ein ehrliches Wort zu schätzen, Hauptmann. Ich verstehe gar nicht, warum Ihre letzte Beförderung schon so lange zurückliegt!« Dann senkte Rhombur seine Stimme zu einem Bühnenflüstern. »Äh... warum bringen wir Victor nicht einfach in einer Geheimaktion an Bord? Er sollte sich diesen grandiosen Rundflug an der Seite seines Vaters auf keinen Fall entgehen lassen. Schließlich ist er der Sohn des Herzogs. Er sollte an allen wichtigen Ereignissen teilnehmen.«

»Ich kann Ihnen nur beipflichten... aber da wäre noch das Problem mit der maximalen Nutzlast.«

»Nun, wenn tatsächlich keine Gefahren drohen, ziehen

wir einfach zwei Mitglieder der Eskorte ab, damit mein lieber Neffe« – Rhombur drückte Victors Schulter – »und ich den Herzog begleiten können. Damit wären immer noch drei Wachmänner an Bord, und ich könnte Leto ebenfalls beschützen, falls es wirklich nötig sein sollte.«

Goire empfand ein leichtes Unbehagen, aber er konnte keine Gründe vorbringen, die gegen diesen Vorschlag sprachen – und erst recht nicht, als er bemerkte, wie begeistert Victor reagierte. Der Junge ließ jeden Rest seines Widerstands dahinschmelzen. »Thufir Hawat wird es nicht gefallen, wenn kurzfristig die Pläne geändert werden, genauso wenig wie Kailea.«

»Richtig, aber Sie selbst sind doch mit der Sicherheit an Bord des Luftschiffs beauftragt, nicht wahr?«, wischte Rhombur den Einwand beiseite. »Außerdem kann Victor niemals zu einer großen Persönlichkeit heranwachsen, wenn er vor jedem kleinen Kratzer in Schutz genommen wird. Er muss das Leben kennen lernen. Ganz gleich, was meine Schwester sagt.«

Goire verbeugte sich vor dem entzückten Jungen und behandelte ihn wie einen Erwachsenen. »Victor, sag mir ganz ehrlich: Möchtest du lieber eine Bootsfahrt machen oder...«

»Ich will mit dem Drachenschiff fliegen! Ich will bei meinem Vater sein und die Welt sehen!« Seine Miene drückte unerschütterliche Entschlossenheit aus.

Goire stand auf. Er war bereit, alles zu tun, was in seiner Macht stand, um den Jungen glücklich zu machen. »Mit dieser Antwort ist die Angelegenheit geklärt. Also ist es beschlossene Sache.« Er blickte sich zum Luftschiff über dem Raumhafen um. »Ich werde alle nötigen Vorkehrungen treffen.«

* * *

Kailea machte sich Sorgen, dass sie sich durch eine unbedachte Äußerung verraten könnte, und zog sich in einen Turm von Burg Caladan zurück. Sie gab vor, unpässlich zu sein. Sie hatte sich bereits in aller Form von Leto verab-

schiedet und sich hastig entfernt, bevor er ihr in die Augen schauen konnte. Andererseits war er so beschäftigt, dass er ihr ohnehin nicht allzu viel Aufmerksamkeit schenkte.

Eine jubelnde Menge beobachtete, wie die herzogliche Delegation das Luftschiff bestieg. Der Atreides-Falke in hellem Rot zierte den gewölbten Rumpf vor dem blauen caladanischen Himmel. Kleinere, aber ähnlich konstruierte und genauso farbenfroh geschmückte Schiffe würden dem großen Drachenschiff folgen. Es war mit Segeln ausgerüstet, um den Wind zu nutzen, und zerrte wie eine gigantische, aufgeblasene Biene an den Halteseilen. Atreides-Fahnen flatterten in der Brise.

Der größte Teil des Luftschiffs bestand aus Kammern, die lediglich mit leichtem Gas gefüllt waren. Die vergleichsweise winzige Passagiergondel war mit Ausrüstung und Proviant vollgestopft. An den Seiten bewegten sich die Lenksegel wie Schmetterlingsflügel. Thufir Hawat hatte die vorgesehene Route persönlich ausgekundschaftet und zum Schutz vor Attentaten Wachen an kritischen Punkten postiert.

Kailea biss sich auf die Unterlippe, als sie vom Turmfenster das bunte Luftschiff betrachtete. Sie hörte nur undeutlich die Fanfare, mit der Leto verabschiedet wurde, aber sie konnte erkennen, wie die Gestalten auf dem Podium der Menge zuwinkten, bevor sie das Drachenschiff bestiegen.

Ihre Eingeweide verkrampften sich.

Sie ärgerte sich, dass sie sich kein Fernglas besorgt hatte... aber damit hätte sie sich möglicherweise verdächtig gemacht. Nein, diese Sorge war unbegründet; das Personal hätte bestimmt nur gedacht, dass sie zuschauen wollte, wie ihr »geliebter« Leto zu seiner historischen Reise aufbrach. Das Volk von Caladan wusste nichts von der dunklen Seite ihrer Beziehung; es glaubte naiv an eine romantische Liebesgeschichte...

Kailea verspürte einen Stich der Endgültigkeit in ihrem Herzen, als sie verfolgte, wie die Arbeiter die Halteseile lösten. Anmutig stieg das Drachenschiff empor. Das träge

Gefährt war für den Notfall mit Suspensorflößen und Antriebssystemen ausgestattet, doch Leto war es lieber, wenn das große Schiff die Luftströmungen ausnutzte. Die kleinen Begleitschiffe setzten sich ebenfalls in Bewegung.

Obwohl sie allein war, versuchte Kailea Vernius, jede Gefühlsregung aus ihrem Geist und von ihrem Gesicht zu vertreiben. Sie wollte sich nicht an die guten Zeiten erinnern, die sie mit ihrem adeligen Liebhaber erlebt hatte. Sie hatte lange genug gewartet, und sie wusste genau, dass sich die Dinge niemals so entwickeln würden, wie sie es sich wünschte.

Rhombur hatte zwar einige Kontakte zu Rebellen auf Ix geknüpft, aber letztlich hatte er gar nichts erreicht. Genauso wenig wie ihr Vater mit seinem langjährigen angeblichen Untergrundkampf gegen das Haus Corrino. Jetzt war Dominic tot, und Rhombur begnügte sich mit seiner Rolle als Letos anonymer Kumpel, während er völlig im Bann seiner schlichten Bene-Gesserit-Frau stand. Er hatte jeglichen Ehrgeiz verloren.

Dieser Zustand war für Kailea unerträglich geworden.

Sie hielt sich am steinernen Fenstersims fest und sah zu, wie die glorreiche Prozession über Cala City und die Ebenen davonschwebte. Das Volk würde von der Arbeit im knietiefen Matsch aufblicken und das Schiff des Herzogs bestaunen. Kaileas Lippen bildeten einen geraden Strich. Die Pundi-Reisfarmer würden ein Spektakel erleben, das ihre Erwartungen bei weitem übertraf...

Chiara hatte ihr die Einzelheiten des Plans erst verraten, als er bereits in Gang gesetzt war. Da sie einmal die Mätresse eines Munitionsexperten gewesen war, hatte sie persönlich Sprengsätze aus der Waffenkammer der Atreides gestohlen und installiert. Die Opfer hatten keine Überlebenschance, keine Hoffnung auf Rettung.

Kailea schloss die Augen, als sie plötzlich eine hilflose Furcht empfand. Die Maschinerie war angelaufen, und jetzt konnte sie nichts mehr tun, um die Katastrophe zu verhindern. *Nichts.* Bald würde ihr Sohn der neue Herzog sein,

und als seine Mutter würde sie die Regentschaft übernehmen. *Ach, Victor, ich tue es nur für dich.*

Sie hörte Schritte und stellte überrascht fest, dass Jessica an der Tür zu ihrem Zimmer stand. Nach dem Start des Luftschiffs musste sie ungewöhnlich schnell zurückgekehrt sein. Kailea starrte ihre Rivalin mit steinerner Miene an. Warum war diese Frau nicht mit an Bord gegangen? Damit wäre ein weiteres ihrer Probleme gelöst gewesen.

»Was wollen Sie?«, fragte Kailea.

Jessica wirkte schlank und zierlich, doch Kailea wusste, dass eine junge Frau mit Bene-Gesserit-Ausbildung keinesfalls wehrlos war. Wahrscheinlich konnte die Hexe sie im Handumdrehen mit einem ihrer unheimlichen Tricks töten. Kailea versprach sich, dass sie diese Verführerin loswerden würde, sobald sie die Verantwortung für das Haus Atreides übernommen hatte.

Ich werde die Regentin für meinen Sohn sein.

»Nachdem der Herzog auf die Reise gegangen ist und uns allein zurückgelassen hat, ist es an der Zeit, dass wir miteinander reden.« Jessica beobachtete Kaileas Reaktionen. »Wir haben es viel zu lange hinausgeschoben.«

Kailea hatte das Gefühl, dass jeder Nerv ihres Gesichts, jedes Zucken ihrer Finger von dieser Hure registriert und analysiert wurde. Man sagte, dass eine Bene Gesserit Gedanken lesen konnte, obwohl die Hexen es leugneten. Kailea erschauderte, und Jessica kam ihr einen Schritt näher.

»Ich bin hier, weil ich ungestört sein möchte«, sagte Kailea. »Mein Herzog ist fort, und ich möchte allein sein.«

Jessica runzelte die Stirn. Ihre grünen Augen starrten sie an, als hätte sie bereits etwas Ungewöhnliches bemerkt. Kailea kam sich plötzlich nackt vor und wandte sich ab. Wie konnte diese junge Frau sie so mühelos bloßstellen?

»Ich dachte, es wäre besser, wenn nicht so viele Dinge zwischen uns unausgesprochen bleiben«, fuhr Jessica fort. »Leto wird sich möglicherweise bald zu einer Heirat entschließen. Aber keine von uns beiden wird die Braut sein.«

Kailea wollte nichts davon hören. *Möchte sie etwa Frieden*

mit mir schließen? Mich um Erlaubnis fragen, Leto lieben zu dürfen? Dieser Gedanke ließ ein flüchtiges Lächeln über ihr Gesicht spielen.

Bevor Kailea antworten konnte, hörte sie erneut Schritte. Von schweren Stiefeln. Swain Goire stürmte herein. Er wirkte sehr aufgeregt und hatte sich nicht einmal um den korrekten Sitz seiner Uniform bemüht. Er stutzte kurz, als er Jessica sah. Offenbar hatte er auf gar keinen Fall erwartet, ihr in Kaileas Gegenwart zu begegnen.

»Ja, Hauptmann, was gibt es?«, sagte Kailea knapp.

Er suchte nach Worten, legte unwillkürlich eine Hand an seinen dicken Gürtel und tastete nach der winzigen Tasche, in der er normalerweise den Codeschlüssel zur Waffenkammer aufbewahrte. »Ich... ich fürchte, ich habe etwas verloren.«

»Hauptmann Goire, warum sind Sie nicht bei meinem Sohn?« Kailea richtete ihren Zorn auf ihn – in der Hoffnung, Jessica damit ablenken zu können. »Sie und Prinz Rhombur hätten doch schon vor Stunden zum Bootsausflug aufbrechen sollen.«

Der attraktive Mann wich ihrem Blick aus, während Jessica die Reaktionen beider Menschen verfolgte. Kailea erstarrte. *Hat sie einen Verdacht? Und wenn ja, was wird sie unternehmen?*

»Wie es scheint... habe ich ein wichtiges Stück meiner Ausrüstung verloren, Mylady«, stammelte er verlegen. »Ich konnte es nicht wiederfinden, und jetzt mache ich mir große Sorgen. Ich möchte jede Stelle absuchen, an der es mir abhanden gekommen sein könnte.«

Kailea ging einen Schritt auf ihn zu. Ihr Gesicht hatte sich gerötet. »Sie haben meine Frage nicht beantwortet, Hauptmann. Was ist mit dem Bootsausflug? Haben Sie den Aufbruch verzögert, damit mein Sohn die Abreise seines Vaters nicht verpasst?« Sie legte einen Finger an ihre nachdenklich geschürzten Lippen. »Ja, ich kann mir vorstellen, dass Victor den Start der Luftschiffe beobachten wollte. Aber jetzt sollten Sie losfahren. Ich möchte nicht, dass ihm der ver-

sprochene Ausflug vorenthalten wird. Er hat sich so sehr darauf gefreut, mit seinem Onkel hinauszufahren.«

»Ihr Bruder hat um eine leichte Änderung der Pläne gebeten, Mylady«, sagte Goire, dem die Situation und insbesondere Jessicas Anwesenheit unangenehm war. »Wir werden den Bootsausflug nächste Woche nachholen. Victor wollte so gerne seinen Vater begleiten. Ein solches Ereignis ist einmalig. Ich habe es nicht übers Herz gebracht, es ihm zu verbieten.«

Kailea hatte das Gefühl, den Boden unter den Füßen zu verlieren. »Was soll das heißen? Wo ist Victor? Wo ist Rhombur?«

»Nun ja... an Bord des Drachenschiffs, Mylady. Ich werde Thufir Hawat informieren, dass...«

Kailea stürmte ans Fenster, doch das große Luftschiff war nicht mehr zu sehen. Sie schlug mit einer Faust gegen die transparente Plazscheibe und stieß einen lauten Klageschrei aus.

92

Jeder Mensch träumt von der Zukunft, doch nicht jeder von uns wird sie erleben.

Tio Holtzman,
Spekulationen über Zeit und Raum

Leto lehnte sich entspannt im Kommandosessel des Drachenschiffs zurück. Sie hatten die Stadt hinter sich gelassen und überflogen nun die landwirtschaftlichen Flächen der Umgebung. Alles war so friedlich, sanft und leise. Er ließ sich einfach vom Wind treiben und bewegte kaum die Ruder. Völlig lautlos und anmutig schwebten sie an der Spitze der Formation über das grüne Land dahin. Er blickte auf breite Flüsse, dichte Wälder und Sümpfe, in denen das stehende Wasser glitzerte.

Victor starrte mit großen Augen aus den Sichtfenstern. Immer wieder zeigte er auf Sehenswürdigkeiten und stellte tausend Fragen. Rhombur beantwortete sie ihm nach Kräften, und wenn er nicht weiterwusste, musste Leto mit dem Namen eines Dorfes oder topographischen Details aushelfen.

»Ich freue mich so, dich dabei zu haben, Victor.« Leto zauste dem Jungen gutmütig das Haar.

Drei Wachmänner hielten sich an Bord auf – einer in der Hauptkabine und die anderen am Vorder- und Hinterausgang. Sie trugen schwarze Uniformen mit dem roten Falken der Atreides-Ehrenwache auf den Schulterstücken. Da er einen von ihnen ersetzt hatte, trug Rhombur nun die gleiche Uniform, und selbst Victor, für den aus Gewichtsgründen ein Wachmann abgezogen werden musste, hatte Atreides-Schulterstücke auf seiner Nachbildung der schwarzen Jacke des Herzogs. Die Epauletten waren unverhältnismäßig groß für den Jungen, aber er trug sie voller Stolz.

Rhombur sang Volkslieder, die er von den Bewohnern Caladans gelernt hatte. In den vergangenen Monaten hatten er und Gurney Halleck häufig im Duett zum Baliset gesungen, doch im Augenblick genoss er es einfach, seine raue Stimme ohne irgendeine Begleitung einzusetzen.

Einer der Wachmänner kannte das Lied und fiel ein. Der Mann war auf einer Pundi-Reisfarm aufgewachsen, bevor er sich den Atreides-Truppen angeschlossen hatte, und konnte sich noch gut an die Lieder erinnern, die seine Eltern ihm beigebracht hatten. Victor versuchte ebenfalls mitzusingen und steuerte die nicht immer korrekten Worte des Refrains bei.

Trotz seiner Größe war das Drachenschiff mit den Segeln mühelos zu manövrieren, ein ideales Gefährt für gemütliche Reisen. Leto nahm sich vor, es häufiger zu tun. Vielleicht würde er beim nächsten Mal Jessica mitnehmen... oder Kailea.

Ja, Kailea. Victor sollte mehr Zeit zusammen mit seiner Mutter und seinem Vater verbringen, ungeachtet ihrer politischen und dynastischen Differenzen. Leto empfand immer noch etwas für sie, auch wenn sie ihn in letzter Zeit immer nur abgewiesen hatte. Er erinnerte sich noch gut daran, wie grausam seine Eltern zueinander gewesen waren, und wollte nicht, dass Victor mit einem solchen Erbe aufwuchs.

Zu Anfang hatte er einfach nicht daran gedacht, doch dann hatte er sich hartnäckig geweigert, als Kailea immer unvernünftigere Forderungen nach einer Heirat stellte. Trotzdem war ihm bewusst, dass er sie wenigstens zu seiner festen Konkubine hätte machen sollen, damit ihr gemeinsamer Sohn den Namen der Familie Atreides tragen konnte. Leto hatte sich noch nicht entschieden, ob er das Heiratsangebot von Erzherzog Ecaz annehmen wollte, aber irgendwann würde er ganz gewiss eine politisch akzeptable Kandidatin aus den Häusern des Landsraads finden.

Dessen ungeachtet liebte er Victor viel zu sehr, um ihm den Status seines erstgeborenen Sohns vorzuenthalten.

Wenn er das Kind zu seinem offiziellen Erben ernannte, wäre Kailea vielleicht ein wenig versöhnt.

Irgendwann hatte der Junge genug vom Singen und der langsamen Fahrt des Drachenschiffs, sodass er den Hals reckte, um zu den flatternden Segeln hinauszublicken. Leto ließ ihn für einen Moment die Steuerung übernehmen. Begeistert verfolgte Victor, wie die Nase des Luftschiffs auf seine Ruderbewegungen reagierte.

Rhombur lachte. »Du wirst eines Tages bestimmt ein großartiger Pilot sein, Junge, aber lass dich nur nicht von deinem Vater unterrichten. Davon verstehe ich viel mehr als er.«

Victors Blicke wechselten zwischen seinem Onkel und seinem Vater, und Leto musste lachen, wie ernsthaft sein Sohn über diese Bemerkung nachdachte. »Victor, frag deinen Onkel, wie er einmal unser Schiff in Brand gesetzt und es mitten in ein Riff gesteuert hat.«

»*Du* hast mir gesagt, dass ich das Riff rammen sollte«, erwiderte Rhombur.

»Ich habe Hunger«, sagte Victor, was Leto nicht im Geringsten überraschte. Der Junge hatte ständig einen gesunden Appetit und wuchs von Tag zu Tag.

»Schau in den Schränken hinter der Brücke nach«, sagte Rhombur. »Dort haben wir das Essen verstaut.« Victor lief sofort begeistert nach hinten.

Das Drachenschiff flog über Felder hinweg, die mit Pundi-Reis bepflanzt waren, grüne Flächen, zwischen denen Bewässerungskanäle verliefen. Boote trieben träge dahin und transportierten Säcke mit dem einheimischen Getreide. Der Himmel war klar, der Wind sanft. Leto hätte sich keinen besseren Tag für den Flug wünschen können.

Victor stand auf einem Regalbrett, um an das oberste Fach des Schranks zu gelangen. Er betrachtete die Bilder und Symbole auf den Etiketten, konnte aber noch nicht alle Wörter lesen. Er kannte nur einige Galach-Buchstaben und wusste, welchem Zweck bestimmte Dinge dienten. Er fand Trockenfleisch und Uluus – der für den Abend vorgesehene

Nachtisch aus Beerenpasteten. Er verschlang ein ganzes Paket davon, womit er seinen unmittelbaren Hunger stillte, doch anschließend stöberte er weiter herum.

Mit der Neugier eines Kindes setzte Victor seine Erkundungen fort und beschäftigte sich mit einer Reihe von Fächern in der Wand. Er kannte das rote Symbol und wusste, dass sich dahinter die Erste-Hilfe-Ausrüstung für den Notfall befand. Er hatte solche Dinge gelegentlich gesehen, wenn die Hausärzte kleinere Verletzungen behandelten.

Er öffnete ein Erste-Hilfe-Fach und holte Gazeverbände und Tablettenpackungen heraus, um sie genau zu studieren. Die Rückwand des kleines Fachs klapperte verlockend, sodass er sie entfernte und auf ein noch tiefer verborgenes Fach stieß. Darin entdeckte Victor etwas mit blinkenden Lichtern, einer rückwärts zählenden Leuchtanzeige und mehrere Energiespeicherzellen. Und alle diese Dinge waren mit Drähten verbunden.

Fasziniert starrte er es eine ganze Weile an. »Onkel Rhombur! Schau mal, was ich gefunden habe!«

Rhombur lächelte ergeben und ging nach hinten, um den Wissensdurst seines Neffen zu stillen.

»Da, hinter den Doktorsachen.« Victor zeigte mit einem kleinen Finger in das Fach. »Es ist hell und bunt.«

Rhombur ging in die Hocke, um es sich anzusehen. Mit dem Stolz des Entdeckers griff Victor hinein. »Schau mal, wie die Lichter blinken! Ich hole es raus, damit du es dir ansehen kannst.«

Als der Junge das Gerät zum Vorschein brachte, sog Rhombur erschrocken den Atem ein. »Nein, Victor! Das ist eine...«

Der Sohn von Herzog Leto bewegte die Verbindungsdrähte und aktivierte damit die Sicherung gegen Manipulationen.

Die Sprengsätze detonierten.

93

Wissen ist gnadenlos.

Orange-Katholische Bibel

Als das Heck des Drachenschiffs in Flammen aufging, traf die Schockwelle Leto mit der Wucht eines Meteoriteneinschlags.

Eine verbrannte Masse aus Fleisch schlug unmittelbar neben ihm gegen die vordere Sichtscheibe und klatschte dann zu Boden. Zu groß für ein Kind, zu klein für einen erwachsenen Menschen – zumindest einen vollständigen Menschen. Die Masse hinterließ eine verschmierte Spur aus verkohltem Gewebe und Körperflüssigkeiten.

Die tosenden Flammen verbreiteten glühende Hitze. Das Heck des Luftschiffs war völlig zerstört.

Leto schrie vor Entsetzen und Verwirrung, als er mit den Kontrollen des Ruders kämpfte. Das Drachenschiff gebärdete sich wie ein riesiges verwundetes Tier. Er musste sich immer wieder dazu zwingen, nicht auf die blutige Masse neben sich zu starren.

Das Fleisch zuckte noch. Wer war es? Er wollte es gar nicht wissen.

Eine Serie schrecklicher Bilder brannte sich in seine Netzhaut ein. Jedes dauerte höchstens Sekundenbruchteile. Hinter sich hörte er einen gellenden Schrei, dessen Tonlage sich abrupt veränderte und dann schwächer wurde. Gleichzeitig sah Leto, wie die Silhouette eines um sich schlagenden Mannes durch ein klaffendes Loch im Boden der Kabine nach draußen gerissen wurde. Der ganze Körper stand in Flammen. Es musste entweder Rhombur oder einer der drei Wachmänner sein.

Victor hatte sich genau im Zentrum der Explosion aufgehalten...

Er war verloren.

Das angeschlagene Drachenschiff ging in den Sturzflug über, als das Feuer auf die Hülle übergriff und das zum Glück nicht brennbare Helium entwich. Rauch und gelber Feuerschein erfüllte das Cockpit.

Leto wurde heiß, und er wusste, dass seine schöne schwarze Uniform bald in Flammen aufgehen würde. Das verstümmelte, nicht zu identifizierende Etwas neben ihm gab wimmernde Schmerzenslaute von sich... Mit der Zahl der Arme und Beine schien etwas nicht zu stimmen, und das Gesicht war nur noch eine blutige Masse ohne individuelle Züge.

Das Drachenschiff stürzte ab.

Unter ihm breiteten sich die Pundi-Reisfelder zwischen gewundenen Flüssen, funkelnden Teichen und friedlichen Dörfern aus. Die Menschen hatten sich versammelt, um ihren Herzog mit geschwenkten Wimpeln zu begrüßen. Doch als sie nun einen Feuerball am Himmel sahen, suchten sie fluchtartig Deckung. Die kleineren Begleitschiffe verfolgten das brennende Gefährt, aber mehr konnten sie nicht tun.

Leto riss sich von den lähmenden Gedanken an seinen Sohn Victor und seinen Freund Rhombur los, als er plötzlich sah, dass das Luftschiff genau auf ein Bauerndorf zusteuerte. Er würde mitten in die versammelte Menschenmasse rasen.

Hektisch kämpfte er mit den Kontrollen, um den Absturzwinkel zu verändern, doch die Flammen hatten die hydraulischen Systeme und die tragenden Gaszellen beschädigt. Die meisten Dorfbewohner zerstreuten sich wie eine in Panik geratene Herde, andere starrten wie angewurzelt nach oben. Sie wussten offenbar, dass sie sich ohnehin nicht mehr rechtzeitig in Sicherheit bringen konnten.

Da es für Leto keinen Zweifel gab, dass Victor tot war, dachte er daran, sich nicht mehr gegen die unvermeidliche Katastrophe zu wehren. Er konnte die Augen schließen und

sich zurücklehnen, bis er entweder vom Feuer versengt oder von der Schwerkraft zerschmettert wurde. Es wäre so leicht, einfach aufzugeben...

Doch als er die vielen Menschen am Boden sah – darunter auch Kinder –, drängte Leto seine Hoffnungslosigkeit zurück und beugte sich wieder über die Kontrollen. Es musste doch irgendeine Möglichkeit geben, den Kurs zu ändern und das Dorf zu verschonen.

»Nein, nein...«, stöhnte er.

Leto spürte keinen körperlichen Schmerz, nur tiefe Trauer, die sein Herz wie ein Messer durchbohrte. Er durfte nicht darüber nachdenken, was er verloren hatte; er durfte die Zeit nicht vergeuden, die ihm noch blieb. Er musste um das Leben der Menschen kämpfen, die an ihn glaubten.

Endlich reagierte eins der Ruder, und die Nase des Drachenschiffs hob sich ein winziges Stück. Als er eine Notklappe unter den Kontrollen aufriss, sah Leto, dass seine Hände mit roten Blasen übersät waren. Die Flammen wurden immer heißer. Dennoch griff er hinein und zog mit aller Kraft am roten Hebel, während er hoffte, dass die Mechanik noch funktionierte.

Trotz des Feuers öffneten sich die Metallklammern. Der zerfetzte Ballon des Luftschiffs löste sich von der Passagierkabine. Vom Gewicht befreit erhob er sich wie ein leuchtender Komet in den Himmel. Lenksegel rissen ab und wurden davongeweht. Einige waren nur leicht angesengt, andere standen bereits in Flammen, wie lodernde Drachen ohne Leine.

Die Kabine sackte ab und ging in einen steileren Sturzflug über. Beschädigte Suspensoren liefen an und Gleitflügel wurden ausgefahren, um den Sturz abzubremsen.

Leto klammerte sich an die Kontrollen. Die heiße Luft schien seine Lungen mit jedem Atemzug tiefer auszubrennen. Inseln mit dicht stehenden Bäumen zwischen den Reissümpfen kamen immer näher. Ihre Äste waren wie steife Finger mit dornigen Krallen, die sich ihm drohend entgegenreckten. Er stieß einen wortlosen Schrei aus...

Selbst der Tod des alten Herzogs in der Stierkampfarena war weniger spektakulär als das imposante Ende seines Sohnes.

Im letzten Moment sorgte Leto für etwas mehr zusätzlichen Auftrieb – was die strapazierten Suspensoren und Maschinen hergaben. Er schoss über das Dorf hinweg, versengte ein paar baufällige Dächer und stürzte knapp dahinter in die Reisfelder.

Die Kabine schlug wie eine altertümliche Artilleriegranate in den schlammigen Boden. Matsch, Wasser und zerfetzte Pflanzen wurden in die Luft geschleudert. Die Wände der Kabine wurden wie Papier zusammengeknüllt.

Der Aufprall warf Leto vom Sitz gegen die Wand, dann stürzte er zu Boden. Braunes Wasser floss durch die Risse in der Kabinenhülle. Langsam kam das Wrack knirschend und ächzend zur Ruhe.

Leto fiel in eine abgrundtiefe Bewusstlosigkeit...

94

Die größten und wichtigsten Probleme des Lebens lassen sich nicht lösen. Man kann ihnen lediglich entwachsen.

Schwester Jessica, privater Tagebucheintrag

Ein leichter tropischer Regen fiel, als die Überlebenden der älteren Schwertmeister die trümmerübersäte Fläche betraten, die kaum noch Ähnlichkeit mit dem historisch bedeutenden Zentralplatz der Schule von Ginaz hatte.

Duncan Idaho begleitete sie. Er hatte sein zerrissenes Hemd weggeworfen. Hiih Resser trug seins noch, obwohl es mit Blut getränkt war – das zum größten Teil nicht sein eigenes war. Beide waren jetzt richtige Schwertmeister, aber sie hatten nicht das Bedürfnis, diesen Triumph zu feiern.

Duncan wollte nur nach Hause, nach Caladan.

Obwohl der Überraschungsangriff der Grummaner schon einen Tag zurücklag, arbeiteten immer noch Rettungsteams in den Trümmern und suchten mit Spürhunden und trainierten Frettchen nach Lebenszeichen. Aber es gab nur wenige verschüttete Überlebende.

Der einstmals hübsche Springbrunnen auf dem Platz war völlig zerstört worden. In der Luft hing der Gestank nach Feuer und Tod und wurde auch nicht von der frischen Meeresbrise vertrieben.

Die Moritani-Soldaten hatten lediglich einen Blitzüberfall geplant, bei dem möglichst viel Schaden angerichtet werden sollte. Auf einen längeren Kampf hatten sie sich nicht vorbereitet – dazu hätten sie auch gar nicht den nötigen Mut aufgebracht. Kurz nachdem die Kämpfer von Ginaz die Verteidigung organisiert hatten, waren die Grummaner geflüchtet und hatten ihre gefallenen Kameraden zurückgelas-

sen. Sie gaben ihre beschädigten Flugzeuge auf und eilten zu den wartenden Fregatten zurück. Zweifellos hatte Graf Moritani längst eine Rechtfertigung seiner abscheulichen Taten in der Öffentlichkeit verbreitet – und insgeheim seinen Überfall gefeiert, auch wenn er dabei viele Männer verloren hatte.

»Wir studieren und lehren den Kampf, aber Ginaz ist kein Militärplanet«, sagte Whitmore Bludd. Ihm war kaum noch anzusehen, dass seine Kleidung einmal von ausgesuchter Qualität gewesen war. »Wir bemühen uns, in politischen Angelegenheiten neutral zu bleiben.«

»Wir haben uns in Sicherheit gewähnt und sind nachlässig geworden«, sagte Jeh-Wu, der seinen Sarkasmus ausnahmsweise gegen sich selbst richtete. »Wir hätten jeden neuen Schüler getötet, der mit einer derartig blinden Arroganz zu uns gekommen wäre. Und wir sind selbst daran schuld.«

Todmüde betrachtete Duncan die Männer, die einmal so stolz gewesen waren und nun völlig am Boden zerstört schienen.

»Ginaz hätte niemals zum Ziel eines Angriffs werden dürfen.« Rivvy Dinari bückte sich und hob ein verbogenes Stück Metall auf, das einmal zu einer komplizierten Uhrwerkskulptur gehört hatte. »Wir dachten...«

»Sie *dachten*!«, fiel Duncan ihm ins Wort und erhielt keine Antwort auf diesen Vorwurf.

* * *

Duncan und sein rothaariger Freund brachten die Leiche von Trin Kronos zum Strand und warfen sie in der Nähe des Ausbildungszentrums in die tosende Brandung – an derselben Stelle, wo die Entführer die Leichen der vier getöteten Schüler über Bord geworfen hatten. Die beiden jungen Männer hielten es für eine angemessene Geste, aber sie fühlten sich danach keinen Deut besser.

Nun inspizierten die Kämpfer kopfschüttelnd das ver-

wüstete Verwaltungsgebäude. Duncan schwor sich, niemals zu vergessen, welche schrecklichen Folgen die Arroganz der Schwertmeister gezeitigt hatte. Seit Jahrtausenden waren die Gefahren der Hybris bekannt, dass Hochmut vor dem Fall kam. Hatten die Menschen überhaupt nichts dazugelernt?

Wie seine Begleiter trug Duncan nun die khakifarbene Uniform und das rote Stirnband eines Schwertmeisters. Sie alle hatten sich ein schwarzes Band um den linken Oberarm geschlungen, um die über hundert Schwertmeister zu ehren, die beim Moritani-Überfall ums Leben gekommen waren.

»Wir haben uns darauf verlassen, das die imperialen Gesetze uns schützen«, sagte ein verletzter Mord Cour mit schwacher Stimme. Er erinnerte kaum noch an den Mann, der die Schüler in Epik, Dramatik und Lyrik unterrichtet und sie zum Weinen gebracht hatte, wenn er legendäre Geschichten vortrug. Seine Arme waren verbunden. »Aber die Grummaner haben sich nicht darum geschert. Sie haben unsere heiligsten Traditionen mit Füßen getreten und auf die Ehre des Imperiums gespuckt.«

»Nicht jeder hält sich an die Regeln«, sagte Duncan, ohne seine Verbitterung verbergen zu können. »Das hat Trin Kronos selbst gesagt. Wir haben ihm einfach nicht zugehört.«

Rivvy Dinaris wabbeliges Gesicht errötete.

»Man wird den Moritanis einen Verweis erteilen«, sagte Jeh-Wu mürrisch. »Sie müssen eine Strafe zahlen, vielleicht verhängt man ein Embargo – doch ansonsten werden sie unbehelligt bleiben und über uns lachen.«

»Niemand wird mehr Respekt vor der Kompetenz von Ginaz haben«, knurrte Bludd. »Die Schule wurde entehrt. Unser Ruf hat einen nicht wieder gutzumachenden Schaden erlitten.«

Mord Cour starrte in den dunstigen Himmel, während sein langes graues Haar wie ein Leichentuch an seinem Kopf hing. »Wir müssen die Schule wieder aufbauen. Ge-

nauso wie es die Anhänger von Jool-Noret taten, nachdem ihr Meister ertrunken war.«

Duncan musterte den alten Schwertmeister und erinnerte sich an das abenteuerliche Leben des Mannes – wie sein Heimatdorf ausradiert wurde, wie er in der Wildnis der Berge von Hagal überlebt hatte und zu den Banditen zurückgekehrt war, die seine Familie und seine Nachbarn auf dem Gewissen hatten, und wie er sich an ihnen gerächt hatte. Wenn irgendjemand es schaffte, die Schule wieder zu dem zu machen, was sie einmal gewesen war, dann Cour.

»Wir werden nie wieder so hilflos sein«, versprach Rivvy Dinari mit tief bewegter Stimme. »Unser Premier hat versprochen, zwei Kampfeinheiten auf Ginaz zu stationieren, und wir bekommen ein Geschwader Mini-U-Boote, die im Wasser patrouillieren sollen. Wir sind Schwertmeister und üben rechtschaffen unsere Kunst aus. Dieser Feind hat uns völlig überrascht. Wir sind beschämt.« Mit eleganter Bewegung trat er gegen ein Stück Metall und ließ es ein Stück durch die Luft segeln. »Die Ehre schwindet dahin. Was ist aus dem Imperium geworden?«

Nachdenklich wich Duncan einer großen Blutlache auf dem Pflaster aus. Sie glänzte im warmen Regen. Resser sah sie sich genauer an, als könnte er auf diese Weise irgendwelche Informationen gewinnen, ob das Opfer ein Feind, ein Verbündeter oder ein unschuldiger Zivilist gewesen war.

»Jetzt müssen viele Fragen gestellt werden«, sagte Bludd mit einer Spur von Besorgnis. »Wir müssen den Dingen auf den Grund gehen, um herauszufinden, was wirklich geschehen ist.« Er pumpte seinen Brustkorb auf. »Und wir werden Antworten finden. Zuerst bin ich Soldat und an zweiter Stelle Lehrer.«

Seine Gefährten brummten zustimmend.

In einem Trümmerhaufen sah Duncan etwas glitzern und näherte sich der Stelle. Er zog ein silbernes Armband heraus und wischte es an seiner Hose ab. Es war mit winzigen Anhängern besetzt, die Schwerter, Heighliner oder Orni-

thopter darstellten. Er kehrte zu den anderen zurück und reichte es Dinari.

»Wollen wir hoffen, dass es nicht einem Kind gehört hat«, sagte der korpulente Mann.

Duncan hatte bereits vier tote Kinder gesehen, die man aus den Trümmern gezogen hatte, die Söhne und Töchter von Angestellten der Schule. Die endgültige Zahl der Todesopfer musste mehrere tausend betragen. Ließ sich all dies auf eine einzige Beleidigung zurückführen, als man die Schüler von Grumman aus der Schule verstoßen hatte, was eine gerechtfertigte Reaktion auf den Angriff des Hauses Moritani gegen unschuldige Zivilisten von Ecaz war... der wiederum durch den Mord an einem Botschafter während eines Banketts auf Arrakis ausgelöst worden war... der wiederum durch den Verdacht einer landwirtschaftlichen Sabotage provoziert worden war?

Die Schüler von Grumman hatten selbst entscheiden können, ob sie bleiben oder gehen wollten. Es war alles so sinnlos. Trin Kronos war deswegen zu Tode gekommen, und viele andere ebenfalls. Wann würde es aufhören?

Resser beabsichtigte immer noch, nach Grumman zurückzukehren, obwohl ein solches Vorhaben an Selbstmord zu grenzen schien. Er wollte sich dort seinen Dämonen stellen, und Duncan hoffte, dass er die Begegnung überlebte und irgendwann den Weg zu Herzog Leto Atreides fand.

Einige Schwertmeister hatten halbherzig vorgeschlagen, ihre Dienste als Söldner für Ecaz anzubieten. Andere bestanden darauf, dass zuerst ihre Ehre wiederhergestellt werden musste. Auf Ginaz wurden fähige Kämpfer benötigt, um die Schule neu zu begründen. Die berühmte Akademie würde Jahre brauchen, bis sie sich erholt hatte.

Duncan empfand große Wut und Trauer angesichts dessen, was hier geschehen war, doch an erster Stelle fühlte er sich Herzog Leto Atreides verpflichtet. Acht Jahre lang war Duncan wie ein gutes Schwert im Feuer geschmiedet worden. Und dieses Schwert gehörte dem Haus Atreides.

Er würde nach Caladan zurückkehren.

95

Warum suchst du nach einem Sinn, wo es gar keinen gibt? Würdest du einem Weg folgen, von dem du wüsstest, dass er nirgendwohin führt?

Frage aus der Mentatenschule

Die Alpträume waren schlimm, aber das Aufwachen war noch viel schlimmer.

Als Leto im Krankenzimmer wieder zu Bewusstsein kam, begrüßte ihn der Nachtpfleger und sagte ihm, wie glücklich er sei, dass er überlebt hatte. Leto jedoch fühlte sich alles andere als glücklich. Der Pfleger mit den dicken Brillengläsern bemerkte seine bestürzte Miene und fügte hinzu: »Es gibt noch eine gute Nachricht. Prinz Rhombur hat überlebt.«

Aufgeregt holte Leto tief Luft. Seine Lungen fühlten sich an, als hätte er feine Glassplitter inhaliert. Sein Speichel schmeckte nach Blut. »Und Victor?« Er brachte die zwei Worte nur mit Mühe heraus.

Der Pfleger schüttelte den Kopf. »Es tut mir Leid.« Nach einer bedrückten Pause sagte er: »Sie müssen sich ausruhen. Ich möchte Sie nicht mit Einzelheiten des Bombenanschlags beunruhigen. Dafür ist später noch genug Zeit. Thufir Hawat untersucht den Fall.« Er griff in die Tasche seines Kittels. »Ich möchte Ihnen eine Schlaftablette geben.«

Leto schüttelte entschieden den Kopf und hob abwehrend eine Hand. »Ich werde aus eigener Kraft einschlafen.« *Victor ist tot!*

Der Pfleger war nicht ganz mit der Entscheidung zufrieden, aber er fügte sich dem Willen seines fürstlichen Patienten und ermahnte ihn, nicht das Bett zu verlassen. Eine

Kom-Einheit, die sich mit einem Sprachbefehl aktivieren ließ, schwebte über dem Bett. Leto musste nur hineinsprechen.

Victor ist tot. Mein Sohn! Leto hatte es längst gewusst... aber nun musste er sich dieser schrecklichen Wahrheit stellen. *Und eine Bombe. Wer könnte so etwas getan haben?*

Er beobachtete, wie der Nachtpfleger in einen Raum auf der anderen Seite des Korridors ging und sich um einen anderen Patienten kümmerte. Rhombur? Von seinem Bett aus konnte Leto nur sehen, dass eine Tür offen stand.

Trotz der ärztlichen Anweisungen und trotz der Schmerzen setzte sich der störrische Herzog im Krankenbett auf. Er bewegte sich wie eine beschädigte ixianische Maschine, als er das steife, nach Schweiß und Desinfektionsmitteln riechende Laken zurückschlug und die Beine über die Bettkante hob. Seine nackten Füße berührten den Boden.

Wo war Rhombur? Alles andere hatte Zeit. Er musste seinen Freund sehen. *Jemand hat meinen Sohn getötet!* Leto spürte brennende Wut und einen stechenden Schmerz im Schädel.

Sein Sichtfeld schrumpfte zu einem kleinen Punkt zusammen, und er konzentrierte sich auf das Muster der Bodenfliesen, um nicht die Orientierung zu verlieren. Er machte einen Schritt nach dem anderen. Seine Rippen waren bandagiert, und seine Lungen brannten. Sein Gesicht fühlte sich von der Neuhaut-Salbe hart an. Bisher hatte er noch in keinen Spiegel geschaut und wusste nicht, wie schwer er verletzt war. Es war ihm gleichgültig, ob er Narben zurückbehielt. Alles war ihm gleichgültig geworden. Die tiefen Verletzungen seiner Seele waren unheilbar. Victor war tot. *Mein Sohn, mein Sohn!*

Es war unglaublich, aber Rhombur hatte überlebt. Wo war er?

Ein Bombenanschlag auf das Drachenschiff...

Leto entfernte sich Schritt für Schritt von den Diagnosegeräten neben dem Bett. Draußen wehte ein kalter Sturm, der prasselnde Regentropfen gegen die Fensterscheibe trieb.

Die Beleuchtung war für die Nacht gedämpft worden. Wankend verließ er den Raum.

Im Durchgang zum Nachbarzimmer wurde ihm schwindlig, und er musste sich am Türpfosten festhalten. Er blinzelte ein paar Mal, bis er sich hineinwagte. In diesem Zimmer glühten die Leuchtgloben heller, weißer und kälter. Ein dunkler Vorhang, der sich leicht bewegte, teilte den Raum. Die strengen Gerüche nach Chemikalien und künstlich gereinigter Luft drangen ihm in die Nase.

In seiner Verwirrung dachte er nicht über Konsequenzen oder Folgen nach. Er hatte nur die Gewissheit, dass Victor nicht mehr war. Von den Flammen verzehrt oder durch die Explosion nach draußen gerissen. War es ein Attentat der Harkonnens gegen das Haus Atreides gewesen? Ein Vergeltungsschlag der Tleilaxu gegen Rhombur? Jemand, der versuchen wollte, Letos Erben zu beseitigen?

Es fiel Leto schwer, unter dem betäubenden Einfluss der Schmerzmittel und im Schock seiner Trauer gründlich über solche Dinge nachzudenken. Er brachte kaum die geistige Energie auf, sich von einem Moment zum nächsten vorzukämpfen. Die Verzweiflung war wie eine nasse Decke, die ihn zu ersticken drohte. Trotz seiner Entschlossenheit war Leto in großer Versuchung, sich einfach in den tiefen, tröstenden Abgrund der Selbstaufgabe fallen zu lassen.

Ich muss Rhombur finden.

Er schob den Vorhang zur Seite und trat hindurch. Im gedämpften Licht erkannte er eine sargförmige Lebenserhaltungswanne mit Röhren und Schläuchen. Leto strengte sich an weiterzugehen und verfluchte die Schmerzen, die seine Bewegungen beeinträchtigten. Eine Mechanik pumpte Sauerstoff in die isolierte Kammer, in der Rhombur lag.

»Herzog Leto!«

Erschrocken bemerkte er die Frau, die neben den Apparaten stand. Sie trug die Gewänder einer Bene Gesserit, die sie wie dunkle Schatten umhüllten. Tessias Gesicht hatte jede Spur ihres früheren Humors und ihrer Liebenswürdigkeit verloren.

Er fragte sich, wie lange Rhomburs Konkubine hier schon Wache gehalten hatte. Jessica hatte ihm erzählt, dass die Bene Gesserit Techniken kannten, mit deren Hilfe sie tagelang wach bleiben konnten. Leto erkannte, dass er nicht einmal wusste, wie viel Zeit vergangen war, seit man ihn aus den Trümmern des Cockpits gezogen hatte.

»Ich... ich bin gekommen, um Rhombur zu sehen«, sagte er.

Tessia trat zurück und deutete auf die Kammer. Sie half Leto nicht, als er die letzten Schritte zur Lebenserhaltungseinheit machte. Er musste sich auf der kühlen, metallischen Verkleidung aus Plazchrom abstützen.

Leto atmete angestrengt und hielt die Augen geschlossen, bis sein Schwindelanfall vorbei war und die Schmerzen ein wenig nachgelassen hatte... und bis er den Mut gefunden hatte, seinen Freund anzusehen.

Schließlich öffnete er die Augen. Und schrak entsetzt zurück.

Von Rhombur Vernius war nur noch ein zerfleischter Kopf, der größte Teil der Wirbelsäule und ein Stück des Brustkorbs übrig. Alles andere – die Gliedmaßen, die Haut, einige Organe – war durch die Gewalt der Explosion weggerissen oder im Feuer verbrannt worden. Zum Glück lag er im Koma. Dies war die blutige Masse gewesen, die er im Cockpit des Drachenschiffs gesehen hatte.

Leto suchte nach einem angemessenen Gebet aus der O.-K.-Bibel. Seine Mutter hätte auf Anhieb ein passendes Zitat gefunden, auch wenn sie nie damit einverstanden gewesen war, die Vernius-Kinder aufzunehmen. Lady Helena hätte behauptet, dass es eine gerechte Strafe Gottes sein musste, weil Leto es gewagt hatte, den Mitgliedern eines frevlerischen Hauses Asyl zu gewähren.

Rhombur wurde nur durch die Maschinen am Leben erhalten, die seiner gequälten Seele nicht gestatteten, den Überrest seines Körpers zu verlassen.

»Warum?«, fragte Leto. »Warum ist es geschehen? Wer hat ihm das angetan? Und Victor. Und mir.«

Er blickte auf und sah Tessias versteinerte Miene. Offenbar setzte sie ihre gesamten Bene-Gesserit-Fähigkeiten ein, um ihren Schmerz zu unterdrücken.

Obwohl sie gezielt zur Konkubine ausgebildet worden war, hatte Rhombur sie aufrichtig geliebt. Sie hatten zugelassen, dass sich ihre Beziehung zu voller Blüte entfaltete – anders als Leto und Kailea und anders als seine Eltern, in deren Ehe wirkliche Liebe niemals eine Rolle gespielt hatte.

»Thufir Hawat und Gurney Halleck halten sich seit Tagen an der Absturzstelle auf«, sagte Tessia. »Sie untersuchen das Wrack, um Hinweise auf die Verantwortlichen zu erhalten. Sie wissen von der Bombe, Mylord?«

Leto nickte. »Thufir wird alle Fragen beantworten. Das tut er immer.« Er musste sich dazu zwingen, die Frage zu stellen, vor der er sich am meisten fürchtete. »Und Victors Leiche...?«

Tessia wandte den Blick ab. »Man hat ihn... gefunden. Wachhauptmann Swain Goire hat unverzüglich Konservierungsmaßnahmen eingeleitet... auch wenn ich mir nicht vorstellen kann, welchen Sinn es haben könnte. Goire... hat den Jungen ebenfalls sehr geliebt.«

»Ich weiß«, sagte Leto.

Er starrte auf das unförmige rötliche Gebilde in der Lebenserhaltungswanne. Es hatte nichts an sich, das ihn an seinen Freund erinnerte. Die Einheit sah bereits wie ein Sarg aus, sodass Leto sich vorstellen konnte, die Schläuche abzuziehen, den Deckel zu verschließen und ihn zu bestatten. *Vielleicht wäre es wirklich das Beste.*

»Können wir noch irgendetwas für ihn tun – oder verlängern wir damit sinnlos sein Leid?«

Er sah, wie sich die Muskeln in Tessias Wangen anspannten und ihre sepiafarbenen Augen hart und kalt wurden. Ihre Stimme war kaum mehr als ein atemloses Flüstern. »Ich werde die Hoffnung niemals aufgeben.«

»Mylord«, war die tadelnde Stimme des Nachtpflegers zu hören, der in diesem Moment in den Raum trat. »Sie dürfen doch nicht aufstehen, Herr! Sie müssen erst wieder zu Kräf-

ten kommen. Sie sind schwer verletzt, und ich kann Ihnen nicht erlauben...«

Leto hob die Hand. »Erzählen Sie mir nichts von schweren Verletzungen, während ich hier neben den Resten meines Freundes stehe.«

Der Pfleger errötete und nickte. Mit dem hageren Gesicht und dem langen dünnen Hals wirkte er wie ein Vogel. Er legte eine saubere, feingliedrige Hand auf Letos Unterarm. »Bitte, Mylord. Es geht nicht darum, Wunden zu vergleichen. Meine Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, dass der Herzog des Hauses Atreides so schnell wie möglich wieder gesund wird. Und das sollte auch Ihre oberste Pflicht sein.«

Tessia berührte die Lebenserhaltungseinheit und blickte Leto in die Augen. »Ja, Mylord. Sie tragen immer noch Ihre Verantwortung. Rhombur würde niemals erlauben, dass Sie wegen seines Zustands alles andere vernachlässigen.«

Leto ließ zu, dass man ihn aus dem Zimmer führte. Der Pfleger stützte ihn, während er vorsichtig einen Fuß vor den anderen setzte. Sein Verstand wusste, dass er wieder gesund werden musste – allein schon aus dem Grund, weil er die Katastrophe mit klarem Kopf besser verstehen würde.

Mein Sohn, mein Sohn! Wer hat das getan?

* * *

Kailea hatte sich in ihre Gemächer eingeschlossen und heulte stundenlang. Sie wollte mit niemandem sprechen, sie wollte weder den Herzog, ihren Bruder noch irgendeinen anderen Menschen sehen. Doch in Wahrheit konnte sie sich selbst nicht ertragen – sich selbst und die ungeheuerliche Schuld, die sie auf sich geladen hatte.

Es war nur eine Frage der Zeit, bis Thufir Hawat im Verlauf seiner akribischen Untersuchungen ihrer Schuld auf die Spur kommen würde. Bislang hatte noch niemand einen entsprechenden Verdacht geäußert... aber schon bald würden in den kühlen steinernen Gängen von Burg Caladan geflüsterte Spekulationen die Runde machen. Die Leute wür-

den sich fragen, warum sie Herzog Leto nicht an seinem Krankenbett besuchte.

Nachdem sie sich über den Behandlungsplan erkundigt hatte - und sich für einen Zeitpunkt entschieden hatte, an dem Leto nicht sofort die Schuld in ihren Augen erkennen würde -, entriegelte Kailea die Tür ihrer Gemächer und machte sich mit unsicheren Schritten auf den Weg zur Krankenabteilung. In der Abenddämmerung hatten sich die Wolken hinter den Fenstern kupferrot verfärbt - wie ihr Haar. Doch sie sah keine Schönheit im Sonnenuntergang, nur die Schatten in der Burg.

Medizinische Assistenten und ein Arzt hielten in ihrer Arbeit inne und machten ihr Platz, damit sie mit ihrem Herzog ungestört war. Das Mitgefühl auf ihren Gesichtern zerriss Kailea das Herz.

»Er hat einen Rückfall erlitten, Lady Kailea«, sagte der Arzt. »Wir mussten ihm stärkere Schmerzmittel geben, sodass er wahrscheinlich viel zu benommen für ein Gespräch ist.«

Kailea zwang sich zu einer würdevollen Haltung. Ihre geröteten Augen trockneten bereits. »Trotzdem möchte ich ihn sehen. Ich werde an Leto Atreides' Seite stehen, solange ich dazu in der Lage bin. Er soll wissen, dass ich da bin.«

Freundlicherweise suchte sich der Arzt eine Arbeit, die er außerhalb des Zimmers erledigen konnte.

Zögernd und mit bleischweren Schritten näherte sich Kailea dem Bett. Sie blickte auf Letos verbranntes Gesicht und versuchte sich an den Zorn zu erinnern, den sie auf ihn empfunden hatte. Sie dachte wieder an die furchtbaren Dinge, die Chiara ihr erzählt hatte, an die vielen Gelegenheiten, bei denen Leto Atreides ihre Hoffnungen und Träume zerstört hatte.

Dennoch erinnerte sie sich lebhaft daran, wie sie das erste Mal miteinander geschlafen hatten. Es war sozusagen ein dummer Zufall gewesen, nachdem der Herzog mit Goire und den Wachen zu viel caladanisches Ale getrunken hatte. Leto hatte einen Krug über seine Kleidung verschüttet und

war durch die Burggänge gewankt. Dort war er auf Kailea gestoßen, die noch keinen Schlaf gefunden hatte. Als sie bemerkte, in welchem Zustand er war, tadelte sie ihn vorsichtig und führte ihn dann in sein Privatgemach.

Sie hatte ihm eigentlich nur helfen wollen, zu Bett zu gehen, um sich sofort wieder zu entfernen. Mehr nicht. Obwohl sie diese Situation viele Male in ihrer Phantasie durchgespielt hatte. Nachdem sie ihn seit so langer Zeit begehrt hatte...

Nach allem, was sie gemeinsam durchgestanden hatten, konnte sie ihn doch nicht plötzlich hassen, oder?

Als sie ihn jetzt betrachtete, wie er verletzt und reglos dalag, erinnerte sie sich daran, wie gerne er mit seinem Sohn gespielt hatte. Sie hatte einfach nicht wahrhaben wollen, dass er den Jungen genauso wie sie geliebt hatte.

Victor! Sie presste die Augenlider fest zusammen und schlug sich die Hände vors Gesicht. Tränen sickerten durch ihre Finger.

Leto rührte sich und blickte sie mit halb wachen, geröteten Augen an. Es dauerte eine Weile, aber dann erkannte er sie. Sein Gesicht schien die Härte des pflichterfüllten Herzogs verloren zu haben und zeigte nur noch offene Gefühle. »Kailea?«, sagte er mit einem gedehnten Krächzen.

Sie wagte es nicht, ihm zu antworten, sondern biss sich auf die Unterlippe. Was sollte sie nur sagen? Er kannte sie viel zu gut... er würde sie sofort durchschauen.

»Kailea...« In seiner Stimme lag tiefe Qual. »Ach, Kailea, man hat Victor getötet! Jemand hat unseren wunderbaren Sohn ermordet. Kailea... wer kann so etwas Schreckliches getan haben? Und weshalb?«

Er kämpfte darum, die Augen offen zu halten, wehrte sich gegen den Nebel der Betäubungsmittel. Kailea biss sich auf die Fingerknöchel, bis Blut floss.

Als sie es nicht mehr ertragen konnte, in seiner Nähe zu sein, verließ sie fluchtartig den Raum.

* * *

Wutentbrannt stürmte Swain Goire die lange Treppe zu den abgelegenen Turmzimmern hinauf. Zwei Atreides-Hauswachen standen vor dem Eingang zu Kaileas Privatgemächern.

»Lassen Sie mich eintreten!«, befahl Goire.

Doch die Wachmänner wollten sich nicht von der Stelle rühren. »Lady Kailea hat uns eindeutige Befehle gegeben«, sagte der Offizier im Rang eines Levenbrechs. Er wandte den Blick ab, weil es ihm nicht behagte, seinem Vorgesetzten zu widersprechen. »Sie möchte in ihrer Trauer allein sein. Sie hat nichts gegessen und verweigert jeden Besuch. Sie...«

»Wer gibt Ihnen Befehle, Levenbrech? Eine Konkubine oder der Hauptmann der Soldaten unseres Herzogs?«

»Sie, Herr«, antwortete der andere Wachmann und warf seinem Kameraden einen Seitenblick zu. »Aber Sie bringen uns in eine schwierige Situation.«

»Ich entbinde Sie von Ihren Verpflichtungen«, blaffte Goire. »Gehen Sie jetzt! Ich übernehme die Verantwortung.« Dann sagte er mit leiser Stimme, wie im Selbstgespräch: »Ja, ich trage die Verantwortung.«

Er riss die Tür auf, stapfte hinein, und schlug sie hinter sich zu.

Kailea trug ein verblasstes altes Nachthemd. Ihr kupferfarbenes Haar war in Unordnung, und ihre Augen waren gerötet und verquollen. Sie kniete auf dem Steinfußboden, verschmähte die Stühle und ignorierte den kalten, feuchten Luftzug, der durch das offene Fenster hereindrang. Der Kamin war dunkel und unbenutzt.

Auf ihren Wangen waren parallele rote Schrammen, als hätte sie versucht, sich die Augen auszukratzen, dann aber nicht den Mut dazu aufgebracht. Als sie mit getrübtem Blick zu ihm aufsah, zeigte sich ein Hoffnungsschimmer auf ihren Zügen. Vielleicht war jemand gekommen, der ihr Trost spenden konnte.

Kailea stand auf und schien nur noch ein Geist ihrer selbst zu sein. »Mein Sohn ist tot und mein Bruder zur Unkenntlichkeit verstümmelt.« Ihr Gesicht wirkte wie ein

Totenschädel. »Swain, *mein Sohn ist tot*.« Sie kam einen Schritt auf ihn zu und streckte die Hände nach ihm aus. Ihr Mund verzog sich zur Karikatur eines flehenden Lächelns, aber er rührte sich nicht von der Stelle.

»Mein Schlüssel zur Waffenkammer wurde gestohlen«, sagte Goire. »Er verschwand aus meinem Uniformgürtel, kurz nachdem Leto die geplante Rundreise bekannt gab.«

Sie blieb einen knappen Meter von ihrem Liebhaber entfernt stehen. »Wie können Sie an so etwas denken, wenn...«

»Thufir Hawat wird herausfinden, was geschehen ist!«, brüllte er. »Ich weiß jetzt, wer den Schlüssel genommen hat, und ich weiß, was es bedeutet. Sie sind verdammt, Kailea.« Er erschauderte und hätte ihr am liebsten mit eigenen Händen das Herz herausgerissen. »Ihr eigener Sohn! Wie konnten Sie so etwas tun?«

»Victor ist tot!«, jammerte sie. »Wie können Sie glauben, dass ich das gewollt habe?«

»Sie wollten nur den Herzog töten, nicht wahr? Ich habe gesehen, wie panisch Sie reagierten, als Sie erfuhren, dass Rhombur und Victor ebenfalls an Bord des Drachenschiffs gegangen waren. Es wird längst gemunkelt, dass Sie etwas mit der Sache zu tun haben.«

Seine Augen blitzten, und seine Muskeln spannten sich an, doch sie blieb starr wie eine Statue. »Und Ihretwegen bin ich mitschuldig geworden. Ich war für die Sicherheit des Drachenschiffs verantwortlich und habe nicht schnell genug begriffen, welche Bedeutung der verschwundene Schlüssel hatte. Ich habe mir eingeredet, dass ich ihn nur irgendwo verlegt hatte. Ich wollte einfach nicht über andere Möglichkeiten nachdenken... Ich hätte sofort Alarm geben müssen.«

Er ließ den Kopf hängen und starrte auf den Boden. »Ich hätte meinem Herzog längst unsere Affäre beichten müssen, und jetzt sind meine Hände genauso blutig wie Ihre.« Er verzerrte das Gesicht und sah sie voller Abscheu an. Alles um ihn herum wurde rot und drehte sich. »Ich habe meinen Herzog viele Male betrogen, aber das war die

schlimmste meiner Sünden. Ich hätte Victors Tod verhindern können, wenn ich nur... ach, das arme, liebe Kind.«

Kailea griff mit verkrallten Fingern nach der Scheide an Goires Gürtel und zog den Duelldolch heraus. Ihre Augen blickten glasig, als sie ihn hochhielt. »Wenn Sie Ihre Schuld nicht mehr ertragen können, Swain, dann stürzen Sie sich wie ein guter Krieger in Ihr Messer, wie ein loyaler Soldat der Atreides. Nehmen Sie es. Wenn sie die Klinge in ihrem Herzen spüren, wird der Schmerz bald vorbei sein.«

Dumpf starrte er auf das Messer, weigerte sich jedoch, es anzunehmen. Stattdessen drehte er sich nach einiger Zeit einfach um... als wollte er Kailea herausfordern, ihm die Klinge in den Rücken zu stoßen. »Die Ehre verlangt nach Gerechtigkeit, Mylady. Wahre Gerechtigkeit, keine feige Flucht vor der Verantwortung. Ich werde dem Herzog gestehen, was ich getan habe.« Er blickte sich kurz zu ihr um, dann ging er zur Tür. »Mit Ihrer Schuld müssen Sie allein fertig werden.«

Sie hielt immer noch den Dolch in den Händen, als Goire den Raum verließ. Nachdem er die Tür geschlossen hatte, hörte er Kailea schluchzen. Sie flehte ihn an zurückzukommen. Doch der Hauptmann ließ sich dadurch nicht beirren und stieg die Treppen des Turms hinunter.

* * *

Als Kailea verlangte, ihre Hofdame zu sprechen, eilte Chiara sofort zu ihr. Sie machte sich große Sorgen, wagte es aber nicht zu zaudern. Der Wind pfiff durch das offene Turmfenster, und man konnte hören, wie tief unten die Brandung gegen die Felsen krachte. Kailea starrte aufs Meer hinaus, während ihr blasses Nachthemd sie wie ein Leichentuch umwehte.

»Sie... haben mich gerufen, Mylady?« Die alte Frau blieb in der Nähe der Tür stehen und ließ die Schultern hängen, um den Eindruck fügsamer Ergebenheit zu erwecken. Sie wünschte sich, sie hätte daran gedacht, Gewürzkaffee

oder Kaileas Lieblingsgebäck mitzubringen – ein Friedensangebot, mit dem sich ihr Feuer der Verzweiflung besänftigen ließ.

»Wollen wir über deinen idiotischen Plan diskutieren, Chiara?« Kaileas Stimme klang dumpf und erschreckend kalt. Sie drehte sich um, und ihr Gesicht war vom Tod gezeichnet.

Chiaras Instinkte rieten ihr, aus der Burg zu fliehen, in Cala City unterzutauchen und mit der nächsten Möglichkeit nach Giedi Primus zurückzukehren. Sie konnte sich der Gnade des Barons Harkonnens ausliefern und damit prahlen, wie viel Leid sie dem Herzog bereitet hatte, auch wenn sie nur teilweise erfolgreich gewesen war.

Doch Kaileas Blick lähmte sie – wie eine Schlange, die ihre Beute hypnotisierte.

»Ich... es tut mir furchtbar Leid, Mylady.« Chiara verbeugte sich tief. »Ich trauere um das unschuldige Blut, das vergossen wurde. Niemand konnte vorhersehen, dass Victor und Rhombur am Rundflug teilnehmen würden. Es war niemals geplant...«

»Schweig! Ich will deine Ausreden nicht hören! Ich weiß alles – was geschehen ist und was schief gelaufen ist.«

Chiara kam sich vor wie in einer stählernen Umklammerung und schwieg. Sie wurde nervös und bemerkte, wie allein sie in diesem Zimmer waren. Wenn nur die Wachen auf ihrem Posten geblieben wären, wie sie ihnen befohlen hatte... wenn sie nur daran gedacht hätte, sich eine Waffe zu besorgen, bevor sie sich auf den Weg zu Kailea machte...

So viele Dinge, die sie nicht vorhergesehen hatte.

»Und wenn ich an die vergangenen Jahre zurückdenke, Chiara, erinnere ich mich an viele Bemerkungen, an all deine heimtückischen Andeutungen. Jetzt wird mir die wahre Bedeutung deiner Worte klar. Die Last der Beweise bricht wie eine Lawine über dich herein.«

»Was... was wollen Sie damit sagen, Mylady? Ich habe nichts getan. Ich war immer nur Ihre treue Dienerin, seit...«

Kailea schnitt ihr das Wort ab. »Du wurdest geschickt,

um Zwietracht zu säen, nicht wahr? Seit dem ersten Tag hast du versucht, mich gegen Leto aufzuhetzen. Für wen arbeitest du? Die Harkonnens? Das Haus Richese? Die Tleilaxu?« Ihr Gesicht mit den eingesunkenen Augen und den zerkratzten Wangen war leer und ausdruckslos. »Wer es auch sein mag, das Ergebnis bleibt dasselbe. Leto hat überlebt... und mein Sohn ist tot.«

Sie kam einen Schritt auf die alte Frau zu, und Chiara bemühte sich, einen Schutzschild aus Unterwürfigkeit und Mitgefühl zu erzeugen. »In Ihrer Trauer sagen und denken Sie schreckliche Dinge, mein Kind. Das alles ist nur ein grausames Missverständnis.«

Kailea kam noch näher. »Für eins darfst du dankbar sein, Chiara. Ich habe dich viele Jahre lang für meine Freundin gehalten. Victor starb schnell und schmerzlos und ohne etwas zu ahnen. Aus diesem Grund erweise ich dir die Gnade eines barmherzigen Todes.«

Sie hob den Dolch, den sie Swain Goire abgenommen hatte. Chiara wich zurück und versuchte Kailea abzuwehren. »Nein, Mylady!«

Doch Kailea ließ sich nicht beirren. Sie stieß das Messer tief in Chiaras Brust. Sie zog es heraus und stieß noch einmal zu, um sicherzugehen, dass sie das Herz der verräterischen Frau getroffen hatte. Dann ließ sie das Messer zu Boden fallen, während Chiara röchelnd auf den Fliesen zusammenbrach.

Blut spritzte auf den blauen Obsidian, der in unheimlicher Schönheit schimmerte. Kailea richtete sich auf und betrachtete ihr mattes Spiegelbild in der Wand. Sie starrte es eine Weile an, doch ihr gefiel überhaupt nicht, was sie sah.

Mit schweren Schritten ging sie zum offenen Fenster. Der eiskalte Wind betäubte ihre Haut, die sich dennoch feucht anfühlte, als wäre sie mit Blut benetzt. Sie hielt sich an der steinernen Einfassung des Fensters fest und starrte auf den wolkenverhangenen Himmel, der sich am fernen Horizont mit dem caladanischen Meer vermischte. Unter ihr tobte die schäumende Brandung am Fuß der steilen Klippe.

Die wunderbare Stalaktitenstadt von Ix erstrahlte in ihrer Erinnerung. Es war schon so lange her, seit sie das letzte Mal in den Spiegelsälen des Großen Palais getanzt und ihre prächtigsten Kleider aus Merh-Seide getragen hatte. Mit ihrem Bruder und den Pilru-Zwillingen hatte sie in die gewaltige Höhle hinausgeblickt, in der die Heighliner gebaut wurden.

Wie ein Gebet rief sich Kailea Vernius alles ins Gedächtnis, was sie über den Hof des Imperators auf Kaitain wusste, was sie auf Bildern gesehen oder worüber sie gelesen hatte – der spektakuläre Palast, die Terrassengärten, die Glockendrachen. Sie hatte sich danach gesehnt, ihr Leben im strahlenden Glanz zu verbringen, als Prinzessin eines Großen Hauses des Landsraads. Doch Kailea hatte niemals die großen Träume verwirklichen können, die sie sich gewünscht hatte.

Sie ließ die düsteren Erinnerungen der letzten Tage hinter sich zurück, als sie auf den Fenstersims stieg und die Flügel ausbreitete, um zu fliegen...

96

Menschen dürfen sich niemals Tieren unterwerfen.

Lehre der Bene Gesserit

Obwohl Abulurd offiziell den Titel des planetarischen Gouverneurs von Lankiveil behalten hatte, war es Glossu Rabban, der diese Welt politisch und wirtschaftlich verwaltete. Es amüsierte ihn sogar, seinem Vater den Titel zu gönnen, da es überhaupt keinen Einfluss auf die wahren Machtverhältnisse hatte.

Was konnte der alte Narr schon anrichten, wenn er sich in einem Bergkloster verkroch?

Rabban hasste den trüben Himmel und die Kälte dieses Planeten, die primitiven Bewohner und den allgegenwärtigen Gestank nach Fisch. Er hasste das alles, weil der Baron ihn gezwungen hatte, mehrere Jahre hier zu leben, nachdem er die Mission auf Wallach IX verpatzt hatte. Doch in erster Linie hasste er diesen Planeten, weil sein Vater ihn so sehr liebte.

Eines Tages beschloss Rabban, das geheime Gewürzlager zu inspizieren, das sie vor Jahrzehnten auf Lankiveil angelegt hatten. Hin und wieder überzeugte er sich gerne davon, dass alles in Ordnung war. Alle Aufzeichnungen waren vernichtet, alle Zeugen eliminiert worden. Es gab keinen Hinweis, dass der Baron bereits in der Frühzeit seines Waltens auf Arrakis größere Mengen Melange auf die Seite geschafft hatte.

Rabban führte eine Expedition an, die aus dem Orbit den nördlichen Kontinent ansteuerte, auf dem er zwei Jahre in den Industrie- und Hafenstädten und den Walpelz-Fabriken verbracht hatte. Nun fuhr er mit zehn seiner Soldaten auf einem Schiff, das er in einem Fischereihafen beschlagnahmt hatte, durch das Treibeis des Polarmeers. Seine Techniker wussten, wo sie mit den Scannern nach dem

künstlichen Eisberg suchen mussten. Rabban überließ sie ihrer Arbeit, während er sich in seiner Kabine wärmte und ausgiebig dem Kirana-Brandy zusprach. Er würde an Deck gehen, wenn das Ziel in Sicht kam, aber er war nicht daran interessiert, den salzigen Nebel zu riechen oder sich die Finger zu erfrieren, bevor die Notwendigkeit dazu bestand.

Die Nachbildung des Eisberges war für das unbewaffnete Auge täuschend echt. Das Gebilde unterschied sich in nichts von all den anderen treibenden Brocken. Als das Schiff anlegte, schob sich Rabban in die erste Reihe seiner Leute. Er betrat den Eisberg aus Polymer, bediente das versteckte Schott und trat in die hallenden blauen Tunnel.

Nur um festzustellen, dass das gewaltige Lagerhaus völlig leer war.

Rabban stieß einen brüllenden Schrei aus, der durch die kalten Tunnel hallte. »Wer hat das getan?«

Einige Zeit später raste das Schiff nach Süden davon und ließ den falschen Eisberg zurück. Rabban stand am Bug. Seine Wut hatte ihn so sehr erhitzt, dass er gar nichts mehr von der Kälte und Feuchtigkeit spürte. Sie erreichten die felsigen Fjorde, wo die Harkonnen-Soldaten in die armseligen kleinen Fischerdörfer ausschwärmten. Die Ansiedlungen sahen viel netter aus, als Rabban in Erinnerung hatte. Die Häuser waren neu, die Maschinen glänzten und funktionierten einwandfrei. Die Fischerboote und Lagerhäuser waren modern und in tadellosem Zustand. Überall stießen sie auf Importe von anderen Welten.

Die Soldaten verloren keine Zeit und griffen sich einzelne Dorfbewohner heraus, die sie der Reihe nach folterten und verhörten. Letztlich erhielten sie immer wieder die gleiche Antwort. Rabban hatte es bereits geahnt, bevor er hörte, wie der Name zwischen blutigen Lippen und gebrochenen Zähnen hervorgestoßen wurde.

Abulurd.

Er hätte es wissen müssen.

* * *

In Veritas, der Stadt in den Bergen, kam es zu einem winterlichen Kälteeinbruch. Die buddhislamischen Mönche holten frisches Wasser aus tiefen Bergquellen, um damit die Gebäude ihrer bemerkenswerten Klosteranlage zu verschönern.

Abulurd wusste, dass sein Herz nie ganz heilen würde, aber die Verletzungen hatten sich wenigstens zu Narben verhärtet. Er trug einen warmen Mantel und dicke Handschuhe, als er den Höhleneingang mit einem glitzerndem Nebel aus dem Wasserschlauch besprühte.

Sein Atem bildete Dampfwolken, und die Haut seiner Wangen fühlte sich so kalt an, dass sie zu reißen drohte. Aber er lächelte, während er an der prismatischen Eiswand arbeitete. Langsam baute sich die Barriere wie ein Vorhang an der Felskante auf. Das milchig weiße Gebilde funkelte im Sonnenlicht und sollte die kalten Winde abhalten, die durch die Ritzen pfiffen. An den Berghängen klingelten Glöckchen und Windräder, die gleichzeitig Energie gewannen und Musik erzeugten.

Abulurd stellte den Wasserstrahl ab, sodass nun Mönche herbeieilen konnten, die bunte Glasstücke in das gefrierende Eis einfügten und ein Kaleidoskop aus schillernden Farbenspielen schufen. Als sie zurücktraten, besprühte Abulurd das Gebilde mit einer weiteren Eisschicht. Die Einschlüsse bildeten Regenbogen über der Stadt unter dem Felsvorsprung.

Nachdem die Eisbarriere um einen zusätzlichen halben Meter angewachsen war, schlug der Abt von Veritas einen großen Gong – das Signal, die Arbeiten einzustellen. Abulurd setzte sich und blickte erschöpft, aber stolz auf sein Werk.

Er zog die dicken Handschuhe aus und klopfte die Eiskruste von seinem gepolsterten Mantel. Dann trat er in die mobile Kantine.

Mehrere Mönche servierten den Arbeitern das Essen. Emmi brachte ihrem Mann eine steinerne Schüssel mit heißer Suppe. Abulurd drängte sie, sich neben ihm auf die

Bank zu setzen, damit sie gemeinsam ihre Mahlzeit einnehmen konnten. Die Brühe schmeckte köstlich.

Plötzlich sah er durch die Plazfenster der Kantine, wie der Eisvorhang im Schein einer Lasgun-Salve erstrahlte und zusammenstürzte. Brocken aus Eis und Glas krachten auf den Höhlenboden und rutschten den Berghang hinunter. Nach einer zweiten Salve wurde ein Harkonnen-Kampfthopter sichtbar, der vor dem Höhleneingang schwebte und sich mit Gewalt Zugang zur Stadt verschaffte.

Die Mönche flüchteten schreiend. Aus einem fallen gelassenen Schlauch ergoss sich klares Wasser über den kalten Steinboden.

Abulurd wurde übel. Er war mit Emmi nach Veritas gekommen, um ein Leben in Frieden und Abgeschiedenheit zu führen. Sie wollten keinen Kontakt mit der Außenwelt und erst recht nicht mit den Harkonnens. Und schon gar nicht mit ihrem ältesten Sohn.

Der Kampfgleiter schrammte bei der Landung über den Felsboden. Die Tür öffnete sich zischend, und als Erster sprang Glossu Rabban heraus, flankiert von schwer bewaffneten Soldaten. Im Grunde eine völlig überflüssige Maßnahme, da keiner der Mönche von Veritas jemals Gewalt anwendete, nicht einmal zur Selbstverteidigung. Rabban hatte lediglich seine Inkvinepeitsche dabei.

»Wo ist mein Vater?«, verlangte er zu wissen, als er mit seinen Männern zur Kantine marschierte. Seine Stimme klang wie Steine, die gegeneinander schlugen. Die Eindringlinge rissen die dünne Plaztür auf, und ein kalter Wind wehte herein.

Abulurd stand auf, und Emmi griff so abrupt nach ihm, dass sie die Schüssel mit heißer Suppe umstieß. Sie fiel zu Boden und zersplitterte. Von der vergossenen Suppe stieg Dampf auf.

»Hier bin ich, Sohn«, sagte Abulurd. »Es besteht kein Grund, noch mehr Dinge kaputt zu machen.« Die Angst schnürte ihm die Kehle zu. Die Mönche wichen zurück, und er war froh, dass niemand versuchte, sich in das Ge-

spräch einzumischen, da Glossu Rabban keine Hemmungen hatte, das Feuer auf Unschuldige zu eröffnen.

Der stämmige Mann wirbelte mit überraschender Gelenkigkeit herum. Seine Stirn legte sich in tiefe Falten, und die schweren Augenbrauen warfen einen Schatten auf sein Gesicht. Er stapfte mit geballten Fäusten vor. »Das Gewürzlager – was hast du damit gemacht? Wir haben die Leute in den Fischerdörfern verhört.« Seine Augen tanzten vor Vergnügen. »Jeder hat deinen Namen genannt. Dann haben wir noch ein paar mehr gefoltert, um ganz sicher zu sein.«

Abulurd trat vor und distanzierte sich von Emmi und den Mönchen. Sein graublondes Haar hing ihm nach der Arbeit schweißnass ins Gesicht. »Ich habe die Vorräte dazu benutzt, den Menschen von Lankiveil zu helfen. Nach all dem Leid, das du ihnen zugefügt hast, bist du es ihnen schuldig.« Er hatte sich auf diesen Fall vorbereitet und sich vorgenommen, eine passive Verteidigungsstrategie anzuwenden, die das Volk vor dem Zorn der Harkonnens schützte. Er hatte gehofft, dass Rabban den Gewürzdiebstahl erst dann bemerken würde, wenn er die Gelegenheit gehabt hatte, die Mönche einzuweihen. Aber dazu hatte er bislang noch nicht die Zeit gefunden.

Emmi eilte mit gerötetem Gesicht herbei. »Hör auf damit! Lass deinen Vater in Frieden!«

Rabban drehte nicht einmal den Kopf, sondern ließ Abulurd nicht einen Moment aus den Augen. Stattdessen holte er mit dem Arm aus und versetzte seiner Mutter einen kräftigen Schlag mitten ins Gesicht. Sie taumelte zurück und hielt sich die Nase. Blut lief durch ihre Finger und über ihre Wangen.

»Wie kannst du es wagen, deine Mutter zu schlagen!«

»Ich schlage, wenn mir danach ist. Du scheinst nicht begriffen zu haben, wer hier das Sagen hat. Du weißt gar nicht, wie armselig und schwach du bist.«

»Ich schäme mich für das, was aus dir geworden ist.« Abulurd spuckte voller Abscheu auf den Boden.

Rabban ließ sich dadurch nicht beeindrucken. »Was hast du mit unseren Gewürzvorräten gemacht? Wohin hast du sie geschafft?«

Abulurds Augen versprühten Feuer. »Zum ersten Mal wurde Harkonnen-Geld für einen guten Zweck verwendet. Du wirst es niemals zurückbekommen.«

Rabban bewegte sich mit der Schnelligkeit einer Schlange und packte Abulurds Hand. »Ich will meine Zeit nicht mit dir verschwenden«, sagte er mit tiefer und bedrohlicher Stimme. Dann brach er Abulurd den Zeigefinger, mühelos wie einen trockenen Zweig, und anschließend den Daumen.

Abulurd wäre vor Schmerz beinahe ohnmächtig geworden. Emmi kam wankend auf die Beine und schrie. Blut floss ihr über das Gesicht.

»Was hast du mit dem Gewürz gemacht?« Mit sicherem Griff brach Rabban seinem Vater zwei weitere Finger an der anderen Hand.

Abulurd sah seinen Sohn an und verdrängte den Schmerz, der in seinen Händen raste. »Ich habe das Geld über viele Mittelsmänner an die Bevölkerung von Lankiveil verteilt. Wir haben neue Häuser gebaut, bessere Ausrüstung erworben und Lebensmittel sowie Medikamente von anderen Planeten gekauft. Und einige aus dem Volk haben wir auf andere Welten des Imperiums geschickt, damit sie es dort besser haben.«

Rabban war fassungslos. »Du hast *alles* ausgegeben?« Die Gesamtmenge des Gewürzes hätte genügt, um mehrere größere Kriegszüge zu finanzieren.

Abulurd lachte dünn, mit einem leicht hysterischen Unterton. »Hundert Solaris hier, tausend Solaris dort.«

Rabban sackte in sich zusammen, als hätte man die Luft aus einem Ballon gelassen, denn er verstand, dass sein Vater tatsächlich genau das getan haben könnte. Wenn es stimmte, waren die Gewürzvorräte der Harkonnens wirklich verloren. Rabban war es unmöglich, sich jemals die Melange oder den Gegenwert zurückzuholen. Gut, er konnte zur Entschädigung vereinzelten Dorfbewohnern etwas

abnehmen, aber auf diese Weise würde er niemals den gesamten Wert zusammenbekommen.

Vor Wut drohte Rabban der Schädel zu platzen. »Dafür werde ich dich töten!« Seine Stimme ließ keinen Zweifel, dass er es ernst meinte.

Abulurd starrte in das breite, hasserfüllte Gesicht seines Sohnes – der für ihn zu einem völlig Fremden geworden war. Trotz seiner Verdorbenheit und Bösartigkeit erinnerte sich sein Vater immer noch an den ungezogenen Jungen und daran, wie Emmi ihn als Baby in den Armen gehalten hatte.

»Du wirst mich nicht töten.« Abulurds Stimme war stärker, als er für möglich gehalten hätte. »Ganz gleich, wie abscheulich du bist oder welche Perversionen du von Wladimir gelernt hast, eine derart verabscheuungswürdige Tat könntest du nicht begehen. Ich bin dein Vater. Und du bist ein Mensch – keine Bestie.«

Diese Worte lösten die letzte Lawine unbeherrschter Wut aus. Mit beiden Händen umklammerte Rabban die Kehle seines Vaters. Emmi schrie und stürzte sich auf ihren wahnsinnigen Sohn, aber sie konnte nicht mehr bewirken als ein Blatt im Wind. Rabbans kräftige Hände drückten immer fester zu.

Abulurds Augen quollen hervor, und er versuchte sich mit seinen gebrochenen Fingern zu wehren.

Rabbans dicke Lippen krümmten sich zu einem Lächeln. Er zerquetschte Abulurds Kehlkopf und brach ihm das Genick. Mit einem Blick voller Verachtung ließ er seinen Vater los, dessen Leichnam erschlafft zu Boden sackte. Seine Mutter und die Mönche keuchten entsetzt und schrien auf.

»Von heute an soll man mich *Bestie* nennen!« Zufrieden mit seinem neuen Namen signalisierte Rabban den Soldaten, ihn zum Thopter zu begleiten und sich auf den Abflug vorzubereiten.

97

Den Tod zu vermeiden
ist nicht dasselbe wie ›leben‹.

Sprichwort der Bene Gesserit

Selbst der tristeste Raum in Burg Caladan war besser als das Krankenzimmer, also war Leto inzwischen in die exquisit ausgestattete Paulus-Suite umgezogen. Trotz der Minenfelder der Erinnerung, die hier lauerten, erhoffte man sich von diesem Wechsel eine Besserung seiner Gesundheit.

Doch jeder Tag schien genauso grau, eintönig und hoffnungslos wie der vorige zu sein.

»Sie haben unzählige Botschaften erhalten, Herzog«, sagte Jessica mit gezwungener Fröhlichkeit, obwohl sie seinen tiefen Schmerz teilte. Sie setzte nur den leichtesten Hauch der *Stimme* ein. Sie zeigte ihm den Berg aus Karten, Briefen und Nachrichtenwürfeln auf einem Tisch in der Nähe. Duftende Blumensträuße schmückten den Raum und trieben die antiseptischen Medizingerüche zurück. Einige Kinder hatten Bilder für ihren Herzog gemalt. »Ihr Volk trauert mit Ihnen.«

Leto gab keine Antwort. Er starrte mit glanzlosen Augen geradeaus. Ein weißer Neuhaut-Verband lag auf seiner Stirn, damit sich kein Narbengewebe bildete. Pakete mit Wachstumsverstärkern waren an einer Schulter und an beiden Beinen angebracht, und in seinem Arm steckte ein intravenöser Schlauch. Doch er schien überhaupt nichts von all diesen Dingen zu bemerken.

In der Krankenstation wurde Rhomburs verstümmelter Körper immer noch von der Lebenserhaltungseinheit versorgt. Der Prinz klammerte sich ans Leben, obwohl der Tod für ihn sicherlich der angenehmere Zustand gewe-

sen wäre. Auf diese Weise zu überleben war schlimmer als der Tod.

Wenigstens hat Victor Frieden gefunden. Und Kailea ebenfalls. Wenn er an sie dachte, verspürte er nur Mitleid – und Entsetzen über das, wozu sie getrieben worden war.

Leto drehte leicht den Kopf in Jessicas Richtung. Auf seinem Gesicht stand der überwältigende Ausdruck tiefster Trauer. »Haben die Ärzte getan, was ich befohlen habe? Bist du sicher?« Leto hatte die Anweisung gegeben, die geborgene Leiche seines Sohnes kryogenisch zu konservieren. Diese Frage stellte er jeden Tag; er schien die Antwort immer wieder zu vergessen.

»Ja, mein Herzog. Ihr Befehl wurde ausgeführt.« Jessica nahm ein Paket vom Tisch, weil sie ihn von den unerträglichen Qualen ablenken wollte. »Das hier stammt von einer Witwe vom Ostkontinent, die schreibt, dass ihr Mann als Beamter in Ihren Diensten stand. Schauen Sie sich das Holofoto genau an – sie hält eine Urkunde in der Hand, die Sie ihr überreichten, um den lebenslangen Dienst ihres Mannes für das Haus Atreides zu ehren. Jetzt sind ihre Söhne ganz wild darauf, für Sie zu arbeiten.« Jessica streichelte seine Schulter, dann schaltete sie das Hologramm ab. »Jeder wünscht Ihnen alles Gute.«

Draußen auf den Straßen und steilen Pfaden, die zur Burg Caladan führten, hatten die Bürger Kerzen entzündet und Kränze niedergelegt. Berge von Blumen häuften sich unter seinen Fenstern, sodass die Meeresbrise den berauschenden Duft hereinwehte. Er konnte hören, wie die Menschen sangen. Manche spielten Harfe oder Baliset.

Jessica wünschte sich, Leto könnte hinausgehen und vor die mitfühlende Menge treten. Sie wollte, dass er in seinem hohen Herzogsessel im Hof thronte und sich die Bittgesuche, die Klagen und das Lob seines Volkes anhörte. In seiner Amtskleidung würde er größer als gewöhnliche Menschen wirken, ganz wie er es vom alten Herzog gelernt hatte. Leto musste sich ablenken, um weiterleben zu können. Und im Fluss der alltäglichen Be-

schäftigungen mochte es sogar geschehen, dass sein zerstörtes Herz wieder heilte.

Er musste wieder herrschen. Sein Volk brauchte ihn.

Als sie einen schrillen Schrei von draußen hörte, sah Jessica durch das Fenster einen großen Seefalken. Er hatte die Flügel ausgebreitet, und Riemen baumelten an seinen krallenbewehrten Füßen. Am Boden stand ein Junge, der den Riemen hielt und hoffnungsvoll zum kleinen Burgfenster aufblickte. Jessica hatte Leto gelegentlich beobachtet, wie er sich mit dem jungen Mann unterhalten hatte, einem Dorfbewohner, mit dem sich der Herzog angefreundet hatte. Wieder flog der Seefalke an Letos Zimmer vorbei, als könnte der Vogel stellvertretend für die besorgten Menschen, die sich hier versammelt hatten, einen Blick in das Zimmer werfen.

Der Herzog versank in tiefe Melancholie, und Jessica betrachtete ihn voller Liebe. *Ich kann dich nicht vor der Welt abschirmen, Leto.* Sie hatte stets seine Charakterstärke bewundert, doch nun sorgte sie sich um die Zerbrechlichkeit seiner Seele. Herzog Leto Atreides war störrisch und verbittert, aber er hatte den Lebenswillen verloren. Der Mann, den sie so sehr bewunderte, war gestorben, auch wenn die Genesung seines Körpers Fortschritte machte.

Es war ihr unmöglich, ihn aufzugeben und sterben zu lassen – nicht nur wegen ihres Bene-Gesserit-Auftrags, seine Tochter zur Welt zu bringen, sondern weil sie sich danach sehnte, Leto wieder gesund und glücklich zu erleben. Stumm versprach sie, alles für ihn zu tun, was in ihrer Macht stand. Sie murmelte ein Gebet der Bene Gesserit: »Große Mutter, wache über jene, die deiner würdig sind.«

* * *

In den folgenden Tagen war sie ständig bei Leto und sprach mit ihm. Er reagierte auf Jessicas stille Aufmerksamkeit, und allmählich besserte sich sein Zustand. In das schmale, attraktive Gesicht des Herzogs kehrte die Farbe zurück.

Seine Stimme wurde kräftiger, und er führte immer längere Gespräche mit ihr.

Trotzdem war sein Herz noch nicht wieder zum Leben erwacht. Er wusste von Kaileas Verrat, vom Mord an ihrer Hofdame, und dass die Frau, die er einmal geliebt hatte, aus dem Fenster gesprungen war. Aber er empfand keinen Hass auf sie, keinen Wunsch nach Rache... nur eine lähmende Betrübnis. Der Funke des Lebens und der Leidenschaft war aus seinem Blick verschwunden.

Doch Jessica wollte nicht aufgeben, und sie wollte auch nicht zulassen, dass er sich aufgab.

Sie stellte ein Vogelhäuschen auf dem Balkon vor seinem Fenster auf, und Leto beobachtete die Zaunkönige, Steinsperlinge und Finken. Bestimmten Vögeln, die regelmäßig kamen, gab er sogar Namen. Für einen Mann, der keine Bene-Gesserit-Ausbildung hatte, war seine Fähigkeit, einfache Geschöpfe zu unterscheiden, beeindruckend.

Eines Morgens, fast einen Monat nach der Explosion des Drachenschiffs, sagte er zu Jessica: »Ich will Victor sehen.« Seine Stimme klang eigenartig, tief und sehr bewegt. »Jetzt habe ich die Kraft dazu. Bring mich bitte zu ihm.«

Ihre Blicke trafen sich. In seinen holzrauchgrauen Augen erkannte Jessica nichts, was ihr einen Ansatz gegeben hätte, ihn von seinem Vorhaben abzubringen.

Sie berührte seinen Arm. »Er... sieht viel schlimmer als Rhombur aus. Sie müssen das nicht tun, Leto.«

»Doch, Jessica... ich muss es tun.«

* * *

In der Gruft dachte Jessica, dass die konservierte Leiche des kleinen Jungen beinahe friedlich wirkte. Vielleicht weil Victor im Gegensatz zu Rhombur an einem Ort war, wo er keinen Schmerz mehr empfand.

Leto öffnete die Siegel und erschauderte, als ihm der eiskalte Nebel der Kryokammer entgegenschlug. Er legte seine rechte Hand auf die kalte bandagierte Brust des Jungen.

Was er zu seinem toten Sohn sagte, blieb sein Geheimnis, da er keinen Laut von sich gab und seine Lippen sich nicht bewegten.

Jessica bemerkte Letos tiefe Trauer. Er konnte nie mehr mit Victor zusammensein; er konnte nichts mehr tun, um dem Jungen ein guter Vater zu sein.

Sie legte einen Arm um Letos Schulter, um ihn zu trösten. Ihr Herz pochte rasend, sodass sie sich mit einer Bene-Gesserit-Technik beruhigen musste. Trotzdem gelang es ihr nicht, denn sie hörte ein aufgeregtes Raunen in den tiefsten Regionen ihres Geistes. Was hatte das zu bedeuten? Es konnten nicht die Echos der Weitergehenden Erinnerungen sein, da sie noch keine Ehrwürdige Mutter war. Aber sie spürte, dass die alten Schwestern besorgt waren. Etwas beunruhigte sie so sehr, dass sich der Tumult bis in Jessicas Bewusstsein auswirkte. *Was geht hier vor sich?*

»Jetzt gibt es keinen Zweifel mehr«, sagte Leto wie in Trance. »Das Haus Atreides ist verflucht... seit den Tagen des Agamemnon.«

Sie drängte Leto widerstrebend aus der Totengruft und wollte ihn besänftigen, ihm sagen, dass er sich irrte. Sie wollte den Herzog daran erinnern, wie viel seine Familie geleistet hatte, wie sehr sie im ganzen Imperium respektiert wurde.

Aber sie brachte kein Wort heraus. Sie hatte Rhombur, Victor und Kailea gekannt. Sie konnte Letos Befürchtungen nicht zerstreuen.

98

Wir sind jederzeit Menschen und tragen die gesamte Last des Menschseins.

Herzog Leto Atreides

Der Wind peitschte den Regen gegen die Fenster von Letos Zimmer, während er von schweren Gedanken gequält wurde. Das Unwetter prasselte gegen die Steinwände, und es pfiff durch eine Ritze im Fensterrahmen. Der Sturm passte zu seiner Stimmung.

Leto war allein in der Suite und saß zitternd in einem großen Sessel, der ihn zu erdrücken drohte. Hinter geschlossenen Augen stellte er sich Victors Gesicht vor, das schwarze Haar des Jungen, seine unersättliche Neugier, das fröhliche Lachen... und die kleine herzogliche Jacke mit den übergroßen Schulterstücken, die er zum Zeitpunkt seines Todes getragen hatte.

Während sich Letos Augen an die Dunkelheit gewöhnten, sah er überall im Zimmer drohende Schatten. *Warum konnte ich meinem Sohn nicht helfen?*

Er ließ den Kopf hängen und sprach laut, als würde er sich mit Geistern unterhalten. »Wenn es nur irgendetwas gäbe, das ich für Victor tun könnte, würde ich sämtlichen Besitz der Atreides verkaufen.« Sein Kummer war überwältigend.

Ein Geräusch drang in seine Gedanken, ein Pochen an der verschlossenen Tür. Es war so laut und energisch, dass es nur Thufir Hawat sein konnte. Leto bewegte sich langsam, kraftlos und unter Schmerzen. Seine Augen waren verquollen und gerötet. Normalerweise gab er sich Mühe, sich vor seinem Meister der Assassinen zusammenzureißen... aber jetzt war es ihm nicht möglich, nicht so spät in der Nacht.

Hawat öffnete die Tür. »Mein Herzog«, sagte er, trat ein

und reichte ihm einen silbernen Nachrichtenzylinder. »Dieses Dokument ist soeben am Raumhafen eingetroffen.«

»Weitere Kondolenzen? Ich dachte, wir hätten bereits von jedem Haus des Landsraads eine bekommen.« Leto gelang es nicht, den Blick seiner Augen zu konzentrieren. »Ich wage kaum zu hoffen, dass es sich ausnahmsweise um eine gute Neuigkeit handelt.«

»Nein, Mylord.« Hawats ledriges Gesicht schien zusammenzufallen. »Sie stammt von den Bene Tleilax.« Er legte den Zylinder in Letos zitternde Hände.

Stirnrunzelnd brach Leto das Siegel auf und starrte auf die kurze Botschaft, die von unverschämter Einfachheit war und ein grausames Versprechen enthielt. Er hatte von derartigen Möglichkeiten gehört, von den unheimlichen Praktiken, die jeden moralisch empfindenden Menschen vor Abscheu erschaudern ließen. *Wenn es nur wahr wäre.* Er hatte es bisher vermieden, auch nur an die Tleilaxu zu denken – aber nun hatten die niederträchtigen Gnome ihm ein direktes Angebot gemacht.

Hawat wartete geduldig ab. Er war bereit, seinem Herzog zu dienen, und konnte nur schlecht seine Besorgnis verhehlen.

»Thufir... sie bieten mir an, einen Ghola aus Victors Zellen zu züchten, ihn von den Toten wiederauferstehen zu lassen, damit... er sein Leben noch einmal von vorn beginnen kann.«

Selbst der Mentat konnte sein Erstaunen nicht verbergen. »Mylord! Sie dürfen nicht ernsthaft...«

»Die Tleilaxu wären dazu in der Lage, Thufir. Ich könnte meinen Sohn zurückbekommen.«

»Aber zu welchem Preis? Haben sie überhaupt eine Summe genannt? Diese Sache trägt den Geruch des Bösen, Herr. Merken Sie sich meine Worte! Dieses verabscheuungswürdige Volk hat Ix zerstört. Es hat während Ihres Verwirkungsverfahrens gedroht, Sie zu töten. Es hat nie ein Geheimnis aus seinem Hass gegenüber dem Haus Atreides gemacht.«

Leto starrte auf den Nachrichtenzylinder. »Sie sind immer noch davon überzeugt, dass ich im Heighliner das Feuer auf ihre Schiffe eröffnet habe. Doch dank der Bene Gesserit kennen wir nun den wahren Übeltäter. Wir könnten den Tleilaxu von den Harkonnens und ihrem unsichtbaren Schiff erzählen...«

Der Mentat versteifte sich. »Mylord, die Bene Gesserit haben sich geweigert, uns Beweise in die Hand zu geben. Die Tleilaxu würden Ihren Behauptungen niemals glauben.«

Letos Stimme klang schwach und verzweifelt. »Aber es ist Victors einzige Chance. Wenn es um meinen Sohn geht, würde ich mich auf jeden Handel einlassen und jeden Preis bezahlen.« Er sehnte sich danach, wieder das Lachen des Jungen zu hören und seine kleine Hand in seiner zu spüren.

»Ich muss Sie daran erinnern, dass ein Ghola zwar eine exakte Kopie des Vorbilds ist, aber das neue Kind würde nicht über Victors Erinnerungen verfügen. Es hätte eine ganz andere Persönlichkeit.«

»Trotzdem... wäre das nicht besser, als nur noch Erinnerungen und eine Leiche zu haben? Und diesmal werde ich ihn legitimieren und ihn zu meinem rechtmäßigen Erben ernennen.«

Der Gedanke erfüllte ihn mit unendlicher Sorge. Würde ein Victor-Ghola normal aufwachsen, oder würde das Wissen um seine Herkunft ihn verderben? Und was war, falls die Bene Tleilax – die so geschickt darin waren, verderbte Mentaten zu erschaffen – etwas an der genetischen Ausstattung veränderten? War es ein durchtriebener Plan, sich an Herzog Atreides zu rächen, und zwar mittels des Menschen, den er am meisten liebte?

Leto wäre sogar bereit, die Verdammnis in Kauf zu nehmen... wenn er dafür Victor zurückbekäme. Er stand völlig hilflos vor dieser Entscheidung. Er hatte keine andere Wahl.

Hawat sprach in schroffem und angestrengtem Tonfall. »Mylord, als Ihr Mentat – und als Ihr Freund – rate ich dringend von einer überstürzten Reaktion ab. Es ist eine Falle.

Sie wissen, dass die Tleilaxu Sie nur in ihr giftiges Netz verstricken wollen.«

Leto zuckte unter den Schmerzen seiner offenen Wunden zusammen, als er einen Schritt näher an den alten Meister der Assassinen herantrat. Hawat sah den wahnsinnigen Zorn in den geröteten Augen des Herzogs und wich unwillkürlich zurück. Leto schien keinen seiner Einwände zur Kenntnis genommen zu haben.

»Thufir, Sie sind der Einzige, dem ich diese Mission anvertrauen kann.« Er atmete tief durch; die Verzweiflung brannte wie Feuer in seinem Blut. »Nehmen Sie Kontakt mit den Tleilaxu auf. Sagen Sie ihnen, ich möchte...« – er brachte die Worte nur mit Mühe heraus –, »...ich möchte Näheres über ihre Bedingungen wissen.« Sein dünnes Lächeln verursachte Hawat eine Gänsehaut. »Stellen Sie sich nur vor, Thufir! Ich werde meinen Sohn zurückbekommen!«

Der alte Krieger legte Leto eine sehnige Hand auf die Schulter. »Ruhen Sie sich aus, mein Herzog, und denken Sie erst einmal gründlich über die Konsequenzen Ihres Vorschlags nach. Wir dürfen es nicht wagen, uns auf diese Weise der Gnade der Bene Tleilax auszuliefern. Überlegen Sie, welche Kosten wir zu tragen hätten. Was würden sie als Gegenleistung verlangen? Ich rate davon ab. Ein solches Vorhaben kommt einfach nicht infrage.«

Doch Leto wollte sich nicht beirren lassen und schrie ihn an: »*Ich* bin der Herzog des Hauses Atreides! *Ich* bestimme, was infrage kommt und was nicht!«

Die Qualen seines zerstörten Lebens trübten seine Sinne und beeinträchtigten seine Konzentration. Dunkle Ringe umgaben seine Augen. »Wir sprechen hier von meinem Sohn – meinem toten Sohn! Und ich befehle Ihnen, zu tun, was ich Ihnen sage! Holen Sie das Angebot der Tleilaxu ein!«

* * *

Duncan Idahos Rückkehr hätte eigentlich der Anlass für einen großen Feiertag sein sollen, doch die Luftschiffkatas-

trophe hatte einen tiefen Schatten über ganz Caladan geworfen.

Auf dem Raumhafen von Cala City stieg ein sehr veränderter Duncan aus und atmete tief die salzige Luft ein. Er blickte sich mit funkelnden Augen und erwartungsvoller Miene um. Er sah die Ehrenwache der Atreides, die von Thufir Hawat in schmucker schwarzer Militäruniform angeführt wurde. Ähnlich prunkvoll waren die Angestellten gekleidet, die über die Rampe eilten, um die Passagiere zu eskortieren.

Hawat, der am unteren Ende der Rampe stand, hätte den Neuankömmling beinahe nicht wiedererkannt. Duncans schwarze Locken wuchsen jetzt dichter und gröber, und sein glattes Gesicht war brauner als früher. Auch seine Muskulatur schien ausgeprägter, als sich der junge Mann mit athletischer Anmut und einer Mischung aus Selbstsicherheit und Vorsicht bewegte. Stolz trug er den Khakianzug und das rote Stirnband von Ginaz. An seiner Seite hing das Schwert des alten Herzogs, das ein paar neue Scharten erhalten hatte, aber tadellos poliert und geschärft war.

»Thufir Hawat, Sie haben sich überhaupt nicht verändert, Sie alter Mentat!« Duncan stürmte die Rampe hinunter, um dem Krieger die Hand zu schütteln.

»Sie hingegen haben sich sehr wohl verändert, junger Idaho. Oder sollte ich Sie jetzt mit *Schwertmeister* Idaho anreden? Ich erinnere mich noch gut an den schmutzigen Bengel, der sich Herzog Paulus zu Füßen warf. Ich glaube, Sie sind seitdem etwas größer geworden.«

»Und klüger, wie ich hoffe.«

Der Mentat verbeugte sich. »Ich bedaure, dass wir angesichts der jüngsten Ereignisse gezwungen sind, auf eine große Willkommensfeier zu verzichten. Lassen Sie sich von einem meiner Männer zur Burg bringen. Gerade jetzt wird Leto sich freuen, Ihr Gesicht wiederzusehen. Leutnant Vitt, würden Sie Duncan bitte zum Herzog führen?«

Dann marschierte Hawat am Schwertmeister vorbei und bestieg seinerseits das Shuttle, das ihn zum Heighliner im

Orbit bringen sollte. Er bemerkte den verdutzten Gesichtsausdruck des jungen Mannes und machte sich klar, dass Duncan noch gar nichts von der Tragödie wusste. Er war Letos Sohn niemals begegnet, obwohl er zweifellos aus der Korrespondenz von dem Jungen erfahren hatte.

»Leutnant Vitt wird Ihnen alles Weitere erklären«, fügte Hawat mit dem Ausdruck tiefsten Bedauerns hinzu.

Der Offizier, ein kräftig gebauter Mann mit rotbraunem Schnurrbart, nickte ihm steif zu. »Ich fürchte, es ist die traurigste Geschichte, die Sie jemals gehört haben.« Ohne weitere Erklärung ging Hawat an Bord des Shuttles. Er hatte eine Tasche mit Dokumenten dabei, die er im Auftrag des Herzogs an die Tleilaxu-Meister übergeben sollte.

Der Mentat glitt mit der Zungenspitze über die Stelle in seiner Mundschleimhaut, wo man einen Miniaturinjektor implantiert hatte. Das Gerät würde bei jedem Bissen Nahrung, den er zu sich nahm, einen feinen, aber äußerst wirksamen Nebel aus Desinfektionsmitteln, Gegengiften und Antibiotika verbreiten. Er hatte den Befehl erhalten, sich von Angesicht zu Angesicht mit den Tleilaxu zu treffen, und nicht einmal ein Meister der Assassinen konnte sich vorstellen, mit welchen Krankheitserregern und Giften dieses verhasste Menschenvolk ihn traktieren mochte.

Hawat war fest entschlossen, ihnen keine Möglichkeit zu bieten, die Situation zu ihrem Vorteil auszunützen – trotz der strikten Anweisungen des Herzogs. Er war gegen Letos verzweifelte und unbedachte Pläne, aber seine Ehre verpflichtete ihn, trotzdem sein Bestes zu tun.

* * *

Hinter einem Sicherheitsfeld in den Kerkern von Burg Caladan starrte Swain Goire in die Dunkelheit und dachte über vergangene Zeiten nach. Da er nur eine dünne Gefängnisuniform trug, zitterte er in der kühlen und feuchten Luft.

Was war in seinem Leben so furchtbar falsch gelaufen? Er hatte sich so sehr bemüht, sein Bestes zu geben, er hatte

dem Herzog die Treue geschworen, er hatte Victor so sehr geliebt...

Er saß auf der Pritsche und rieb mit dem Daumen über die kühle Plaz-Oberfläche der Spritze, die er in der Hand hielt. Der narbengesichtige Schmuggler Gurney Halleck hatte sie ihm zugesteckt, um dem in Ungnade gefallenen Wachhauptmann einen leichten Ausweg zu ermöglichen. Goire konnte sich jederzeit das Gift in den Blutkreislauf injizieren. Wenn er nur den nötigen Mut aufbrachte... oder die Feigheit.

Vor seinem geistigen Auge schmolzen die Jahre dahin, als würden sie im Strahl einer Lasgun verdampfen. Er erinnerte sich daran, wie er an der Cala-Bucht in Armut aufgewachsen war, wie er als Schiffsjunge auf Fischkuttern Geld für seine Mutter und seine jüngeren Schwestern verdient hatte. Seinen Vater hatte er nie kennen gelernt. Im Alter von dreizehn Jahren hatte Goire eine Stellung als Küchengehilfe in Burg Caladan bekommen. Er hatte Öfen und Vorratskammern gereinigt, Böden geschrubbt und Ruß von den Wänden hinter den Herden geschabt. Der Küchenchef war streng, aber gut zu ihm gewesen und hatte dem jungen Mann geholfen.

Als Goire sechzehn geworden war, kurz nach dem Tod des alten Herzogs, hatte er eine Ausbildung in der Hauswache begonnen und sich dann in der Hierarchie nach oben gearbeitet, bis er zu einem der zuverlässigsten Männer des Herzogs geworden war. Von Leto trennten ihn nur wenige Monate Altersunterschied... und auf unterschiedliche Weise hatten sie dieselbe Frau geliebt: Kailea Vernius.

Und Kailea hatte beide Männer zerstört, bevor sie sich selbst in den Tod gestürzt hatte.

Während der gründlichen Verhöre durch Thufir Hawat hatte Goire sich für nichts entschuldigt. Er hatte alles gestanden und sich sogar weiterer Vergehen bezichtigt. Er hatte so viel Schuld wie möglich auf sich geladen, um die schlimmsten Schmerzen entweder zu überleben... oder schließlich daran zu sterben. Durch seine Dummheit hatte

Kailea Zugang zur Waffenkammer erhalten und Chiara ermöglicht, an die Sprengsätze zu gelangen. Er hätte sich niemals bewusst an einem Plan beteiligt, den Herzog zu ermorden, denn er liebte ihn.

Dann hatte Gurney Halleck ihm das Gift gebracht und ohne eine Spur von Mitgefühl gesagt: »Gehen Sie den einzigen Weg, der Ihnen noch offen steht, den Weg der Ehre.« Er hatte die Spritze in Goires Zelle zurückgelassen und war wieder gegangen.

Goire strich mit dem Finger über die tödliche Nadel. Er musste sie nur in die Haut stechen, um sein ruiniertes Leben zu beenden. Er nahm einen tiefen Atemzug und schloss die Augen. Tränen liefen ihm über die Wangen; auf den Lippen spürte er den salzigen Geschmack.

»Swain, warten Sie!« Die Leuchtstreifen an der Decke wurden heller. Er öffnete die Augen und sah die spitze Nadel. Seine Hände zitterten. Zögernd wandte er sich der Stimme zu.

Das Sicherheitsfeld verschwand, und Herzog Leto Atreides trat ein, dicht gefolgt von Halleck, der äußerst beunruhigt wirkte. Goire erstarrte und hielt immer noch die Spritze in der Hand. Beim Anblick seines Herzogs, der sich noch lange nicht von seinen Verletzungen erholt hatte, wäre er am liebsten tot zu Boden gestürzt. Goire blieb hilflos sitzen und war bereit, jede Strafe anzunehmen, die Leto über ihn verhängte.

Dann tat ihm der Herzog das Schlimmste an, was er sich vorstellen konnte: Er nahm ihm die Spritze weg.

»Swain Goire, Sie sind der bemitleidenswerteste Mensch der Welt«, sagte Leto mit kraftloser Stimme. »Sie haben meinen Sohn geliebt und geschworen, ihn zu beschützen. Und dann wurden Sie an seinem Tod mitschuldig. Sie haben Kailea geliebt und mich mit meiner Konkubine betrogen, während Sie gleichzeitig behauptet haben, mir treu ergeben zu sein. Jetzt ist Kailea tot, und für Sie ist jede Hoffnung verloren, jemals mein Vertrauen zurückzugewinnen.«

»Ich hätte es auch gar nicht verdient.« Goire blickte in

Letos graue Augen und spürte bereits einen Vorgeschmack auf die Qualen der tiefsten Hölle.

»Gurney möchte, dass Sie sich selbst richten – aber ich erlaube Ihnen nicht, sich zu töten.« Letos Worte waren wie körperliche Schläge. »Swain Goire, ich verurteile Sie zum *Leben*... Sie sollen mit Ihren Taten leben.«

Der Mann war so benommen, dass er nicht wusste, was er sagen sollte. Tränen liefen ihm übers Gesicht. »Nein, mein Herzog. Bitte nicht!«

Gurney Halleck starrte Goire mit grimmigem und gefährlichem Ausdruck an, während Leto sprach. »Swain, ich glaube nicht, dass Sie das Haus Atreides noch einmal verraten werden – aber Ihr Leben in Burg Caladan ist vorbei. Ich werde Sie ins Exil schicken. Sie werden gehen und nichts mit sich nehmen außer Ihrem Verbrechen.«

Halleck konnte sich nicht länger zurückhalten. »Aber, Herr! Sie können diesen Verräter doch nicht am Leben lassen! Ist das Gerechtigkeit?«

Leto bedachte ihn mit einem eiskalten Blick. »Gurney, dies ist Gerechtigkeit in der reinsten Form, die man sich vorstellen kann... Eines Tages wird mein Volk erkennen, dass es keine angemessenere Strafe gibt.«

Erschüttert ließ sich Goire gegen die kalte Wand sinken. Er holte langsam Luft und unterdrückte ein Stöhnen. »Eines Tages, Mylord, wird man Sie Leto den Gerechten nennen.«

99

Niemand wird je alles wissen, was im Herzen eines anderen Menschen vor sich geht. Wir alle sind Gestaltwandler der Seele.

Handbuch der Tleilaxu-Geheimnisse

Unter der Sonne Thalim lebten die Bene Tleilax auf ihren isolierten Welten und erlaubten ausgewählten Besuchern nur, in speziellen Quarantänebereichen zu landen, aus denen man sämtliche heiligen Objekte entfernt hatte. Wenn Thufir Hawat wieder abflog, würden die Tleilaxu jede Fläche desinfizieren, die er berührt hatte.

Die Hauptstadt Bandalong lag fünfzig Kilometer vom Raumhafenkomplex entfernt, jenseits einer Ebene ohne Straßen oder Bahnlinien. Als das Shuttle durch den fleischfarbenen Tageshimmel flog und zur Landung ansetzte, musterte Hawat die ausgedehnten Gebäude und schätzte, dass mehrere Millionen Menschen in Bandalong lebten. Doch als Fremder durfte der Mentat die Stadt niemals betreten. Er durfte sich lediglich in den genehmigten Gebäuden am Raumhafen aufhalten und würde bald nach Caladan zurückkehren.

An Bord des Shuttles befand sich etwa ein Dutzend Passagiere, von denen die Hälfte Tleilaxu waren. Die übrigen schienen Geschäftsleute zu sein, die gekommen waren, um biologische Erzeugnisse wie neue Augen, gesunde Organe, verderbte Mentaten oder vielleicht sogar Gholas zu erwerben – genauso wie Hawat.

Als er auf die Plattform hinaustrat, eilte ihm ein grauhäutiger Mann entgegen. »Thufir Hawat, der Mentat des Hauses Atreides?« Der zwergenhafte Mann ließ scharfe Zähne aufblitzen, wenn er lächelte. »Ich bin Wykk. Hier entlang.«

Ohne ihm die Hand zu schütteln oder auf eine Antwort zu warten, führte Wykk ihn über eine gewundene Rampe zu einem unterirdischen Kanal, an dem sie ein automatisches Boot bestiegen. Hawat hielt sich an der Reling fest, während das kleine Gefährt durch das trübe Wasser raste und beträchtliche Wellen aufwarf.

Nachdem sie angelegt hatten, folgte Hawat seinem Führer geduckt in die heruntergekommene Vorhalle eines der Gebäude in der Umgebung des Raumhafens. Drei Tleilaxu-Männer standen in einer Gruppe und unterhielten sich, andere hasteten durch den Raum. Nirgendwo waren Frauen zu sehen.

Über den zerkratzten Fußboden näherte sich ein Robo – aus ixianischer Produktion? – und hielt genau vor Wykk an. Der Tleilaxu entnahm der Maschine einen Metallzylinder und gab ihn an den Mentaten weiter. »Das ist Ihr Zimmerschlüssel. Sie dürfen das Hotel nicht verlassen.« Hawat bemerkte hieroglyphische Zeichen auf dem Zylinder, die er nicht entziffern konnte, und eine Nummer in Galach.

»In einer Stunde werden Sie sich dort mit dem Meister treffen.« Wykk deutete auf eine offene Tür, hinter der mehrere Tische zu sehen waren. »Wenn Sie sich nicht pünktlich einfinden, schicken wir Jäger los, die nach Ihnen suchen.«

Hawat stand steif in seiner prächtigen Atreides-Uniform da. »Ich werde pünktlich sein.«

In seiner Unterkunft fand er ein durchgelegenes Bett, schmutzige Laken und Ungezieferkot auf dem Fensterbrett vor. Mit einem tragbaren Apparat suchte Thufir den Raum nach Abhörvorrichtungen ab, ohne fündig zu werden. Das bedeutete wahrscheinlich nur, dass sie schwierig aufzuspüren oder ungewöhnlich exotisch konstruiert waren.

Er fand sich zehn Minuten vor der vereinbarten Zeit am Treffpunkt ein und stellte fest, dass das Restaurant noch unsauberer als sein Zimmer war. Die Tischdecken, die Stühle, die Gläser – alles war dreckig. Die Unterhaltungen der Gäste wurden in einer Sprache geführt, die er nicht verstand. Hier schien alles darauf angelegt zu sein, den Besuchern Unbe-

hagen zu vermitteln, damit sie keineswegs den Wunsch verspürten, länger als unbedingt nötig zu bleiben.

Doch Hawat hatte ohnehin nichts anderes im Sinn.

Wykk kam hinter einem Tresen hervor und führte ihn zu einem Tisch neben einem großen Plazfenster. Dort saß bereits ein anderer kleinwüchsiger Mann, der eine Suppe von undefinierbarer Zusammensetzung löffelte. Er trug eine rote Jacke, weite Hosen und Sandalen. Er blickte zu Hawat auf, ohne sich die Suppenreste vom Kinn zu wischen.

»Meister Zaaf«, sagte Wykk und deutete auf den unbesetzten Stuhl auf der anderen Seite des kleines Tisches. »Das ist Thufir Hawat, ein Vertreter der Atreides. Es geht um unser Angebot.«

Hawat fegte die Krümel von der Sitzfläche, bevor er sich auf den Stuhl setzte. Das Mobiliar war eindeutig nicht für einen Mann von seiner Größe ausgelegt. Er riss sich zusammen und ließ sich nichts von seinem Abscheu anmerken.

»Speziell für unsere Gäste von fremden Welten haben wir eine köstliche Schwurmsuppe zubereitet«, sagte Zaaf.

Ein stummer Kellnersklave kam mit einer Terrine vorbei und füllte Suppe in eine Schale. Ein anderer klatsche blutige Fleischstücke auf Teller, die er beiden Männern hinschob. Niemand hielt es für notwendig, Hawat über die Herkunft des Fleisches aufzuklären.

Der Sicherheitsbeauftragte blickte sich um und konnte nirgendwo Giftschnüffler entdecken. Also musste er sich auf seine eigenen Mittel verlassen. »Ich verspüre keinen besonderen Hunger – auch angesichts der schwierigen Aufgabe, die ich für meinen Herzog zu erfüllen habe.«

Mit kräftigen Händen griff Meister Zaaf nach dem Stück Fleisch, stopfte es sich in den Mund und kaute so laut schmatzend, als wollte er Hawat absichtlich provozieren.

Schließlich wischte sich der Tleilaxu das Kinn mit dem Ärmel sauber. Seine glitzernden schwarzen Augen blickten zum viel größeren Mentaten auf. »Bei uns ist es Sitte, geschäftliche Verhandlungen wie diese während einer Mahlzeit zu führen.« Er tauschte sein Gedeck gegen Hawats

Fleischteller und Suppenschale aus und machte sich darüber her. »Essen Sie, essen Sie!«

Hawat nahm ein Messer und schnitt ein kleines Stück Fleisch ab. Er aß nur so viel, wie es die Höflichkeit verlangte, und spürte, wie sein implantierter Injektor bei jedem Bissen aktiv wurde. Es fiel ihm schwer, die durchgekaute Masse hinunterzuschlucken.

»Die Teller zu tauschen ist eine uralte Tradition«, sagte Zaaf, »unsere Methode zur Verhinderung von Giftanschlägen. In diesem Fall hätten Sie als Gast darauf bestehen müssen, nicht ich.«

»Ich werde es mir merken«, entgegnete Hawat; dann wollte er endlich zur Sache kommen. »Vor kurzem erhielten wir ein Angebot der Tleilaxu, einen Ghola zu züchten, nachdem der Sohn des Herzogs bei einem schrecklichen Unfall ums Leben kam.« Hawat zog ein zusammengefaltetes Dokument aus einer Jackentasche und schob es über den Tisch, wodurch es mit Fett- und Blutflecken verunziert wurde. »Herzog Atreides hat mich gebeten, Sie nach den Bedingungen dieses Angebots zu fragen.«

Zaaf warf nur einen flüchtigen Blick auf das Schreiben und konzentrierte sich wieder auf sein Essen. Er schlug sich den Bauch voll und spülte schließlich mit einer trüben Flüssigkeit aus einem Becher nach. Dann griff er nach dem Dokument und stand auf. »Nachdem wir uns nun Ihres ernsthaften Interesses versichert haben, werden wir einen für uns akzeptablen Preis festsetzen. Bleiben Sie auf Ihrem Zimmer, Thufir Hawat, und warten Sie auf unsere Antwort.«

Er beugte sich über den Mentaten, der sich noch nicht vom Platz erhoben hatte, und Hawat sah in seinen Pupillen puren Hass auf die Atreides. »Unsere Dienste werden auf keinen Fall billig sein.«

100

Als Menschen neigen wir dazu, sinnlose Forderungen und bedeutungslose Fragen an das Universum zu stellen. Allzu häufig stellen wir solche Fragen, nachdem wir uns innerhalb eines Bezugsrahmens sachkundig gemacht haben, der wenig oder gar keine Relevanz für den Kontext der Frage besitzt.

Zensunni-Feststellung

An einem seltenen Nachmittag der Entspannung sonnte sich Dr. Wellington Yueh auf der Veranda seines Hauses auf Richese und dachte über Nervensysteme und Schaltkreise nach. Am Himmel glitt der künstliche Laborsatellit Korona vorbei, der den Planeten zweimal pro Tag im niedrigen Orbit umrundete.

Nachdem acht Jahre vergangen waren, hatte Yueh seine unangenehmen Erfahrungen bei der Untersuchung von Baron Wladimir Harkonnen beinahe vergessen. In der Zwischenzeit hatte der Suk-Arzt große Fortschritte gemacht, und seine eigenen Forschungen waren wesentlich interessanter als irgendeine Krankheit.

Yueh hatte die fürstliche Bezahlung durch den Baron in Laboreinrichtungen rund um sein neues Anwesen auf Richese investiert und viel auf dem Gebiet der Cyborg-Entwicklung erreicht. Nachdem das Problem der Verbindung zwischen biologischen Nerven und elektronischen Rezeptoren gelöst war, hatten sich die anschließenden Erfolge sehr schnell eingestellt. Neue Methoden, neue Techniken und zum Entzücken der Richesianer neue kommerzielle Möglichkeiten.

Premierminister Ein Calimar hatte bereits erste kleine Gewinne aus dem Cyborg-Geschäft eingestrichen, indem er

still und heimlich bionische Hände, Füße, Ohren und Augen mit optischen Sensoren verkaufte. Genau diesen Aufschwung hatte die kränkelnde richesische Ökonomie benötigt.

Zum Zeichen seiner Dankbarkeit hatte der Premierminister dem Arzt eine prächtige Villa mit großzügigem Grundstück auf der hübschen Manha-Halbinsel geschenkt, dazu eine komplette Dienerschaft. Yuehs Frau Wanna fühlte sich in ihrem Heim sehr wohl, vor allem in der Bibliothek und an den Meditationsteichen, während der Arzt selbst die meiste Zeit in seinen Forschungsstätten verbrachte.

Er nahm einen Schluck vom süßen Blütentee und beobachtete, wie ein weiß-goldener Ornithopter auf einem Rasenstück am Seeufer landete. Ein Mann in tadellosem weißem Anzug stieg aus und kam über die sanft ansteigende Fläche in Yuehs Richtung gelaufen. Trotz seines fortgeschrittenen Alters bewegte er sich recht schnell. Die Sonne spiegelte sich auf seinen goldenen Revers.

Der Arzt erhob sich von der Sonnenliege und verbeugte sich. »Was verschafft mir die Ehre Ihres hohen Besuchs, Premierminister Calimar?« Yuehs Körper war schlank und sehnig. Er trug einen Schnurrbart und hatte das lange schwarze Haar mit einem silbernen Ring zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden.

Calimar setzte sich an einen Tisch, der im Schatten der Veranda stand. Er lauschte auf einen Lautsprecher im Gebüsch, der Vogelgesang imitierte, und verscheuchte einen Diener, der sich ihm mit einem Tablett voller Getränke näherte. »Dr. Yueh, ich möchte, dass Sie über die Tragödie des Hauses Atreides und den schwer verletzten Rhombur Vernius nachdenken.«

Yueh strich über seine langen Schnurrbartenden. »Ein bedauerliches Unglück. Schrecklich – nach dem, was meine Frau mir darüber erzählt hat. Prinz Rhomburs Konkubine ist eine Bene Gesserit, genauso wie Wanna, und ihre Botschaft klang sehr verzweifelt.«

»Ja. Vielleicht könnten sie ihm helfen.« Calimars Augen

funkelten hinter seinen Brillengläsern. »Ich bin sicher, dass wir einen exorbitanten Preis verlangen können.«

Yueh kam diese Bitte sehr ungelegen. Er genoss zwar die Muße auf seinem Anwesen, wollte aber so schnell wie möglich seine Arbeit fortsetzen, da es noch so viel zu tun gab. Er wollte nicht umziehen, und schon gar nicht auf eine feuchte Welt wie Caladan. Trotzdem wurde ihm auf dieser modernen Industriewelt allmählich langweilig. Hier gab es kaum noch Herausforderungen außer Verfeinerungen der Arbeit, die er schon vor Jahren geleistet hatte.

Er dachte über Rhomburs Verletzungen nach. »Ich habe noch nie zuvor einen so umfangreichen Körperersatz geschaffen.« Er strich mit einem Finger über seine purpurroten Lippen. »Es wäre eine große Aufgabe, die viel Zeit in Anspruch nehmen würde. Vielleicht müsste ich mich sogar dauerhaft nach Caladan versetzen lassen.«

»Ja, und Herzog Atreides würde für alles bezahlen.« Calimar blickte ihn erwartungsvoll an. »Eine solche Gelegenheit dürfen wir uns nicht entgehen lassen.«

* * *

Der Hauptsaal von Burg Caladan wirkte riesig, genauso wie der uralte Stuhl des Herzogs, von dem aus Paulus Atreides viele Jahre lang sein Volk regiert hatte. Leto schien weder diesen großen Raum noch die Leere in seinem Herzen auszufüllen zu können. Trotzdem hatte er sich erstmals wieder in den Saal gewagt. Allein das war ein Fortschritt.

»Duncan Idaho hat mich auf eine beunruhigende Angelegenheit aufmerksam gemacht, Tessia.« Leto starrte die schlanke Frau an, die in einem Gewand aus Schimmersamt vor ihm stand. Sie hatte ihr mausbraunes Haar männlich kurz geschnitten. »Hast du einen Suk-Arzt angefordert? Einen Cyborg-Spezialisten?«

Tessia trat von einem Fuß auf den anderen und nickte. Sie erwiderte seinen Blick aus sepiafarbenen Augen und demonstrierte eine unerbittliche Stärke, die an Trotz grenzte.

»Sie sagten, ich sollte jedes Mittel nutzen, mit dem wir ihm möglicherweise helfen können. Das habe ich getan. Es ist Rhomburs letzte Chance.« Ihr Gesicht rötete sich. »Wollen Sie sie ihm verweigern?«

Der neue Schwertmeister Duncan Idaho stand nicht weit entfernt in einer schwarz-roten Atreides-Uniform da und verzog das Gesicht. »Haben Sie im Namen des Herzogs gesprochen und ohne Rückfrage Versprechungen gemacht? Sie sind nur eine Konkubine, die...«

»Mein Herzog gab mir die Erlaubnis, alle notwendigen Schritte zu unternehmen.« Tessia wandte sich an Leto. »Wäre es Ihnen lieber, wenn Rhombur bleibt, wie er jetzt ist? Oder würden Sie lieber die Tleilaxu fragen, ob sie für ihn einen neuen Körper aus Ersatzorganen heranzüchten könnten? Mein Prinz würde lieber den Tod wählen, wenn das seine einzige Chance wäre. Dr. Yuehs neuartige Cyborg-Technik bietet uns eine Alternative.«

Während Duncan weiterhin ein finsteres Gesicht zog, musste der Herzog unwillkürlich nicken. Er erschauderte, als er daran dachte, in welchem Umfang der Körper seines Freundes durch synthetische Teile ersetzt werden musste. »Wann soll der Suk-Arzt eintreffen?«

»In einem Monat. Rhombur kann solange in der Lebenserhaltungswanne bleiben, und Dr. Yueh braucht die Zeit, um die Komponenten zu bauen, die Rhomburs... Verluste ersetzen sollen.«

Leto atmete tief durch. Sein Vater hatte ihn immer wieder ermahnt, dass ein Herrscher ständig die Kontrolle behalten musste – oder zumindest diesen Eindruck erwecken musste. Tessia hatte sehr ehrgeizig gehandelt, als sie in seinem Namen gesprochen hatte, und Duncan Idahos Entrüstung war völlig gerechtfertigt. Aber es hatte zu keinem Zeitpunkt außer Frage gestanden, dass Leto jeden Solari aus den Kassen des Hauses Atreides ausgeben würde, um Rhombur zu helfen.

Tessia richtete sich auf, und in ihren Augen stand aufrichtige Liebe. Dennoch warnte Duncan: »Sie dürfen nicht

den verwickelten politischen Hintergrund vergessen, Herr. Vernius und Richese waren seit vielen Generationen Rivalen. Es könnte sich um eine Intrige handeln.«

»Meine Mutter war eine geborene Richese«, warf Leto ein, »also bin auch ich mit diesem Haus verwandt. Graf Ilban ist nur eine Galionsfigur und würde es niemals wagen, etwas gegen mein Haus zu unternehmen.«

Duncans Stirn legte sich in nachdenkliche Falten. »Cyborgs sind Zwitterwesen aus Maschinen und biologischen Körpern.«

Tessia ließ sich nicht beirren. »Solange kein technisches Element die Funktion des menschlichen *Geistes* simuliert, haben wir nichts zu befürchten.«

»Es gibt immer etwas zu befürchten«, sagte Duncan und dachte an den unerwarteten Überfall auf Ginaz. Sein schroffer und ernster Tonfall erinnerte sehr an Thufir Hawat, der noch nicht von seinen Verhandlungen mit den Tleilaxu zurückgekehrt war. »Fanatiker sind nicht dafür bekannt, dass sie Tatsachen rational analysieren.«

Leto hatte sich immer noch nicht vollständig von seinen Verletzungen erholt. Er stieß einen schweren Seufzer aus und hob eine Hand, bevor der junge Mann weitere Einwände vorbringen konnte. »Genug, Duncan und Tessia. Natürlich werden wir bezahlen. Wenn es eine Möglichkeit gibt, Rhombur zu retten, müssen wir sie nutzen.«

* * *

An einem bewölkten Nachmittag saß Leto in seinem Arbeitszimmer und versuchte sich auf die caladanischen Geschäfte zu konzentrieren. Auch wenn ihre persönliche Beziehung immer schlechter geworden war, hatte Kailea in den vergangenen Jahren mehr Arbeit erledigt, als Leto bewusst gewesen war. Er seufzte und ging noch einmal die Zahlen durch.

Thufir Hawat marschierte herein. Er war von seiner Mission zurückgekehrt und kam direkt vom Raumhafen. Mit

zutiefst beunruhigter Miene stellte er einen versiegelten Nachrichtenzylinder auf den Schreibtisch und trat zurück, als wäre ihm die Angelegenheit äußerst zuwider. »Von den Tleilaxu, Mylord. Das sind ihre Bedingungen.«

Herzog Leto nahm den Zylinder in die Hand und suchte in Hawats Gesicht nach irgendeinem Hinweis. Dann öffnete er besorgt den Deckel. Ein Blatt aus braunem Papier fiel heraus. Es war so weich, als wäre es aus menschlicher Haut hergestellt worden. Schnell überflog er die Worte, während sich sein Puls beschleunigte.

An die Atreides: Nach Ihrem grundlosen Angriff auf unsere Transportschiffe und Ihrer verschlagenen Flucht vor der Gerechtigkeit haben die Bene Tleilax nur auf eine Gelegenheit wie diese gewartet.

Seine Hände fühlten sich feucht und kalt an, als er weiterlas. Leto wusste, dass Hawat dagegen war, die Tleilaxu über das unsichtbare Kampfschiff der Harkonnens zu informieren. Wenn zu viele Personen von dieser gefährlichen Technik erfuhren, geriet sie vielleicht irgendwann in die falschen Hände. Vorläufig schien das Wrack bei den Bene Gesserit gut aufgehoben zu sein, da sie keinerlei militärische Ambitionen verfolgten.

Nur eins stand fest: Ohne Beweise würden die Tleilaxu ihm niemals glauben.

Wir können Ihren Sohn wieder zum Leben erwecken, aber dafür müssen Sie einen hohen Preis zahlen. Nicht in Solaris, Gewürz oder irgendwelchen anderen Wertgegenständen. Stattdessen fordern wir, dass Sie uns Prinz Rhombur Vernius überlassen - das letzte noch lebende Mitglied des Hauses Vernius und die einzige Person, die unseren Anspruch auf Xuttuh gefährden kann.

»Nein...«, flüsterte Leto. Hawat stand starr wie eine Statue der Verbitterung da.

Er las weiter.

Wir garantieren Ihnen, dass Rhombur kein körperlicher Schaden zugefügt wird. Aber Sie müssen sich entscheiden. Nur auf diese Weise werden Sie Ihren Sohn zurückerhalten.

Hawat kochte vor Wut, als Leto den gesamten Inhalt der Botschaft vorgelesen hatte. »Wir hätten damit rechnen müssen. *Ich* hätte es vorhersehen müssen.«

Leto breitete das Schreiben auf dem Tisch aus und sagte mit schwacher Stimme: »Lassen Sie mich allein, Thufir. Ich muss darüber nachdenken.«

»Darüber nachdenken?« Hawat warf ihm einen überraschten Blick zu. »Mylord, Sie können doch nicht ernsthaft...« Doch als er Letos zornige Miene sah, verstummte der Mentat. Er verbeugte sich knapp und verließ das Arbeitszimmer.

Leto starrte auf die grausamen Forderungen, bis ihm die Augen brannten. Seit Generationen stand der Name der Atreides für Ehre, Rechtschaffenheit und Integrität. Er konnte sich seiner Verpflichtung für den Prinzen im Exil nicht entziehen.

Aber Victor... *Victor!*

Wäre es nicht ohnehin besser für Rhombur, wenn er starb? Ohne unmenschliche Cyborg-Ersatzteile? Als Leto darüber nachdachte, spürte er eine dunkle Stille in seiner Seele. Wie würde die Geschichte ihn beurteilen, wenn er Rhombur an seine eingeschworenen Feinde verkaufte? Würde man ihn Leto den Verräter und nicht Leto den Gerechten nennen? Es war ein unlösbares Dilemma.

Im tiefsten Zentrum seiner Seele, das nur ihm zugänglich war und wo es nur absolute Wahrheit gab, geriet Leto Atreides' Entschlossenheit ins Wanken.

Wer ist mir wichtiger - mein bester Freund oder mein Sohn?

101

Das Ich ist nur ein Stückchen Bewusstsein, das auf dem unermesslichen dunklen Meer schwimmt. Wir sind uns selbst ein Rätsel.

Aus dem Mentaten-Handbuch

In ihren Gemächern lag Jessica neben Herzog Leto auf dem großen Bett und versuchte, seine Alpträume zu vertreiben. Einige seiner Narben auf Brust und Beinen mussten weiterhin mit Neuhaut-Verbänden behandelt werden, um sie vollständig verheilen zu lassen. Körperlich war Leto fast wieder gesund, obwohl die Tragödie immer noch in seiner Seele eiterte, genauso wie die schreckliche Entscheidung, vor der er stand.

Sein Freund oder sein Sohn?

Jessica war überzeugt, dass es ihn noch mehr schmerzen würde, wenn er täglich einen Ghola von Victor sah, aber sie hatte noch nicht den Mut gefunden, es ihm zu sagen. Sie suchte noch nach den richtigen Worten und dem richtigen Moment.

»Duncan ist wütend auf mich«, sagte Leto und rückte ein Stück von ihr ab, um ihr in die klaren grünen Augen zu blicken. »Genauso wie Thufir und wahrscheinlich auch Gurney. Niemand ist mit meinen Entscheidungen einverstanden.«

»Es sind deine Berater«, sagte sie vorsichtig. Wenn sie mit dem Herzog allein war, wagte sie es gelegentlich, auf die förmliche Anrede zu verzichten. »Sie haben die Aufgabe, ihre Meinung zu äußern.«

»In diesem Fall musste ich sie dazu auffordern, ihre Meinung für sich zu behalten. Nur ich allein kann diese Entscheidung treffen, Jessica – aber was soll ich nur tun?« Das Gesicht des Herzogs verfinsterte sich, und seine Augen wurden glasig. »Ich habe keine anderen Möglichkeiten, und nur

die Tleilaxu können mir helfen. Ich... ich vermisse meinen Sohn so sehr.« Seine Augen baten sie um Verständnis und Unterstützung. »Wie soll ich entscheiden – wie kann ich Nein sagen? Die Tleilaxu werden mir Victor zurückgeben.«

»Um den Preis von Rhombur... und vielleicht um den Preis deiner Seele«, sagte sie. »Wenn du deinen Freund für eine falsche Hoffnung opferst, wird es dein Untergang sein. Bitte tu es nicht, Leto.«

»Rhombur hätte beim Absturz sterben sollen.«

»Vielleicht. Doch das lag in Gottes Hand, nicht in deiner. Er lebt noch. Trotz allem hat er immer noch den *Willen* zum Weiterleben.«

Leto schüttelte den Kopf. »Rhombur wird sich niemals von diesen Verletzungen erholen. *Niemals*.«

»Mit Dr. Yuehs Cyborg-Technik hat er eine Chance.«

Er blickte sie finster an. »Was ist, wenn die technischen Ersatzteile nicht funktionieren? Wenn Rhombur sie gar nicht *will*? Vielleicht wäre er besser dran, wenn er tot wäre.«

»Wenn du ihn den Tleilaxu übergibst, werden sie ihm niemals einen einfachen Tod gönnen.« Sie hielt inne und schlug dann in sanfterem Tonfall vor: »Vielleicht solltest du ihn dir noch einmal ansehen. Schau deinen Freund an und hör auf das, was dein Herz dir sagt. Schau Tessia an, sieh ihr in die Augen. Dann rede mit Thufir und Duncan.«

»Ich muss ihnen meine Entscheidungen nicht erklären – oder sonstjemand. Ich bin Herzog Leto Atreides!«

»Ja, der bist du. Und außerdem bist du ein Mensch.« Jessica musste sich anstrengen, ihre Gefühle zu beherrschen. Sie strich über sein schwarzes Haar. »Leto, ich weiß, dass du nur aus Liebe handelst, aber manchmal kann die Liebe einen Menschen in die falsche Richtung treiben. Liebe kann uns blind für die Wahrheit machen. Du befindest dich auf dem falschen Weg, und in deinem Herzen weißt du es.«

Obwohl er sich von ihr abwandte, gab sie sich nicht geschlagen. »Du darfst die Toten niemals mehr lieben als die Lebenden.«

* * *

Thufir Hawat war so besorgt wie stets, als er den Herzog zum Hospital begleitete. Rhomburs Lebenserhaltungswanne schien mit Schläuchen und Drähten für Katheter und Messinstrumente gespickt. Das Summen der Maschinen und die Gerüche von Chemikalien erfüllten den Raum.

Hawat senkte die Stimme. »Das alles kann Sie nur in den Untergang führen, mein Herzog. Wenn Sie das Angebot der Tleilaxu annehmen, wäre es Verrat, eine unehrenhafte Tat.«

Leto verschränkte die Arme über der Brust. »Sie haben dem Haus Atreides seit drei Generationen gedient, Thufir Hawat, und Sie wagen es, meine Ehre infrage zu stellen?«

Der Mentat ließ nicht locker. »Die Mediziner arbeiten daran, eine Verbindung zu Rhomburs Gehirn herzustellen, um mit ihm kommunizieren zu können. Bald wird er wieder sprechen können. Dann wird er Ihnen mit eigenen Worten sagen...«

»*Ich* muss diese Entscheidung treffen, Thufir.« Letos Augen wirkten dunkler und härter als sonst. »Wirst du tun, was ich sage, oder muss ich mir einen gehorsameren Mentaten besorgen?«

»Wie Sie befehlen, Mylord.« Hawat verbeugte sich. »Dennoch wäre es besser, wenn wir Rhombur jetzt sterben lassen, statt ihn den Tleilaxu auszuliefern.«

Es war vereinbart worden, dass Yuehs Cyborg-Team demnächst eintraf, um mit dem komplizierten Prozess zu beginnen, Rhombur Stück für Stück wieder aufzubauen, indem sein Körper mit passenden Interfaces bestückt wurde. In einer Kombination aus maschineller und medizinischer Rekonstruktion würde der Suk-Arzt technische und biologische Strukturen miteinander verknüpfen – Neues und Altes, Hartes und Weiches, um verlorene Fähigkeiten wiederherzustellen. Wenn Leto ihnen erlaubte weiterzumachen, würden Dr. Yueh und seine Mitarbeiter Gott spielen.

Gott spielen.

Das taten auch die Bene Tleilax. Sie benutzten andere Methoden, aber auch sie konnten Verlorenes rekonstru-

ieren, Totes zum Leben erwecken. Dazu benötigten sie nur ein paar Zellen, die sorgfältig konserviert waren...

Leto holte tief Luft und trat an die Lebenserhaltungswanne, um auf das nackte Entsetzen zu blicken, auf die verbrannten Überreste seines langjährigen Freundes. Er griff nach dem gekrümmten Glas, unter dem das unkenntliche menschliche Wesen lag. Seine Finger strichen über die glatte Oberfläche und zitterten in einer eigenartigen Mischung aus Angst und Faszination. Tränen liefen ihm über die Wangen.

Ein Cyborg. Würde Rhombur seinen Freund dafür hassen oder ihm danken? Zumindest wäre er weiterhin am Leben. In gewisser Weise.

Rhomburs Körper war so schwer verstümmelt, dass er kaum noch an einen Menschen erinnerte. Maßgeschneiderte Elemente stützten und versorgten die Masse aus Fleisch und Knochen, die dennoch roh und verletzlich wirkte. Eine Seite des Gesichts und Gehirns war eingeschlagen, sodass nur noch ein blutunterlaufenes Auge übrig war... doch es war kein Blick darin. Die blonde Augenbraue gab den einzigen Hinweis, das es sich wirklich um Prinz Vernius handelte.

Du darfst die Toten niemals mehr lieben als die Lebenden.

Leto presste eine Hand auf die Hülle aus Klarplaz. Er sah Rhomburs Fingerstummel und eine geschmolzene Masse aus Metall und Fleisch, wo sich sein Ring mit dem Feuerjuwel befunden hatte.

»Ich lasse dich nicht im Stich«, versprach Leto flüsternd. »Du kannst dich darauf verlassen, dass ich das Richtige tun werde.«

* * *

In der Kaserne der Atreides-Hauswache saßen zwei Männer an einem schlichten Holztisch und tranken miteinander eine Flasche Pundi-Reiswein. Obwohl sie sich erst seit kurzem kannten, gingen Gurney Halleck und Duncan Idaho

bereits wie lebenslange Freunde miteinander um. Sie hatten vieles gemeinsam, insbesondere einen tiefen Hass auf die Harkonnens... und eine bedingungslose Liebe zu Herzog Leto.

»Ich mache mir große Sorgen um ihn. Diese Ghola-Geschichte...« Duncan schüttelte den Kopf. »Ich kann Gholas nicht ausstehen.«

»Geht mir genauso, Junge.«

»Ein solches Geschöpf würde Leto ständig an die schlimmste Zeit seines Lebens erinnern und kaum an das Kind, das er so sehr geliebt hat.«

Gurney nahm nachdenklich einen tiefen Schluck Reiswein, dann holte er sein Baliset unter dem Tisch hervor und begann zu zupfen. »Und der Preis – er müsste Rhombur opfern! Aber Leto will einfach nicht auf mich hören.«

»Leto ist nicht mehr wie früher.«

Gurney hörte auf zu spielen. »Wer könnte bleiben, wie er ist... nach all dem Schmerz?«

* * *

Der Tleilaxu-Meister Zaaf traf in Begleitung zweier Leibwachen und mit versteckten Waffen auf Caladan ein. Selbstbewusst marschierte er im Hauptsaal der Burg auf Thufir Hawat zu und blickte zum wesentlich größeren Mentaten auf.

»Ich komme, um die Leiche des Jungen zu holen, damit wir sie für den Axolotl-Tank vorbereiten können.« Zaaf kniff leicht die Augen zusammen und war völlig davon überzeugt, dass Leto sich seinen Bedingungen fügen würde. »Außerdem habe ich den Transport der Lebenserhaltungseinheit mit Rhombur Vernius in die medizinischen Experimentierlabors von Tleilax arrangiert.«

Hawat bemerkte den Ansatz eines Grinsens auf dem Gesicht von Zaaf und wusste, dass diese Teufel unvorstellbare Gräueltaten mit Rhomburs geschundenem Körper anstellen würden. Sie würden experimentieren, Klone aus den leben-

den Zellen züchten, um dann vielleicht auch die Klone zu quälen. Irgendwann würde Leto die Folgen dieser schrecklichen Entscheidung zu tragen haben. Der Tod wäre ein besseres Schicksal für seinen Freund als diese Dinge.

Der Tleilaxu-Vertreter stach noch tiefer in die offene Wunde. »Mein Volk hat gute Verwendung für die Gene aus der Atreides- und der Vernius-Familie. Wir freuen uns schon auf... viele Möglichkeiten.«

»Ich habe dem Herzog abgeraten.« Hawat wusste, dass er sich später dem Zorn Letos aussetzen musste, aber der alte Paulus hatte oft gesagt: »Jeder – auch der Herzog – muss stets das Wohlergehen des Hauses Atreides über seine eigenen Interessen stellen.«

Notfalls würde Hawat seine Dienste aufkündigen.

In diesem Moment betrat Leto den Raum. Er wirkte so selbstbewusst, wie der Mentat ihn schon seit vielen Wochen nicht mehr erlebt hatte. Gurney Halleck und Jessica folgten ihm. Er warf Hawat einen Blick voller Entschlossenheit zu und verbeugte sich dann höflich vor dem Tleilaxu-Botschafter.

»Herzog Atreides«, sagte Zaaf, »es ist durchaus möglich, dass diese geschäftliche Vereinbarung die Kluft zwischen Ihrem Haus und unserem Volk überbrückt.«

Leto blickte mit stolz erhobener Falkennase auf den kleinen Mann herab. »Bedauerlicherweise wird es nicht zu diesem Brückenbau kommen.«

Hawat machte sich auf alles gefasst, als sich der Herzog Zaaf näherte. Gurney Halleck schien ebenfalls bereit, einen Mord zu begehen, und blickte sich unsicher zu Hawat und Jessica um. Als die Tleilaxu-Leibwachen mit sichtlicher Anspannung reagierten, stellte sich Hawat darauf ein, das Problem mit einem schnellen, blutigen Kampf aus der Welt zu schaffen.

Der Tleilaxu-Vertreter runzelte die Stirn. »Wollen Sie etwa unsere Vereinbarung brechen?«

»Ich habe keine Vereinbarung getroffen, die ich brechen könnte. Ich bin zum Entschluss gelangt, dass Ihr Preis zu

hoch ist – für Rhombur, für Victor und für meine Seele. Ihre Reise nach Caladan war leider umsonst.« Die Stimme des Herzog war kräftig und sicher. »Es wird keinen Ghola meines erstgeborenen Sohns geben, und Sie werden meinen Freund Prinz Vernius nicht bekommen.«

Verblüfft verfolgten Thufir, Gurney und Jessica die Szene.

Leto schien zu einer unerschütterlichen Entscheidung gelangt zu sein. »Ich verstehe, dass Sie immer wieder versuchen, sich an mir zu rächen, obwohl ich im Verwirkungsverfahren von aller Schuld freigesprochen wurde. Ich habe geschworen, dass ich Ihre Schiffe im Heighliner nicht angegriffen habe, und das Wort eines Atreides gilt mehr als alle Gesetze des Imperiums. Ihre Weigerung, mir zu glauben, beweist nur Ihre Dummheit.«

Der Tleilaxu schien kurz vor einem Wutanfall zu stehen, doch Leto fuhr mit scharfer, kalter Stimme fort, die Zaaf zum Schweigen brachte. »Inzwischen habe ich von den Hintergründen dieses Angriffs erfahren. Ich weiß, wer es getan hat und wie es bewerkstelligt wurde. Doch da ich keinen handfesten Beweise besitze, würde es nichts nützen, Sie darüber zu informieren. Außerdem scheinen die Bene Tleilax ohnehin nicht an der Wahrheit interessiert zu sein – sondern nur am Preis, den Sie mir möglicherweise entlocken können. *Aber ich werde ihn nicht bezahlen.*«

Auf einen Pfiff von Hawat stürmte die bereitstehende Hauswache der Atreides herein und setzte die Tleilaxu-Leibwachen fest, während Gurney und Hawat vortraten, um den wutschäumenden Meister Zaaf in die Mitte zu nehmen.

»Ich fürchte, wir benötigen die Dienste der Tleilaxu nicht. Weder heute noch zu irgendeinem anderen Zeitpunkt«, sagte Leto. Dann wandte er ihm einfach den Rücken zu. »Gehen Sie heim.«

Hawat war es ein Vergnügen, den entrüsteten Tleilaxu aus der Burg zu führen.

Für das Individuum ist die Entdeckung der persönlichen Sterblichkeit ein Schock. Für die Spezies gilt das nicht. Sie muss nicht sterben.

Pardot Kynes, Eine Arrakis-Fibel

Von allen ökologischen Demonstrationsprojekten, die Pardot Kynes initiiert hatte, bedeutete ihm die Treibhaushöhle im Gipsbecken am meisten. Mit seinem Statthalter Ommun und fünfzehn hart arbeitenden Fremen bereitete Kynes eine Expedition dorthin vor.

Seine Pläne sahen gar nicht vor, dass er in der Höhle Pflanzungen leitete oder Inspektionen durchführte, aber er wollte einfach das fließende Wasser, die Kolibris, die Früchte und bunten Blumen sehen. Das alles repräsentierte seine Vision von der Zukunft *Dunes*.

Die Fremengruppe nahm einen Wurm, nachdem sie den sechzigsten Breitengrad überquert hatte, der die nördlichen bewohnten Regionen begrenzte. In all den vielen Jahren hatte Kynes niemals den Ehrgeiz besessen, selbst zu einem Sandreiter zu werden, daher errichtete Ommun auf dem Rücken des Wurms eine Sänfte für den Planetologen. Alte Frauen wurden auf diese Weise befördert, aber Kynes war es überhaupt nicht peinlich. Er musste niemandem etwas beweisen.

Vor langer Zeit, als Liet erst ein Jahr alt gewesen war, hatte Pardot seine Frau Frieth und ihr Kind zum Gipsbecken geführt. Frieth war eine Frau, die nur selten Erstaunen oder andere überschwängliche Gefühle zeigte, doch war sie sprachlos gewesen, als sie erstmals die Treibhaushöhle, das dichte Laub, die Blumen und die Vögel erblickt hatte. Kurz zuvor waren sie auf dem Weg zum zerklüfteten Berg mit

der verborgenen Höhle von einer Harkonnen-Patrouille angegriffen worden. Frieth hatte mit der Schnelligkeit und Effektivität einer Fremen-Frau reagiert und das Leben ihres Mannes und Sohnes gerettet.

Kynes unterbrach seine Gedankengänge und kratzte sich den Bart. Er wusste gar nicht, ob er sich dafür jemals bei ihr bedankt hatte...

Seit dem Hochzeitstag seines Sohnes, seit er von Liet wegen seiner Zerstreutheit und unabsichtlichen Gefühllosigkeit getadelt worden war, hatte Kynes sehr viel nachgedacht und versucht, eine Bilanz seines Lebens zu ziehen: seine Jahre auf Salusa Secundus und Bela Tegeuse, sein überraschender Ruf an Elroods Hof auf Kaitain, die zwei Jahrzehnte, die er hier als Imperialer Planetologe verbracht hatte...

Er hatte seine Laufbahn der Suche nach Erklärungen und der Erkenntnis komplexer ökologischer Zusammenhänge gewidmet. Er verstand sehr viel von den Elementen einer Umwelt, von der Kraft des Wassers und der Sonne, von der Rolle der Bodenorganismen und des Planktons, der Flechten, der Insekten... und wie all das mit einer menschlichen Gesellschaft zusammenhing. Kynes verstand, wie sich die Teile zusammenfügten, zumindest in genereller Hinsicht, und er gehörte zu den besten Planetologen des Imperiums. Man hatte ihn als ›Weltenleser‹ bezeichnet, was dazu geführt hatte, dass ihn der Imperator höchstpersönlich mit dieser wichtigen Aufgabe betreut hatte.

Aber wie konnte er noch als *unbeteiligter Beobachter* fungieren? Wie konnte er sich vom komplexen System der Interaktionen distanzieren, die jeden Planeten und jede Gesellschaft beherrschten? Auch er war ein Bestandteil des großen Plans, er konnte keine Experimente unter isolierten Laborbedingungen durchführen. Im Universum gab es niemanden, der ›außerhalb‹ stand. Die Wissenschaft hatte vor Jahrtausenden erkannt, dass jeder Beobachter den Ausgang eines Experiments beeinflusste... und Pardot Kynes hatte zweifellos Einfluss auf die Entwicklung dieses Planeten genommen.

Wie hatte er das jemals vergessen können?

Ommun half ihm, vom Wurm zu steigen, als sie den restlichen Weg zum Gipsbecken zu Fuß gehen konnten, und führte ihn zum schwarz und grünlich gefärbten Felsgrat, in dem sich die Höhle befand. Kynes imitierte die unrhythmischen Gehbewegungen, bis ihm die Beine wehtaten. Er würde niemals zu einem richtigen Fremen werden, im Gegensatz zu seinem Sohn. Liet wusste alles über Planetologie, was sein Vater ihn gelehrt hatte, aber der junge Mann kannte sich außerdem in der Fremen-Kultur aus. Liet war der ideale Vermittler zwischen zwei Welten. Pardot wünschte sich nur, dass sie beide sich untereinander besser verstehen würden.

Mit ausholenden Schritten führte Ommun die Gruppe den Hang hinauf. Kynes war niemals in der Lage gewesen, den Pfad durch die Felsen zu erkennen, aber er versuchte, seine Stiefel in dieselben Ritzen und auf dieselben flachen Steine zu setzen wie sein Statthalter.

»Schnell, Umma Kynes!« Ommun reichte ihm seine Hand. »Wir dürfen nicht zu lange im Freien bleiben.«

Es war ein heißer Tag, und die Sonne ließ die Felsen glühen. Und er erinnerte sich, wie er mit Frieth geflüchtet war und eine Deckung gesucht hatte. Wie lange war das schon her?

Kynes trat auf einen breiten Sims und bog um eine Kante, bis er den getarnten Eingang mit dem Siegel sah, das verhinderte, dass die Höhle Feuchtigkeit verlor. Sie gingen hindurch.

Kynes, Ommun und die fünfzehn Fremen klopften sich den Staub der tagelangen Reise durch die Wüste von der Kleidung und den *Temag*-Stiefeln. Automatisch riss sich Kynes die Filterstopfen aus der Nase. Die anderen taten es ihm nach und inhalierten den außergewöhnlichen Duft nach Wasser und Pflanzen. Er schloss die Augen und genoss das Aroma aus Blüten, Früchten und Dünger, nach grünen Blättern und Pollen.

Vier der Fremen waren noch nie zuvor hier gewesen, und

sie stürmten los wie Pilger, die endlich einen heiligen Schrein gefunden hatten. Ommun blickte sich um, atmete tief die Düfte ein und war stolz, von Anfang an Teil dieses bedeutenden Projekts gewesen zu sein. Er umsorgte Kynes wie eine alte Mutter und stellte sicher, dass der Planetologe alles hatte, was er benötigte.

»Diese Leute werden einen Teil der Arbeiter ersetzen«, sagte Ommun. »Wir haben kürzere Schichten eingeführt, weil dieser Garten nun fast aus eigener Kraft überleben kann - wie du vorhergesagt hast. Das Gipsbecken ist zu einem eigenen Ökosystem geworden. Jetzt müssen wir weniger Arbeit aufwenden, um für seine Gesundheit zu sorgen.«

Kynes lächelte stolz. »Genau wie es sein sollte. Eines Tages wird ganz *Dune* wie dieser Garten sein - ein System, das sich selbst erhält und selbst erneuert.« Er lachte kurz und schallend. »Und womit wollen sich die Fremen jetzt die Zeit vertreiben?«

Ommuns Nasenflügel bebten; sie waren vom ständigen Tragen der Filterstopfen schwielig geworden. »Dies ist noch nicht unsere Welt, Umma Kynes. Nicht bevor wir die verhassten Harkonnens losgeworden sind.«

Kynes blinzelte und nickte. Er dachte nur selten über die politischen Aspekte seines Projekts nach. Er hatte es bislang ausschließlich als ökologisches Problem betrachtet, nicht als menschliches. Noch ein Punkt, den er übersehen hatte. Sein Sohn hatte Recht. Der große Pardot Kynes hatte einen Tunnelblick; er sah über einen schmalen Pfad weit in die Zukunft... doch die Gefahren und Irrungen entlang des Weges entgingen seiner Aufmerksamkeit.

Nichtsdestoweniger hatte er auf dem Gebiet der Ökologie Großes vollbracht. Er war der Initiator gewesen, er hatte angestoßen, was sich hoffentlich zu einer planetenweiten Lawine der Veränderungen entwickelte. »Ich möchte sehen, wie diese ganze Welt von einem Netz aus Pflanzen umwoben wird«, sagte er. Ommun gab ein wortloses Geräusch der Zustimmung von sich. Alles, was der Prophet Kynes sagte, war von Bedeutung und musste vom Gedächtnis der Fre-

men bewahrt werden. Sie drangen tiefer in die feuchte Höhle vor, um sich die Gärten anzusehen.

Die Fremen kannten ihre Pflichten und würden die Arbeit fortsetzen, auch wenn sie noch Jahrhunderte beanspruchte. Durch die lebensverlängernde Wirkung ihrer mit Melange gesättigten Nahrung war es sogar möglich, dass einige der Jüngeren noch erlebten, wie der große Plan Wirklichkeit wurde. Kynes war damit zufrieden, einfach nur die Anzeichen der Veränderung zu beobachten.

Das Gipsbecken-Projekt war eine Metapher für ganz *Dune*. Sein Plan war inzwischen so fest in der Kultur der Fremen verankert, dass er auch ohne seine Führung fortgesetzt würde. Dieses zähe Volk war von seinem Traum infiziert worden, und nun würde der Traum nicht mehr sterben.

Von nun an würde Kynes nur noch eine Galionsfigur sein, der Prophet der ökologischen Transformation. Er lächelte zufrieden. Vielleicht konnte er jetzt endlich seine Zeit nutzen, um die Menschen in seiner Umgebung kennen zu lernen – seine Frau, mit der er seit zwanzig Jahren verheiratet war, seinen Sohn, den er zu seinem Nachfolger bestimmt hatte...

Tief in der Höhle begutachtete er Zwergbäume, die voller Zitronen, Limonen und süßer runder Orangen hingen, die als Portyguls bekannt waren. Ommun begleitete ihn und kontrollierte die Bewässerungssysteme, den Dünger und die Wachstumsfortschritte.

Kynes erinnerte sich, wie er Frieth bei ihrem ersten Besuch die Portyguls gezeigt hatte und wie glücklich sie gewesen war, als sie vom honigsüßen Fleisch der Orangen gekostet hatte. Es war eine der wunderbarsten Erfahrungen ihres ganzen Lebens gewesen. Jetzt starrte Kynes auf die Früchte und kam plötzlich auf die Idee, ihr ein paar davon mitzubringen.

Wann habe ich ihr das letzte Mal ein Geschenk gemacht? Er konnte sich nicht erinnern.

Ommun trat an eine Kalksteinwand und berührte sie mit den Händen. Der Fels war ungewöhnlich feucht und weich.

Sein scharfer Blick folgte besorgniserregenden Mustern in den Wänden und der Decke, wo das Gestein aufgebrochen war.

»Umma Kynes«, sagte er. »Diese Risse machen mir Sorgen. Meiner Ansicht nach ist die Stabilität der Höhle... äußerst kritisch.«

Vor ihren Augen erweiterte sich ein feiner Spalt und breitete sich wie ein schwarzer Blitz nach links und rechts durch den Fels aus.

»Du hast Recht. Wahrscheinlich lässt das Wasser den Fels aufquellen... seit wie vielen Jahren nun schon?« Der Planetologe hob fragend die Augenbrauen.

Ommun rechnete nach. »Zwanzig, Umma Kynes.«

Mit einem lauten Knacken bildete sich ein großer Riss in der Höhlendecke... gefolgt von weiteren, die sich wie in einer Kettenreaktion ausbreiteten. Die Fremen-Arbeiter blicken verängstigt auf, dann sahen sie sich zu Kynes um, als könnte der Mann die drohende Katastrophe irgendwie abwenden.

»Ich glaube, wir sollten alle Leute nach draußen schaffen. Und zwar sofort!« Ommun griff nach Kynes' Arm. »Wir müssen die Höhle evakuieren, bis wir sicher sind, dass keine Gefahr mehr droht.«

Ein noch lauteres Grollen schien tief aus dem Berg zu kommen, als sich zerbrochene Gesteinsbrocken verschoben und nach einer stabileren Lage suchten. Ommun zerrte am Planetologen, während die übrigen Fremen zum Ausgang hetzten.

Doch Kynes befreite sich aus dem Griff seines Statthalters. Er hatte sich fest vorgenommen, Frieth ein paar reife Portyguls mitzubringen, um ihr zu zeigen, dass er sie wirklich noch liebte... obwohl er viele Jahre lang ein sehr unaufmerksamer Ehemann gewesen war.

Er eilte zum kleinen Baum und pflückte ein paar der Früchte. Ommun lief zurück, um ihn nach draußen zu bringen. Kynes hielt die Portyguls an seine Brust gedrückt und war froh, dass er diese wichtige Aufgabe nicht vergessen hatte.

* * *

Stilgar überbrachte Liet-Kynes die Nachricht.

In ihrem Sietch-Quartier saß Faroula mit ihrem Sohn Liet-chih an einem Tisch und katalogisierte die Krüge mit Kräutern, die sie im Verlauf der Jahre gesammelt hatte. Sie prüfte die Wirksamkeit der Substanzen und versiegelte die Behälter anschließend mit Harz. In der Nähe seiner neuen Familie saß Liet-Kynes auf einer Bank und las in einem entwendeten Dokument, das eine Aufstellung der Militär- und Gewürzlager der Harkonnens enthielt.

Stilgar blieb abwartend stehen, die Hand am beiseite geschobenen Vorhang. Er starrte auf die gegenüberliegende Wand, ohne mit den tiefblauen Augen zu blinzeln.

Liet spürte sofort, dass etwas nicht stimmte. Er hatte an der Seite dieses Mannes gekämpft, Harkonnen-Lager geplündert und viele Feinde getötet. Als der Fremen immer noch nichts sagte, stand Liet auf. »Was gibt es, Stil? Was ist geschehen?«

»Etwas Schreckliches«, antwortete der Mann nun. Seine Worte waren wie Blei, das träge zu Boden tropfte. »Dein Vater, Umma Kynes, wurde beim Einsturz der Höhle im Gipsbecken getötet. Er und Ommun sowie der größte Teil der Arbeiter konnten nicht rechtzeitig entkommen, als die Decke zusammenbrach. Der Berg hat sie unter sich begraben.«

Faroula keuchte. Liet fühlte sich mit einem Mal all seiner Worte beraubt. »Aber das kann doch nicht sein«, sagte er schließlich. »Er hatte noch so viel Arbeit vor sich. Er hatte...«

Seine Frau ließ einen Krug fallen. Er zerbrach und verstreute die pulverisierten grünen Blätter in einer duftenden Wolke über den Boden. »Umma Kynes ist zwischen den Pflanzen gestorben, die sein Traum waren«, sagte sie.

»Ein angemessenes Ende«, sagte Stilgar.

Liet war eine ganze Weile sprachlos. Gedanken wirbelten in seinem Kopf umher, Erinnerungen und Wünsche, und er wusste, dass Pardot Kynes' Arbeit fortgesetzt werden musste.

Der Umma hatte seine Schüler gut ausgebildet. Liet-Kynes würde an der Vision weiterarbeiten. Er dachte an das,

was Faroula gesagt hatte, und konnte bereits erkennen, wie sich die Geschichte vom tragischen Märtyrertod des Propheten unter den Fremen ausbreiten würde. Und sie würde mit jeder neuen Erzählung größer werden.

Ein angemessenes Ende, in der Tat.

Er erinnerte sich an etwas, das sein Vater einmal zu ihm gesagt hatte. »Die Symbolik eines Glaubens kann wesentlich länger als der Glaube selbst überleben.«

Stilgar sagte: »Es war uns nicht möglich, das Wasser der Toten für unseren Stamm einzusammeln. Zu viel Stein und Erde bedeckte die Leichen. Wir müssen sie in diesem Grab ruhen lassen.«

»So ist es richtig«, sagte Faroula. »Das Gipsbecken soll eine heilige Grabstätte sein. Dort starb Umma Kynes mit seinen Anhängern und gab das Wasser seines Körpers der Welt, die er liebte.«

Stilgar kniff leicht die Augen zusammen und betrachtete Liet. »Wir werden nicht zulassen, dass die Vision des Umma mit ihm stirbt. *Du* musst seine Arbeit fortsetzen, Liet. Die Fremen werden dem Sohn des Umma folgen und seinen Befehlen gehorchen.«

Benommen nickte Liet-Kynes und fragte sich, ob seine Mutter bereits davon erfahren hatte. Er versuchte, tapfer zu sein und reckte die Schultern, als er sich der tieferen Konsequenzen bewusst wurde. Jetzt würde er nicht nur wie bisher der Verwalter des Terraformungsprojekts sein, sondern es kam eine viel größere und weiter reichende Verantwortung hinzu. Sein Vater hatte die Dokumente schon vor langer Zeit an Shaddam IV. geschickt, der den Antrag ohne Einschränkungen genehmigt hatte.

»Jetzt bin ich der Imperiale Planetologe«, gab er bekannt. »Und ich schwöre, dass die Verwandlung *Dunes* weitergehen wird.«

103

Wer vor einer Entscheidung auf Leben und Tod steht, darf nicht zaudern, sonst wird er in der Zwickmühle zerrieben.

Aus ›Im Hause meines Vaters‹,
von Prinzessin Irulan

Die große Statue von Herzog Miklos Atreides, Letos Urgroßvater väterlicherseits, stand im Hof des Krankenhauses von Cala City und hatte im Laufe der Jahre eine immer dickere Schicht aus Moos und Vogelkot angesetzt. Als Leto am strengen Antlitz seines Vorfahren vorbeiging, dem er niemals persönlich begegnet war, verneigte er sich gewohnheitsmäßig, um ihm seinen Respekt zu erweisen, und eilte dann die breiten Stufen aus Marmorplaz hinauf.

Obwohl er immer noch leicht humpelte, war Leto im Wesentlichen von seinen Verletzungen genesen. Nun war er wieder in der Lage, sich den Herausforderungen eines neuen Tages ohne den schwarzen Abgrund der Verzweiflung zu stellen. Als er das höchste Stockwerk des Krankenhauses erreicht hatte, war er kaum außer Atem.

Rhombur war erwacht!

Der Leibarzt des Herzogs, der Rhombur bis zum bevorstehenden Eintreffen des Cyborg-Teams behandelte, begrüßte ihn. »Es ist uns gelungen, mit dem Prinzen zu kommunizieren, Mylord.«

Medizinische Assistenten in weißen Kitteln standen um die Lebenserhaltungswanne und die komplizierten Injektoren und Blutreinigungspumpen. Die Maschinen summten und surrten wie in den vergangenen Monaten. Doch jetzt war alles anders.

Der Arzt hielt Leto noch einen Moment zurück und

sagte: »Wie Sie wissen, hat der Prinz ein schweres Trauma an der rechten Schädelseite erlitten. Doch das menschliche Gehirn ist ein erstaunliches Instrument. Rhomburs Zerebellum hat bereits die Kontrollfunktionen in neue Regionen verlagert. Informationen fließen durch die Nervenbahnen. Ich glaube, das dürfte die Arbeit des Cyborg-Teams erheblich erleichtern.«

Tessia stand vor dem sargförmigen Gebilde und starrte darauf. »Ich liebe dich, Rhombur – daran konntest du nicht einen Augenblick lang zweifeln.«

Eine synthetische Stimme, die aus einem Lautsprecher drang, antwortete ihr. »Ich... liebe... dich... auch... und... werde... dich... immer... lieben.« Die Worte kamen klar und präzise, doch stets mit einer kurzen Pause, als hätte sich Rhombur noch nicht richtig an diese Art des Sprechens gewöhnt.

Fasziniert beobachtete der Herzog die Szene. *Wie konnte ich nur in Erwägung ziehen, ihn den Tleilaxu auszuliefern?*

Die Wanne war geöffnet und enthüllte den vernarbten Klumpen aus Fleisch und Knochen, der noch von Rhombur übrig war. Überall führten Schläuche und Drähte in den Körper. Der Arzt erklärte: »Zuerst konnten wir uns nur über einen ixianischen Code mit ihm verständigen... in Form von kurzen und langen Signalen. Aber jetzt ist es uns gelungen, sein Sprachzentrum mit einem Synthesizer zu verbinden.«

Das noch vorhandene Auge des Prinzen war offen und hatte nun den Glanz von Leben und Bewusstsein. Leto starrte längere Zeit in das Gesicht, das keine Ähnlichkeit mit Rhombur mehr hatte, und wusste nicht, was er zu ihm sagen sollte.

Was denkt er? Seit wann weiß er, was mit ihm geschehen ist?

Künstliche Worte kamen aus dem Lautsprecher neben der Wanne. »Leto... Freund... Wie... machen... sich... dieses... Jahr... die... Korallen... Juwelen? Warst... du... mal... wieder... tauchen?«

Leto musste vor Erleichterung lachen. »Besser als je zuvor, Prinz! Wir werden sie uns schon bald gemeinsam ansehen können!« Plötzlich standen ihm Tränen in den Augen. »Entschuldigung, Rhombur. Ich sollte dich nicht anlügen.«

Rhomburs Körper rührte sich nicht. Leto bemerkte nur leichte Muskelzuckungen unter der Haut. Die synthetische Stimme übertrug keine Gefühle oder Betonungen.

»Wenn... ich... ein... Cyborg... bin... bestellen... wir... einen... speziellen... Anzug. Dann... gehen... wir... tauchen. Wart... es... ab.«

Es schien, dass der Prinz die dramatische Veränderung seines Körpers akzeptiert hatte – und sogar die Aussicht auf Cyborg-Ersatzteile. Seine Gutmütigkeit und sein ansteckender Optimismus hatten Leto über die schwerste Zeit nach dem Tod des alten Herzogs hinweggeholfen. Jetzt würde Leto für Rhombur da sein.

»Bemerkenswert«, sagte der Arzt.

Rhomburs Auge blieb unentwegt auf Leto gerichtet. »Ich... möchte... ein... Harkonnen... Bier.«

Leto lachte. Tessia ergriff seinen Arm. Der grausam verstümmelte Prinz würde trotz allem mit unermesslichen physischen und mentalen Schmerzen leben müssen.

Rhombur schien zu ahnen, was Leto durch den Kopf ging, und seine nächsten Worte kamen bereits etwas flüssiger. »Sei... meinetwegen... nicht traurig. Sei glücklich. Ich... freue mich... auf... meine... Cyborg-Ersatzteile.« Leto beugte sich tiefer über ihn. »Ich... bin Ixianer... Maschinen... sind mir... nicht fremd!«

Leto kam das alles so unwirklich, so unmöglich vor. Und doch geschah es. In den vergangenen Jahrhunderten war die Cyborg-Technik stets daran gescheitert, dass der menschliche Körper die künstlichen Elemente abstieß. Die Psychologen behaupteten, dass sich der menschliche Geist weigerte, eine so enge Verbindung zu Maschinen zu akzeptieren. Diese tief verwurzelte Angst reichte in die Zeiten der schrecklichen Maschinenherrschaft vor Butler zurück. An-

geblich hatte dieser Suk-Arzt im Verlauf seiner intensiven Forschungen auf Richese derartige Probleme gelöst. Nur die Zeit würde Gewissheit bringen.

Selbst wenn die Komponenten erwartungsgemäß funktionierten, würde sich Rhombur kaum besser bewegen können als die steifen ixianischen Kampfmaschinen. Die Anpassung würde nicht einfach sein, und feinste Nuancen der Steuerung wären unmöglich. Würde Tessia ihn angesichts seiner Verletzungen und Behinderungen allein lassen und zur Schwesternschaft zurückkehren?

In seiner Jugend hatte Leto gebannt zugehört, wenn Paulus und die Veteranen unter seinen Soldaten von schwer verwundeten Männern erzählten, die unglaublich tapfere Leistungen vollbracht hatten. Beispiele für den Triumph des menschlichen Geistes über die widrigsten Umstände. Leto hatte solche Dinge niemals mit eigenen Augen gesehen.

Rhombur Vernius war der tapferste Mensch, dem Leto jemals begegnet war.

* * *

Zwei Wochen später traf Dr. Wellington Yueh von Richese ein, begleitet von vierundzwanzig Männern und Frauen aus seinem Cyborg-Entwicklungsteam und zwei Shuttles voller medizinischer Ausrüstung.

Herzog Leto Atreides überwachte persönlich die Arbeiten, als seine Leute das Team in Empfang nahmen. Der bleistiftdürre Yueh war äußerst penibel und nahm sich kaum die Zeit, sich vorzustellen, sondern hastete im Raumhafen hin und her, um sich zu vergewissern, dass mit den Frachtkisten alles in Ordnung war. Darin befanden sich seine Instrumente und die Prothesen, die an Rhomburs Körper angepasst werden sollten.

Bodenfahrzeuge transportierten das Personal und die Fracht ins Krankenhaus, wo Yueh darauf bestand, den Patienten sofort zu sehen. Der Suk-Arzt wandte sich an Leto, als sie das Gebäude betraten. »Ich werde ihn wieder ganz

machen, Herr, aber es wird einige Zeit dauern, bis er sich an seinen neuen Körper gewöhnt hat.«

»Rhombur wird alles tun, worum Sie ihn bitten.«

Tessia war die ganze Zeit nicht von Rhomburs Seite gewichen. Yueh eilte elegant zur Lebenserhaltungswanne und studierte die Verbindungen und Anzeigen der Instrumente. Dann erst sah er sich den Prinzen an, der den Blick des Arztes mit seinem bizarren Auge im verwundeten Fleisch erwiderte.

»Machen Sie sich bereit, Rhombur Vernius«, sagte Yueh und strich sich über die langen Schnurrbartenden. »Ich habe vor, schon morgen mit den ersten chirurgischen Eingriffen zu beginnen.«

Rhomburs synthetische Stimme hallte durch das Zimmer und klang bereits etwas geübter. »Ich freue... mich schon darauf... Ihnen... die Hand zu schütteln.«

104

Liebe ist eine uralte Kraft, die einmal einem sinnvollen Zweck diente, aber für das Überleben der Spezies nicht mehr notwendig ist.

Bene-Gesserit-Axiom

Leto blickte die Klippe hinab und sah die Hauswache, die wie von ihm befohlen auf dem Strand Aufstellung bezogen hatte. Einen Grund hatte er den Männern nicht genannt. Besorgt über die geistige Verfassung des Herzogs hatten Gurney, Thufir und Duncan ihn wie Atreides-Falken beobachtet, aber Leto wusste, wie er sie ablenken konnte.

Die goldene Sonne stand hoch am klaren blauen Himmel, und doch hing ein Schatten über ihm. Der Herzog trug ein kurzärmeliges weißes Hemd und blaue Latzhosen – bequeme Kleidung ohne Zeichen seines Amtes. Er holte tief Luft und starrte nach draußen. Vielleicht konnte er für einen Moment einfach nur ein *Mensch* sein.

Jessica kam zu ihm geeilt. Sie hatte einen knappen Sportanzug angelegt. »Worüber denken Sie nach, Mylord?« Ihr Gesicht zeigte tiefe Besorgnis, als befürchtete sie, er könnte sich genauso wie Kailea in den Tod stürzen. Vielleicht hatte Hawat sie zu ihm geschickt, damit sie ihn im Auge behielt.

Leto blickte auf die Gruppe seiner Männer am Strand und lächelte matt. Zweifellos würden sie versuchen, ihn mit den Armen aufzufangen, falls er von der Klippe stürzen sollte.

»Ich beschäftige die Männer, damit sie abgelenkt sind und ich mich davonstehlen kann.« Er betrachtete ihr hübsches Gesicht. Als Bene Gesserit würde sich Jessica nicht ohne weiteres hinters Licht führen lassen. Er wollte es gar nicht erst versuchen. »Ich habe genug von Gesprächen, Rat-

schlägen und Nötigungen... Ich muss an einen Ort gehen, wo ich meine Ruhe habe.«

Sie berührte seinen Arm.

»Wenn ich sie nicht beschäftige«, sagte er, »werden sie darauf bestehen, dass ich von einem Wachtrupp begleitet werde.« Unten drillte Duncan die Soldaten in Techniken, die er an der Schule von Ginaz gelernt hatte. Leto wandte sich ab. »Jetzt kann ich ihnen vielleicht entkommen.«

»Aha? Und wohin gehen wir?«, fragte Jessica ohne Unsicherheit. Leto blickte sie stirnrunzelnd an, aber sie fiel ihm ins Wort, bevor er Einwände gegen ihre Anwesenheit erheben konnte. »Mylord, ich werde nicht zulassen, dass Sie allein gehen. Was wäre Ihnen lieber – ein kompletter Wachtrupp oder nur ich?«

Er dachte über ihre Worte nach und deutete mit einem Seufzer auf die grünen Dächer der Thopter-Hangars neben dem Landefeld. »Ich denke, gegen dich spricht weniger als gegen eine Armee.«

Jessica folgte ihm über das trockene Gras. Sein Kummer hatte sich immer noch nicht verflüchtigt. Dass er das Angebot eines Ghola von Victor auch nur in Erwägung gezogen hatte, bewies, wie weit sein Wahnsinn bereits fortgeschritten war. Doch letztlich hatte Leto die richtige Entscheidung getroffen.

Sie hoffte, dass es der erste Schritt zu seiner Gesundung war.

Im Hangargebäude standen mehrere Ornithopter, deren Motorabdeckungen zum Teil geöffnet waren. Auf Suspensorplattformen arbeiteten Techniker an den Maschinen. Leto lief zielstrebig zu einem grün gestrichenen Thopter mit roten Atreides-Falken auf den Unterseiten der Flügel. Das niedrige Gefährt verfügte über ein zweisitziges Cockpit, in dem Pilot und Passagier Rücken an Rücken saßen – statt neben- oder hintereinander.

Ein Mann in grauem Overall steckte mit dem Kopf im Motorraum und blickte auf, als sich der Herzog näherte. »Ich muss nur noch ein paar Schrauben festziehen, My-

lord.« Seine Oberlippe war rasiert, doch ansonsten war sein Gesicht mit einem silbergrau gescheckten Bart bedeckt, was ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Affen verlieh.

»Danke, Keno.« Gedankenverloren strich Leto über die Hülle des schlanken Fluggefährts. »Der Rennthopter meines Vaters«, sagte er zu Jessica. »Er nannte ihn *Grüner Falke*. Mit ihm habe ich fliegen gelernt und Loopings, Rollen und Sturzflüge geübt.« Er lächelte wehmütig. »Thufir war jedes Mal völlig aus dem Häuschen, wenn er sah, wie der Herzog und sein einziger Erbe sich solchen Gefahren aussetzten. Ich glaube, mein Vater hat es nur gemacht, um ihn zu ärgern.«

Jessica betrachtete den ungewöhnlichen Thopter. Die Flügel waren schmal und bogen sich nach oben, die Nase war in zwei aerodynamische Rundungen geteilt. Der Techniker beendete seine Arbeit und schloss die Motorabdeckung. »Er ist startbereit, Herr.«

Nachdem er Jessica in den hinteren Sitz geholfen hatte, stieg Herzog Leto auf den Pilotensessel. Sicherheitsgurte legten sich um die beiden Insassen. Die Turbinen liefen summend an, dann ließ er den Thopter aus dem Hangar auf eine breite Asphaltfläche rollen. Keno winkte ihnen zu. Warmer Wind zerrte an Jessicas Haar, bis die Cockpit-Abdeckung aus Plexplaz zuglitt.

Leto kümmerte sich nicht mehr um Jessica, sondern hantierte emsig und geschickt mit den Kontrollen und konzentrierte sich ganz auf die Startvorbereitungen. Die Segmente der grünen Flügel schoben sich ineinander und verringerten für den Start die Tragfläche. Die Turbinen heulten auf und hoben den Thopter mit Düsenkraft senkrecht nach oben.

Leto fuhr die Flügel wieder aus und drehte scharf nach links ab, um im Tiefflug über den Strand zu rasen, wo seine Soldaten in Reih und Glied warteten. Verdutzt blickten sie zu ihrem Herzog auf.

»Sie werden beobachten, wie wir nördlich die Küstenlinie entlangfliegen«, rief Leto Jessica zu, »aber wenn wir außer

Sicht sind, fliege ich nach Westen weiter. Dann finden sie uns nie wieder.«

»Wir werden ganz allein sein.« Jessica hoffte, dass sich die Stimmung des Herzogs während dieses Ausflugs in die Wildnis besserte, aber sie würde in jedem Fall bei ihm bleiben.

»Ich fühle mich immer allein«, erwiderte Leto.

Der Ornithopter drehte ab und überflog Reisanbauflächen und kleine Farmgebäude. Die Flügel erreichten ihre volle Segelspannweite und schlugen träge wie die Schwingen eines großen Vogels. Unter ihnen lagen Obstgärten, der schmale Syubi-Fluss und ein bescheidener Berg mit dem gleichen Namen – die höchste Erhebung dieser Ebene.

Sie flogen während des ganzen Nachmittags in westlicher Richtung weiter, ohne einem anderen Fluggefährt zu begegnen. Die Landschaft veränderte sich und wurde unebener und bergiger. Nachdem sie ein Dorf an einem hochgelegenen See gesichtet hatten, studierte Leto die Instrumente und änderte den Kurs. Bald machten die Berge Grasebenen mit tiefen Schluchten Platz. Schließlich verkürzte Leto die Flügel und bog scharf nach rechts ab, um in ein tiefes Flusstal einzutauchen.

»Die Agamemnon-Schlucht«, sagte Leto. »Siehst du die Terrassen?« Er zeigte darauf. »Sie wurden von caladanischen Ureinwohnern angelegt, deren Nachfahren immer noch hier leben. Sie haben nur wenig Kontakt zu Fremden.« Jessica starrte angestrengt, bis sie einen braunhäutigen Mann mit schmalem, dunklem Gesicht entdeckte, der hastig in einer Felshöhle verschwand.

Leto entfernte sich von der Schluchtwand und ging tiefer. Im nachlassenden Tageslicht kreisten sie über einem breiten Fluss mit weißen Schaumkronen, der sich durch das schmale, gewundene Tal schlängelte. »Es ist wunderschön«, sagte Jessica.

In einem Ausläufer der Schlucht war das Wasser ruhiger und wurde von einem cremefarbenen Sandstrand gesäumt. Mit eingezogenen Flügeln setzte der Ornithopter sanft auf.

»Mein Vater und ich haben hier oft geangelt.« Leto öffnete eine Luke an der Seite des Thopters und holte ein geräumiges Zelt hervor, das sich selbst aufbaute und zur Stabilisierung Heringe in den Sand schoss. Sie legten eine Luftmatratze und einen doppelten Schlafsack aus und brachten ihr Gepäck und den Proviant hinein.

Eine Zeit lang saßen sie zusammen am Flussufer und unterhielten sich, während die Schatten des Spätnachmittags in der Schlucht immer dunkler wurden und die Temperatur sank. Sie rückten näher zusammen, und Jessica legte ihr bronzefarbenes Haar auf seine Schulter. Große Fische, die flussaufwärts gegen die Strömung schwammen, sprangen aus dem Wasser.

Leto verfiel wieder in bedrücktes Schweigen, worauf Jessica ihm in die rauchgrauen Augen blickte. Als sie spürte, wie sich seine Hände verspannten, gab sie ihm einen langen Kuss.

Trotz ihrer strengen Ausbildung in der Schwesternschaft, trotz aller Ermahnungen Mohiams und trotz ihrer besten Absichten war sich Jessica bewusst, dass sie eine der wichtigsten Regeln der Bene Gesserit verletzte. Sie hatte tatsächlich zugelassen, dass sie sich in diesen Mann verliebte.

Sie hielten sich in den Armen, und Leto starrte lange auf den Fluss hinaus. »Ich habe immer noch Alpträume«, sagte er. »Ich sehe Victor, Rhombur... das Feuer.« Er schlug die Hände vors Gesicht. »Ich dachte, hier draußen hätte ich Ruhe vor den Geistern.« Er sah Jessica mit leerem Blick an. »Ich hätte dir nicht erlauben sollen, mich zu begleiten.«

Windböen pfiffen durch die Schlucht und zerrten am Zeltstoff. Dichte Wolken schoben sich über den Himmel. »Wir sollten lieber hineingehen, bevor das Unwetter losbricht.« Er lief zum Thopter, um die Luke zu schließen, und als er zurückkehrte, setzte bereits ein heftiger Regen ein. Sie konnten gerade noch verhindern, klitschnass zu werden.

Im Zelt gönnten sie sich eine warme Essensration. Als sich Leto später immer noch mit bedrückter Miene auf den

Schlafsack legte, kam Jessica zu ihm und küsste seinen Hals. Draußen wurde der Sturm immer lauter und rüttelte wild am Zelt. Trotzdem fühlte sich Jessica sicher und warm.

Als sie sich in dieser stürmischen Nacht liebten, klammerte sich Leto verzweifelt an sie – wie ein Ertrinkender, der sich an einem Floß festhält und hoffte, eine sichere Insel zu erreichen. Jessica erschrak über seine Heftigkeit und fühlte sich von seiner Leidenschaft überwältigt. Er war genauso unbeherrscht und gewaltig wie der Sturm.

Auf so etwas hatte die Schwesternschaft sie nie vorbereitet.

Von ihren Gefühlen zerrissen, aber fest entschlossen, machte Jessica ihm schließlich das kostbarste Geschenk, das sie noch aufzubieten hatte. Sie manipulierte ihre Biochemie und stellte sich bildlich vor, wie sein Same und ihre Eizelle verschmolzen, wie sie ein Kind von ihm empfing.

Obwohl sie die eindeutige Anweisung von den Bene Gesserit erhalten hatte, nur eine Tochter mit Leto zu zeugen, hatte Jessica monatelang nachgedacht und diese bedeutende Entscheidung immer wieder hinausgeschoben. Schließlich war sie zur Erkenntnis gelangt, dass sie Letos Qualen nicht länger mit ansehen wollte. Sie musste es einfach für ihn tun.

Herzog Leto Atreides würde Vater eines weiteren Sohnes werden.

105

Wie werden sich meine Kinder an mich erinnern?
Daran misst sich der wahre Wert eines Menschen.

Abulurd Harkonnen

In Sichtweite der klobigen Burg des Barons stieg die Suspensorplattform in den düsteren Himmel auf.

Im großen Frachtraum des industriellen Fluggefährts hing Glossu Rabban genau über der offenen Bodenluke. Er war mit Hand- und Fußschellen angekettet, doch ansonsten hinderte ihn nichts daran, mitten in die schwärende Wunde von Harko City zu stürzen. Seine blaue Uniform war zerrissen, sein Gesicht blutig vom Handgemenge mit Hauptmann Kryubis Truppen, die ihn auf Befehl des Barons überwältigt hatten. Sechs oder sieben der kräftigsten Wachmänner waren nötig gewesen, um den Widerstand der ›Bestie‹ zu brechen, und sie waren keineswegs sanft vorgegangen. Nun rüttelte der gewalttätige Mann an seinen Fesseln und suchte nach etwas, das er beißen oder anspucken konnte.

Da ein starker Wind durch die offene Luke hereinwehte, hielt sich Baron Harkonnen an einer Stange fest und betrachtete seinen Neffen ohne Mitleid. Die schwarzen Augen des fettleibigen Barons waren wie tiefe Löcher. »Habe ich dir erlaubt, meinen Bruder zu töten, Rabban?«

»Er war nur dein Halbbruder, Onkel. Und er war ein Idiot! Ich dachte, es wäre für uns alle besser...«

»Versuche gar nicht erst zu *denken*, Glossu. Darin bist du nicht besonders gut. Beantworte meine Frage. Habe ich dir erlaubt, ein Mitglied der Harkonnen-Familie zu töten?«

Als er nicht unverzüglich eine Antwort erhielt, bediente der Baron einen Hebel. Eine Fußschelle sprang auf, sodass Rabbans linkes Bein nun über dem Abgrund baumelte.

Rabban schrie und wand sich, doch er konnte nichts an seiner Lage ändern. Für den Baron war diese Methode der Angststeigerung primitiv, aber äußerst effektiv.

»Nein, Onkel. Du hast es mir nicht erlaubt.«

»Nein, *was*?«

»Nein, Onkel... ich meine... nein, Mylord.« Der stämmige Mann verzog schmerzhaft das Gesicht, während er nach den richtigen Worten suchte und sich zu verstehen bemühte, was sein Onkel von ihm wollte.

Der Baron sprach über eine Kom-Einheit mit dem Piloten der Suspensorplattform. »Bringen Sie uns über meine Burg und halten Sie fünfzehn Meter über der Terrasse an. Ich glaube, der Kaktusgarten könnte etwas Dünger vertragen.«

Rabban blickte ihn mit jämmerlicher Miene an und erklärte: »Ich habe meinen Vater getötet, weil er ein Schwächling war. Durch seine Aktionen hat er immer nur Schande über das Haus Harkonnen gebracht.«

»Du meinst, Abulurd war nicht stark... so wie du und ich?«

»Nein, Mylord. Er hat nie unser Niveau erreicht.«

»Und du hast nun beschlossen, dich als ›Bestie‹ bezeichnen zu lassen. Ist das richtig?«

»Ja, On... ich meine, ja, Mylord.«

Durch die offene Luke konnte Baron Harkonnen die Türme der Burg sehen. Genau unter ihnen lag eine Gartenterrasse, auf der er sich von Zeit zu Zeit ungestört entspannte und zwischen den dornigen Wüstenpflanzen üppige Mahlzeiten zu sich nahm. »Wenn du nach unten schaust, Rabban – ja, ich glaube, jetzt hast du einen guten Ausblick –, dann müsstest du erkennen, dass ich heute früh eine kleine Veränderung am Garten vorgenommen habe.«

In diesem Moment schoben sich neben den Säulenkakteen und Dornbüschen spitze Metallstäbe aus dem Boden. »Siehst du, was ich für dich eingepflanzt habe?«

Rabban wand sich in seinen drei Schellen und schaute nach unten. Sein Gesicht nahm den Ausdruck des Entsetzens an.

»Die Spitzen sind in Form einer Zielscheibe angeordnet.

Wenn du richtig fällst, wirst du genau im Zentrum aufgespießt. Wenn ich nicht so gut ziele, kann ich immer noch Punkte machen, da jede Spitze mit einer Zahl beschriftet ist.« Er strich sich mit einem Finger über die Lippen. »Hmm, vielleicht sollten wir den Sklavenzielwurf als neue Attraktion in der Arena einführen. Eine aufregende Disziplin, meinst du nicht auch?«

»Mylord, bitte tun Sie es nicht! Sie brauchen mich noch!«

Der Baron sah ihn ohne jede Regung an. »Wozu? Ich habe jetzt deinen kleinen Bruder Feyd-Rautha. Vielleicht bestimme ich *ihn* zu meinem Erben. Wenn er einmal dein jetziges Alter erreicht hat, wird er bestimmt nicht so viele Fehler machen wie du.«

»Onkel, bitte!«

»Du musst lernen, dir ganz genau anzuhören, was ich sage, und zwar jederzeit, *Bestie*. Ich gebe mich niemals mit sinnlosem Geschwätz ab.«

Rabban wehrte sich gegen die rasselnden Fesseln. Kalte, rauchgeschwängerte Luft trieb herein. Er dachte verzweifelt nach, was er sagen sollte. »Du willst wissen, ob es ein gutes Spiel ist? Ja... äh... Mylord, es ist genial.«

»Also bin ich sehr klug, wenn ich auf solche Ideen komme? Viel klüger als du?«

»Unendlich viel klüger.«

»Dann versuch nie wieder, dich meinem Willen zu widersetzen. Hast du das verstanden? Ich werde dir immer zehn Schritte voraus sein. Ich halte jederzeit Überraschungen bereit, die dir nie im Leben einfallen würden.«

»Ich habe verstanden, Mylord.«

Der Baron genoss das erbärmliche Entsetzen im Gesicht seines Neffen und sagte: »Also gut. Dann werde ich dich jetzt freilassen.«

»Warte, Onkel!«

Der Baron schaltete an den Kontrollen, dann öffneten sich beide Handfesseln, sodass Rabban nur noch an einem Bein über der Tiefe hing. »Hoppla! Glaubst du, dass ich den falschen Knopf gedrückt habe?«

»Nein!«, schrie Rabban. »Du willst mir eine Lektion erteilen!«

»Und? Hast du die Lektion gelernt?«

»Ja, Onkel! Hol mich wieder rein! Ich werde immer tun, was du sagst.«

Über die Kom-Verbindung sagte der Baron: »Bringen Sie uns zu meinem See.«

Die Plattform glitt über das Anwesen, bis sie sich genau über dem schmutzigen Wasser eines künstlichen Teichs befand. Der Pilot hielt gemäß seinen Anweisungen in zehn Metern Höhe an.

Als Rabban sah, was ihn erwartete, versuchte er sich an seinem Bein hochzuziehen. »Das ist nicht nötig, Onkel! Ich habe jetzt gelernt...«

Seine weiteren Worte gingen im Kettengerassel unter, als sich die letzte Schelle öffnete. Der stämmige Mann fiel zappelnd und schreiend durch die Luke. Es dauerte eine Weile, bis er ins Wasser platschte.

»Ich glaube«, rief der Baron durch die Luke, »ich habe ganz vergessen, dich zu fragen, ob du schwimmen kannst!«

Kryubis Leute hatten rund um den See Stellung bezogen und hielten sich für eine Rettungsaktion bereit. Schließlich durfte der Baron das Leben des einzigen Menschen, den er zu seinem Erben ausgebildet hatte, nicht tatsächlich gefährden. Obwohl er es Rabban gegenüber niemals zugeben würde, war er in Wirklichkeit froh, den Schwächling Abulurd endlich los zu sein. Es erforderte sehr viel Mut, den eigenen Vater umzubringen - Mut und Rücksichtslosigkeit. Gute Harkonnen-Eigenschaften.

Aber ich bin noch rücksichtsloser, dachte der Baron, als die Suspensorplattform zum Landefeld zurückflog. *Das habe ich soeben demonstriert - um ihn davon abzuhalten, auch mich zu töten. Die ›Bestie‹ Rabban darf nur schwache Beute reißen. Und nur, wenn ich es ihm gestatte.*

Trotzdem war der Baron mit einer viel größeren Herausforderung konfrontiert, denn sein Körper verfiel von Tag zu Tag. Er nahm seit einiger Zeit importierte Energietabletten

zu sich, die seine Schwäche und Gewichtszunahme etwas reduzierten, aber er musste immer mehr Pillen schlucken, um die gleiche Wirkung zu erzielen - und die Nebenwirkungen waren unbekannt.

Der Baron seufzte. Es war sehr schwierig, sich selbst zu behandeln, nachdem keine guten Ärzte mehr verfügbar waren. Wie viele hatte er schon wegen ihrer Inkompetenz getötet? Irgendwann hatte er aufgehört zu zählen.

106

Manche sagen, die Vorfreude auf etwas sei besser als die Sache selbst. Meiner Ansicht nach ist das völliger Unsinn. Jeder Dummkopf kann sich etwas Großes wünschen. Ich strebe nach greifbaren Dingen.

Hasimir Fenring, Briefe von Arrakis

Die vertrauliche Botschaft gelangte auf verschlungenen Wegen in die Residenz von Arrakeen – von einem Kurier zum nächsten, von einem Heighliner zum nächsten, als hätte sich Forschungsmeister Hidar Fen Ajidica alle Mühe gegeben, Hasimir Fenring die Nachricht so lange wie möglich vorzuenthalten.

Eine seltsame Geschichte, da sich die Tleilaxu bereits zwanzig Jahre Zeit gelassen hatten.

Fenring eilte in sein privates Arbeitszimmer im obersten Stockwerk seines Anwesens. Er konnte es kaum erwarten, die Nachricht zu lesen, und plante bereits verschiedene Strafaktionen, falls Ajidica es wagen sollte, weitere Entschuldigungen vorzuschieben.

Welche Lügen wird mir der erbärmliche Gnom diesmal vorsetzen?

Hinter schimmernden Schildfenstern, die das grelle Sonnenlicht dämpften, machte sich Fenring an die mühsame Arbeit, die Botschaft zu decodieren. Er summte die ganze Zeit vor sich hin. Der Zylinder war genetisch präpariert und öffnete sich nur auf seinen persönlichen Fingerdruck. Die Technik war so hoch entwickelt, dass er sich fragte, ob die Tleilaxu ihn mit ihren Fähigkeiten beeindrucken wollten. Die kleinen Leute waren keinesfalls inkompetent... sondern nur ärgerlich. Er rechnete damit, dass sie lediglich weiteres Arbeitsmaterial anforderten oder weitere leere Versprechungen abgaben.

Auch nach der Entzifferung ergaben die Worte keinen Sinn, und Fenring erkannte, dass es eine zweite Verschlüsselungsebene gab. Er wurde ungeduldig und verlor noch einmal zehn Minuten, bevor er die Nachricht lesen konnte.

Als schließlich die wahre Botschaft zum Vorschein kam, starrte Fenring mit seinen übergroßen Augen darauf. Er blinzelte zweimal und las Ajidicas Brief noch einmal durch. Erstaunlich.

Wachhauptmann Willowbrook erschien im Eingang zu seinem Zimmer und schien sich für den Inhalt der wichtigen Sendung zu interessieren. Er wusste von den zahlreichen Intrigen des Grafen und seiner geheimen Arbeit für Shaddam IV., aber er wusste auch, dass er nicht zu viele Fragen stellen durfte. »Möchten Sie eine leichte Mittagsmahlzeit bestellen, Herr?«

»Gehen Sie!«, sagte Fenring, ohne sich zu ihm umzublicken. »Sonst lasse ich sie nach Carthag ins Harkonnen-Hauptquartier versetzen.«

Willowbrook entfernte sich unverzüglich.

Fenring lehnte sich zurück, prägte sich jedes Wort der Botschaft ein und zerstörte dann das raue Papier. Er freute sich schon darauf, die Neuigkeiten an den Imperator weiterzugeben. *Endlich.* Seine dünnen Lippen verzogen sich zu einem Lächeln.

Dieser Plan war noch vor dem Tod von Shaddams Vater in die Wege geleitet worden. Und nun, Jahrzehnte später, trug die Arbeit endlich Früchte.

Graf Fenring, wir freuen uns, Ihnen berichten zu dürfen, dass die letzte Entwicklungssequenz unseren Erwartungen zu entsprechen scheint. Wir sind zuversichtlich, dass das Projekt Amal erfolgreich abgeschlossen werden kann. Die folgenden rigorosen Tests werden es beweisen. Wir rechnen damit, innerhalb weniger Monate mit der großmaßstäblichen Produktion beginnen zu können.

Bald wird der Imperator über eine kostengünstige und unerschöpfliche Melangequelle verfügen. Dieses neue Monopol

wird ihm die volle Macht über die großen Kräfte des Imperiums geben. Die Gewürzernte auf Arrakis wird in Zukunft bedeutungslos sein.

Fenring versuchte sein befriedigtes Grinsen zu unterdrücken und trat ans Fenster, um auf die staubigen Straßen von Arrakeen hinauszuschauen. Inmitten der Menschenmassen entdeckte er blau uniformierte Harkonnen-Truppen, bunt gekleidete Wasserhändler und schmutzige Gewürzarbeiter, hochmütige Prediger und zerlumpte Bettler. Und die gesamte Ökonomie dieser unglaublich heißen und trockenen Welt basierte nur auf einer einzigen Ware. *Dem Gewürz.*

Bald würde all das keine Rolle mehr spielen. Arrakis und die natürlich vorkommende Melange wären nur noch eine historische Kuriosität. Dieser Wüstenplanet würde völlig uninteressant werden... und er konnte sich wieder anderen, wichtigeren Dingen zuwenden.

Fenring nahm einen tiefen Atemzug. Er freute sich schon darauf, endlich diesen Staubklumpen verlassen zu können.

107

Obwohl der Tod es irgendwann rückgängig macht,
ist das Leben in dieser Welt eine herrliche Sache.

Herzog Paulus Atreides

Niemand sollte an der Bestattung des eigenen Kindes teilnehmen müssen.

Herzog Leto stand am Bug des Bestattungsschiffs der Atreides und trug eine weiße Uniform ohne jedes Abzeichen – als Symbol für den Verlust seines einzigen Sohns. An seiner Seite befand sich Jessica, die sich in ein schwarzes Bene-Gesserit-Gewand gehüllt hatte, das ihre Schönheit nicht verbergen konnte.

Dem Bestattungsschiff folgte ein Leichenzug aus Booten, die allesamt mit bunten Blumen und Bändern geschmückt waren, um einen Jungen zu ehren, dessen Lebenszeit auf tragische Weise verkürzt worden war. Atreides-Soldaten standen auf den Decks der Begleitschiffe und hielten Zierschilde in den Händen, die aufblitzten, wenn die Sonne durch die Wolkendecke brach.

Traurig blickte Leto am Bug mit dem vergoldeten Falken vorbei und beschattete die Augen, um über das Meer von Caladan zu schauen. Victor hatte den Ozean geliebt. In der Ferne, wo das Meer am gekrümmten Horizont verblasste, sah Leto die flackernden Entladungen eines Gewitters. Vielleicht hatten sich Elecrans eingefunden, um die Seele des Jungen an einen Ort jenseits der Wellen zu geleiten...

Seit Generationen galt für die Atreides das Leben selbst als größter Segen. Für die Atreides zählte das, was ein Mensch während seines *Lebens* tat – was er mit all seinen Sinnen wahrnahm und auskostete. Die Leistungen eines Menschen waren von viel größerer Bedeutung als eine

schattenhafte Existenz nach dem Tod. Das Greifbare war viel wichtiger als abstrakte Dinge.

Wie sehr ich dich vermisse, mein Sohn!

In den wenigen gemeinsamen Jahren mit Victor hatte er versucht, dem Jungen Kraft zu vermitteln, genauso wie es sein Vater mit ihm getan hatte. Jeder Mensch musste die Fähigkeit erlangen, sich auf sich selbst verlassen zu können. Er musste seinen Freunden helfen können, durfte aber nicht zu sehr auf ihre Hilfe angewiesen sein.

Heute brauche ich meine ganze Kraft.

Niemand sollte an der Bestattung des eigenen Kindes teilnehmen müssen. Die natürliche Ordnung war gestört. Auch wenn Kailea nicht seine Ehefrau und Victor nicht der offizielle Erbe des Herzogstitels gewesen war, konnte sich Leto nichts Schlimmeres vorstellen, das einem Menschen widerfahren konnte. Warum war er derjenige, der überlebte, der das Wissen und den schrecklichen Verlust erleiden musste?

Die Prozession der Boote nahm Kurs auf die Korallenjuwelenriffe, wo Leto und Rhombur vor Jahren einen Tauchausflug unternommen hatten, wohin Leto eines Tages auch mit seinem Sohn gefahren wäre. Aber Victor war nicht genügend Zeit geblieben; Leto konnte nie mehr alle Versprechen erfüllen, die er dem Jungen gegeben hatte, sowohl mit Worten als auch in seinem Herzen...

Das Bestattungsschiff der Atreides war mehrere Decks hoch, ein eindrucksvolles schwimmendes Monument. Auf fünfzehn Meter hohen Masten brannte Walöl in Schalen aus riesigen Kabuzu-Muscheln. Dort lag auch Victors Leiche in einem goldenen Sarg, zusammen mit seinen Lieblingsspielsachen: ein Stofftier in Gestalt eines salusanischen Stiers, eine mit Federn besetzte *vara*-Lanze mit Gummispitze, Filmbücher, Spiele und Muscheln, die er am Meeresstrand gesammelt hatte. Außerdem hatten viele Große Häuser Geschenkpakete geschickt. Der kleine, konservierte Körper des Kindes verschwand beinahe unter all den vielen Gaben.

Blumen in allen Farben, grün-schwarze Wimpel und

lange Bänder schmückten die vergoldeten Decks. Gestiftete Gemälde und Zeichnungen stellten einen stolzen Herzog Leto dar, wie er seinen neugeborenen Sohn in die Höhe hob... wie er ihn später im Stierkampf unterrichtete... wie er mit ihm am Hafen angelte... wie er ihn vor dem Elecran beschützte. Andere Bilder zeigten Victor auf dem Schoß seiner Mutter, wie er unterrichtet wurde oder wie er einen Flüsterdrachen steigen ließ. Dann folgten mehrere leere Leinwände, die all das repräsentierten, was Victor niemals in seinem Leben getan hatte und nie tun würde.

Vor den Riffen warfen die Seemänner Anker. Die Boote bildeten einen Kreis um das Bestattungsschiff. Duncan Idaho steuerte ein kleines Motorboot zum Bug und legte an.

Die Atreides-Soldaten schlugen auf ihre Zierschilde – eine Art Trommelwirbel, der weit über die Wellen getragen wurde. Herzog Atreides und Jessica standen mit gesenktem Kopf auf dem Deck. Der scharfe Wind blies ihnen ins Gesicht, er brannte in Letos Augen und zerrte an Jessicas dunklem Gewand.

Nach einiger Zeit atmete der Herzog tief die Seeluft ein und kämpfte seine Tränen zurück. Er blickte nach oben, wo sein Sohn lag. Ein Strahl hellen Sonnenlichts brach sich am goldenen Sarg.

Langsam hob Leto die Hände zum Himmel.

Das Klappern der Schilde hörte auf, und Stille legte sich über die Versammlung. Wellen schwappten gegen die Schiffe, und hoch oben schrie ein einsamer Meeresvogel. Duncan Idahos Motorboot tuckerte leise im Leerlauf.

In einer Hand hielt der Herzog einen Sender, den er nun aktivierte. Die brennenden Schalen neigten sich und gossen Öl und Flammen in den Sarg. Innerhalb weniger Sekunden stand das höchste Deck des hölzernen Bestattungsschiffs in Flammen.

Duncan half Jessica, das Motorboot zu besteigen, dann folgte Leto. Sie legten vom Schiff ab und trieben davon, während das prasselnde Feuer heller und heißer wurde.

»Es ist vorbei«, sagte Leto, ohne den Blick vom Feuer ab-

zuwenden. Duncan manövrierte sie in den Kreis der anderen Boote zurück.

Als der Herzog beobachtete, wie sein Sohn mit dem gesamten Schiff in einer orangegelben Lohe verbrannte, sagte er leise zu Jessica: »Ich werde nie wieder liebevoll an Kailea denken können. Jetzt kannst nur noch du mir die Kraft geben, die ich zum Überleben brauche.« Er hatte bereits eine Nachricht an Erzherzog Armand Ecaz geschickt und sein Bedauern ausgedrückt, dass er das Angebot einer Heirat mit seiner Tochter Ilesa ausschlagen musste – zumindest vorläufig.

Von seinen Worten tief gerührt, schwor sich Jessica, Leto niemals zu einer Verpflichtung zu drängen, die er nicht freiwillig eingehen wollte. Es genügte ihr, das Vertrauen des Mannes zu genießen, den sie liebte. *Und du bist mein einziger Mann,* dachte sie.

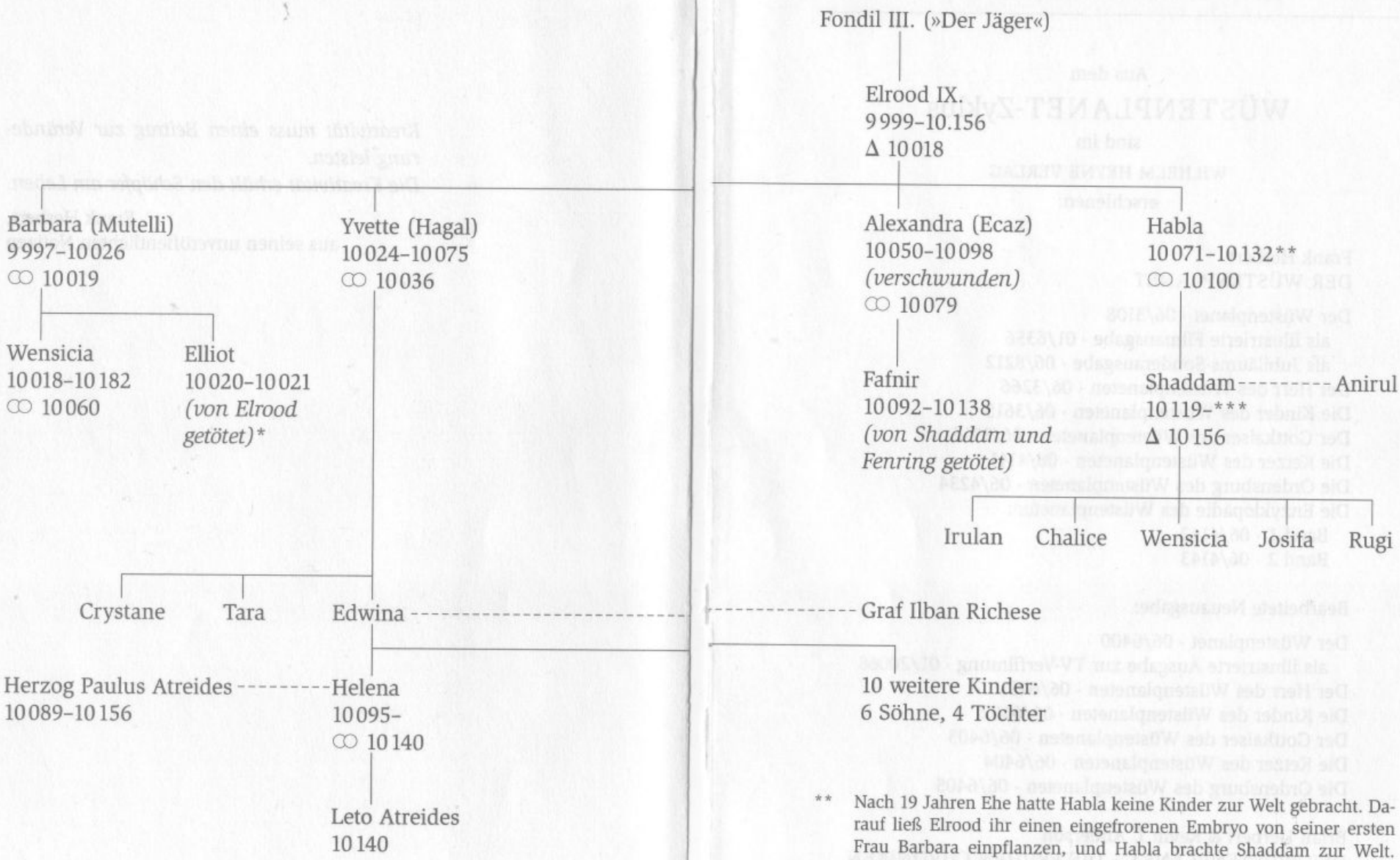
Sie wagte es nicht, die Schwesternschaft über das männliche Baby zu informieren, mit dem sie schwanger war – nicht bevor es zu spät für eine Intervention war. Mohiam hatte ihr klare Anweisungen gegeben, ohne etwas von den Plänen zu verraten, die die Bene Gesserit mit der Tochter verfolgten, die Jessica zur Welt bringen sollte.

Leto wünschte sich so sehr einen weiteren Sohn... Nach der Bestattung würde sie ihm sagen, dass sie schwanger war – mehr nicht. Wenigstens das sollte er wissen, damit er auf einen neuen Sohn hoffen konnte.

Als sie vom lodernden Feuer des Bestattungsschiffs forttrieben, spürte Leto, wie sein Herz durch eine neue Entschlossenheit gestärkt wurde. Obwohl er an Jessica glaubte, ihr vertraute und sie aufrichtig liebte, hatten die Tragödien zu viele Narben hinterlassen. Er wusste, dass er stets eine gewisse Distanz wahren würde.

Sein Vater hatte ihn gelehrt, dass ein Herzog der Atreides in einer anderen Welt als seine Frau lebte. Als Führer eines Großen Hauses war Leto in erster Hinsicht seinem Volk verpflichtet, und er durfte nicht zulassen, dass er einem bestimmten Menschen zu nahe kam.

Ich bin eine Insel, dachte er.



Δ Beginn der Herrschaft als Imperator.

* Nach dem Mord an ihrem Sohn verfiel Barbara dem Wahnsinn. Elrood behielt sie jedoch als Frau und schwängerte sie wiederholt. Die befruchteten Embryonen wurden für den Fall späterer Probleme mit der Erbfolge eingelagert.

** Nach 19 Jahren Ehe hatte Habla keine Kinder zur Welt gebracht. Darauf ließ Elrood ihr einen eingefrorenen Embryo von seiner ersten Frau Barbara einpflanzen, und Habla brachte Shaddam zur Welt. Nicht einmal Shaddam war die Identität seiner genetischen Mutter bekannt.

*** Im Appendix zum *Wüstenplaneten* sind die Geburtsdaten von Shaddam Corrino IV. und Graf Hasimir Fenring aufgrund von Tippfehlern falsch angegeben, wie auch die davon abweichenden Altersangaben im Roman belegen. Die korrekten Geburtsdaten sind 10119 für Shaddam und 10118 für Hasimir.

DAS ABENTEUER GEHT WEITER: DER WÜSTENPLANET - DIE FRÜHEN CHRONIKEN

Mit dem Wüstenplanet-Zyklus hat Frank Herbert eine Zukunftssaga geschaffen, die in ihrer epischen Wucht und ihrem außerordentlichen Detailreichtum nur mit J.R.R. Tolkiens »Herr der Ringe« zu vergleichen ist. Nach dem Tod des Autors 1986 schien diese Saga - zum Bedauern von Millionen von Leserinnen und Lesern rund um die Welt - zu einem endgültigen Abschluß gekommen zu sein.

Doch nun geht das Abenteuer weiter: Gestützt auf den umfangreichen Nachlass seines Vaters und gemeinsam mit dem bekannten Star-Wars-Autor Kevin J. Anderson erzählt Frank Herberts Sohn Brian Herbert die unmittelbare Vorgeschichte dieses atemberaubenden Epos und beleuchtet jene Charaktere, Motive und Konflikte, die zu den Ereignissen in »Der Wüstenplanet« führen: die brutale Unterdrückung des Technikplaneten Ix durch die Tleilaxu und der heldenhafte Widerstand seiner versklavten Bewohner, der feige Anschlag auf Herzog Leto Atreides, bei dem sein kleiner Sohn Victor den Tod findet, und das grausame Regiment Baron Wladimir Harkonnens und seines Neffen Glossu Rabban über die von ihnen beherrschten Planeten, zu denen auch Arrakis, der Wüstenplanet, gehört...

»Diese neuen Romane sind nicht nur ein faszinierender Teil des großen Wüstenplanet-Zyklus, sondern auch ein erstklassiges Abenteuer, das für sich selbst steht. Frank Herbert wäre auf die Fortführung seines Epos stolz gewesen.«
Dean Koontz

Heyne Science Fiction
Deutsche Erstausgabe
Best.-Nr. 06/8305

ISBN 3-453-19652-X
€ 14,00 [D]
02
9 783453 196520